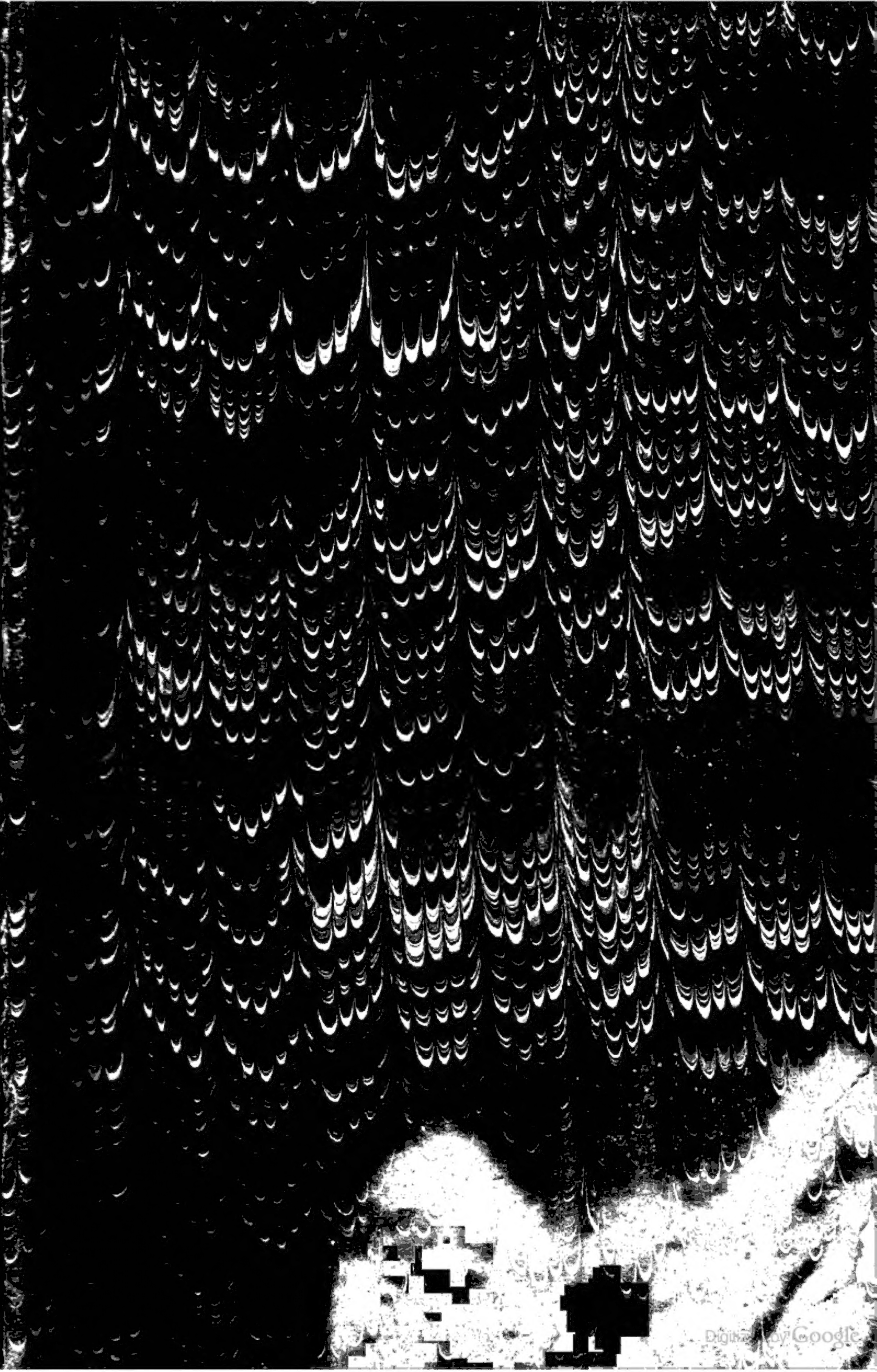
Buchhändler-...

Digitized by Google

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche
Buchhändler-Akademie.

Organ

für die

geistigen Interessen

des

Buchhandels.

Herausgegeben

von

Hermann Weißbach.

Fünfter Band.

Weimar.
Verlag von Herm. Weißbach.
1888.

Digitized by Google

F 26416

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
SEP 28 1973

Z 319
D45
v. 5
1888

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Deutsche Buchhändler.
13. Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Von G. Milleken . . . . . 1—10. 65—78
14. Friedrich Pustet. Eine Biographie von J. Braun . 305—310
15. Wilhelm von Braumüller. . . . . . 449—454. 497—499
Adolf Friedrich Graf von Schack. Ein deutsches Dichterleben. Von Th. E. . . . . . 11—17. 79—86. 119—124
Der deutsch-österreichische Buchhandel und seine nationale Bedeutung 18—38
Die Unentbehrlichkeit des Lieferungsmodus à condition. Von R. G. 39—41
Einiges zur Kontinuationslisten-Führung. Von R. E. . . . . 42—44
Eine Neuerung im Gebiete der Illustrationskunst. Von H. Schnauß. Mit 1 Abbildung . . . . . 45—47
Die neueste Litteratur für Buchhändler. Von J. Braun. V—VII. 48—55. 531—538. 578—586
Die deutsche Reichsdruckerei zu Berlin. Von Paul Wittko. 87—93. 134—139
Die Jubiläumsfeier des Gutenbergdenkmals zu Mainz. Von Eduard Zernin . . . . . 94—103
Neues von Scheffel. Besprochen von G. Hölscher . . . . . 113—118
Ein Streifzug durch die neueste Litteratur in England. Von Ed. Ackermann . . . . . 125—133
Ein Buchhändler und Romanschriftsteller. Von Dr. Adolph Kohut. 140—143
Ein Kapitelchen Statistik. Von Gustav Uhl . . . . . 144—150
Theodor Storm. Von H. Eckardt . . . . . 161—173
G. E. Lessing und J. J. Ch. Bode als Buchhändler. Von Rich. Jul. George . . . . . 174—182
Vom englischen Buchhandel. Ein Rückblick auf einige hervorragende litterarische Erscheinungen und buchhändlerische Ereignisse des Jahres 1887. Von Ed. Ackermann . . . . . 183—193
Zwei Verleger-Briefe an einen säumigen Autor. Mitgeteilt von Dr. Adolph Kohut . . . . . 194—196
Kaiser Wilhelm als Freund der Litteratur. Von Eduard Zernin. 209—223
Unsere Volks-Litteratur. Von Moriz Band . . . . 224—229. 274—281
Die Druckerei zum Färbefasse in Erfurt (1523 und 1524). Von J. Braun . . . . . 230—235

Digitized by Google

Seite

Wie soll der Sortimenter sein Lager einrichten und ordnen? . . 236—239
Ch. F. D. Schubart. Ein schwäbischer Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Von Th. E. . . . . 257—264
Lessing und Bode als Buchhändler. Von W. . . . . 265—273
Die Einweihung des deutschen Buchhändlerhauses zu Leipzig. Von Eduard Zernin . . . . 282—292. 327—335
Die Buchdruckerkunst in Wien von 1682—1882. Von Eduard Zernin. I—II. . . . . 311—326. 413—429. 460—466
Autor und Verleger. Von R. G. . . . . 336—337
Zum System der Lagerordnung des Sortimenters . . . . . . 338—342
Zum Gedächtnisse Adalbert von Chamissos. (Gest. 21. August 1838.) Von Richard George . . . . 353—362
Kaiser Friedrich III. als Freund der Litteratur. Von Eduard Zernin . . . . 363—377
Vom Kolportage-Buchhandel. Von Gustav Uhl . . . 378—384. 430—437
Die Bestell-Anstalt für den Berliner Buchhandel. Von Richard George . . . . 385—389
Vier deutsche Dichter. Von E. Ackermann in Stuttgart. 401—412. 500—512 561—567
Die sogenannten Jungdeutschen. Eine Erwiderung. Von E. Ackermann . . . . 438—440
Der Buchdrucker H. Knoblochtzer in Straßburg und seine Druckwerke. Von J. Braun . . . . 455—459
Über Stenografie. Von G. Hölscher . . . . 467—485
Buchhandel und Druckkunst in der Deutsch-Nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1888. Von J. Braun . . . . . 513—520
Ein Erinnerungsblatt für den Erfinder der Photographie. Von Ph. Schneider . . . . 521—526
Wie sollen wir lesen? Von Rich. Jul. George . . . . 527—530
Christian Dietrich Grabbe, ein verwüstetes Genie. Von Richard George . . . . 545—560
Die Frankfurter Buchbinder und ihre Ordnungen. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . 568—573
Einige Betriebsmanipulationen des Sortimenters . . . . 574—577
Zwanglose Rundschau. 56—64. 104—112. 151—160. 197—208. 240—256 293—304. 343—352. 390—400. 441—448. 486—496. 539—544 587—592

Digitized by Google

Deutsche Buchhändler.

13.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf*).

Von

G. Rilleken.

Ein Mann, dessen Name mit goldenen Lettern in der Geschichte des Buchhandels und vor allem in der der Buchdruckerkunst verzeichnet steht, ist Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Er ist nicht der Gründer der noch jetzt in so großem Ansehen und in so hoher Blüte stehenden Firma Breitkopf & Härtel, hat vielmehr weiter gebaut auf dem, was sein Vater gegründet hat, und so dürfte es wohl zweckmäßig sein, uns zunächst mit diesem zu beschäftigen und sodann auf die Biographie des Sohnes näher einzugehen.

Bernhard Christoph Breitkopf, der Vater unseres großen Berufsgenossen, wurde am 2. März 1695 zu Klausthal im Harze geboren; er lernte in Goslar Buchdrucker und wanderte als ein ganz armer Jüngling in Leipzig ein. Hier verheiratete er sich am 24. Januar 1719 mit Maria Sophie Müller, der Witwe eines Buchdruckers und Schriftgießers, dessen Geschäft sich in seinen Anfängen bis zum Jahre 1664 zurückführen läßt. Als Breitkopf Besitzer desselben wurde, war es arg in Verfall geraten. Energie, Fleiß, Fachkenntnisse und die Unterstützung, welche er auch in pekuniärer Hinsicht von den Professoren v. Maskow und Reineccius empfing, brachten die Buchdruckerei jedoch bald wieder in die Höhe. Im Jahre 1723 begann Breitkopf seine Thätigkeit als Verleger mit der Herausgabe einer hebräischen Handbibel, so daß Gottsched, der berühmte Diktator der deutschen Litteratur, sich im Irrtum befindet,

---

*) Vergl. M. H. Hausius' „Biographie Herrn Joh. Gottl. Immanuel Breitkopfs". Leipzig 1794. 8.; wieder abgedruckt in Schlichtegrolls Nekrolog ꝛc. Gotha 1796, I, S. 271 bis 316; ferner Fr. Chr. Aug. Hasse, „Gesch. d. Leipziger Buchdruckerkunst im Verlaufe ihres vierten Jahrhunderts." Leipzig 1840. 8, 13—26.

Digitized by Google

wenn er schreibt: „Ich wandte mich an den verständigen Herrn Breitkopf, bei dem ich bereits etliche Bogen Verse hatte drucken lassen, der aber noch kein Buch auf eignen Verlag zu drucken gewagt hatte. Hier kam also ein neuer Schriftsteller und ein neuer Verleger zusammen; und sie wurden eins, ihr Heil zu versuchen. Herr Breitkopf las meine Übersetzung und meine Anmerkungen durch und fand so viel Vergnügen daran, daß er sich entschloß, selbst eine Probe damit zu machen: ob er künftig einen glücklichen Verleger abgeben könnte. Er druckte auch in der That diesen fontenellischen Traktat so sauber, daß dies Büchlein so zu sagen den Anfang der Epoche von schön gedruckten Büchern in diesem Jahrhundert abgab. Dies geschah 1726."

Mit Gottsched, der 1724 nach Leipzig kam, stand Breitkopf und auch der Sohn des letzteren bis zu dem Tode des einflußreichen Mannes (1766) auf vertrautestem Fuße. Der Professor, welcher sogar im Hause Breitkopfs wohnte, ließ in dessen Verlage erscheinen: „Proben der Beredsamkeit" (1738); „Vorübung der Beredsamkeit" (1775); „Kritische Dichtkunst" (1751, 2 Tle.); „Vorübung der lat. und deutschen Dichtkunst" (1775); „Akademische Redekunst" (1759); „Deutsche Schaubühne" (6 Tle., 1741—45); „Vollständige deutsche Sprachkunst" (1776); „Die ersten Gründe der Vernunftlehre" (1766), Von der Frau J. Ch. Gottscheds, Luise Adelgunde Victoria, geb. Kulmus, veröffentlichte Breitkopf „Sämmtliche kleine Gedichte" (1763); „Triumph der Weltweisheit" (1739); „Sammlung auserlesener Stücke aus Popens u. a. Schriften" (1749). Die Bedeutung dieser Publikationen, welche dem Breitkopfschen Verlage das Hauptgepräge aufdrückten, wird jedem einleuchten, der die Litteratur der damaligen Zeit nur einigermaßen kennt. Von 1725 bis 1761 verlegte B. Ch. Breitkopf 656 Werke, die vorzugsweise belletristischen Inhaltes waren. Neben den schönen Wissenschaften pflegte er auch den Bibelverlag und den Verlag von exegetischen Bibelwerken, wie die „Vollständige Erklärung der heiligen Schrift" von R. Teller, S. J. Baumgarten, J. Brucker und J. A. Dietelmaier herausgegeben; ferner Chr. Starkes „Synopsis bibliothecae exegeticae" (1763—67). Von hervorragender Bedeutung für die damalige theologische Litteratur war die Litteraturzeitung, die unter dem Titel „Neue theologische Bibliothek" in seinem Verlage erschien (von 1746—1773). Von historischen Werken verdienen Hervorhebung Joh. Jac. v. Maskows „Geschichte der Deutschen" (1750), „Einleitung zur Geschichte des röm. deutschen Reiches" (1763) und die lateinischen Schriften dieses Historikers. Sehr begehrt war auch Lud. Anton. Muratoris „Geschichte von Italien" (9 Tle. gr. 4., 1745—1749). Um dem Leser das Bild der belletristischen Verlagsthätigkeit Breitkopfs

zu vervollständigen, wollen wir aus derselben noch als Autoren nennen: Cramer, Clodius, Lichtwer und Joh. Pet. Uz.

Diesem umfangreichen Verlag B. Ch. Breitkopfs entsprach die Vermehrung seines Vermögens, die räumliche Ausdehnung seines Geschäfts. Bereits im Jahre 1736 sah er sich in die glückliche Lage versetzt, ein eignes stattliches Haus einweihen zu können, das nach dem daselbst früher befindlichen Gasthofe den Namen des „Goldenen Bären" erhielt. Der Erweiterungsbau, in den Jahren 1765—67 ausgeführt, der jenem gegenüber lag, wurde der „Silberne Bär" genannt. Auf diese Namen ist, wie wir hier hervorheben wollen, das Druckerzeichen der Firma Breitkopf & Härtel zurückzuführen.

Unsere Skizze über B. Ch. Breitkopf, bei der wir uns an die Darstellung O. Hases in der „Allgemeinen deutschen Biographie" angeschlossen haben, wollen wir mit den Schlußworten dieses Biographen endigen: „Am 26. März 1777 starb der 83jährige Greis, nach einem in hohem Alter gemalten Bilde ein treuherziger, gescheidter, charaktervoller Kopf: vom schlichten Harzer Druckergesellen hat er sich zum ersten Buchdrucker Deutschlands aufgeschwungen und in seinem Verlage den besten Interessen seiner Zeit in bürgerlicher Tüchtigkeit gedient."

Die Prophezeiung, welche J. Chr. Gottsched gelegentlich der Einweihung des „Goldenen Bären" im Jahre 1736 ausgesprochen hatte, daß nämlich der Vater vom Sohne überstrahlt und verdunkelt werden würde, sollte in einer Weise in Erfüllung gehen, welche die höchsten Erwartungen übertreffen mußte.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, dessen Lebenslauf und dessen Verdienste uns nunmehr eingehend beschäftigen werden, erblickte das Licht der Welt am 23. November 1719. Die Natur hatte ihm neben einem lebhaften, munteren Temperamente einen durchdringenden Scharfblick verliehen, der nicht bei der Außenseite der Dinge stehen blieb, sondern in den Kern derselben drang und bei jeder Sache stets den rechten Punkt traf.

Wie viele große Berufsgenossen fühlte er sich in seiner Jugend zum Buchhandel nicht hingezogen, so daß er nicht die geringste Lust zeigte, den Geschäften seines Vaters nachzugehen. Diese Abneigung hatte einen dreifachen Grund. Der junge Breitkopf haßte den Kaufmannsstand: jeder Kaufmann schien ihm nur dadurch zu existieren, daß er seine Mitmenschen betrog, und dieser verhängnisvolle Irrtum ließ es natürlich erscheinen, daß er nicht der Nachfolger seines Vaters werden wollte. Der zweite Grund lag darin, daß ihm im Buchhandel, in der Buchdruckerei und in der Schriftgießerei alles wie ein mechanisches Einerlei vorkam; er stellte sich die Beschäftigungen dieser Berufszweige als eine

unausstehliche Pein vor und bebte davor zurück, sein Lebtag vom Morgen bis zum Abend stets dasselbe thun zu müssen. In innigster Beziehung hiermit steht der dritte Grund von Breitkopfs Abneigung, nämlich sein unwiderstehlicher Hang zu den Wissenschaften.

Sich diesen ganz hingeben zu können, war der sehnlichste Wunsch seiner Jugend und nie hat wohl jemand mehr als er gewünscht, daß der Himmel ihm doch einen Bruder geschenkt haben möchte, der, wie er sich auszudrücken pflegte, das Lasttier werden könnte, zu dem er sich nach seinem Wahne gebrauchen lassen sollte.

Es mag dem alten Breitkopf viel Sorge verursacht haben, daß sein Sohn mit solcher Verachtung und Geringschätzung auf den Stand des Vaters herabblickte. Er gab jedoch dem jugendlichen Eigensinne nicht nach, da er wünschte, daß sein einziger Sohn das so gut in Gang gebrachte Werk zu seiner Zufriedenheit fortsetzen sollte. Er war aber trotz seiner Energie nicht imstande, den unbezwinglichen Hang zu den Wissenschaften in dem Herzen seines Sohnes zu schwächen oder gar auszurotten. Es kam daher zu einer sehr segensreichen Vereinigung der beiderseitigen Wünsche, indem der Vater gestattete, daß der Sohn Studium und Geschäftsthätigkeit zu vereinigen suchte. Was die grundlegende geistige Ausbildung Breitkopfs betrifft, so wollen wir hier bemerken, daß er die Nikolaischule zu Leipzig besuchte und bei dem Magister J. J. Schwabe Privatunterricht nahm, während er gleichzeitig in dem väterlichen Geschäft die Buchdruckerei erlernte. Auf diese Weise wurde für die geistige und geschäftliche Ausbildung Breitkopfs ein tüchtiger Grund gelegt; später gestattete der Vater, daß er sich an der Universität Leipzig immatrikulieren ließ. Er trieb hier vorzugsweise die humanistischen Wissenschaften und legte sich mit allem Ernste auf die Erlernung der Sprachen, besonders der modernen; doch verstand und sprach er auch das Lateinische sehr gut, nur vor dem Griechischen zeigte er eine ihm oft selbst unerklärliche Abneigung.

Neben diesen sprachlichen Studien beschäftigten ihn Philosophie, Geschichte und Litteratur in erster Linie. Von seinen Lehrern in den genannten Wissenschaften wollen wir hier hervorheben: Prof. Joh. Christ (1700—1756), welcher seinen Hang zur Litteratur ungemein förderte; der bereits als Autor des väterlichen Verlagsgeschäftes genannte Historiker Joh. Jak. Maskow (1689—1761) und vor allem der berühmte Hausgenosse und Hausfreund seines Vaters Joh. Christ. Gottsched. Dieser weihte ihn in die Geheimnisse der scholastischen Philosophie ein, verschaffte ihm namentlich eine außerordentlich große Fertigkeit im Disputieren, wobei Breitkopf sein offener Kopf und die mannigfachen Kenntnisse, die

er sich durch eisernen Fleiß erworben, sehr zu statten kamen. Einst hatte er, so erzählt uns sein Biograph Hausius, auf einer Reise einen gelehrten Streit mit Mönchen, den er zeitlebens nicht vergaß. Die Mönche glaubten nämlich, auch alle Kniffe der aristotelischen Philosophie inne zu haben, konnten jedoch mit ihm nicht fertig werden, weil sie nicht an das bessere Latein gewöhnt waren, das er sprach, so daß sie schließlich nicht ein und aus konnten und den Streit damit endigten, daß sie in ihrem Kirchenlatein sagten: „vestra dominatio loquitur per phrases“.

Bedeutungsvoller für Breitkopf als diese philosophischen Studien war für seine geistige Ausbildung der Unterricht, welchen er bei demselben in der deutschen Sprache empfing, um die sich jener Gelehrte, den man bis zum Erscheinen des Danzelschen Werkes zu sehr herabgewürdigt, unleugbar die größten Verdienste erworben hat. In der deutschen Gesellschaft, an deren Spitze Gottsched stand, gehörte Breitkopf zu den Geübtesten im schriftlichen und mündlichen Gedankenausdruck. In dieser Gesellschaft hielten junge Leute unter des Dicht- und Redekünstlers Anleitung Reden oder lasen gelehrte Aufsätze vor, die sie entweder wechselseitig kritisierten oder über die sie das Urteil ihres Professors vernahmen. Diesen Übungen schrieb Breitkopf die ganze Bildung seines Stiles mit Recht zu. In der von J. C. Löschenkohl herausgegebenen „Sammlung einiger Übungsreden, welche unter der Aufsicht des Herrn Professors Gottsched in der vormittägigen Rednergesellschaft sind gehalten worden“ (Leipzig 1743. 8.) finden sich vier von Breitkopf ausgearbeitete Reden, die dem Verfasser noch heute Ehre machen und von der Vielseitigkeit seines Geistes Zeugnis ablegen, welche letztere Eigenschaft schon aus ihren Titeln hervorgeht: „Lobrede auf den Herrn von Leibnitz“, „Das Lob der Tadelsucht“, „Beweis, daß es im gemeinen Wesen nötig sei, öffentliche Lehrer der Religion zu bestellen“, „Beweis, daß der lebhafte Vortrag einer Rede unentbehrlich sei“.

Bei aller Gründlichkeit, die Breitkopf eigen war, wechselte er während seiner akademischen Laufbahn doch vielfach mit seinen wissenschaftlichen Neigungen und infolgedessen mit seinen Studien. Da ihm die Philosophie der damaligen Zeit nichts bot, das auf Gewißheit Anspruch erheben konnte, da er in ihr nirgends die Wahrheit fand, nach der er suchte, so stieß sie ihn bald ab und er gab ihr für immer den Abschied und nannte alles, was nach Philosophie schmeckte, Grillen und Hirngespinste.

In ähnlicher Weise verloren die alten Schriftsteller, mit Ausnahme der Historiker, in seinen Augen bald sehr viel von ihrem Werte und zwar bewegte er sich bei seiner Beurteilung in Extremen. Hatte er früher

die alten Dichter in den Himmel gehoben, sich sogar nicht ohne Geschick in einer metrischen Übersetzung von Virgils Äneide versucht, so fand er sie, nachdem er die Werke der modernen Dichter gelesen, fast unausstehlich. „Mehr als einmal," schreibt Hausius, „sagte er, wenn er gelegentlich einen wieder in die Hand nahm und etwas daraus vorlas: ja, wenn jetzt einer so etwas schriebe, man würde ihm, ich weiß nicht was, anthun. Das soll schön heißen: mag's dafür halten, wer es will und kann, mir ist's unmöglich. Eine herrliche Fundgrube für die Worthascher! da sind unsere neuen guten Dichter von einem ganz anderen Geiste belebt."

Wir Modernen mit unserer humanistischen Bildung müssen dieses Urteil als ein falsches verwerfen, da die Produkte der damaligen deutschen Litteratur, welche zu Breitkopfs Studienzeit noch in den Windeln lag, gewiß den Vergleich mit Schöpfungen wie Sophokles' „Antigone", „Philoktetes" nicht aushalten konnten. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls müssen wir Breitkopf auch in diesem Urteile bewundern, da dasselbe Zeugnis ablegt von der Unerschrockenheit seiner Kritik und uns beweist, wie erhaben unser Berufsgenosse über jedem Autoritätsglauben war.

Ersatz für die Philosophie und Philologie fand Breitkopf in der Mathematik. Diese exakte Wissenschaft, die Lehrmeisterin logischen Denkens, war für ihn wie geschaffen, sie sagte ihm mehr zu als irgend eine andere, ihr blieb er bis zu seinem Ende treu und auf ihr basierte er seine typographischen Erfindungen und Entdeckungen, ihr gebührt das Verdienst, ihn definitiv mit dem Stande ausgesöhnt zu haben, den ihm der Vater hatte aufdringen müssen.

Gleich im Anfange seiner eingehenden mathematischen Studien fiel ihm nämlich Albrecht Dürers „Unterweysung der messung mit dem zirkel unn richtscheyt in Linien ebnen und gantzen corporen ꝛc." (Nürnberg 1525, Folio) in die Hände; in diesem Werke hatte der große Künstler die Buchstaben mathematisch berechnet, um ihnen eine schöne Form zu geben, die auch bei den ersten Drucktypen angewendet wurde.

Hatte Breitkopf bisher die Typographie als ein ödes Feld betrachtet, so sah er sie jetzt mit ganz anderen Augen an und erblickte in ihr das Mittel, sich Ruhm und Verdienste um die Wissenschaft zu erwerben.

Mit unendlichem Eifer und rastlosem Fleiß widmete sich daher Breitkopf der Verbesserung der Buchdruckerkunst und suchte nach Albrecht Dürers Beispiel die Buchstaben ebenfalls mathematisch zu berechnen. Die Arbeiten seiner Vorgänger und die Versuche, z. B. Baskervilles, unterwarf er der genauesten Prüfung, eignete sich von denselben an, was seinen Beifall fand, und ließ in seiner Werkstätte Lettern von schöner Gestalt schneiden und gießen, die in ihrer höchsten Vollendung zu bewundern

sind in „Einige deutsche Lieder für Lebensfreuden“ (Leipzig 1793. 8.). und in Catulli carmina minora cura Forbigeri (Leipzig 1794. 8.).

„Ebenso glücklich war Breitkopf,“ fährt Hasse fort, „in seinen Bemühungen, den Bau der Druckpressen zu vereinfachen und ihre Handhabung zu erleichtern. Immer aber befriedigte ihn das glücklich Begonnene noch nicht; nach dem Vollendeteren zu streben, hörte er nimmer auf und unterhielt dabei die feste Überzeugung, daß noch jetzt die Schönschreibekunst, durch welche sich Schöffer und andere im fünfzehnten Jahrhundert berühmte Namen gemacht hatten, als Grundlage der Vervollkommnung der Typen zu betrachten sei. Aber selbst nach so vielen und so glücklichen Versuchen und Fortschritten bekannte er unumwunden, daß der Fust-Schöffersche Psalter und der von Valentin Bapst zu Leipzig gedruckte Katechismus Kunstwerke seien, die noch kein anderer Buchhändler in Schatten gestellt habe.“

Der zweite Punkt, durch welchen sich Breitkopf hohe Verdienste um die Buchdruckerkunst erworben, betrifft seine Bemühungen um die Erhaltung der deutschen Schrift. Schon damals regte sich die Opposition gegen dieselbe, schon damals wollte man sie abschaffen und durch vermeintlich geschmackvollere lateinische ersetzen. Breitkopf bestritt nicht, daß die deutsche Schrift ursprünglich lateinisch sei; dies schien ihm jedoch kein hinreichender Grund, sie abzuschaffen. Er hielt dies für fast unmöglich, da sie zu tief ins deutsche Volk gedrungen wäre und die große Masse, der die lateinische Schrift zu ungeläufig, die deutsche niemals verabschieden würde.

Abgesehen hiervon, äußert sich Breitkopf in der Schrift „Über Bibliographie und Bibliophilie“ (1793. 4.), sei die lateinische Schrift infolge ihrer starken Verrundung bei fortgesetzter Lektüre dem Auge mehr empfindlich als wohlthuend, weil es, ohne an einer Ecke anzustoßen, unaufhörlich, ohne einen Ruhepunkt zu finden, über die Schrift hingleite. Hierdurch sei eine Ermüdung des Auges quasi unvermeidlich, indem dann die Buchstaben zusammenflössen und sich untereinander verwirrten. Mit diesen Gründen trat Breitkopf für die Beibehaltung der deutschen Schrift ein, und dieselbe ist in gewissem Sinne sein Werk zu nennen, wie er vor allem auch der Wiederhersteller des guten Geschmackes auf dem Gebiete der Typographie genannt werden muß.

Die Druckerei wurde Breitkopf von seinem Vater im Jahre 1745 übergeben. Ein Decennium später machte der erstere eine Erfindung, durch die er zum Begründer des Musikalienhandels wurde: die Kunst, Noten mit beweglichen Lettern zu drucken. Dies hatte, wie Hasse, dem wir bei der Würdigung der typographischen Verdienste Breitkopfs folgen,

hervorhebt, zuerst Melchior Lotther in Leipzig versucht bei der Herausgabe der Homilien Bernhards von Clairevaux (1516); später hatte Jacques de Sauleque (1558—1648) in Paris Notentypen gegossen, ohne jedoch die ungemein schwierige Aufgabe, musikalische Werke mit beweglichen Lettern zu drucken, vollständig zu lösen und zu einer im größeren Maßstab praktisch verwendbaren Vervollkommnung zu bringen; dies gelang erst Breitkopf.

Es würde zu weit führen, wenn wir auf die näheren technischen Einzelheiten der Breitkopfschen Erfindung eingingen. Er erfand ein System von 340 Zeichen, mit denen alles angegeben werden kann, was im Reich der Töne vorkommt, so daß mit seinen Typen die schwierigsten und umfangreichsten Musikwerke gedruckt werden können.

Die im Laufe von fast 150 Jahren gewaltig fortschreitende Technik hat auch in der Herstellung musikalischer Werke den Breitkopfschen Standpunkt überwunden. Gründe mannigfacher Art lassen die Verleger den Steindruck und die Stereotypie dem Druck mit beweglichen Lettern vielfach vorziehen; auch in der letzteren Herstellungsmethode selbst sind die bedeutendsten Umwälzungen zu verzeichnen: dies alles kann jedoch unserem großen Berufsgenossen den Ruhm nicht schmälern.

Minder glücklich, wenn auch nicht ganz erfolglos, war das Bestreben des nimmer rastlosen Breitkopf, auch Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken. Die Schwierigkeiten, welche sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstellten, kann sich jeder leicht vergegenwärtigen. Schon die mathematische Berechnung der Typen war eine Riesenaufgabe, ihre Herstellung nicht minder. Beides gelang Breitkopf, was bei der Verschiedenheit der Gestalten und Formen, die erfunden und gegossen werden mußten, unsere höchste Bewunderung verdient. Die Hauptschwierigkeit lag jedoch darin, daß der ganze Mechanismus der Buchdruckerkunst ein geradliniger ist, während auf den Landkarten die Linien ganz willkürlich laufen und bald horizontal, bald diagonal, bald perpendikulär &c. &c. sich schneiden, um die Zeichnungen der Flüsse, Wege, Grenzen hervorzubringen. Enorm sind die Anforderungen, die der von Breitkopf erfundene Landkartendruck mit beweglichen Typen an den Setzer stellt. Breitkopf selbst sagt darüber: „Eine Sache von Wichtigkeit und Überlegung ist ebenfalls den Setzer anzuweisen, wie er eine Zeichnung von der Art, als die Landkarte ist, absetzen und jede Type auf den Punkt setzen soll, auf welchem er auf dem Originale steht. Er, der gewöhnt ist, daß seine Zeile von selbst entsteht, wenn er die Buchstaben einen neben den andern setzt, wobei es nicht darauf ankommt, ob das Wort in eben der Zeile steht, in welcher es sich im Manuskript befindet, hat gleichsam eine ganz

neue Thätigkeit zu verrichten. Allein es gesellt sich hierzu noch eine andere Unbequemlichkeit; der Setzer ist gewöhnt, jedem Stücke seiner Typen einen Kunstnamen zu geben. Die Buchstaben haben den ihrigen schon aus der Schule; die übrigen haben ihn bei der Kunst erhalten: und sie sind nötig, um sie auseinander zu halten und in die gehörigen Fächer zu bringen. Wie wird man Namen und Merkmale genug erfinden können, so viele Stückchen und einander so ähnliche Typen als hier bei den Flüssen und Wegen vorkommen und die gleichwohl alle in der Richtung ihrer Figur von einander abweichen, zu unterscheiden, daß keine Verwirrung unter ihnen entsteht, welche den Setzer in der Arbeit verhindern und unwillig machen könnte, sein mühevolles Werk zu vollenden. Schon bei den Notentypen hat es viele Mühe gekostet, Namen zu erfinden, die Typen zu unterscheiden, welche doch lange nicht und in solcher Menge einander so ähnlich sind als diese."

Aus diesen Worten, welche wir Breitkopfs Schrift „Über den Druck der geographischen Karten. Nebst beigefügter Probe einer durch die Buchdruckerkunst gesetzten und gedruckten Landkarte" (1777) entnehmen, geht zur Genüge hervor, welchen Wert Breitkopf selbst seiner Erfindung beilegte. Er sah ein, daß dieselbe einen praktischen Wert nicht habe, da ihre Anwendung zu mühevoll und kostspielig sei. Den Gedanken, einen kleinen Schulatlas von Büsching herauszugeben, ließ er daher bald fallen und machte einen praktischen Gebrauch von dem Druck von Landkarten mit beweglichen Typen nur in zwei kleinen Gelegenheitsschriften, die er selbst verfaßt, und deren Titel wir hier der Kuriosität halber nennen wollen:

1) „Beschreibung des Reichs der Liebe mit beigefügter Landkarte. Ein zweiter Versuch im Satz und Druck geographischer Karten durch die Buchdruckerkunst" (1774. 4.).

2) „Der Quell der Wünsche nebst einer Landkarte" (1779. 4.).

Die erstere Gelegenheitsschrift war ein Hochzeitsscherz, „in drei Tagen gedacht, entworfen, gezeichnet, gesetzt und gedruckt"; die zweite entstand gelegentlich der Neujahrsfeier.

Der Erfindungstrieb, welcher in Breitkopf ruhte, der Wunsch, die Typographie so weit wie möglich auszudehnen, lenkte den Geist des genialen Mannes auf Gebiete, welche der Buchdruckerkunst unzugänglich waren. So wollte er Bildnisse mit beweglichen Lettern zustande bringen, aber die Produkte, welche er erzeugte, konnten auf künstlerische Eigenschaften nicht den geringsten Anspruch erheben und waren nicht im entferntesten imstande, sich mit der Kupferstechkunst zu messen, mit der sie rivalisieren sollten. Nur höchst unvollkommen gelang auch das Wagnis,

chinesisch mit beweglichen Lettern zu drucken. Die Druckproben, die er unter dem Titel „Exemplum typographiae Sinicae figuris characterum ex typis mobilibus compositum“ im Jahre 1789 nach Rom schickte, trug ihm zwar den Dank Pius VI. und den des Kardinals Borgia ein, doch stellte sich heraus, daß die Breitkopfschen Sprachzeichen mit denen der Chinesen nicht vollständig übereinstimmten. Der erfinderische Geist Breitkopfs war hier an Sprachunkenntnis gescheitert.

Ein besonderes Augenmerk richtete Breitkopf auf die mathematischen Figuren, die man bis zu seiner Zeit nur durch Kupferstich, resp. Holzschnitt vervielfältigen konnte; er dachte an die Möglichkeit, auch sie mit beweglichen Typen zu drucken. Die Hauptschwierigkeit bei der Lösung dieser Aufgabe bestand darin, ob es möglich sei, mehrere ineinander stehende Zirkel nach Belieben zugleich in einen zu drucken, da doch alle Typen nicht hohle, sondern volle Körper seien. Durch Berechnungen und Zerlegungen dieser Körper bewies Breitkopf diese Möglichkeit; leider gelangte er nicht dazu, einen praktischen Versuch zu machen. Auch bei den üblichen Druckverzierungen, den sog. Stöckchen und Röschen, zeigte sich Breitkopf als Reformator, indem er die geschmacklosen veralteten Formen durch edlere, schönere ersetzte, die sich an antike Vorbilder anlehnten.

Nicht unerwähnt dürfen die Verdienste bleiben, welche sich Breitkopf um die Schriftgießerei erwarb. Namentlich verbesserte er die zu den Typen gehörige Masse, das sog. Schriftzeug; er gab ihr größere Härte, ohne daß sie die erforderliche Geschmeidigkeit einbüßte. Das Verfahren, wodurch er dieses Ziel erreichte, machte er nur seinen Erben bekannt. Das Vorzügliche seiner Produkte wurde weit und breit anerkannt. Die von ihm gegossenen Typen waren doppelt so lange brauchbar, als die anderer Schriftgießereien, und diese Vorzüglichkeit verschaffte ihm Aufträge aus Polen, Rußland, Schweden, ja aus Amerika.

Was Breitkopf aus der ihm vom Vater übergebenen Druckerei gemacht, geht schon daraus hervor, daß sich bei seinem Tode nicht einmal die der Propaganda in Rom mit ihr vergleichen konnte. Nach einer Angabe Hasses war sie in den Alphabeten der einzelnen Sprachen mit gegen 400 sog. Patrizen und Matrizen, mit 16 Notendruckformen und vielen Druckverzierungen versehen; ihr Personal belief sich auf 120 Arbeiter.

(Schluß folgt.)

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein deutsches Dichterleben.

Von

Th. E.

Über die Frage, woher sich ein Schriftsteller das Recht nehmen könne, für seine Memoiren die Aufmerksamkeit des Publikums zu verlangen, ist schon vielfach gesprochen und gestritten worden. Die Bedeutung des Schriftstellers ist in der rasch dahinlebenden Gegenwart ein so relativer und dehnbarer Begriff, daß dieselbe, namentlich wenn sie von der Tages-Kritik hierfür ins Feld geführt wird, durchaus nicht unbedingt anerkannt werden kann, zumal dabei gar oft Eitelkeit und Selbstgefälligkeit eine erste Rolle spielen. Bietet hierfür das Buch des schon lange zu seinen Vätern versammelten Hackländer „Der Roman meines Lebens" wohl den sprechendsten Beweis, wie unbedeutend und nichtssagend im großen Ganzen die gesamte moderne Memoirenlitteratur ist, so hat uns die neueste Zeit andererseits doch wieder auf diesem Gebiete Erzeugnisse geboten, die goldeswert, zugleich auch die treffendste Antwort auf die Frage nach der Berechtigung solcher Litteratur geben. Ich meine damit einmal Gustav Freytags herrliches Buch „Aus meinem Leben" und die unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen" erschienenen Memoiren des Grafen Adolf Friedrich von Schack denen wir heute eine etwas ausführlichere Darstellung widmen möchten.

Auf ein reich bewegtes und vielgestaltiges Leben blicken beide Männer zurück! Rastlose Arbeit, vorurteilsloses Anschauen und Beobachten aller Lebensverhältnisse ist ihnen beiden eigen, allein wie verschiedene Wege schlugen sie auch ein. Bei Freytag ein liebendes und gemütvolles Sichversenken in seines deutschen Volkes Geschichte, ein gewaltiges und lebensvolles Gestalten und Formen, und bei Schack ein romantisches Hinneigen zu fremden Völkern; die Heldensagen Indiens, der ganze Orient mit seiner berückenden und berauschenden Macht, das ferne Spanien und das hochgebildete Volk der Araber mit seiner Kunst und Wissenschaft, das klassische

Altertum und die moderne Kunst, wie vielseitig scheint das ganze Arbeiten und Streben dieses Mannes und doch findet der aufmerksame Beobachter in demselben einen einheitlichen und harmonischen Charakter.

Es kann nicht Sache dieser Zeilen sein, das ganze litterarische Wirken dieses Mannes, dessen Memoiren ein Genuß seltener Art sind, zu schildern. Er hat als Dichter nicht den weiten Leserkreis eines Gustav Freytag gefunden. Dafür sind seine Stoffe zu eigenartige, zu entlegene, sie erfordern eine universelle Bildung, die nicht einmal jeder Gebildete besitzt, und die Glut der Leidenschaft, die Farbenpracht, die uns aus all seinen poetischen Erzeugnissen entgegenstrahlt, will nicht ein oberflächliches phrasen- und schablonenhaftes Bewundern, sondern ein gediegenes und ästhetisch-gefestigtes Urteil finden.

Schacks litterarisches Wirken ist ein ganz bedeutendes. Nachdem er 1845—46 erstmals mit einem dreibändigen Werke über „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ hervorgetreten war und hierzu 1854 einen Nachtrag geliefert hatte, fügte er diesem sein „Spanisches Theater“, Übersetzungen aus den bedeutendsten dramatischen Autoren bei. Daneben hatte er indessen die „Heldensagen des Firdusi“ und „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi“ übersetzt, eine Sammlung indischer Sagen unter dem Titel „Stimmen vom Ganges“ veröffentlicht und zusammen mit Geibel den „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ herausgegeben. Ein ganz eigenartiges Werk von hoher Bedeutung ist seine „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“.

Nachdem Schack dann auch mit seinen „Gedichten“ einmal als Lyriker aufgetreten war, so ließ er rasch eine Reihe lyrischer, epischer und dramatischer Dichtungen aufeinander folgen: „Lothar“, „Episoden“, „Durch alle Wetter“, „Die Pisaner“, „Politische Lustspiele“, „Nächte des Orients oder die Weltalter“, „Ebenbürtig“, „Heliodor“, „Weihgesänge“, „Strophen des Omar Chajam“, „Timandra“, „Atlantis“, „Die Plejaden“, „Lotosblätter“, „Gaston“, „Tag- und Nacht-Stücke“, „Memnon“ und seine kunstgeschichtliche Schrift: „Meine Gemäldesammlung“ zeigen die reiche Arbeit Schacks.

Er ist ein Dichter im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, freilich auch steht er mit all seinem Schaffen allein in der Gegenwart, die Formvollendung all seiner Schöpfungen, der tiefe auf einer geschlossenen philosophischen Weltanschauung beruhende Gedankeninhalt derselben, die Glut der Phantasie, die doch geläutert und gereinigt erscheint durch die Praxis des Lebens, all das zeigt uns einen Geist, der weit über das Durchschnittsmaß emporragend bis heute freilich leider nur von einem kleinen Kreis von Verehrern gekannt und geliebt ist.

Adolf Friedrich Graf von Schack wurde am 2. August 1815 in Schwerin geboren und verlebte auf dem Gute seiner Eltern Brusewitz eine heitere und sorglose Knabenzeit. Schon vor seinem zehnten Jahre machte der Knabe Versuche, Trauerspiele und epische Gedichte zu schreiben, seine Lieblingslektüre aber bildeten neben Homer besonders Schillers Jugendgedichte, dessen Räuber, sowie Goethes Götz und Werther. Daneben übte freilich der Märchenschatz von „Tausend und eine Nacht" einen gewaltigen Einfluß auf ihn aus, „ich fühlte mich im Geist mehr heimisch in Bagdad, als im Lande Mecklenburg. Dieses Buch hat unstreitig zuerst in mir den Trieb nach dem Orient erregt. Ein Werk, das mich viel beschäftigte, war ferner Stolbergs Reise in Italien, die ich noch jetzt sehr schätze und nicht umhin kann, derjenigen von Goethe vorzuziehen. Durch sie wurde die Sehnsucht nach dem Süden in mir erweckt und ich begann für mich allein aus Grammatik und Lexikon italienisch zu lernen, um mich für die Reise über die Alpen, die ich gerne sogleich angetreten hätte, vorzubereiten."

Als des Dichters Vater, zum Bundestagsgesandten ernannt, nach Frankfurt übersiedelte und der Knabe nun von dort auf das Pädagogium in Halle gebracht wurde, fühlte er sich in dem da herrschenden wüsten Treiben nur unglücklich und verlassen: „Wenn die anderen Knaben zur Zeit der Freistunden unter alltäglichen, mir widerwärtigen Gesprächen im Garten umhergingen oder sich bei lärmenden Spielen vergnügten, zog ich mich in die Einsamkeit zurück und spähte von einer Anhöhe in den entlegensten Teil des Gartens, in die Ferne, während ich mir Flügel wünschte, um davon zu fliegen. Dabei machte ich tolle Projekte, wie ich mich in eine ganz fremde, meiner Neigung mehr zusagende Situation versetzen wollte. Einmal dachte ich nach Hamburg zu fliehen und als Matrose nach Amerika zu gehen; ein anderes Mal beabsichtigte ich, mich nach Polen, für dessen Aufstand ich schwärmte, zu begeben und in das Revolutionsheer einzutreten. Je mehr ich mich von der Umgebung zurückgestoßen fühlte, desto mehr nahm meine Extravaganz zu. Oft kletterte ich heimlich über die Gartenmauer und schweifte stundenlang in den Feldern und an den Ufern der Saale umher." Glücklicherweise wurde er wegen der dort ausbrechenden Cholera bald nach Hause berufen und nun begann für ihn eine glückliche Zeit. Die Lust zum Lernen, die ihm unter solch drückenden Verhältnissen in Halle vollständig abhanden gekommen war, regte sich nun wieder von neuem mächtig in ihm und mit wahrer Leidenschaft warf er sich auf das Studium. „Wenn ich dachte, wie viel Herrliches die verschiedenen Zeiten und Völker geschaffen hatten, was ich erst zum Teil oder gar nicht kannte, war mir, als stände ich

noch als Knabe vor dem Weihnachtsbaum und sähe eine so reiche Fülle von Gaben vor mir ausgebreitet, daß ich ungewiß blieb, zu welcher ich zuerst greifen sollte. Nachdem ich die deutschen Dichter wieder und wieder gelesen, warf ich mich auf das Erlernen der neueren Sprachen und ich gelobte mir, nicht zu ruhen, bis ich sie soweit bewältigt hätte, um auch ihre großen Autoren zu verstehen. Wirklich brachte ich es bald dahin, Dante, Ariost und Calderon lesen zu können, doch ich fand daran noch keine Genüge, ich wollte mir alles Vorzüglichste in den verschiedenen Litteraturen aneignen und dann doch wieder nicht bloß genießen, sondern auch selbst produzieren. So warf ich denn die Bücher beiseite und begann zu schreiben, bald Prosa, bald Verse, und häufte viele Manuskripte auf, die aber nachher in den Ofen wanderten."

Nachdem er einige Monate die Freiheit genossen hatte, kam Schack auf das Gymnasium in Frankfurt und dort waren es namentlich die alten Sprachen, denen er sich mit allem Eifer widmete. Freilich litten dabei die anderen Fächer etwas Not und interessant ist es namentlich, wie Schack über den dort erteilten Religionsunterricht urteilte: „Mit peinlichem Gefühl denke ich an den Religionsunterricht zurück, der ganz im Geist des strengen, orthodoxen Luthertums erteilt wurde. Mein erster Lehrer hatte sich hiervon völlig frei gehalten und mich die Bücher des alten Testaments nur als ehrwürdige Urkunden einer grauen Vorzeit, aus denen des neuen nur diejenigen Stellen lesen lassen, die unmittelbar zum Geist und Gemüt eines jeden sprechen und auf welchen die Unvergänglichkeit des Christentums beruht. So weilte ich in Gedanken gerne unter den Patriarchen und im Garten Eden, ehe dessen Thore sich hinter unseren ersten Eltern geschlossen. Aber es war mir nicht zugemutet worden, dies für etwas anderes als eine schöne Sage zu halten und an den Apfelbiß mit der daran geknüpften Erbsünde als ein Dogma zu glauben! Jesus stand vor mir als der göttlichste der Menschen, der Trost brachte, wohin er schritt, von dessen Lippen die Lehre der Milde und der Liebe für alles Lebende und Unbelebte quoll. Wie ward mir nun zu Mute, als mir auf einmal von dem Geistlichen, der mich konfirmieren sollte, gesagt wurde: Das Wichtigste im Christentum seien gewisse Glaubenssätze, welche unbedingt angenommen werden müßten. Der Kardinalpunkt aber bestehe in dem Dogma: Christus sei von seinem Vater dem Tode geweiht worden, damit er durch sein Blut die auf alle sonst dem ewigen Verderben verfallenen Menschen übergegangene Schuld Adams und Evas sühne, als mir mit feierlicher Miene eingeprägt ward, man könne nur durch den Glauben an dieses versöhnende Blut des Heils teilhaftig werden. Mein Herz widerstrebte solchen Lehren ebenso sehr, wie meine Vernunft

sich gegen sie empörte, es erschien mir als Blasphemie, daß Christus dergleichen gelehrt oder gesagt haben sollte, und ich wandte mich mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe zu dem Jesus zurück, der von früh an vor meiner Seele gestanden hatte. Was das Gebot, die Vernunft unter den Glauben gefangen zu geben, anbetraf, so sagte ich mir, es sei ein widersinniges; denn wenn einmal keine Prüfung stattfinden solle, könne auch das Absurdeste den Anspruch erheben, für göttliche Wahrheit zu gelten."

Trotz allen Fleißes ließ es sich indessen Schack angelegen sein, sich nicht allzu sehr in seine Bücher zu vergraben. Nicht allein die Umgebung von Frankfurt bot ihm willkommenen Anlaß, seinen Natursinn zu bilden und zu fördern, im Odenwald brachte er manchen einsamen Tag zu und die Erzählungen von Rodenstein und seiner wilden Jagd erfüllte die Phantasie des Knaben mit allerhand bunten Vorstellungen.

Schon während seiner Gymnasialzeit hatte Schack Gelegenheit, den in Frankfurt lebenden Schopenhauer kennen zu lernen. Wohl war sein Hauptwerk schon lange erschienen, allein trotzdem konnte er litterarisch so ziemlich als unbekannt gelten, und daß er Schriftsteller sei, davon hatte man im großen Publikum kaum eine Ahnung. „Trotzdem war er eine Persönlichkeit, auf die sich wegen ihrer Exzentrität die Aufmerksamkeit der Table d'hote-Gäste richtete. Man erzählte sich von den weiten, einsamen Spaziergängen, die er mit seinem Hunde machte, und wie er den letzteren, wenn derselbe ihn erzürnte, in höchster Wut mit dem Scheltworte „Mensch" belegte; wie er bei Tische regelmäßig einen Kronenthaler neben seinem Couvert bereit hielte und gelobt hätte, denselben den Armen zu geben, wenn einer der Offiziere, die neben ihm saßen, einmal von etwas anderem spräche, als von Mädchen und Pferden."

In Frankfurt sah der Knabe auch den seinem Vater von der Universität her bekannten Clemens Brentano, lernte den Fürsten Pückler-Muskau kennen und ging dann, ehe er in seinem siebenzehnten Jahre die Universität bezog, noch ein paar Monate auf Reisen.

Des Dichters Vater hielt an der Ansicht fest, daß es für einen Adeligen unpassend sei, einen anderen Beruf als etwa den des Landwirts, des Offiziers oder des Diplomaten zu wählen. So ließ er denn auch dem Sohn nur die Wahl zwischen Landwirtschaft und Jurisprudenz, und dieser entschloß sich, freilich sehr gegen seine Neigung, zum Studium der letzteren, weil sie ihm noch viel Zeit für seine Privatstudien übrig zu lassen schien. Er bezog die Universität Bonn und fühlte sich dort bald recht behaglich. Von dem Treiben der Korpsstudenten freilich hielt er sich ganz ferne. „Die Burschenschaft, die zu jener Zeit längst in den

Hintergrund getreten war, hatte doch bei allen Thorheiten, die sie begangen haben mag, einen edlen Gedanken verfolgt; die Einheit Deutschlands war das Ziel, worauf sie hinsteuerte. Aber jenen Korps fehlte eine solche höhere Idee. Die Farben der verschiedenen Staaten, welche ihre Mitglieder trugen, indignierten mich; mich empörte ihr Prahlen mit der Zerrissenheit Deutschlands. Diese Studentenverbindungen waren, so dürfen wir hoffentlich sagen, zudem eine Schule des Dünkels und sinnlosen Hochmuts, indem solche Korpsstudenten auf alle anderen vornehm hinabblicken zu können glaubten. Wahrlich es bot mir ein widriges Schauspiel, daß Jünglinge, die ihre Brust allem Großen und Herrlichen weit aufschließen sollten, Engherzigkeit und Kastengeist zu ihrer Parole machten."

Die interessanteste Bekanntschaft, die Schack machte, war neben dem Romanisten Fr. Diez namentlich diejenige A. W. Schlegels. Schack weist ihm nicht allein wegen seiner Übersetzungen, sondern auch wegen seiner selbständigen Arbeiten einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur an. „Nur wenige haben deutsche Prosa mit gleicher Eleganz geschrieben; und sein Werk über dramatische Litteratur und Kunst, sowie seine vielfachen sonstigen Aufsätze, zeichnen sich vor fast allen den zahllosen Schriften, die später auf diesem Gebiet erschienen sind, dadurch aus, daß ihr Verfasser wirklich poetischen Sinn besaß, und mit ihm in die Dichtwerke eindrang, die er besprach."

Nach dem Schluß seines zweiten Semesters trat Schack eine Reise nach Paris an, deren Zweck namentlich ein Besuch bei Ludwig Börne war. Nach derselben sollte er in Heidelberg weiterstudieren, trat aber zuvor noch eine kleine Reise ins Schwabenland an, die ihm namentlich auch die Bekanntschaft des Dichters, Arztes und Geistersehers Justinus Kerner in Weinsberg bringen sollte. „Ich fühlte mich indessen etwas beklommen in der Nähe des trefflichen Mannes, und auf dem Schauplatz jener Wunder des Somnambulismus, die damals nach dem Erscheinen der Seherin von Prevorst so viel von sich reden machten. Zwar war ich, wie ich es heute noch bin, weit entfernt, die Thatsache des Hellsehens zu leugnen; hat doch Schopenhauer gesagt, nur Unwissenheit und absichtliches Ignorieren von feststehenden Fakten könne dies thun. Indessen widerstrebte mir auf das lebhafteste die Art und Weise, in welcher hier religiöses Kapital, und zwar zu gunsten der lutherischen Konfession, aus den Visionen der Somnambule geschlagen wurde". Kerner merkte denn auch bald, daß Schack mehr den Dichter als den Geisterseher an ihm schätze, und drängte ihm deswegen seine Ansichten nicht auf. Kerner wird freilich von Schack noch niedriger gestellt, als Uhland. „Allein einige

seiner Lieder sind von einer zum Herzen dringenden Innigkeit der Empfindung, so daß sie verdienen, nicht unterzugehen. Sie, sowie diejenigen seines größeren schwäbischen Sangesgenossen, begleiteten mich, nachdem ich Weinsberg und meinen urgemütlichen Wirt verlassen hatte, auf meiner Wanderung durch das Schwabenland. Vielleicht erschienen mir durch sie die anmutigen Thäler und Höhen schöner, als sie in Wirklichkeit sind. Die schwäbische Dichterschule war damals in ganz Deutschland berühmt, und wie sich ein junger Mann nicht leicht der um ihn herrschenden Zeitströmung entzieht, stand auch ich unter dem Bann der vielverbreiteten Meinung, welche die schwäbische Alb als die eigentliche Heimat der Poesie ansah. Der Ausruf Uhlands: Singe, wem Gesang gegeben, hatte zündend gewirkt, und es schallte auf allen Zweigen. Jeder Tübinger Stiftler, jeder Dorfschulmeister und Rechtspraktikant mischte sich in den Chor der Sänger und pfiff sein Liedlein in der Weise des Herrn Karl Mayer, dessen Gedichtsammlungen eine Reihe von Auflagen erlebt haben. Wenn dieser seinen Abendspaziergang machte und sich eine Mücke auf seine Nase setzte, so gab das jedesmal ein Gedicht, und seine Verehrer priesen die Tiefe seines Naturgefühls, die in demselben walte.“ Es ist eine Mischung von Mitleid und Spott, in welcher Schack über die ganze schwäbische Dichterschule urteilt. Er schließt sich so ziemlich dabei an das absprechende Urteil Goethes an, und es ist peinlich für uns, den sonst so feinfühligen Dichter und Kunstkenner hier gar oft schiefer Ansichten und grundloser Antipathieen zeihen zu müssen.

Natürlich konnte er es sich nicht versagen, einen der gewaltigsten Zeugen von einer der glänzendsten Perioden deutscher Geschichte, den Hohenstaufen, zu besuchen. „Ich suchte die größte Periode Deutschlands unter Friedrich Barbarossa und Friedrich II. vor meinem Geist herauf zu beschwören und ließ meine Gedanken über ihr Reich vom Strande der Nordsee bis an die Südküste von Sizilien, ja nach Syrien und Kleinasien gleiten, wo die gewaltigen Kaiser den Nacken der moslimischen Fürsten gebeugt. Seitdem sind nicht viel mehr als sechs Jahrhunderte verschwunden, das heißt, kaum eine Spanne im Vergleich zu der Zeit, die schon auf Erden gewesen ist. Allein die ganze Welt von damals ist wie versunken; die Fluten haben sich über sie hingewälzt und bloß noch hier und da ragen einzelne Trümmer aus ihnen herein in die Gegenwart.“

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsch-österreichische Buchhandel
und seine nationale Bedeutung.

Wir haben an den verschiedensten Orten schon und in den verschiedenartigsten Beziehungen die eigenartige Stellung besprochen gesehen, welche der Buchhandel in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft einnimmt. Wir haben gesehen, was der Buchhandel der Menschheit, was die Menschheit dem Buchhandel ist, wir wissen was der Buchhandel für die Kultur, was die Kultur für den Buchhandel bedeutet; wir haben schon oft gehört, wie der einzelne Buchhändler zur Gesamtheit, wie die Gesamtheit zum Einzelnen sich verhält, wir wissen endlich, auf wie viele Richtungen des menschlichen Lebens der Buchhandel aktiven Einfluß nimmt — kurz, daß der Buchhandel mit zu den ersten Geistesfaktoren des gesamten Lebens und Strebens der Menschheit gehört. Im Zusammenhang damit haben wir auch die Überzeugung gewonnen, daß der Buchhändler selbst eine weit höhere Stellung einnimmt, als der ganze übrige Handelsstand und für sich einen ganz eigenartigen Rang beansprucht, der ihn an die Schwelle der wissenschaftlichen Welt zwischen diese und die Handelswelt setzt.

Wir haben nunmehr vor, eine hervorragende und fast die bedeutungsvollste Aufgabe des Buchhandels zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen, die jedem von uns recht naheliegend, ja sogar selbstverständlich erscheinen mag und doch bisher nirgends zum sichtbaren Ausdruck gelangte, wenngleich die Sache selbst ein tief eingelebtes geistiges Eigentum aller ist. Wir meinen die nationale Bedeutung des Buchhandels im allgemeinen, dessen Mitwirkung an der geistigen und nationalen Entwickelung seines Volkes, sowie sein Wirken als Erwecker und Förderer nationalen Bewußtseins, worin der Buchhandel seine eigentliche Aufgabe als ein Pionier der Kultur, als ein friedlicher und segensreicher Eroberer nationaler Güter erblicken soll. Bevor wir daran gehen, die eigentliche Aufgabe dieser kleinen Arbeit in Angriff zu nehmen, den deutsch-österreichischen Buchhandel in seiner nationalen Bedeutung zu besprechen, wollen wir die nationalen Verhältnisse des europäischen Buchhandels in

kurzen Worten skizzieren, um sodann auf den deutschen Buchhandel, sowie in weiterer Folge den österreichischen überzugehen. Wir haben, nach den Großstaaten unseres Erdteiles gerechnet, es mit folgenden Faktoren zu thun:

1. Großbritannien.
2. Frankreich.
3. Spanien.
4. Italien.
5. Deutsches Reich.
6. Österreich-Ungarn.
7. Rußland.

Dazu kämen noch in zweiter Linie die kleineren Staaten:

8. Holland.
9. Belgien.
10. Schweiz.
11. Türkei.
12. Griechenland.
13. Dänemark.
14. Schweden und Norwegen.

In diesen Ländern hat sich nun von mehr oder minder frühen Anfängen, für deren Besprechung hier der nötige Raum mangelt, der Buchhandel in teilweiser nationaler Selbständigkeit, teilweiser Abhängigkeit von kulturell vorgeschritteneren Nachbarländern entwickelt. Den ersten Rang hierin nehmen selbstverständlich die drei Weltreiche Deutschland, England, Frankreich ein, in welchen allein man eigentlich von einem nationalen Buchhandel sprechen kann. Den englische Buchhandel ist einer der technisch und komerziell höchst entwickelten und hat deshalb in seinem Gebiete den ausländischen Buchhandel nur in geringstem Maße zugelassen; wir sehen deshalb auch nur in den kleinen Kolonien der Deutschen und Franzosen der Hauptstadt London einige wenige Firmen gedeihen, die sich den Vertrieb außerenglischer Litteratur angelegen sein lassen. Wir nennen hier nur Dulau & Co., A. Siegle, Asher & Co., Williams & Co., F. Thimm und Trübner & Co. in London, die wacker bestrebt sind, das Geistesleben der Deutschen in London und deren litterarische Beziehungen zum Vaterlande zu erwecken und zu erhalten. Von einem deutschen Verlage ist im Bereiche des „United Kingdom“ selbstverständlich nur in ganz unbedeutenden Ausnahmsfällen die Rede. — Der französische Buchhandel ist womöglich noch mehr der internationalen Allgemeinheit verschlossen, da nicht nur die überschätzte Geisteskraft der „grande nation“, die jedoch immerhin die vollste Anerkennung verdient, sondern auch der

tief eingewurzelte Erbhaß gegen alles, was von jenseits des Rheins und des Kanals kommt, jedem äußeren Einfluß seine Existenz entzieht. Gerade diesem nationalen Eigendünkel hat der französische Buchhandel seine überaus blühende Stellung zu verdanken, der unsere Bewunderung hervorruft und verdient. Der französische Verleger arbeitet nach ganz anderen Prinzipien als der deutsche und in den eigenartig knappen Kreditverhältnissen, dem uns unglaublich gering erscheinenden Rabatt und den wirklich billigen Ladenpreisen liegt ein solch überwältigender Fortschritt gegenüber unseren Verhältnissen, daß wir mit stillem Neide die Erfolge der verlegerischen Welthäuser in Paris — eines Hetzel, Didot, Gauthiers-Villars, Hachette, Masson, Plon u. a. — ansehen. Allerdings haben die Franzosen das vor uns voraus, daß ihre Sprache in den ausländischen Salons die tonangebende ist und demgemäß auch ihre Litteratur eine internationale Bedeutung gewinnt, doch müssen wir es gerne zugestehen, daß uns der französische Verlag in der Mache bedeutend „über" ist, daß das französische Sortiment durch seine kommerzielle Praxis die althergebrachten Gewohnheiten unseres Sortiments weitaus übertrifft und schließlich das Publikum an das Kaufen der Bücher gewöhnt ist. In der That finden wir in Frankreich fast in jedem Arbeiterhause eine kleine Bibliothek, jeder hat seinen Molière, Voltaire, Hugo im Besitze und kauft gerne alles, was neu, gut und billig ist, während wir in Deutschland den Mittelstand ganz in den Händen der Leihbibliothek, die unteren Stände in denen des Kolportage-Romans sehen, wenn man überhaupt Bücher im Hausrat findet. — Es ist demnach erklärlich, daß deutsche Litteratur in Frankreich wenig Eingang findet und sich der Verkehr hier auf das denkbar geringste Maß beschränkt. —

Der spanische Buchhandel gehört zu den unbedeutendsten der größeren europäischen Reiche und liegt hier die litterarische Produktion, die vor Zeiten durch einen Cervantes, Camoens, geglänzt, sehr im argen. Allerdings ist in der jüngsten Zeit eine merkliche Wendung zum Besseren eingetreten, doch haben die Schriften der wenigen neueren Talente bisher weniger dem Buchhandel, als der periodischen Presse zur Förderung gedient.

In Italien ist eine kräftige Stärkung und Entwickelung des Buchhandels mit der nationalen Einigung des Reiches eingetreten und blüht in dem alten Vaterlande der Kunst und Kultur namentlich ein hoch entwickeltes wissenschaftliches Leben. Darum ist der wissenschaftliche Verlag in erster Linie bedeutend, die Belletristik erfreut sich gleichfalls einer sorgsamen Pflege und Förderung und dem italienischen Sortiment kommt ferner der reichliche Fremdenverkehr in besonderer Weise zu Gute.

Der russische Buchhandel ist wohl der abgeschlossenste aller größeren Kulturmächte, da ihm an den Westpforten seines Reiches die eherne Stirne des strammen Deutschtums, im Südwesten der alte Nationalhaß der Polen, die sich mit russischer Kultur und Litteratur nimmer befreunden werden, entgegensteht, während im Osten sich sein Gebiet in asiatische Unkultur verliert. Wir sehen darum das Riesenreich in einer, wenn auch unfreiwilligen geistigen Isoliertheit, die seine Thätigkeit nur auf sein eigenstes inneres Gebiet beschränkt. Rußland besitzt eine Reihe ganz bedeutender Dichter — wir nennen hier Turgeniew, Puschkin, Lermontow, die Zierden der Weltlitteratur waren und bleiben — doch beschränkt sich der Löwenanteil der heutigen verlegerischen Produktion auf Übersetzungen, zu denen namentlich Deutschland und Frankreich das Material liefern.

Damit wären die Großmächte Europas bis auf das deutsche Reich und Österreich-Ungarn, die den eigentlichen Vorwurf dieser Arbeit bilden, kurz besprochen und wollen wir, bevor wir auf diese eingehen, noch in kurzen Worten die oben genannten kleineren Staaten kurz Revue passieren lassen. Holland, das zur Zeit der Anfänge buchhändlerischen Lebens in Amsterdam, Leyden, Utrecht die Hauptplätze des europäischen Marktes besaß, zehrt heute noch an der Erinnerung an diese Glanzperioden, da der heutige Buchhandel nur noch geringe Bedeutung besitzt. Lokale Litteratur und Übersetzungen bilden das Gros der Produktion. Belgien ist in seiner Litteratur ganz von Frankreich abhängig und besitzt in seinem eigenen Kreise nur schwache Anläufe zu einer selbständigen Entwickelung, die Schweiz ist von drei Seiten äußeren Einflüssen unterworfen, im Süden Italien, im Westen Frankreich, im Norden und Osten dem Deutschtume. So kommt es, daß die schweizerische Produktion sich fast nur auf lokale Litteratur („Schwyzerdütsch“), Schulbücher und Reiselitteratur, letztere allerdings in großartigstem Maßstabe, beschränkt. Das Schweizer Sortiment ist jedoch, eben infolge des immensen Reiseverkehrs und der hohen kulturellen Entwickelung des Ländchens, kräftig entwickelt und zählt eine Reihe von Firmen, namentlich deutschen, die allerersten Ranges sind. Die Türkei steht uns durch Sprache, Kultur und Geistesrichtung vollkommen ferne und ist der dortige, schwach gedeihende Buchhandel für uns von gar keinem Belang. Mit Griechenland ist dies in ähnlicher, doch nicht so prononzierter Weise der Fall. In Dänemark ist wegen der Stammverwandtschaft noch viel Raum und Erfolg für die deutsche Litteratur, wenngleich das kleine Land sich einer höchst achtenswerten litterarischen Entwickelung erfreut und aus politischen Gründen dieselbe eifrig und mit Erfolg pflegt. Schweden und Norwegen sind in

ähnlichen Verhältnissen zur deutschen und anderen fremdländischen Litteratur, die daselbst nur schwer und unbedeutend Eingang findet. —

Wir stehen nun dabei, die nationale Entwickelung des deutschen Buchhandels, sein Werden und Gedeihen, seinen staatlichen Beginn, seine wachsende Ausdehnung auf dem ihm gebotenen Terrain von den Gestaden der Nord- und Ostsee bis zu den Höhen der Alpen und den Ufern der Adria zu besprechen. Wiewohl der Buchhandel in seiner historischen Entwickelung seinen Beginn in die fernsten Jahre des Mittelalters zurückdatieren kann, wiewohl Leipzig schon seit mehr als einem Jahrhundert der Kern- und Sammelpunkt buchhändlerischen Lebens war, fehlte der Gesamtheit dennoch ein gewisses Etwas, das in dem mangelnden Nationalgefühl seinen Grund hatte. Die Deutschen bestanden aus Dutzenden von Staaten und Staatchen, deren Stammverwandtschaft durch tausende von Differenzen getrennt wurde, deren Wege und Ziele immer auseinander gingen und daher der Gesamtheit jene Erfolge vorenthielt, die den einzelnen wohl hier und da gegönnt waren. Es kam nirgends zu einem bedeutenden Aufschwunge, es fehlte die Selbständigkeit in künstlerischer und technischer Beziehung, es fehlte die politische Bedeutung der Nation und darum konnte der deutsche Buchhandel nicht in den internationalen Wettbewerb auf dem Weltmarkte eintreten. Nur einzelne Firmen waren es, die schon damals einen Weltruf besessen — wir nennen nur einen Cotta —, doch gerade diese sind heute in den Schatten gestellt durch die neue deutsche Generation unseres Buchhandels.

Die glorreichen Jahre 1870—71, welche uns das Reich geschaffen, welche den alten Traum der deutschen Einheit und der deutschen Kaiserwürde verwirklicht, sie bilden den Markstein unserer nationalen Entwickelung, unserer nationalen Wiedergeburt. Von ihnen datieren die ersten Anfänge deutscher Großmacht und der Weltstellung des deutschen Reichs, das heute der geistige, politische und — militärische Zentralpunkt Europas ist. Doch nicht derart weittragende politische Betrachtungen sind es, die wir hier zum Gegenstande haben, sondern die Entwickelung des deutschen Buchhandels von dem Zeitpunkte der nationalen Wiedergeburt — 1871 — an. Wer von uns fühlte es nicht noch heute, wie ein Schwung erhebendster Begeisterung alle Herzen ergriff, wie jeder es fühlte, daß zu jener Zeit ein Wendepunkt der Geschichte war, der uns die lange ersehnte und blutig erstrittene Weltstellung gab, die uns gebührte. Groß waren unsere Siege auf den Blutfeldern von Wörth, von Sedan, teuer das Blut von Tausenden unserer besten Söhne, doch groß und mächtig der Siegespreis — das Deutsche Reich, das wie ein Phönix aus der Asche der Napoleoniden emporstieg. Und die Friedensarbeit, die sich auf jene

blutigen Jahre gegründet, unser Werden, unser Wachsen, unser Gedeihen — wir fühlen sie heute wie seit Jahren in unserem Herzen, in unserer Brust — wir sind stolz und glücklich, Bürger des neuen Deutschen Reiches zu sein....

Es ist klar, daß das neuerweckte nationale Leben sich in erster Linie in der Litteratur und dem Buchhandel zum sichtbaren Ausdruck drängte, daß tausende von Werken und Werkchen in jenen Siegesjahren dem gährenden und sprudelnden Nationalgeiste Form und Gestalt gaben, daß später, als der erste überwältigende Freudenrausch vorüber, sich das Nationalbewußtsein in ruhige Geleise fügte und in langsamer, fortschreitender Entwickelung zu seiner heutigen bedeutenden Höhe erhob. Es hieße eine Geschichte des deutschen Buchhandels von 1870 bis heute schreiben, wollten wir auf die Details aus dieser Zeit eingehen; diese Aufgabe überlassen wir gerne berufeneren Federn und wenden uns daher gleich an unseren Vorwurf — die nationale Bedeutung des deutschen Buchhandels für das Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie, sowie deren wechselseitige Beziehung zum Buchhandel des deutschen Reiches.

Der deutsche Buchhandel ist mit seiner Aufgabe innerhalb der Grenzen seines Reiches fertig und seine fortwährende schaffende Thätigkeit befriedigt das täglich wachsende neue Bedürfnis; wenn der Buchhandel daher noch eine höhere, bedeutendere Mission besitzt, so ist es die, deutsche Art und Kultur zu pflegen, zu erhalten und in jene Gebiete zu verpflanzen, wo sie von den nagenden und zehrenden Wogen fremder Nationen bedroht und bedrängt ist. Innerhalb des Reiches ist der Ausgleich schon lange erfolgt, im Geistesleben zwischen Nord und Süd ist keine Grenz- und Scheidelinie zu bemerken und das Buch, das zu Berlin erscheint, ist in München und Straßburg gleichwertig und berechtigt, wie etwa das süddeutsche Buch im hohen Norden und Westen des Reiches. Wenn auch das Volk hie und da noch von althergebrachten Vorurteilen befangen, den bayrischen Älpler und den friesischen Fischer nicht unter einen Hut sich zu denken vermag, den letzten Ostpreußen und den Lothringer nicht in ihrer nationalen Zusammengehörigkeit anerkennt — der tiefer Blickende ist darüber hinaus und weiß, daß ein Herzschlag alle Bewohner des Reiches beseelt, ein einziges Gefühl ihre Brust bewegt — Deutsche zu sein. Die germanisatorische Aufgabe des deutschen Buchhandels im Reiche selbst beschränkt sich demnach nur auf drei Gebiete, im Westen die Reichslande und die an Belgien und Holland grenzenden Provinzen, die vor der unermüdlichen Propaganda des Franzosentums geschützt werden müssen, im Norden die Erhaltung der Schleswig-Holsteiner, die immer noch „entfremdete" Brüder der Dänen sein wollen,

im Osten das nationale Polentum, das mit seinen Stammesbrüdern in Rußland und Galizien andere politische Ziele verfolgt. Hier hat das stramme Regiment der deutschen Regierung wirksam vorgearbeitet und an dem Buchhandel liegt es, hier seine Fähigkeit, das Volk im nationalen Geiste zu erziehen, zu bethätigen. Die deutschen Schulen daselbst erfordern deutsche Bücher und darin liegt die Gewähr, daß die neue Generation im deutschen Geiste erzogen und an deutschem Worte herangebildet, sich eins fühlen wird mit der ganzen großen Nation. Im Westen hat deutsche Kultur an der Selbständigkeit der Franzosen einen ehernen Damm, im Süden reicht deutscher Einfluß bis tief in die Schweiz hinein, im Osten kämpft das Deutschtum hart gegen die Gewaltmaßregeln des russischen Regimes und trotz aller künstlichen und strengen Unterbindungen wirkt es dort unablässig in nationalem Geiste, harrend des großen Momentes, der es nach einem russischen Sedan mit dem großen Vaterlande vereinen wird und muß. . . . Ein Ausgangsthor jedoch hat der deutsche Buchhandel offen, das mächtig gedeiht und blüht in gemeinsamer politischer und nationaler Arbeit — Österreich-Ungarn, das Bruderland, das an der Schwelle Europas steht, ein Bollwerk zur Abwehr der Unkultur des Ostens, eine Hauptader zur Verbreitung der Kultur des Westens, das seine Mission Hand in Hand mit dem deutschen Reiche, zum gemeinsamen Besten beider erfüllt. Hier blüht, wenn auch bedrängt und bedrückt von drei Seiten, vom slavischen, magyarischen und italienischen Element, das Deutschtum und hier erfüllt es seine Aufgabe, die inferioren Nationen siegreich zu überwinden. Nicht als Vasall, sondern als treuer Bundesgenosse, gleich groß, gleich mächtig stehen beide da, ein Bollwerk der Kultur, das berufen ist, das Deutschtum zur ersten Rolle im Kontinent zu erheben.

Das Deutschtum in Österreich ist seit den ersten staatlichen Anfängen daselbst das herrschende Element, das Herrscherhaus ist deutsch, die Staatssprache ist deutsch, die Armee ist deutsch. Innerlich ist wohl die Monarchie sprachlich geteilt und national zerklüftet, doch nach außen hin ist sie deutsch und bleibt deutsch. Darum hat auch das litterarische und geistige Leben in Österreich fast ausschließlich deutschen Charakter und ist der Buchhandel ein eminent wirksamer nationaler Faktor. Wir wollen vorerst die Wirksamkeit des reichsdeutschen Buchhandels und die Thätigkeit des österreichischen Sortiments für denselben besprechen und dann das Wirken des österreichischen Verlages im Dienste der deutschnationalen Sache in Betracht ziehen.

Der deutsche Verlag kennt Österreich als ein unentbehrliches Absatzgebiet und in der buchhändlerischen Thätigkeit kennt man zwischen

ihm und Deutschland keine schwarzgelben Grenzpfähle. Dieser Thatsache ist auch in der Zollfreiheit der Bücher die staatliche Anerkennung nicht versagt und wir kennen, mit Ausnahme der lokalen Litteratur, keinen Verleger, der Österreich als Absatzgebiet vermissen wollte. Ja noch mehr; es giebt Verleger, die einen Hauptteil ihrer Erfolge in Österreich suchen und finden, so daß sie selbst veranlaßt sind, Kommissionäre und Auslieferungslager, ja selbst eigene Filialen in Wien zu halten. Namentlich die Zeitschriften-Verleger haben in dieser Hinsicht viel gethan und sämtliche bedeutenderen Journale haben in Wien ihre redaktionelle und geschäftliche Vertretung. Die „Gartenlaube", „Schorers Familienblatt', die Journale der „Deutschen Verlagsanstalt", Hermann Schönleins, „Vom Fels zum Meer", „Zur guten Stunde" besitzen in Wien ihre Auslieferungslager, Schorer und Lipperheide in Berlin haben sogar eigene Filial-Expeditionen in Wien, gewiß ein Beweis dafür, daß sie in Österreich belangreichen Erfolg gefunden und noch auf Ausdehnung desselben rechnen. Zahlreiche Verleger in Deutschland arbeiten direkt für den österreichischen Markt und viele Autoren, die nur hier ihren Absatz finden, haben im Reiche ihre Verleger gefunden. Wir erinnern nur an Anzengruber, den Breitkopf & Härtel verlegt, Kompert, dessen Gesamtausgabe in Berlin erschien; Otto Wigand, Duncker & Humblot, haben Politika, die nur für Österreich bestimmt sind und so viele kleine Publikationen vermitteln den gegenseitigen Gedankenaustausch. Dies geschieht direkt für Österreich, verschwindet jedoch gegen das, was für die Allgemeinheit geschaffen wird und in Österreich glänzende Aufnahme und weite Verbreitung findet. Das österreichische Sortiment nimmt viel auf und verbreitet viel deutsche Litteratur und von Rumburg bis Zara, von Bregenz bis Sereth findet sich kein Ort, wo nicht eine deutsche Buchhandlung ist oder ihre Wirkung hin erstreckt. Wir zählen nachstehend die österreichischen Sortimenter auf, denen im Dienste der nationalen Sache an bedrohter Stelle ein besonderes Verdienst zukommt, und übergehen demgemäß das verdiente Gros des deutschen Buchhandels in Österreich, der im deutschen Innern des Reiches pflichtgetreu und unverdrossen seine nationale Aufgabe versieht.

Das bedrohteste und heißumstrittene Land Böhmen, ein Teil des Slaventums, der sich gerade in die Grenze zwischen Deutschland und Österreich gelegt, ist der Schauplatz der emsigsten und schwersten nationalen Abeit, die sich mühsam dem unermüdlichen Ansturme des Tschechentums widersetzt und in stetem Kampfe mit demselben ringt. Der Norden des Landes, der rein deutsch ist und in dem die Tschechen auch nicht ein Zollbreit an Boden gewinnen werden, strebt nach Ausdehnung im deut-

schen Geiste, der Süden — der urdeutsche Böhmerwald — arbeitet desgleichen darauf hin, den Brüdern im Norden die Hand zu reichen, um den Sieg über die slavische Nation zu erringen, die sich trotzig in die Mitte gedrängt und trotz geistiger und industrieller Inferiorität zu Herren des Landes aufgeworfen, das Deutschtum aus nahezu allen Ämtern und Stellen verdrängt und Prag, den Sitz der ersten und ältesten deutschen Universität zum „goldenen slavischen Prag" gemacht. . . . Jeder Ort, jede Familie an der Sprachgrenze der beiden kraß verschiedenen Völker muß beschützt und beschirmt werden und der deutsche Schulverein — eine der herrlichsten Schöpfungen deutschen Geistes in Österreich — hat wahre Wunderwerke verrichtet, indem er hunderte von Orten dem tschechischen Einflusse entriß und den arg bedrohten Deutschen deutsche Schulen gab. Die Agitation der Tschechen — eine Patriotenliga, ähnlich der im Elsaß ihr schändliches Handwerk treibenden — ist unermüdlich: wo fünf Tschechen sind, ist der erste Verein fertig, der bald Einfluß zu gewinnen weiß und unterstützt von tschechischen Behörden, von deutschen Fürsten, die ihr Volkstum verraten und verleugnen, sich überall vordrängt und wichtig zu machen weiß. Mit welch maßlosem Eifer und welcher Borniertheit die Tschechen vorgehen, mag die komische Episode beweisen, die Abgeordneter Viktor von Krauß gelegentlich erwähnte, daß ein einzelner in Sebastiansberg — einem rein deutschen Orte — lebender Tscheche seine Umgangssprache als — tschechisch angab! Der Mann mußte die üble Gewohnheit haben, mit sich selbst zu sprechen. . . . Auf diesem heißen Kampfplatze besitzen wir deutsche Buchhändler eine wackere Schar von Streitern im Dienste unserer Sache, die den Vorrang vor allen anderen zuerkannt verdienen. Wir nennen die besten deutschen Sortimentsfirmen in Böhmen: C. Berthold in Asch, A. Grohmann in Aussig, A. Köhler in Bodenbach (eine Zweigniederlassung des tüchtigen Dresdener Hauses), Bocksch & Augsten in Braunau, R. Benninger und L. E. Hansen in Budweis, einem der bedrohtesten Punkte Südböhmens, E. A. Götz in Eger, Jannasch & Helbig in Friedland, E. Böhme und Hermann Rößler in Gablonz, Hans Feller, H. Jakob und R. Stark in Karlsbad, A. Stumpf in Komotau, L. E. Hansen in Krumau, der Zentrale des „Königreichs Schwarzenberg", wie das von dem deutschen Fürsten tschechisierte Südböhmen genannt wird, W. Zorn in Landskron, J. Hamann und J. Künstner in Leipa, H. Blömer und F. Martin in Leitmeritz, R. Benninger in Moldautein, C. Maasch und W. Steinhauser in Pilsen, André, Bellmann, Calve, Dominicus, Ehrlich, Haerpfer, Kober, Mercy, Neugebauer, Reinwart, Silber in Prag, Franz Jannasch und A. Schöpfer in der Metropole des deutschen Böhmens Reichenberg, H. Pfeifer

in Rumburg, Brüder Butter in Saaz, A. Grund in Schönlinde, Schöpfer in Tannwald, H. Dominicus und E. Pörzler in Teplitz, O. Henckel in Tetschen, F. Martin in Theresienstadt, Johann Bamberger und die von einer überaus intelligenten Dame, Frau Eugenie Kreiml geleitete Firma E. J. Kreiml in Trautenau, R. F. Pohl in Warnsdorf, Brüder Kanneberger in Weipert und J. Hamann in Zwickau.

In der Bukowina ist viel Kulturarbeit für den Buchhandel nötig, doch bisher leider viel zu wenig durchgeführt. In der Hauptstadt Czernowitz haben wir an H. Pardini, R. Schally, J. Rechenberg die besten Vertreter, in Radautz und Suczawa zusammen auch drei Firmen, womit das ganze Ländchen erledigt ist. Die erwähnten Firmen sind hauptsächlich deutsch, doch hat auch die polnische und russische, sowie die verschwindend kleine ruthenische Litteratur ziemlichen Einfluß.

Ein größeres Gebiet bildet schon Galizien, auf dem jedoch die polnische Litteratur stark vorherrscht. Für die Einführung deutscher Litteratur sind eine kleine Anzahl Firmen thätig, deren bedeutendste J. Rosenheim in Brody; M. Michta in Kolomea; D. E. Friedlein, L. Frommer, G. Gebethner & Co. in Krakau; H. Altenberg, Gubrynowicz & Schmidt und Seyfarth & Czajkowski in Lemberg; L. Gileczek in Tarnopol; Karl Raschka in Tarnow sind. Alle anderen Firmen stehen dem deutschen Buchhandel so ziemlich ferne und sind die hervorragendsten polnischen Firmen L. v. Milkowski, Zupanski & Heumann in Krakau; Ksiegarnia Polska und K. Lukaszewicz in Lemberg; Gebr. Jelen in Przemysl; W. Doboszynski in Stanislawow. —

Die vom Romanentum berührten Provinzen Österreichs, die teils italienischen, teils südslavischen Länder um und an der Adria, sind deutscher, als man es vermuten sollte. Eine kleine Anzahl alter deutscher Firmen bestehen hier seit langen Jahren und halten hier die Hochwacht deutscher Kultur an der Schwelle zum Weg nach dem Osten. Namentlich sind es die von Dase begründeten Geschäfte, die nunmehr zum größeren Teile in andere Hände übergegangen sind, welche, ein förmliches Netz, um die Hauptorte an der Adria Görz, Triest, Fiume, Spalato gelegt sind. Demzunächst sind F. Wokulat und Coppag & Skert in Görz; W. Schmidt und F. W. Schrinner in Pola; K. Bernardini, F. Raffaelli, F. H. Schimpff in Triest; H. v. Schönfeld in Zara, sämtlich gut deutsche Firmen, deren Wirken kaum ein Halbdutzend italienischer, und noch weniger slavische Firmen entgegenarbeiten.

Kärnten und Krain sind zwei vorwiegend deutsche Provinzen, die hart gegen den Ansturm der Slovenen zu kämpfen haben, Gegner, die ihren tschechischen Brüdern im Norden des Reiches in nichts nachstehen.

Der Buchhandel in beiden Ländern hat sich noch ziemlich rein deutsch erhalten und hat in einigen ganz unbedeutenden slovenischen Firmen seine ganze Gegnerschaft. Nennenswert sind J. Heyn, F. v. Kleinmayr, Joh. Leon sen., A. Raunecker in Klagenfurt; Liegel in Villach; E. Plötz in Wolfsberg; J. Giontini, Kleinmayr & Bamberg in Laibach und der auf einer deutschen Sprachinsel gänzlich isolierte C. Tandler in Rudolfswerth (Krain).

Die Markgrafschaft Mähren ist in den gleichen nationalen Verhältnissen wie Böhmen; auch hier finden wir rein deutsche und rein tschechische Bezirke, gemischtsprachige Orte und Sprachinseln. Glücklich hat sich noch die Landeshauptstadt Brünn ihren echten, deutschen Charakter zu wahren gewußt, wenn auch gerade hier der ohnmächtige tschechische Fanatismus seine tollsten Orgien gefeiert, und wir haben namentlich einen tschechischen Buchhändler mit Bedauern eine Führerrolle spielen gesehen, wenn es galt, gegen das Deutschtum und jüngst erst gegen die deutsche Schule aufzutreten. Tschechischen Verlag giebt es in Mähren nur sehr wenig, das tschechische Sortiment umfaßt kaum ein Zehntel der bestehenden Buchhandlungsfirmen. Die nennenswerten deutschen Firmen sind: G. & R. Karafiat, R. Knauthe, M. Trill, C. Winkler in Brünn; A. Hayek jun. in Gaya; Brüder Handel und C. Vetter in Ung.-Hradisch; P. Bäuerle, A. Bayer, Lehmann in Iglau; H. Gusek in Kremsier; E. Hölzel mit seinen Zweiggeschäften in Olmütz, Neustadt, Neutitschein, Prerau und Schönberg; Rainer Hosch in Neutitschein; J. Nase und G. Thiérry in Nikolsburg; F. Grosse, R. Promberger in Olmütz; Prokisch in Mähr.-Ostrau; E. Hallama in Proßnitz, einem exponierten deutschen Punkte; A. R. Hitschfeld, F. Pialek und R. Schmädicke in Sternberg; A. Bayer in Trebitsch; E. Nowotny in Trübau, teilweise slavisch; S. Forster in Weißkirchen; Fournier & Haberler und Heindl & Loos in Znaim. Viele derselben haben einen gar harten Stand und bedürfen eines bedeutenden Opferwillens, um auf ihrem schweren Platze auszuharren.

Das Herz Österreichs, Nieder-Österreich mit der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, ist naturgemäß rein deutsch gewesen und bleibt es auch in alle Zukunft. Ein Versuch in Wien, auf der vornehmsten Straße dem Kolowratring, eine tschechische Buchhandlung — St. Prazak — zu etablieren, mißlang kläglich, wiewohl die übereifrigen Tschechen Wiens sich alle erdenkliche Mühe gaben, das Geschäft über Wasser zu erhalten. Der Eigentümer der Firma ging nach kaum einem Jahre schmählich zu Grunde, hinterließ Geschäft und Schulden, nachdem er einen tschechischen „Führer durch Wien“ und eine tschechische Grammatik ins Leben gesetzt.

Der internationale Verkehr der Weltstadt Wien steht selbstverständlich außer dem Spielraum unserer Aufgabe, hier laufen die geistigen Fäden aller Kulturvölker zusammen und darf der starke Import von englischer, französischer, ungarischer, italienischer und anderer Litteratur sich ruhig neben dem deutschen Charakter des Wiener Buchhandels bewegen, dessen Hauptvertreter Deutsche und Deutsch-Österreicher sind. Die Namen eines Braumüller, Frick, Gerold, Hartleben, Hoelder, Lechner, Manz, Seidel werden in jedes deutschen Buchhändlers Herz stets mit Ehren und Stolz genannt werden, daneben die Unzahl der wackeren Firmen minderen Ranges, die sich gleicher Anerkennung verdient halten dürfen.

Oberösterreich und Salzburg sind gleichfalls ganz reindeutsche Länder, deren Buchhandel ausschließlich für deutsche Litteratur thätig ist. Jede andere Bestrebung würde hier auf unfruchtbaren Boden fallen und hält sich deshalb die tschechische Agitation, die vom Böhmerwald grimmig hinüberschielt, gerne zurück.

In Schlesien wirken abermals der tschechische und im Osten der polnische Einfluß auf das Deutschtum ein, beide jedoch in zu geringem Maße, um ernstliche nationale Bedenken zu erwecken. In dem gegen Galizien exponierten Bielitz haben wir nur deutsche Firmen, desgleichen in allen anderen Orten des Landes, wie Freiwaldau, Freudenthal, Jägerndorf, dem stark polonisierten Teschen, der Hauptstadt Troppau &c.

Steiermark ist ein ziemlich unbestritten deutsches Land, dessen deutscher Einfluß auch das angrenzende Ungarn beherrscht; doch regt im Süden des Landes bis zu dem kerndeutschen Marburg herauf die slovenische Hydra ihr Haupt, gegen das eine Reihe wackerer Pioniere mutig ankämpfen. Deutsch ist der gesamte Buchhandel in Graz, der größten deutschen Stadt Steiermarks, und seine Firmen sind durch die ungemischte deutsche Bevölkerung vor jeder nationalen Korruption bewahrt. Deutsch sind die Firmen im Norden des Landes, in Leoben, Bruck und Judenburg, deutsch die im Süden zu Marburg, dem stolzen deutschen Cilli und selbst in dem weitab liegenden Radkersburg.

Ein ziemlich abgeschlossenes deutsches Gebiet bildet Tirol und Vorarlberg, das im Süden von der italienischen Kultur energisch „beleckt“ wird, die in der unermüdlichen „Italia irredenta“ ihren Hauptträger hat. Die italienische Litteratur findet bedeutende Verbreitung im Süden des Landes, das vorwiegend italienische Bevölkerung hat, doch zählt das Land nur sehr wenige italienische Buchhandlungen. Von Kufstein bis Ala, von Bregenz bis an die Salzburger Grenze sind alle Firmen deutsch; allerdings müssen wir zugeben, daß ihrer nicht allzuviele sind. Die bedeutendsten sind C. und F. Rauch in Innsbruck, die Wagnersche Buch-

handlung in Innsbruck, Bregenz, Brixen und Feldkirch, F. Moser in Bozen u. a.

Eine ganz eigenartige Stellung nimmt Ungarn und dessen Nebenländer zum deutschen Buchhandel ein; die selbständige nationale Entwickelung der Magyaren, die unsere vollste, ungeschmälerte Anerkennung verdient, hat selbstverständlich die ungarische Sprache zur allein vorherrschenden erhoben; ein stramm nationalisierendes Regiment hat die Magyarisierung kräftig und durchdringend ausgeführt und die verschiedenen slavischen, rumänischen und groß-serbischen Sonderbestrebungen glücklich besiegt. Daß damit auch so manches Deutsche mit zum Opfer gefallen, mögen wir wohl bedauern, aber nicht länger, als bis uns die Überzeugung erwacht, daß das echt Deutsche trotz aller Gewaltmaßregeln nicht zu überwältigen ist, und daß der ganze Westen Ungarns fast ganz deutsch ist, in Nordungarn reiche deutsche Kolonien in ungestörter Blüte existieren, das Banat (die südungarische Tiefebene) größtenteils deutsch ist und daß in dem ganz und gar abgeschlossenen Völkchen der Siebenbürger Sachsen ein wackerer deutscher Volksstamm für seine Nation lebt und wirkt. Überdies ist das ganze Geistesleben Ungarns so sehr deutschem Einflusse unterthan, daß man getrost behaupten kann, Ungarn ist mehr deutsch als magyarisch und daß unter dem verschnürten Rocke des Magyaren manch' wackeres deutsches Herz schlägt. — Das öffentliche Leben ist allerdings seit der Erlangung der nationalen Selbständigkeit exklusiv magyarisch, doch versteht, spricht und schreibt fast jeder Gebildete deutsch, weil es eben die kulturellen Beziehungen zum deutschen Westen gebieterisch erfordern.

Wir wollen den Ungarn neidlos ihre nationale Entwickelung gönnen und ihre bedeutenden Errungenschaften auf litterarischem Gebiete anerkennen, haben sie ja doch heute eine Anzahl von lebenden Dichtern ersten Ranges, wie sie wenige andere Staaten aufzuweisen haben. Auch wollen wir gerne die verschiedenen, scharf prononcierten Verbrüderungsfeste mit Franzosen und Polen vergessen, zumal sie auch uns solche gewidmet haben und schließlich im Kampfe gegen das übermächtige Slaventum an unserer Seite stehen — wir wollen nur feststellen, wie weit noch der deutsche Buchhandel im Reiche der Stephanskrone seine Fühler erstreckt und uns freuen, daß er dort trotz aller gegenteiligen Bestrebungen noch vorherrscht. Wir nennen die hervorragendsten Firmen, die teils ausschließlich, teils vorherrschend deutsche Litteratur führen. Es sind: A. Czéh in Altenburg; Gebr. Bettelheim in Arad; A. Brucker, M. Haupt und A. Schuller in Bistritz; in Budapest L. Aigner, dem wir viele deutsche Übersetzungen hervorragender ungarischer Dichter verdanken,

Dobrowsky & Franke, Eggenberger, C. Grill, G. Grimm, F. Kilian, R. Lampel, H. Martin, B. und O. Nagel, F. Pfeifer, Moritz Ráth, Gebrüder Révai, Singer & Wolfner ɪc.; S. Révai in Eperies; C. Valentin in Fünfkirchen; S. Berger und O. Hügel in Großwardein; F. Leitner in Güns; S. Filtsch, F. Michaelis und A. Schmiedicke in der Metropole der Siebenbürger Sachsen Hermannstadt; J. Schmidt in Igló; F. Haymann, A. Maurer in Kaschau; Gallia in Kecskemet; L. Demjèn, Lehmann & Baldi, J. Stein in Klausenburg; A. Altstädter, H. Dreßnandts Nachfolger und H. Zeidner in Kronstadt; C. Seeliger in Leutschau; J. Hedrich und G. A. Reißenberger in Mediasch; Schempek & Huszár in Neutra; C. Schwarz und J. Thiering in Oedenburg; C. Wittigschlager in Pancsova; G. Heckenasts Nachfolger, C. Stampfel und S. Steiner in dem fast ganz deutschen Preßburg; G. Groß, R. Hennicke, F. Maxa in Raab; C. Herrmann in Schäßburg; A. Joerges Wwe. in Schemnitz; H. Seiler in Steinamanger; J. und P. Klökner in Stuhlweißenburg; J. Ungár in Szatmár; B. Traub & Co. in Szegedin; Polátsek, G. F. Roesch und F. J. Wettel in Temesvár; A. Horovitz und S. Winter in Tyrnau; Th. Hepke in Weißkirchen (rein deutsche Gegend); Wettel & Veronits und J. Wild in Werschetz ɪc. Dazu kommen noch die beiden slavischen Länder Kroatien und Slavonien, in denen zu nennen wären: Hartman und F. Suppan in Agram; V. Fritsche in Essegg; J. Reich und J. Sagan in Karlstadt; J. Karamat in Semlin und schließlich J. B. Stifler und C. Streicher in Warasdin. —

Wir haben nunmehr den Umfang des deutschen Sortimentsbuchhandels in Österreich-Ungarn erschöpft und damit das Gebiet bezeichnet, das der deutschen Verlagsthätigkeit in diesem Reiche zur Verfügung steht. Die gebotene Darstellung dürfte daher jedem denkenderen Buchhändler um so willkommener und wertvoller sein, je mehr seine Thätigkeit auf Erfolge in der österreichisch-ungarischen Monarchie hinarbeitet. Es dürfte somit der deutsche Verleger hierin viel Interessantes und für seine Arbeit Nützliches finden.

Wir gelangen nunmehr zu dem letzten Abschnitte unserer Arbeit und dem bedeutungsvollsten für die österreichisch-ungarische Monarchie — die nationale Thätigkeit des österreichischen Verlages im Dienste der deutschen Sache, eine Aufgabe, die bisher noch keine fachliche Besprechung in buchhändlerischen Kreisen gefunden hat und darum desto bedeutungsvoller vor die Öffentlichkeit tritt. Wir sehen von dem österreichischen Verlage im allgemeinen ab und beschränken uns nur auf die positive und agitatorische Arbeit der österreichischen Verleger auf deutsch-nationalem Gebiete. Wir gehen darin in derselben Reihenfolge vor, wie wir sie

vorstehend bei der Revue der Sortimenter acceptiert, und beginnen demzufolge abermals mit dem Mittelpunkt nationaler Arbeit, dem Königreich Böhmen. Selbstverständlich konzentriert sich die Hauptthätigkeit auf den Zeitungs-Verlag, in dem das nationale Moment mehr zum Vorrang kommt und haben wir es demgemäß mit vielen Firmen zu thun, die dem Buchverlag vollkommen ferne stehen. So sehen wir an den bedrohten Punkten der Sprachgrenze eine Reihe von wackeren deutsch-nationalen Kämpen, von denen wir F. W. Stopp, den Herausgeber der „Tetschen-Bodenbacher“ und „Leipaer deutschen Zeitung“, E. A. Witz in Falkenau, Jannasch & Helbig in Friedland, Franiek in Karlsbad, Brüder Butter in Komotau und Saaz, Josef Wiltschko („Deutsch-österr. Volkszeitung“) in Krumau, Dr. Pickert in Leitmeritz, C. Maasch („Pilsner Zeitung“) in Pilsen, A. Haase („Bohemia“), Emil Kuh in Prag, Gebrüder Stiepel („Reichenberger Zeitung“) in Reichenberg; W. Th. Hutter („Deutsche Volksschrift“) in Bilin, Heinrich Pfeifer in Rumburg, E. Wilde in Saaz, Karl Hofer („Wochenblatt“) in Trautenau; Eduard Strache („Abwehr“) in Warnsdorf, nennen wollen. — Der Buch-Verlag in Böhmen konzentriert sich vornehmlich in der Landeshauptstadt Prag, läßt jedoch auch in den Provinzorten anerkennenswerte Leistungen zum Vorschein kommen. In Karlsbad hat Hans Feller eine kleine Anzahl vornehmer litterarischer Werke, J. Künstner in Leipa eine Reihe von Fachwerken für die Handelswelt u. dgl., C. Maasch in Pilsen hat neben seiner Zeitung eine bedeutende typographische Anstalt, aus der bereits verschiedene kleinere nationale Flugschriften hervorgingen; C. Bellmann in Prag hat einen etwas antiquierten Verlag, H. Dominicus pflegt die deutsche wissenschaftliche, vornehmlich technische Litteratur, A. Haase hat neben seiner „Bohemia“, dem Hauptorgan der Deutschen in Böhmen, noch einen bedeutenden Kalender-Verlag von prononciert deutschem Charakter, bedeutende Werke wie Karmarsch und Heerens Technisches Wörterbuch, ein Sammelwerk von echt deutscher Gediegenheit, sowie verschiedenes andere, von dem wir nur eine jüngst erschienene Gelegenheitsbroschüre „Das Neue deutsche Theater in Prag“ erwähnen. Das für das Kunstleben der alten Stadt Prag bedeutungsvolle Ereignis hat sich in dem, an und für sich unbedeutenden, doch in nationalem Sinne hochbedeutsamen Büchlein trefflich wiedergegeben. Der mit vollendetem Geschmacke hergestellte schwarz-rot-goldene Umschlag atmet in seinem Bilde die siegesbewußte Zuversicht des Deutschtums in Böhmen, das in solch geringfügigen Momenten auch zum klaren Ausdruck kommt. Wir waren von manchem herrlichen, großen Werke nicht so herzlich erfreut und überrascht, als von diesem prächtigen Büchlein — einem deutschen Gruß aus dem „ehernen, deutschen Prag!“ . .

J. L. Kober hat einen alten, guten Roman-Verlag, H. Mercy vornehmlich Gesetzbücher; F. Tempsky ist einer der bedeutendsten deutschen Verleger überhaupt, dessen Geschäft es zu einer Ausdehnung gebracht, daß sich Zweigniederlassungen in Leipzig (Gustav Freytag) und Wien zur Notwendigkeit gemacht haben. Seine Verlagsthätigkeit umfaßt in erster Linie eine Unzahl von Schulbüchern bester Art, die in Hunderttausenden verbreitet sind, dann die großangelegten Werke geographischen Inhaltes, die technisch das Vollendetste bieten, das heute gefordert werden kann und das gemeinnützige Sammelwerk „Wissen der Gegenwart", das sich selbst am besten empfiehlt. Daneben noch wissenschaftliche Werke von hervorragendster Bedeutung — kurz eine Summe von Arbeit, die unsere ehrendste Anerkennung verdient. — Der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" und der „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" tragen in ihren Namen ihre bedeutende Aufgabe, deren sie sich mit täglich wachsendem Erfolge entledigen. Dr. Weichelts Verlag publiziert eine Sammlung von Werken deutsch-österreichischer Dichter, die zu ihrem billigen Preise ganz außerordentlich verbreitungsfähig sind. — In Reichenberg sind die Verleger J. Fritsche und A. Schöpfer, letzterer vornehmlich auf technischem Gebiete thätig. In Warnsdorf ist der bekannte Eduard Strache, der auch schon von seinen Mitbürgern in den Reichsrat gewählt wurde, eifrig thätig und seine Publikationen „Geschichten vom Hockewanzel", „Sagen und Schwänke", „Deutsche Turnerlieder" ꝛc. erfreuen sich wegen ihres echt deutsch-nationalen Charakters bedeutender Verbreitung. J. Steinbrener in Winterberg publiziert Kalender konservativen Charakters und ähnliches. —

In der Bukowina ist die verlegerische Thätigkeit so ziemlich gleich null; das hie und da gedeihende ruthenische Element entzieht sich unserem Interesse. Galizien hat desgleichen keinen deutschen Verlag und dürfte ein solcher daselbst in absehbarer Zeit kaum zur Entwickelung gelangen. In den österreichischen Küstenländern hat nur F. H. Schimpff in Triest (Schulbücher) nennenswerte Bedeutung; F. W. Schrinner in Pola gab seinerzeit eine deutsche Zeitung heraus, die jedoch keinen Boden fassen konnte. Die Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Österreichisch-Ungarischer Lloyd" in Triest erhält daselbst zwei Tageblätter in deutscher Sprache, deren handelspolitische Bedeutung zwar groß, deren Einfluß auf das deutsche Leben an der Adria jedoch sehr gering ist.

In Kärnten ist wieder Terrain für den deutschen Verlag, den J. Heyn (deutsch-nationale Zeitungen „Freie Stimmen", „Bauern-Zeitung") und F. von Kleinmayr („Klagenfurter Zeitung", lokale Geschichte ꝛc.), Johann Leon sen. (Jagdlitteratur), sämtlich in Klagenfurt, pflegen. In Villach

ist G. Foresti, der trotz seines italienischen Namens einer der wackersten deutschen Verleger ist, mit seiner „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ anerkennendst zu erwähnen, der in wenigen Jahren aus einem bescheidenen Lokalblatte eines der hervorragendsten Organe der deutschnationalen Bewegung geschaffen. In jüngster Zeit ist auch E. Plötz in Wolfsberg mit einem Blatte hervorgetreten, das aber nur ganz lokale Bedeutung hat. — In Krain sind die Katholische Buchhandlung und Kleinmayr & Bamberg, beide in Laibach, von denen letztere Firma selbst den Versuch gewagt hat, auf dem gefährlichen Boden des zweisprachigen Landes eine deutsche Monatsschrift „Von Pol zu Pol“ herauszugeben — leider mit negativem Erfolge.

In Mähren, dem nationalen Bruderlande Böhmens, ist ein hoch entwickelter deutscher Verlag, der sich würdig dem früher Dargestellten anreiht. Das leitende Organ der Deutschen in Mähren ist der „Tagesbote“, Verlag von Fr. Irrgang in Brünn, der auch sonst anerkennenswert thätig ist; Fr. Karafiat hat bedeutende Werke, so einen „Hogarth“, Saphirs Werke in verschiedenen Ausgaben, Wörterbücher ꝛc., Rudolf M. Rohrer verlegt die Publikationen des deutschen Gewerbe-Vereines und anderer deutscher Korporationen; C. Winkler bildet den „versöhnenden“ Übergang des Slaventums zum Deutschtum, der von maßgebenden Kreisen leider sehr stark gefördert wird. In Iglau ist Paul Bäuerle und der sattsam bekannte „Hans Blumenthal“; in Neutitschein L. V. Enders („Deutsche Studenten-Lieder“, „Turnerlieder“) und Rainer Hosch, der sich mit groß angelegten Unternehmungen rasch in die vorderste Reihe der österreichischen Verleger gebracht hat. In Sternberg ist das deutschnationale „Volksblatt“, Verlag von J. F. Krick, bedeutend, und schließlich wären noch Fournier & Haberler in Znaim zu nennen.

Wir gelangen nun zur Centralstelle des österreichischen Verlages, dem Lande Nieder-Österreich mit der alten, deutschen „Kaiserstadt an der schönen blauen Donau“ Wien, dem Herzen und Haupte des geistigen Lebens der Monarchie. Wenn wir kurz die verschiedenen kleineren Verleger außerhalb Wiens vorweg nehmen, F. Kühkopf (Zeitung und Volksbücher) in Korneuburg, J. Neidl (höchst zweifelhafte, sogenannte „Volkslitteratur“) in Rudolfsheim, so können wir gleich an die Hauptstadt herantreten und deren Verlagsfirmen einer würdigenden Besprechung unterziehen. Die nationale Bedeutung tritt in der Weltstadt etwas mehr in den Hintergrund, läßt jedoch den strammen deutschen Charakter der Stadt und ihres Buchhandels nicht verkennen. Die deutsche Presse hat ihre bedeutendsten und in aller Welt hochgeschätzten Vertreter in den hervorragenden Blättern „Neue Freie Presse“, „Neues Wiener Tagblatt“,

„Deutsche Zeitung“ (entschieden deutschnational), „Wiener Tagblatt“, „Presse“, „Extrablatt“ (spezifisch wienerisch), „Fremdenblatt“ (altösterreichisch), „Allgemeine Zeitung“, „Vorstadt-Zeitung“, die zu den bestgeleiteten Blättern deutscher Zunge gehören und das deutsche Österreich litterarisch und publizistisch glänzend vertreten. Dazu kommen noch eine Reihe von Journalen, wie „Deutsche Wochenschrift“, Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Deutschlands und Österreichs, und ähnliche, die dort ergänzend eintreten, wo die Wirksamkeit der Tagespresse nicht ausreicht. Einzelne Versuche, spezifisch österreichische Monatsschriften zu schaffen, die vom deutschen Reiche unabhängig sein sollten (Gerolds „Oesterr.-ung. Revue“, Graesers „Oesterr. Rundschau“) mißlangen und bewiesen damit schlagend die untrennbare Geistesgenossenschaft beider Reiche.

Bei dem Buchverlage beginnen wir mit S. Bensinger, der sich mit seinen illustrierten Ausgaben deutscher Klassiker (Lessing, Körner, Lenau, Heine) unleugbar große Verdienste erworben, wenn auch die Mittelmäßigkeit in den künstlerischen Leistungen stark vorherrscht. F. Bondy verfolgt ähnliche Ziele, jedoch mit mehr Geschmack und sicherlich auch Erfolg; Wilhelm Braumüller, ein Großmeister des deutschen Buchhandels, spricht mit seinem klangvollen Namen für sich selbst. Was dieses Thüringers verlegerisches Genie geschaffen, es ragt als Denkmal unvergänglicher Geistesarbeit auf dem Felde deutscher Wissenschaft und wird nie und nimmer vergehen — ein Braumüller ist der Stolz des österreichischen Buchhandels, trotzdem er eigentlich ein Sohn des deutschen Reiches ist. Carl Fromme hat einen ausgedehnten Kalender-Verlag; Gerlach & Schenk publizieren Kunstwerke, die in allen Kulturländern Anerkennung finden und ein glänzendes Zeugnis des Wiener Kunstlebens bilden. Carl Gerolds Sohn ist ausschließlich wissenschaftlicher Verlag gewesen, bis das Einwirken Hermann Manz', der als Teilhaber in die altberühmte Firma eintrat, einen merkbaren Zug in die Allgemeinheit brachte, der sich in vielen trefflichen Unternehmungen der Firma glänzend dokumentiert. Carl Graeser wirkt vorzüglich für Pädagogik und hat hierin bedeutende Erfolge zu verzeichnen; gleiche Anerkennung verdienen seine Bestrebungen um das Siebenbürger Sachsenvolk, denen er mehrere Publikationen gewidmet, sowie seine gemeinnützigen Broschüren zur Volksbildung. A. Hartlebens Verlag gehört zu den fleißigsten Firmen, die sich allgemeine Bildung und Popularisierung der Wissenschaften zur Aufgabe gemacht. Sie folgt hierin zumeist dem Zuge der Zeit, in deren richtiger Auffassung stets die Bürgschaft des Erfolges liegt. Bei der übermäßigen Produktion giebt es natürlich auch viel Spreu in dem Weizen, so müssen wir namentlich gewisse „Sensations-Broschüren“ entschieden perhorreszieren. —

Alfred Hölder bringt vorzügliche wissenschaftliche Werke, Schulbücher, populäre Reisewerke 2c. und hat namentlich mit dem Debit des im Verlage der K. K. Hof- und Staats-Druckerei erscheinenden großen nationalen Prachtwerkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" eine bedeutende und mit großem Erfolge gekrönte Arbeit übernommen. Eduard Hölzel hat großen geographischen, J. Klinkhardt & Co. pädagogischen und rechtswissenschaftlichen Verlag; Carl Konegen pflegt die poetische Litteratur; A. W. Künast Theatralia; Rudolf Lechner zumeist Lehrbücher; Manz (jetzt Klinkhardt & Co.) Juridica und Staatswissenschaften; Mayer & Co. katholische Litteratur; Moritz Perles Kalender, Bilderbücher, Prachtwerke; A. Pichlers Witwe & Sohn, der wackere Anwalt des deutschen Schulvereines, produziert Schulbücher und pädagogische Litteratur, die ausgesprochen deutschnationalen Charakter tragen; L. Rosner Belletristik und Theater; L. W. Seidel & Sohn treffliche Militär-Litteratur; Spielhagen & Schurich Technisches; Urban & Schwarzenberg medizinische Wissenschaften; R. von Waldheim Reiselitteratur, den deutschliberalen „Figaro", Kunstgewerbliches 2c. In Wiener Neustadt ist kein Verlag, doch drei entschieden deutschnationale Zeitungen.

Der oberösterreichische Verlag beschränkt sich auf Linz, wo F. J. Ebenhöch, M. Quirein u. a. ein wenig produzieren; nennenswert wäre noch E. Langhans in Ried (Zeitungsverlag) und J. Haas in Wels (populäre Litteratur).

In Salzburg war der 1887 leider durch andere Verhältnisse ruinierte Verlag von Heinrich Dieter bedeutend, der ziemlich viel und Gutes produziert. Heute sind noch Hermann Kerber (Prachtwerke), A. Pustet („Katholische Warte", Theologie 2c.) nennenswert, sämtliche natürlich von ausgesprochen deutschem Charakter. Die Salzburger Presse ist gleichfalls deutsch, jedoch durch konservative und liberale Partei in zwei sehr feindliche Lager getrennt.

In Schlesien kämpft die deutsche Presse gegen die weiter oben gekennzeichnete tschechische und polnische Agitation, dagegen blüht daselbst ein bedeutender, weit über die lokalen Grenzen hinaus bekannter Verlag, welchen in erster Linie Karl Prochaska in Teschen vertritt. Derselbe hat mit verschiedenen Pracht- und illustrierten Werken, seiner „Salonbibliothek", welche die ersten Autoren Deutschlands und Österreichs zu ihren Mitarbeitern zählt, durch seine Jugendschriften 2c. seine hohe geistige und technische Leistungsfähigkeit bewiesen, die den Wiener Markt weitaus überflügelt, den Leipziger und Stuttgarter ebenbürtig erreicht hat. Ihm zunächst ist E. Feitzinger in Teschen und Buchholz & Diebel (Pädagogik) und A. Strasilla in Troppau zu nennen.

In Steiermark ist vorerst Johann Rakusch („Deutsche Wacht") in Cilli, C. Zilg („Obersteirerblatt", ultradeutsches Blatt) in Bruck, sodann Graz mit seiner bedeutenden litterarischen Produktion. F. Goll hat lokale poetische Werke, Aug. Hesse die bekannten Werke Pratos, „Leykam", den von P. K. Rosegger in echt deutschem Geiste geleiteten „Heimgarten", dessen Dialektwerke, steiermärkische Poesie ꝛc., U. Moser konservative Litteratur, desgleichen die Verlagsanstalt „Styria". — In Graz blüht ein bedeutendes litterarisches Leben und reicht dasselbe weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Wir nennen von den daselbst lebenden Dichtern nur Hamerling, Leitner, Morre, Pichler, Rosegger u. v. a. Das Hauptorgan des Landes ist die im Verlage von „Leykam" erscheinende „Tagespost".

Tirol hat in seinem Verlage vornehmlich religiöse und Fremdenlitteratur, die eine durch den Charakter des Volkes, die andere durch den des Landes bedingt. Unberührt lebt das Deutschtum bis an das Pusterthal hinab — ein Schritt und wir stehen im italienischen Tirol, ohne eine gemischte Sprachgrenze — gleichwohl sind die italienischen Stämme treue Unterthanen Österreichs. Die Presse ist auch hier in klerikale und liberale Lager geteilt, denen sich noch ein dritter gefährlicher Genosse anreiht, die Organe, die unter dem Mantel der Religiosität Volksverdummung und Aberglauben befördern — die „Sendboten", „Francisci-Glöcklein" und ähnliche Produkte fanatischer Litteraten. An Verlegern haben wir hier C. Emmert in Arco, F. J. Gaßner, C. Rauch und Felician Rauch, die Vereinsbuchhandlung und die alte Wagnersche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck; Fridolin Plant und S. Pötzelberger in Meran u. a.

Wir sind nunmehr in Transleithanien, Ungarn und Nebenländer, wo der deutsche Verlag einst ausschließlich gedieh und blühte, das heute in seiner Presse den deutschen Teil zu dem bedeutenderen rechnen mußte und das heute noch eine Reihe hervorragender deutscher Verleger zählt. Von den Zeitungen erwähnen wir das vornehme Weltblatt „Pester Lloyd", das Organ der ungarischen Regierung, das „Neue Pester Journal", die „Preßburger", „Kaschauer", „Temesvarer Zeitung", lauter alte und bewährte deutsche Blätter. Deutsche Verleger finden wir in Budapest: L. Aigner, der namentlich Übersetzungen aus dem Ungarischen pflegt, H. Geibel, G. Grimm, der zwar deutsch geschriebene, aber dieser Sprache unwürdige „pikante" Litteratur publiziert, W. Lauffer und Gebrüder Révai; ferner F. Leitner in Güns; C. Romwalter in Oedenburg; G. Heckenasts Nachfolger in Preßburg, der in seinem Vorgänger einen der größten deutsch-österreichischen Buchhändler hatte, Gustav Heckenast,

der mit feinstem litterarischen Verständnis einen Stifter, einen Rosegger in die Litteratur eingeführt; C. Stampfel (Politica) gleichfalls in Preßburg. In Agram finden wir L. Hartmans Verlag und mit diesem können wir unseren Rundgang in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie beschließen.

Wir sind mit unserer Aufgabe zu Ende! Wir haben die Wege gezeigt, die der Buchhandel im Geiste seiner hehren Aufgabe zu wandeln berufen ist, wir haben gezeigt, welch enge, untrennbaren geistigen Bande die beiden deutschen Großmächte Europas — das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn — verknüpfen. In diesem Bunde liegt das ganze Heil der Zukunft! Was auch im Schoße der Zukunft verborgen sei, ob die Geißel des Krieges, die Palme des Friedens über unsern Häuptern schwebt: in allem sind wir fest und untrennbar vereint! Wir Deutschen dies- und jenseits des Böhmerwaldes und Riesengebirges wollen in segensreicher Arbeit des Friedens, in grausem Schrecken des Krieges immerdar nur sein und bleiben: eine einzige große Nation, ein einig Volk von Brüdern. — Das walte Gott!

Geschrieben zu Wien, der alten deutschen Kaiserstadt,
am Weihnachtsabend 1887.

Die Unentbehrlichkeit des Lieferungsmodus à condition.

Im vorigen Jahrgange der „Buchhändler-Akademie“ hat Herr Moriz Band einen Aufsatz veröffentlicht, der sich „Nur bar“ betitelt, und der nichts Geringeres als erstrebenswert hinstellt, als die gänzliche Abschaffung des Lieferungsmodus à condition. Diesem Aufsatze fügte der Herr Herausgeber die Bitte hinzu, es möchte sich an denselben ein Meinungsaustausch über die buchhändlerischen Kreditverhältnisse anschließen, und da dieser Bitte bisher nicht nachgekommen ist, so wollen wir mit den folgenden Zeilen den Reigen eröffnen.

Es thut uns nun sehr leid, unsere Erörterungen mit der Erklärung beginnen zu müssen, daß wir mit den Ansichten des Herrn Band im vollständigsten Gegensatze stehen. Es bedarf ja keiner Frage, daß der Buchhandel ungemein an Zeit, Personal, Arbeit sparen würde, wenn sich alle Lieferungen gegen bar ausführen ließen, daß namentlich das Verlagsgeschäft ungemein vereinfacht würde. Wir dürfen die Streitfrage, welche Verleger und Sortimenter gleichmäßig interessiert, jedoch nicht einseitig vom Standpunkte des ersteren betrachten; denn wenn, wie dies ja zutreffen mag, die in dem genannten Aufsatze geäußerten Ansichten vollständig richtig sind, soweit sie den Verlagshandel betreffen, so befindet sich der Herr Verfasser in seinen Ausführungen über den Sortimentshandel entschieden im Irrtum.

Zunächst ist es ganz falsch, daß ein Sortimenter ganz ohne Kapital reüssieren kann; es liegt in der Natur der Sache, daß er nicht so hohe Summen zu seiner Etablierung braucht, wie der Verleger; fängt er jedoch ohne Geld oder mit ungenügenden Mitteln an, so steht ihm mit positiver Sicherheit das Schicksal bevor, zu verkrachen; dafür legen die vielen Fallissements des Sortimentsbuchhandels das beredteste Zeugnis ab. Der so entschuldbare Trieb der Selbständigkeit, welcher sich in jedem Menschen mehr oder minder stark regt, führt alljährlich Hunderte dazu, sich als Sortimenter zu versuchen, ohne genügende Mittel zu besitzen. Sie quälen

und mühen sich vergeblich ab und müssen nach einiger Zeit wieder in das Joch der Dienstbarkeit zurückkehren.

Sodann verkennt der Herr Verfasser ganz und gar den ungeheuren Nutzen, der sich aus dem à conditions-Geschäfte ergiebt. Durch dieses und nur durch dieses allein ist der Verleger im stande, die Erzeugnisse seines Verlages in kurzer Zeit dem Gesamtbuchhandel zugänglich zu machen, so daß sich der Münchener ebenso gut wie der Bewohner eines ostpreußischen Städtchens dieselben vorlegen lassen kann; und der Schreiber dieses weiß genau, daß das Publikum nicht nach Titeln bestellt, sondern den ganz gerechtfertigten Wunsch hat, zu sehen, ehe es bestellt und kauft. Schwerlich wird sich aber der Sortimenter entschließen, die Novitäten gleich fest fürs Lager zu bestellen. Wie soll er wissen, ob sie nicht Schund sind? Die Mehrzahl der Sortimenter würde daher durch den ausschließlichen Lieferungsmodus gegen bar sich um den Vertrieb von Novitäten überhaupt nicht bemühen, sondern sich auf den Verkauf der anerkannten älteren Erscheinungen beschränken, so daß der Verleger mit seinen Novitäten auf dem Trocknen säße.

Es klingt ja allerdings sehr verlockend, dieses „Nur bar"; ist es doch identisch mit einer Revolution des Buchhandels: Remission, Ostermesse, Ansichtssendungen, das alles fiele fort, und ein Leben ohne diese Plagen mag manchem Buchhändler als ein idyllisches erscheinen. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß überall im Menschendasein sich zum Lichte auch der Schatten gesellt, und wir können uns damit trösten, daß in unserem Falle das erstere den letzteren bei weitem überwiegt. Man darf nur nicht einseitig immer die Mängel hervorheben. Die meisten Verleger werden mir zugestehen, daß das Konditions-Geschäft, wenn es das Einlaufen der Bar-Ausgaben auch oft sehr weit hinausschiebt, doch auch eine sehr ersprießliche, von Erfolg gekrönte Manipulation ist. Gute Werke, die wirklich eine Lücke in der Litteratur ausfüllen, werden nur in seltenen Fällen zu Krebsen en masse; schlechte hingegen verdienen kein besseres Schicksal. Die Überproduktion auf litterarischem Gebiete, die auch wir tief beklagen, würde übrigens auch durch das Bargeschäft nicht beseitigt werden; sie steht mit dem Versenden à condition in gar keinem Zusammenhange, wurzelt vielmehr in der unserer Zeit eigentümlichen Sucht, unter allen Umständen in möglichst kurzer Zeit reich zu werden.

Ein Abbild der à condition-Sendungen sind die Ansichtssendungen. Die Klagen über die durch die letzteren entstehenden Plackereien und die sich aus ihnen ergebenden Rechtsunsicherheiten füllen die Spalten unserer Fachblätter so sehr, daß wir nicht nötig haben, näher darauf einzugehen.

Wer wird aber das Kind gleich mit dem Bade ausschütten! Man muß nur recht geschickt und mit Nachdenken die Novitäten bestellen und das Versenden derselben nicht ungenügenden Kräften überlassen; dann lassen sich schon recht schöne Erfolge erzielen, und wenn die Sache wirklich so arg wäre mit den bösen, renitenten Kunden, dann würden nicht so viele Hunderte von Sortimentern im weiten deutschen Reiche zur Ansicht versenden.

Der Herr Verfasser hat ganz recht, wenn er sagt, daß das Konditionsgeschäft in keinem Handelskreise ein Analogon findet; ist das denn aber nötig? Findet der Ladenpreis, der Verkehr über Leipzig, das buchhändlerische Kommissionsgeschäft ein Analogon? Keineswegs; und doch sind dies alles Punkte, die mit dem lieben deutschen Buchhandel so innig verwachsen sind, daß dieser fast mit ihnen steht und fällt. Geben wir alle diese Eigentümlichkeiten auf, was wir für gar nicht realisierbar halten, so sind all die kleinen Verleger und Sortimenter vernichtet, wir stehen vor einer Zentralisation des Buchhandels und haben Zustände wie die französischen.

Herr Band hat vollständig recht, wenn er sagt, der Verleger begiebt sich bei den herrschenden Verhältnissen des Buchhandels seines Hab und Gut auf ein, ja selbst zwei Jahre, wenn er à condition liefert; damit ist aber nicht bewiesen, daß dieser Lieferungsmodus abgeschafft werden muß, sondern nur, daß der Verleger über genügende Mittel verfügen muß, damit er eben die Erfolge erst in der Zukunft suchen kann. Leute, die von der Hand in den Mund leben wollen, dürfen eben nicht Bücher verlegen. Die Behauptung, der Sortimenter besitzt außer dem Rabatt noch den Zinsengenuß aus dem Konditionsgut, daß er erst zur Ostermesse zu bezahlen braucht, ist freilich eine richtige, und dies ist ein Punkt, wo Reformen gewiß am Platze sind; der Verleger würde schon viel gewinnen, wenn im Gesamtbuchhandel zweimal jährlich abgerechnet würde, wie dies z. B. der Berliner Buchhandel thut (am 15. Februar und 15. August, remittiert wird jedoch nur an dem ersteren Termine).

Wir sind demgemäß der Ansicht, daß die herrschenden Kreditverhältnisse gar nicht so ungesunde sind, wie sie dem Kaufmanne erscheinen; daß sie von dem Konditionsgeschäfte gar nicht zu trennen sind und, da sie aus der Natur desselben hervorgehen, daß von diesem der Buchhandel nicht abgehen darf und kann. Das Bild, welches uns Herr Band in seinem sehr interessanten Aufsatze liefert, ist ein sehr verlockendes und glänzendes; seine Realisierung ist jedoch undenkbar. „Nur bar" ist für den Buchhandel ein ebenso unerreichbares Ideal, wie der ewige Friede für die Menschheit; beides wäre sehr schön, aber es liegt nur in der Idee. **R. G.**

Einiges zur Kontinuationslisten-Führung.

Wie häufig und in fast allen Geschäften hört man Klagen über die vielen und meistens in großer Hast und Eile zu erledigenden Arbeiten, die das ewige Ausschreiben der Journale mit sich bringen; es wären deshalb einige Worte, wie diesem Übelstande abzuhelfen sei, wohl am Platze.

Vielerseits ist man so weit gekommen, eine Verwendung für Journale für vollkommen zwecklos zu halten und diese angesichts der vielen Arbeit zu unterlassen; die dazu anzustellende Arbeitskraft, die hohen Frachtsätze ꝛc. heben nach Meinung derer den Verdienst fast vollkommen auf und sie betrachten es als eine Gnade, wenn sie jemandem eine Zeitschrift liefern und gar noch ins Haus bringen. Aber, die Sache von der richtigen Seite betrachtet, ist grade eine gute Kontinuation, sei es an Zeitschriften, sei es an Lieferungswerken stets die Grundlage eines soliden Geschäftes. Nehmen wir beispielsweise eine neu zu gründende Firma an, der Laden wird selbstredend bei Eröffnung nicht gleich überfüllt von einem kauflustigen Publikum sein, wie wohlthuend ist es da, wenn der junge Anfänger schon vorher vielleicht durch einen anständigen Reisenden, deren es doch genug in jeder Stadt giebt, sich einige Abonnenten verschafft hat; es macht ihm Freude, diese als Kunden in seine Geschäftsbücher eintragen zu können und wenn auch die Abonnenten nicht gleich kommen und Bücher außerdem kaufen, so ist doch ein Grundstein gelegt und das Bekanntwerden der Firma, was besonders in größeren Städten mit großen Unkosten verknüpft ist, ist jetzt nicht mehr so schwierig, denn schon prangen die Blätter in manchem Hause, der Firmastempel, Prospekte und allerdings, was die Hauptsache ist, eine prompte Lieferung sorgt für das Weitere. Doch nun die Frage, wenn sich die Kontinuationen vergrößern, wie ist der vielen Arbeit abzuhelfen? Um nicht den Vorwurf zu erhalten, daß in einem kleinen Geschäfte sich schon alles leicht erledigen läßt, gehen wir nunmehr zu einem größeren über und nehmen eine beliebige Anzahl, vielleicht 300 Gartenlaube, 200 Modenwelt, 100 Land und Meer ꝛc. als Abonnenten an. Allerdings kann einem bei diesen Zahlen der Kopf warm werden, wenn einer so zweitausend Zeitungen in 1—2 Stunden auslegen soll, auf dieses und jenes achten muß und

nicht einen Namen vergessen darf, um sich nicht gleich doppelte Arbeit zu machen. In jedem Geschäfte ist es wohl Sitte, daß, nachdem diese Arbeit gethan ist, die Austräger die verschiedenen Journale den Straßen nach zu verteilen haben und jeder derselben ganz genau seine Touren, die sich wöchentlich wiederholen, zu machen hat, hierdurch werden wir nun schon auf die Vereinfachung des jedesmaligen Ausschreibens geleitet. Wir legen nämlich für jede Tour, von denen in jeder Stadt mehr oder weniger sind, ein kleines Buch an und hierin wird jeder Abonnent genau mit Namen und Straße vermerkt; bei Anlegung desselben achte man möglichst für die Bequemlichkeit der Austräger ein wenig darauf, daß die verschiedenen Straßen zusammenkommen und hinter jeder ein Raum für weitere Nachtragungen gelassen wird; unbedingt nötig ist diese Vorsicht nicht einmal, da leicht am Ende des Buches ein Straßenregister angelegt werden kann und auch auf diese Weise eine sehr gute und genaue Übersicht geschaffen ist. Nachdem dies geschehen, kommen wir schon an das Ende der ganzen Arbeit, indem nämlich noch ein Journal-Register ebenfalls im Buche selbst angelegt wird und zwar in der Weise, daß wir die zusammengehörigen Journale, wie Modenwelt, Gartenlaube ꝛc. addieren und nun die Summe der in dem Buche befindlichen in dieses Register eintragen; kommt ein neuer Abonnent hinzu, wird er frisch eingetragen und die Anzahl ebenfalls rasch geändert.

Ist nun der Ballen glücklich in unseren Besitz gelangt, brauchen nicht mehr so und so viel Leute darüber herzufallen und mit Bleistift die verschiedenen Journale zu verunzieren; das Buch wird einfach vorgenommen, jeder bekommt nach dem Register seine Anzahl Journale und binnen einer halben Stunde ist sicherlich eine noch so große Kontinuation erledigt. Abgesehen von der Arbeitserleichterung ist auch dieser Modus ein viel exakterer, Irrtümer können bei richtiger Führung der Bücher durchaus nicht vorkommen, und schließlich der Vorteil, daß ein eventueller Wechsel der Austräger keine Unregelmäßigkeit mehr mit sich bringt. Der neue bekommt sein Buch und ohne jemanden zu fragen, kann er sich leicht zurecht finden und braucht nicht erst mehrere Wochen, bevor er seinen Vorgänger in jeder Hinsicht ersetzt. Die erste Anlegung der Bücher mag allerdings eine Tagesarbeit in Anspruch nehmen, alsdann aber können Jahre vergehen, ehe solche einmal durch neue ersetzt werden müssen, da einfach beim Quartalwechsel die Änderungen neben den Kontinuationslisten auch in diese Bücher getragen werden. Bei kleineren Journalen, das heißt solchen, von denen vielleicht 1—2 Exemplare gebraucht werden, ist es allerdings ebenso einfach, diese zu überschreiben, als in die Bücher einzutragen, doch wenn einmal letztere existieren, trägt man auch diese

am besten der Einfachheit halber in die sogenannten Touren-Bücher ein. Betrachten wir die vorgeschlagene Bucheinführung genauer, so werden die geehrten Leser zugeben, daß diese Methode sich recht wohl in jedem Geschäfte einführen läßt und noch nicht einmal die Hälfte der Zeit in Anspruch nimmt, welche noch jetzt in tausenden von Geschäften mit dem Expedieren der wöchentlich erscheinenden Zeitschriften verschwendet wird. Schon jahrelang hat Schreiber dieses den Anfang damit gemacht und allwöchentlich macht es ihm wieder Freude, einfach den Austrägern die geforderte Anzahl der benötigten Journale auszuhändigen und binnen einer halben Stunde dieselben mit einem großen Stoße unter dem Arm davonlaufen zu sehen. Die Reklamationen, die bei dem Ausschreiben leider oft genug vorkamen, blieben allmählich ganz aus; wie sollte eine solche auch möglich sein, wenn der Ausläufer seine richtige Anzahl bekommt und nicht eher ruhen darf, bis die letzte Nummer fort ist.

Der Zweck dieser Zeilen wäre erreicht, wenn ich diesem oder jenem der Herren Kollegen, die vielleicht schon öfter über eine Vereinfachung speziell dieser Arbeit nachgesonnen haben, einen kleinen Wink zur praktischen Durchführung gegeben hätte; es existiert neben dem Ausschreiben noch so manche Methode, von der die eine teils praktischer, teils unpraktischer ist, doch glaube ich kaum, daß die vorgeschlagene Bucheinführung schon in vielen Geschäften vertreten ist. Viele habe ich gefunden, die sich derselben mit Freuden annahmen und auch nach kurzem Bestehen den vollen Vorteil derselben einsahen. Der Verleger würde auch sicherlich recht froh gestimmt werden, wenn die bisher nicht thätigen Sortimenter, abgeschreckt durch die augenscheinlich viele Arbeit, nunmehr ordentlich auch den Zeitschriften ihre volle Verwendung angedeihen ließen. Manch schönes Unternehmen existiert, was leider nicht immer von den Sortimentern mit der nötigen Sorgfalt beachtet wird, und gerade diese sind unter den Zeitschriften zu suchen. Also nochmals schlage ich den Herren Sortimentern vor, sich des angegebenen Modus zu bedienen und glaube sicher, daß niemand bereuen wird, sich der Arbeit des Bücher-Anlegens unterzogen zu haben.

R. G.

Eine Neuerung im Gebiete der Illustrationskunst.

Zu den vielen bereits seit längerer Zeit existierenden Verfahren zur Herstellung phototypischer — d. h. mittels Photographie angefertigter — Buchdruckplatten hat sich seit kurzem ein neues gesellt, welches den früheren gegenüber manche Vorteile aufweist. Es ist dies das von Prof. J. Husnik in Prag erfundene, patentierte und „Leimtypie“ genannte Verfahren.

Den etwas sonderbar klingenden Namen hat das Verfahren erhalten, weil die Druckfläche nicht aus Metall oder Holz, sondern aus einer Chromleimschicht besteht. Dasselbe ist bekanntlich auch bei den Lichtdruckplatten der Fall, auch ist deren Herstellung eine ähnliche, so daß man wohl sagen kann, daß durch das Husnikſche Verfahren das Problem, die Lichtdruckplatten für die Buchdruckpresse dienstbar zu machen, seine Lösung gefunden hat. Über die Herstellungsweise dieser Klischees — die also nicht durch Ätzung, sondern durch Entwickelung hergestellt werden — entnehmen wir der Patentschrift folgendes: „Zweck meiner Erfindung ist die Herstellung von haltbaren Leimreliefs von genügender Tiefe und von äußerst exakter Wiedergabe des Originals, insbesondere für den Buchdruck.

Diesen Zweck erreiche ich durch Entwickelung der Chromatleimschichten mit gesättigter Lösung von doppeltchromsauren Salzen, und zwar von vorn, d. h. von der belichteten Seite, sowie durch Auswischen oder Reiben mit kalter Flüssigkeit und nochmalige Belichtung und Härtung des Reliefs auf seiner Oberfläche und auf den Seitenwänden und endlich durch eine zweite Entwickelung desselben.

Zum Entwickeln verwende ich eine gesättigte Lösung von doppeltchromsauren Salzen, wodurch eine neue, noch unbekannte Eigenschaft der Chromsalze zur Anwendung gelangt. Diese Salze haben gegenüber den Säuren den Vorteil, daß sie nicht allein, wie diese, alle unbelichtete Gelatine beim Entwickeln auflösen, sondern die bereits belichteten Teile des Bildes auf der zu entwickelnden Kopie noch mehr härten, indem der vom Licht empfangene Eindruck sich durch Kontakt mit obiger Chromsalzlösung noch mehr verstärkt. Auf diese Art läßt sich das Relief länger entwickeln und wird tiefer, was eben zu erzielen war.

Eine weitere Neuerung besteht in der Art der zweiten Entwickelung. Ich unterbreche die erste Entwickelung, bevor noch die feinen Teile beschädigt worden sind, lasse trocknen, decke die weißen Stellen (den Untergrund) mit in Terpentinöl verdünnter Buchdruckerschwärze mit Hilfe eines feinen Pinsels ganz nahe bis zur Zeichnung zu und setze dann das ganze Relief noch einmal dem Licht aus.

Weil nun das Relief bei der ersten Entwickelung viel Chromsalz aufgenommen hat, ist es sehr lichtempfindlich und härtet sich nicht allein auf der Oberfläche, sondern auch auf den Seitenwänden der Striche. Nach Entfernung der schwarzen Farbe kann daher neuerdings bis zu beliebiger Tiefe entwickelt werden, besonders wenn größere Weißen zuvor mit scharfem Messer ausgeschnitten wurden.

Digitized by Google

Die nach dem neuen Verfahren hergestellten Leimreliefs können durch keine der bisher bekannten Methoden erzielt werden, und es ist meine Methode vollständig fähig, dem Kunstdruck ein neues wichtiges Mittel in die Hand zu geben, welches bisher zwar sehr benötigt und gewünscht war, nie aber in praktisch brauchbarer Weise erzielt worden ist."

Die Druckplatten, auf denen das Bild ebenso zart aufliegt wie auf den autotypischen Zinkklischees, sind höchstens $^1/_2$ mm. dick; sie sind aber auf einer Zinkunterlage befestigt, die ihrerseits wieder auf Holz montiert ist und halten mindestens 10000 Abdrücke aus. Nur müssen sie gut gegen Nässe und direkte Wärme geschützt werden.

Durch ein Nachtrag-Patent hat sich der Erfinder eine Methode schützen lassen, welche die der „Leimtypie" bisher noch anhaftenden Mängel, wie ungenügende Befestigung der Chromleimschicht, sowie zu große Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse u. s. w. beseitigen und die Herstellung einer bedeutend größeren Anzahl von Abdrücken — bis zu 100 000 von einem Klischee — zulassen soll. Diese Methode besteht im wesentlichen in der Verbindung der Chromleimschicht mit der Zinkplatte durch eine Zwischenlage von Guttapercha.

Der Hauptvorzug der „Leimtypie" besteht offenbar in der Schnelligkeit und Billigkeit des Verfahrens; allerdings zwei Faktoren, welche in unserer surrogatreichen Zeit ein Wort mit zu reden haben!

H. Schnauß.

Die neueste Litteratur für Buchhändler.

Von

J. Braun.

V.*)

In meinem zweiten Berichte über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der buchhändlerischen Litteratur habe ich s. Z. den ersten Band der „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst von Antonius von der Linde"**) angeführt und den Inhalt desselben etwas näher gekennzeichnet. Inzwischen ist nun dieses Nationalwerk durch Herausgabe des zweiten und dritten Bandes vollständig geworden, weshalb es mir nun noch erübrigt, auch über diese beiden Bände hier, wenn auch in einer zu dem Umfange des Werkes in keinem Verhältnis stehenden Kürze, einen Bericht zu erstatten. Ich sage ausdrücklich Bericht, denn Besprechung würde schon eine Anmaßung sein, da zu einer Beurteilung eines derartigen Riesenwerkes mindestens ein dem des Verfassers ebenbürtiges Wissen und die gleich hohe Fachbildung nötig, womöglich aber noch tiefer gehendere Quellenstudien erforderlich wären. Es vermag also hier nur ein kurzes Referat über die beiden Schlußbände der Arbeit v. d. Lindes gegeben zu werden.

Bei Erwähnung des ersten Bandes habe ich damals den Inhalt der einzelnen Kapitel der Reihe nach aufgeführt, woran ich jetzt wieder anknüpfe, und, bevor ich auf das vorliegende ganze Werk näher eingehe, somit die Überschriften der verschiedenen Rubriken hier namhaft mache. Der zweite Band beginnt mit dem achten Buche „Die zwei Naturen in Laurentio Kostero", das in sechs Abteilungen zerfällt, deren Titel lauten: „Aus der wirtsstube in das rathaus 1654" — „Hülfe aus England 1664" — „Hülfe aus Frankreich und Italien 1679 und 1461" — „Seiz-Enschedé 1739—1768 (nicht 1740)" — „Der dynastische küster 1765" — „Eine entscheidende preisfrage 1808—16". Das neunte, „Das Martyrium des Juniusevangeliums" benannte Buch ist in sechzehn Paragraphen eingeteilt, die folgenderweise betitelt sind: „Laurens Janszoon Coster 1440" — „Zurückforderung der erfindung" — „Costers spaziergänge" — „Thomas Pieterszoon" — „Der spiegel der seligkeit" — „Die metalltypen" — „Thomas Gerritszoons weingeschirr" — „Der erste zulauf" — „Der mainzer dieb" — „Die decembernacht 1441" — „Ueber Amsterdam und Köln" — „Mainz 1442" — „Glaubwürdige greise" — „Cornelis" — „Talesius" — „Die reine wahrheit". — Ähnliche, und zum Teil ebenso gesuchte, rätselhafte Kapitelüberschriften weist das zehnte und elfte Buch auf, die sich mit den „Kostermonumenten" und dem „Einsturz der Kosterkirche 1870" befassen. Der dritte Abschnitt,

*) I. s. Bd. III. S. 603, II. s. Bd. IV. S. 59, III. S. 253, IV. S. 345.

**) Berlin 1886, Verlag von A. Asher & Co. Preis cplt. 90 Mk.

der von der „Erfindung der Typographie zu Mainz" handelt und unzweifelhaft der interessanteste des ganzen Werkes ist, umfaßt das zwölfte bis vierzehnte Buch: „Die Typographie nach ihrem Wesen und den ältesten Zeugnissen 1450—1500" — „Der Goldschmied Johann Gutenberg von Mainz zu Straßburg 1434—1445" — „Der Erfinder Johann Gutenberg zu Mainz 1448—1468". — Die einzelnen Kapitel dieser drei Bücher sind überschrieben: „Technik der typographie" — „Die typographie eine deutsche erfindung" — „Die typographie in Mainz erfunden" — „Gutenberg erfinder der typographie" — „Henne Gensfleisch genannt Gutenberg" — „Gerichtsprotokolle des großen rats zu Straßburg 1439" — „Die straßburger gerichtsverhandlung" — „Gutenberg als bürge und schuldner 1441 und 1442" — „Gutenbergs kunsthandwerke" — „Gutenbergs rückkehr nach Mainz" — „Gutenbergs bibeldruck 1450" — „Der cyprische ablaßhandel 1452—1455" — „Der mainzer prozeß wider Gutenberg 1454—55" — „Die zweiundvierzigzeilige bibel um 1453—56" — „Gutenbergs letzte arbeiten 1457—61" — „Gutenbergs lebensabend 1465—68" — „Epilog". Es würde den Leser zu sehr ermüden, wollte ich auch noch die Benennungen der vielen Unterabteilungen hier aufführen, was wohl unterbleiben kann, da ja das Vorstehende schon genügt, um sich einen Begriff zu machen, von der Behandlung und Einteilung des eminent umfangreichen, hier zusammengetragenen Materials. An Beilagen enthält das Werk noch folgende: „Gutenberg 1453" — „Eyn manung der christenheit widder die durken" — „Institutio fraternitatis ecclesiae S. Victoris" — „Die gesellschaft der eigenmächtigen brüder 1443" — „Bericht des erzbischofs Adolf vom 30. Oktober 1462" — „Bestallungsurkunde 1465". Hieran schließen sich dann noch „Verbesserungen und ergänzungen" sowie vier verschiedene Register, nämlich ein solches der Illustrationen, der Litteratur, ein mythologisches und schließlich ein alphabetisches Register.

Es ist nicht zu leugnen, daß der gelehrte Verfasser in diesem seinem Resultat einer vierjährigen Riesenarbeit ein ganz gewaltiges, umfangreiches und vielseitiges Material zur Erledigung gebracht hat, daß er dadurch uns Deutschen den Ruhm, die bedeutendste, folgenreichste Erfindung aller Zeiten hervorgebracht zu haben, aufs neue gesichert hat, daß er dem Erfinder Gutenberg ein Denkmal gesetzt hat, daß ungleich erhabener als die verschiedenen Standbilder aus Erz und Stein ist — alles dies muß freudig bekannt werden und sichert ihm den wahren Dank der deutschen Gelehrten, Buchdrucker und Buchhändler, ja der ganzen deutschen Nation! Schon bei der Berichterstattung über den ersten Band habe ich diese Pflicht des Dankes erwähnt, aber auch der Tadel, der dabei ausgesprochen wurde, muß jetzt, nachdem das Werk abgeschlossen vorliegt, leider in erhöhtem Maße wiederholt werden.

Abgesehen von der schon früher verurteilten Orthographie, die einem deutschen Monumentalwerke nicht zur Ehre gereicht (s. B. A. IV. Bd. S. 62), ist es besonders die ebenfalls schon erwähnte Unhöflichkeit, die rücksichtsloseste Form, die häufig allzu derbe Sprache, die in einem derartigen wissenschaftlichen Werke geradezu „verblüffen" muß, wie Theodor Goebel in Stuttgart mit Recht in seiner Abhandlung über v. d. Lindes Werk in dem „Journal für Buchdruckerkunst" (Jahrg. 1887 Nr. 19—31) sagt. Alle Hochachtung vor dem Forschereifer des Verfassers — die hier geführte Sprache aber ist eine allzu kräftige, die auch durch den heiligen Eifer für die Sache nicht entschuldigt werden kann. Wenn der Verfasser in seinem Vorwort sagte, daß er „bei seinen Lesern nicht viel mehr voraussetzt, als die Kenntnis der deutschen Sprache", so muß man diese Voraussetzung als eine nicht hinreichende nennen. Selbst derjenige, welcher sich schon eingehender mit der Geschichte der Druckkunst befaßt hat,

wird gewaltige Anstrengungen machen müssen, um die Unzahl von wuchtigen Beweisen, Gegenbeweisen und Schlüssen zu verstehen. Und wer das Riesenwerk genau studiert hat, wie ich dies in fünf Monaten gethan habe, der wird zugeben, daß zu dessen richtigem Verständnisse schon ganz gediegene Vorkenntnisse erforderlich sind, und daß das Werk nicht Anspruch darauf machen kann, eine chronologische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst zu sein. Wer glaubt, in dem Buche Auskunft holen zu können, in welcher Weise, in welcher Zeit, in welchen Orten und durch wen die Druckkunst zur Zeit Gutenbergs verbreitet wurde, der irrt sich gewaltig. Über die Hälfte des Inhalts der drei Bände befaßt sich mit dem Kostermythus (auf 501 von 942 Seiten), 171 Seiten entfallen auf die Widerlegung der unhistorischen Ansprüche in Mainz, Straßburg und Feltre, und nur der Rest von 270 Seiten verbleibt für die Geschichte der Erfindung durch Gutenberg. Vergleiche ich desselben Verfassers frühere Werke, die „Costerlegende“ und „Gutenberg“ mit seinem neuesten, so will es mir scheinen, als sei das letztere nichts weiter, wie eine Verschmelzung der beiden ersteren, die nun in allerdings sehr „verbesserter und vermehrter“ Auflage erschienen ist. Mit Recht schreibt M. Ilgenstein in der „Deutschen illustrierten Zeitung“ (III. Jahrg. Nr. 55): „Man publiziert heute mit ungeheuren Kosten und ministerieller Unterstützung ein großes, dreibändiges Prachtwerk, das sozusagen des Autors nunmehr dritte Emolumentierung ein und derselben von ihm (wie von hundert anderen vorher) bereits totgehetzten Frage ist.“

Auch über das äußere Gewand des Riesenwerkes mögen noch einige Worte Platz finden.

So schön, weiß und kräftig das verwendete Papier ist, das den elegantesten Eindruck macht, so unvollkommen ist die technische Herstellung gelungen, die vor dem Richterstuhle der Typographie nicht die geringste Gnade finden wird. (Man vergleiche hierüber: „Journal für Buchdruckerkunst“ 1887 Nr. 31.) Hinzu tritt außerdem noch eine beschämend lange Liste von Druckfehlern, die aber noch nicht einmal erschöpfend ist. Auch der vom Verleger angesetzte Preis von 90 Mk. ist ein viel zu hoher, die Verbreitung des Werkes beinahe gänzlich verhindernder, der um so mehr befremden muß, wenn man weiß, daß der preußische Staat zur Drucklegung des Werkes den sehr ansehnlichen Zuschuß von 10000 M. geleistet hat. Ein wahres Glück ist es noch, daß sich kürzlich das Kultusministerium in Berlin veranlaßt gesehen hat, sämtlichen Staatsbibliotheken je ein Exemplar zum Geschenk zu machen, denn der Preis schließt eine Anschaffung von seiten Privater bei uns in Deutschland fast gänzlich aus, und so ist wenigstens auf diesem Wege dem Volke eines seiner Ehrenbücher zugängig gemacht worden.

Ist nun auch so mancherlei an der Art und Weise der Behandlung des Stoffes auszusetzen, muß auch die Schreibweise des Verfassers verworfen werden, kann auch der Herstellung des Werkes kein Lob gezollt werden — so viel aber steht deshalb doch fest, daß das Erscheinen dieses Werkes ein Ereignis für die ganze litterarische Welt ist, und daß sich der Verfasser der Lösung einer Aufgabe unterzogen hat, die nur ihm allein möglich war! —

Wenn ich meine Aufsätze über die buchhändlerischen Erscheinungen „Die neueste Litteratur für Buchhändler“ betitelt habe, so geschah dies natürlich in der Absicht, nicht nur über Bücher, welche für den Buchhändler ausschließlich bestimmt sind, sondern auch über solche, die zwar allgemeinen Inhalts, doch auch das Interesse der Fachgenossen in erhöhterem Maße beanspruchen können, hier Bericht zu erstatten. Von diesen, wie von jenen, liegen nun wieder einige Neuigkeiten vor.

Zunächst sei erwähnt, daß jetzt „Herders Briefwechsel mit Nicolai. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann"*) als vollständige Sammlung gedruckt ist. Einzelne Teile davon hatten schon früher in verschiedenen Werken Aufnahme gefunden. Herders Sohn veröffentlichte im Jahre 1846 im „Lebensbild" seines Vaters unter anderem auch dessen Korrespondenz bis zum Jahre 1771, der sich dann die von H. Düntzer in den Jahren 1856—62 herausgegebenen Briefsammlungen „Aus Herders Nachlaß" und „Von und an Herder" anschlossen, aber durch Weglassungen und irrtümliche Auffassungen ist darin der Briefwechsel Nicolai-Herder sehr schlecht weggekommen. Der neue Abdruck ist nach den Originalbriefen erfolgt, so daß nun der ursprüngliche Briefwechsel in seiner ganzen Vollständigkeit vor uns liegt. Es ist ein äußerst interessantes und ebenso wertvolles als lehrreiches Buch, gewährt es uns doch tiefe Einblicke in die Werdezeit unserer klassischen Litteratur und nicht minder in den Gedankenaustausch zwischen einem berühmten Dichter und einem bedeutenden Buchhändler.

Ein anderes Werk, das uns gleichfalls mit dem Verhältnis eines hervorragenden Mannes zu seinem Verleger bekannt macht, das aber als Handschrift gedruckt, nicht in den Handel gekommen ist, hat vor einiger Zeit Herr Carl Geibel in Leipzig den Freunden seiner rühmlichst bekannten Firma zum Geschenk gemacht. Es ist dies ein sich schon in seiner Ausstattung als ein eines großen Toten würdiges Denkmal sich repräsentierender Band, betitelt: „Aus den Briefen Leopold von Rankes an seinen Verleger."**) „Aus diesen Briefen", sagt Herr Geibel in der Vorbemerkung, „tritt Rankes Anschauungs- und Gefühlsweise so unmittelbar entgegen, sie sind so sehr ein Spiegel seiner ganzen Persönlichkeit, daß der Wunsch rege wurde, deren Kenntnis auch der Familie und den Freunden des Schreibers wie des Empfängers zu vermitteln." Ranke befand sich bei Beginn dieses Briefwechsels bereits im einundsiebzigsten Lebensjahre, während Herr Geibel damals erst vierundzwanzig Jahre zählte. Aus den 216 mitgeteilten Briefen ersehen wir, daß das Haupt deutscher Geschichtsforschung nicht am Gedeihen des Geschäftes allein, sondern auch an dem persönlichen Ergehen seines jungen Verlegers lebendigen Anteil nahm.

Ein eigenartiges Büchlein ist der kürzlich erschienene „Abriß der deutschen Litteraturgeschichte zum praktischen Gebrauche für Buchhändler. Von L. Aub."***) Um in seinem Berufe etwas Tüchtiges leisten und seine Pflicht ganz erfüllen zu können, muß der Buchhändler selbstverständlich in erster Linie die Litteratur seines Vaterlandes kennen. Vermag nun auch obiges Werkchen eine Litteraturgeschichte nicht zu ersetzen, was auch nicht in der Absicht des Verfassers lag, so kann es doch dem Jünger des Buchhandels als erster Leitfaden dienen, und wird gewiß auch Vielen die Anregung zum eingehenderen Studium einer größeren Litteraturgeschichte geben. Als Anhang bringt das Buch ein „nach den Schlagwörtern (Titeln) alphabetisch geordnetes Verzeichnis von Hauptwerken der deutschen und fremden Litteraturen", das von F. H. Klein bearbeitet ist. Dasselbe erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, scheint aber immerhin mit vieler Sorgfalt zusammengestellt zu sein, weshalb es sich zum praktischen Gebrauch gewiß sehr gut eignet, besonders auch deshalb, weil es im Verhältnis zu dem früher an dieser Stelle schon erwähnten Titelverzeichnis von Reher, das jetzt übrigens auch vollständig vorliegt,

*) Berlin 1887. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. Preis 3 Mk. ord.

**) Leipzig, Duncker & Humblot.

***) Leipzig-Reudnitz, Verlag von Carl Rühle. Preis 1 Mk.

nicht so vielen überflüssigen Ballast wie dieses enthält. Bei einer etwa nötig werdenden zweiten Auflage müßten aber auch verschiedene fehlende Titel nachgetragen, und Druckfehler, wie „Ardiephello" statt „Ardinghello" ausgemerzt werden.

Im gleichen Verlag, wie das vorstehend genannte Buch ist soeben ein anderes Werkchen erschienen, desses Titel lautet: „Der Kolportagehandel. Praktische Winke für die Einrichtung und den Betrieb der Kolportage in Sortimentsgeschäften. Von Friedrich Streißler."*) Es ist eine unanfechtbare Thatsache, daß, wie die Kolportage überhaupt für viele unserer bedeutendsten Verleger und deren Verlagsartikel geradezu unentbehrlich ist, eine solide Kolportage den Sortimentsgeschäften einen ungleich höheren Gewinn einbringt, als das zeitraubende und im Verhältnis zu der bedingten Mühewaltung nur wenig und selten nutzbringende Ansichtsversenden. Aus diesem Grunde werden gewiß auch sehr viele Sortimenter ein Buch mit Freude begrüßen, das bestimmt ist, sie mit den hier einzuschlagenden Wegen bekannt zu machen. Das Büchlein wird wohl auch manchem die gegen die Kolportage gehegten Vorurteile nehmen, wenn auch andererseits die gegebenen praktischen Winke nur sehr dürftig sind, so daß gewiß nur wenige Sortimenter auf Grund dieses Büchleins die Kolportage einzuführen sich veranlaßt sehen werden. Die Ausführungen über das Anlegen von Abonnentenlisten, über Instandhaltung des Lagers, über Sammelmaterial und den Druckschriftenhandel, sowie auch die Beigabe von den gesetzlichen Bestimmungen, die hier in Betracht kommen, und endlich das am Schluß angefügte Verzeichnis von zur Kolportage geeigneten Werken, können einiges Lob beanspruchen.

Etwas allzulange Titel scheint Herr Hans Blumenthal in Iglau zu lieben, der seit einiger Zeit den „Selbstverlag buchhändlerischer Fachlitteratur" kultiviert. Dabei scheint dieser Herr das bekannte Sprichwort, daß Bescheidenheit eine Zierde sei, nicht zu kennen, denn wie würde er es sonst wagen, seine eigenen Schriften „sensationelle Novitäten" zu nennen. Innerhalb kurzer Zeit sind von ihm und bei ihm erschienen: „Die wichtigsten Arbeiten des Sortimenters. Ein Handbuch für Buchhandlungs-Gehilfen, namentlich für jene, welche erst die Lehre verlassen, in kurzen Abrissen nach praktischen und langjährigen Erfahrungen, den modernsten Anforderungen entsprechend zusammengestellt." — „Die vereinfachte praktische Führung der Buchhändler-Strazzen. Ein unentbehrliches Handbüchlein für jeden Sortimenter. Praktisch und übersichtlich!" — „Die vereinfachte praktische und übersichtliche Führung des Cassa- (Losungs) und Spesenbuches. Ein unentbehrliches Handbuch für jeden Sortimenter." — „Die Papier ersparende vereinfachte praktische Führung der Kundenstrazza sowie die Arbeit ersparende vereinfachte praktische Führung der Strazza für Musiklehrer, welche einen gewissen Rabatt von denjenigen Piecen erhalten, welche dieselben für ihre Schüler besorgen oder bei der Buchhandlung bestellen." — „Rußlands Buchhandel. Eine Skizze über die derzeitigen Verhältnisse des russischen Buchhandels nach eigenen Erfahrungen gezeichnet." — „Neu! Sensationell! Praktisch! Übersichtlich! Unentbehrlich!": so bezeichnet der Verfasser seine Schriften selbst, da kann also eine Kritik unterbleiben, zu der ich auch nicht einmal fähig wäre, da ich nur das letztgenannte Schriftchen besitze, die anderen also nur dem Titel nach kenne, und zwar,

*) Leipzig-Reudnitz, Verlag von Carl Rühle. 60 Pfg.

wie ich glaube, nicht zu meinem Schaden. In Bezug auf das letztere sei nur gesagt, daß Ben Akiba mit seinem bekannten Ausspruch wieder einmal recht hat. —

Über das litterarische Besitztum des Leipziger Gehilfen-Vereins gibt der kürzlich ausgegebene „Katalog der Bibliothek des Buchhandlungs-Gehilfen-Vereins zu Leipzig“ Auskunft. Es ist ein stattlicher, zweckmäßig eingeteilter Band, der uns hier mit den reichen Schätzen des genannten Vereins bekannt macht.

An Special-Bibliographien sind vor kurzem zwei beachtenswerte erschienen, nämlich eine Zusammenstellung der „Litteratur der weiblichen Erziehung und Bildung in Deutschland von 1700 bis 1886 von G. Krusche“*) und ein „Verzeichnis von 1000 Mustervorlage-Werken Deutschlands und des Auslandes für Kunstindustrie und Kunstgewerbe, in neuester Zeit erschienen oder neu herausgegeben.“**) Beide Werkchen sind mit einem Autoren- bezw. Sach-Register versehen, und dürften deshalb auch für Sortimenter verwendbar sein. Ein brauchbares Hilfsmittel ist auch das von der Jaegerschen Buch- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M. zusammengestellte „Verzeichnis der besten und praktischsten Schulwandkarten, Atlanten, Globen, Eisenbahnkarten“ zc. (Preis 50 Pfg.) Von Karl Engel, dessen Zusammenstellung der Faustlitteratur im Jahre 1885 von der Kritik außerordentlich günstig aufgenommen wurde, ist kürzlich zur 100jährigen Feier der ersten Aufführung von Mozarts Don Juan, ein Werkchen, „Die Don Juan-Sage auf der Bühne“***) erschienen. Dasselbe enthält als Anhang eine Zusammenstellung der Don Juan-Schriften, die nicht weniger als 163 Veröffentlichungen aufführt. —

Ein riesiges Werk, dessen Druck im Jahre 1867 begann, Linnström's „Svenskt Boklexikon“, liegt seit einiger Zeit nun auch vollständig vor. Dieses schwedische Bücherlexikon, das die Jahre 1830—1865 einschließt, verzeichnet neben den Büchertiteln, deren Preisen, Verlegern u. s. w. auch die wirklichen Namen der pseudonymen Verfasser; außerdem finden sich bei den Autoren kurze biographische Notizen. Auch die vielen beigegebenen litterarischen Anweisungen und Erklärungen, die historischen Angaben über verschiedene der bekanntesten Werke der Weltlitteratur sind für den Fachmann von großem Nutzen. Das 2000 Seiten umfassende, in Imperial-Oktav bei dem Verfasser, Hialmar Linnström's Verlag in Stockholm, erschienene Werk kostet allerdings auch nur die Kleinigkeit von 200 Mark. Nach „Stockholm's dagblad“ ist dieses Werk das „beste und zuverlässigste Bücherlexikon für neuere Litteratur, welches die europäische(!) Mitwelt aufweisen kann!“

Als ein alter, gern gesehener Bekannter hat sich auch diesmal wieder kurz vor Weihnachten H. Weißbachs „Deutscher Buchhändler-Kalender für 1888“ eingefunden. Im Äußeren gleicht er seinen vorhergegangenen sieben Jahrgängen, aber im Innern zeigt sich neben den mancherlei bewährten Kalendarien, Tabellen, Verzeichnissen u. s. w. ein guter Teil Neuaufgenommenes. Der in den Lebensregeln und Sprüchen Goethes, Schillers u. A., die dem Inhalt vorangehen, erteilte Rat: „Betrachte alles von der guten Seite“ ist bei einem Referat über diesen Kalender überflüssig, denn derselbe hat beinahe nur gute „Seiten“. Ein kurzer Aufsatz aus der Feder von H. Schnauß macht uns mit dem photographischen Silberdruck als Illustrationsmittel bekannt, und als sehr dankenswerter Beitrag folgen dann einige Ent-

*) Langensalza, Verlag von H. Beyer & Söhne. 60 Pfg.

**) Dresden, A. Dieckmann. 50 Pfg.

***) Dresden 1887. E. Piersons Verlag. Preis 3 Mk. 50 Pfg.

scheidungen deutscher Gerichtshöfe. Vollständig neu, und wie es scheint, ziemlich erschöpfend ist das „Verzeichnis deutscher Konkurrenz-Verlagsartikel“, das „Verzeichnis deutscher Fachkalender“ und das „Bezugsquellen-Register“. Man wird allerdings auch hierin, und zwar besonders im ersten und im dritten Verzeichnis Mängel sowie Überflüssiges finden können, wenn man darnach sucht, aber trotzdem verdienen diese drei Arbeiten alles Lob. Der übrige Inhalt des Kalenders gleicht dem des Vorjahres. Die Hilfstabelle des Sortimenters fehlt auch diesmal, da dieselbe demnächst als selbständiges Werk ganz bedeutend erweitert erscheinen wird. Möchte der Kalender viele neue Freunde zu dem alten gewinnen!

Auf dem Gebiete der buchhändlerischen Belletristik ist zunächst das Erscheinen einer zweiten Auflage von „Der Humor im Buchhandel. Ein Vademekum für lustige und traurige Buchhändler“*) zu verzeichnen. Da der Herr Verfasser der „Zwanglosen Rundschau“ an dieser Stelle (B. A. Bd. IV. S. 295) seiner Zeit bereits bei Erscheinen der ersten Auflage das Buch genügend gekennzeichnet hat, kann ich jetzt über dasselbe hinweggehen, indem ich nur bemerke, daß zweifelsohne die Gedichte von Edwin Bormann das Beste, wenn nicht sogar das einzige wirklich Gute darin sind. Lobend hervorgehoben zu werden verdient allerdings das Äußere des Buches: schöner Druck, hübsches Papier und ein recht geschmackvoller Einband sind seine Hauptvorzüge.

Ferner möge hier erwähnt werden, daß in der „Deutschen illustrierten Zeitung“ (Jahrg. 1887 Nr. 27—52) ein Roman von Hermann Heiberg, Der Januskopf**), und im „Daheim“ ein Roman von August Niemann, Eulen und Krebse, erschienen ist. In der ersten Geschichte spielen neben einigen Anderen der Buchhandlungsgehilfe Melle und der Volontär Titus Wettering, beide Angestellte in der Krebsschen Buchhandlung eine Hauptrolle. „Der Buchhändler muß, um seinen Beruf zu erfüllen, sozusagen ein Januskopf sein, halb in die Wissenschaft und halb ins Geschäft gucken“ sagt darin Herr Krebs, das Urbild eines Buchhändlers aus der alten Schule. Köstlich gezeichnet sind die Auftritte mit dem Markthelfer Leber, nicht minder die Schilderungen des Ladenverkehrs, der Verschreibung, der Kontoführung und der außergeschäftlichen Verhältnisse des Gehilfen und Lehrlings. Man merkt dem Roman an, daß sein Verfasser, dessen Schreibweise bekanntlich eine ganz vorzügliche ist, früher selbst einmal ein Jünger des Buchhandels war. — In „Eulen und Krebse“ von Niemann entrollt der berühmte Autor ein breit angelegtes Bild buchhändlerischen Lebens in seinen Höhen und Tiefen, seinem Ernst und Scherz. Es scheint viel Erlebtes und Beobachtetes, auch viel Erhörtes und Erzähltes in dieser Darstellung buchhändlerischen Schaffens verarbeitet zu sein. Die Berufsgenossen seien also auf die Lektüre dieser beiden Romane aufmerksam gemacht.

Schließlich mögen der Vollständigkeit wegen noch einige Erscheinungen kurz angeführt werden, bei welchem das Registrieren des Titels schon genügen dürfte. G. Hedeler in Leipzig gibt unter dem Titel „Export-Journal“ einen internationalen Anzeiger für Buchhandel und Buchgewerbe heraus. Der in französischer, deutscher und englischer Sprache erscheint. — Der Verleger der „Buchhändler-Akademie“, Herr H. Weißbach in Weimar, veröffentlicht jetzt „Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens“, die monatlich erscheinen; das zweite

*) Augsburg, B. Schmidsche Buchhandlung. Preis geb. 2 Mk. 50 Pfg.

**) Auch in Buchform erschienen bei W. Friedrich in Leipzig. 3 Bde. 10 Mk.

Heft bringt u. a. auch einen Streifzug auf das Gebiet des Buchhandels. — Jedenfalls um „einem lange gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen oder um eine Lücke in der Litteratur auszufüllen" giebt jetzt Herr Ph. Stein, der ehemalige Redakteur des „Litterarischen Merkur" im Verlag von M. Schildberger in Berlin eine neue bibliographische Wochenschrift, „Das Archiv" betitelt, heraus. Der Herausgeber glaubt mit seinem Blatt den Litteraturfreunden, der bibliographischen Wissenschaft, der Litteratur selbst und den Interessen des Buchhandels nützen zu können. — Der von O. Gracklauer zusammengestellte „Deutsche Journal-Katalog für 1888" ist soeben als 24. Jahrgang des bewährten Unternehmens erschienen. Derselbe umfaßt in 38 Rubriken über 3000 Titel deutscher Zeitschriften und bringt als Anfang eine Auswahl der gelesensten ausländischen Journale. Im gleichen Verlag ist ein „Systematisches Verzeichnis der Schriften aus dem Gebiete der Textilindustrie, welche in den Jahren 1850—1887 (Juli) im deutschen Buchhandel erschienen sind" ausgegeben worden. Endlich sei noch zum Schlusse erwähnt, daß von „C. A. Haendels Inseraten-Versendungsliste", diesem für die meisten Verleger unentbehrlichen „Adreßbuch der deutschen, österreichischen und schweizerischen Fachzeitschriften" kürzlich der 29. Jahrgang, von H. O. Sperling bearbeitet, bei H. Keßler in Leipzig erschienen ist. Ein Verzeichnis aller neuen Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung erscheint seit 1. Januar unter dem Titel: „Praktische Bücherkunde" wöchentlich bei Fr. Cruses Buchhandlung in Hannover, das sich an den demnächst zu erwartenden Schlagwort-Katalog 1883—1887 anschließen soll.

Zwanglose Rundschau.

Nicht allein im Buchhandel gährt es, sondern auch durch die Schriftstellerwelt geht eine revolutionäre Bewegung. Ich spreche nicht von den jung-deutschen Dichterlingen, welche von Schmidt-Cabanis jüngst in seinen „Pessimistbeetblüten“ eine so herbe Beurteilung erfahren haben, sondern eine andere Gesellschaft hat eine Umwälzung in der Welt der Schriftsteller selbst in Szene gesetzt. Mit ihren Vereinigungen haben sie überhaupt ein merkwürdiges Pech. — Die glücklich erlangte Einigkeit, von der ich bereits im Novemberheft berichtete, hat nicht lange standgehalten. Schon am 2. Oktober war wieder ein neuer Verein ins Leben getreten, der den schönen Namen „Schutzverein deutscher Schriftsteller“ führt und dessen Vorstand sich zusammensetzt aus: Ernst Freiherr von Wolzogen, Botho Pressentin, Franz Matthes, Wilhelm Lange und Eduard Engel. Diese erließen unter dem genannten Datum einen „Aufruf an die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen“, worin es u. a., nachdem die vereinlichen Zustände möglichst grauenvoll und schrecklich geschildert worden sind, mit Bezug auf die Dresdener „Vereinigung“ heißt: „Den deutschen Schriftstellern wird nun zugemutet, sich die Ariadne zu suchen, die sie in diesem Labyrinth auch für zukünftige Zeiten dem Minotaurus opfern — und sie ist leicht zu finden. Sie heißt „Dezentralisation“ und wohnt in Leipzig, Dresden, Wien, Stuttgart und sonstwo. Sie kostet jährlich 6—9000 M. an Reisekosten, Unkosten, unvorhergesehenen Kosten und hat dem „Schriftsteller-Verbande“ in neun Jahren za. 70000 Mk. gekostet und dem „Deutschen Schriftsteller-Vereine“ bloß für den Dresdener Tag auch einige hundert Mk. Da in Zukunft der Vorstand noch kopfreicher (18—20) sein wird, so dürften die künftigen Unkosten alle Mitgliederbeiträge auffosten. Mit welchem schmückenden Beiworte soll man eine Wirtschaft bezeichnen, die in neun Jahren ein solch herrliches Werk vollbracht hat?! Wo bleibt denn das, was allen ehrlichen Schriftstellern in der Seele brennt: wirksamer Schutz und energische Vertretung ihrer Interessen gegen Willkür und Raub?!! Alle Korporationsrechte der Welt können ihnen diesen Schutz nicht gewähren, wenn ihre bisherigen Vertreter nach neunjähriger Arbeit solche Ungeheuerlichkeiten leisten, wie wir sie soeben festgenagelt haben. Hier müssen wir auch dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn! Wir wollen uns und werden uns von diesem Minotaurus nicht verschlingen lassen! Wir wollen einen ehrlichen, thatkräftigen Schutz, aber nicht abgeblaßte Festtoaste! Zwei lange Jahre haben wir selbst, unsere lebhaftesten Bedenken zurückdrängend, auf die Möglichkeit gewartet, wenigstens den Schatten einer Besserung zu erzielen — wir wollten jetzt nicht mehr eine Minute zögern, uns, die wir jetzt preisgegeben allen Stürmen, selber eine feste Burg der Rechtssicherheit und des Interessenschutzes zu erbauen. Wir wollen euer sauer erworbenes Geld nicht verreisen, nicht vertoasten, nicht verschenken, wir

wollen es sparsam und treu verwalten und mehren, daß dem Schutze der ehrlichen Arbeit auch der Schutz für Bedürftigkeit und Alter in wahrhaft würdiger Weise folgen könne."

Dieser Schutzverein, dessen aus 50 Paragraphen bestehende Satzungen schon in der Nummer vom 15. Oktober der Deutschen Schriftstellerzeitung veröffentlicht werden konnten, stellt sich die Aufgabe: „Schutz eines jeden Mitgliedes gegen jegliche Unbill in seinem Beruf". „Wehe in Zukunft einem betrügerischen, einem unverschämten, rechtsverletzenden Verleger, ruft der Schatzmeister Ed. Engel aus, einem desgleichen Redakteur, einem spitzbübischen Agenten u. s. w." Doch geht der Schutzverein nicht nur auf die Jagd nach diesem mit besagten schmückenden Beiwörtern belegten Wild, sondern errichtet auch ein litterarisches Büreau, welches den Zweck verfolgt, die Arbeiten der Mitglieder zu verwerten, Arbeit und Stellen nachzuweisen und, wie gesagt, unbefugten Nachdruck und dito Aufführungen zu ermitteln. Das Sachwalteramt, aus einem Juristen- und einem Sachverständigen-Ausschuß von 2 Mitgliedern bestehend, erteilt bei allen Rechtsgeschäften kostenfrei Rat ꝛc. und verfolgt die Rechtsverletzungen obengenannter Hallunken, wofür von sämtlichen erstrittenen Summen zu gunsten der Vereinskasse „ein Teil" zurückbehalten wird (§ 48). Man muß gestehen, daß der Lärm, womit der Verein ins Leben getreten ist, eine gesunde Lunge verrät, die für einen gesunden Organismus ein günstiges Zeichen sein möge.

Mittlerweile hat aber auch der in Dresden entstandene „Verband", welcher in dem Rundschreiben der Schutzvereinler aufs heftigste angegriffen worden war, etwas von sich hören lassen. Den Dresdener Beschlüssen gegenüber, heißt es u. a. in einem Rundschreiben, ist nicht nur die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung" in der feindseligsten Weise vorgegangen, obgleich deren Redakteur, Herr Wilhelm Lange, sich in Dresden mit seiner Namensunterschrift dem deutschen Schriftsteller-Verbande angeschlossen hat, sondern auch der Versuch gemacht worden, ihre Ausführungen durch einen sogenannten „Schutzverein deutscher Schriftsteller" zu durchkreuzen. Gegen dieses Gebahren, hauptsächlich aber gegen die unbegründeten Behauptungen und Mißdeutungen, durch welche jener „Schutzverein" in seinem öffentlichen Aufrufe die Beschlüsse und Bestrebungen des Verbandes zu verdächtigen sucht, erhebt der unterzeichnete Vorstand im Namen des deutschen Schriftsteller-Verbandes und der in Dresden versammelt gewesenen beiden Schriftsteller-Vereinigungen den nachdrücklichsten Protest.

Außerdem gab der Verband am 4. Januar die erste Nummer seiner Wochenschrift „Deutsche Presse, Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes" heraus. Wie dieses Organ mitteilt, ist zum Syndikus des Verbandes Rechtsanwalt Dr. Grelling gewählt worden. Der Syndikats-Ausschuß besteht aus Hermann Heiberg, Dr. E. Sierke (Redakteur der „Tägl. Rundschau") und Ernst Wichert, Kammergerichtsrat, sämtlich in Berlin. Das Syndikat soll nach § 40 der Verbandssatzungen gleichfalls unentgeltlichen Rechtsbeistand dem Verbande und den einzelnen Mitgliedern bei der Wahrung ihrer Berufsinteressen gewähren. In den in Dresden beschlossenen besonderen Satzungen des Syndikats heißt es u. a.: § 3. Das Syndikat hat bei allen, den Verband, seine Organe und Mitglieder betreffenden Rechtsgeschäften, namentlich bei Vertragsabschlüssen, kostenfrei Rat, Auskunft und Gutachten zu erteilen. § 4. Lehnt das Syndikat die Verfolgung einer vorliegenden Rechtsverletzung ab, so steht dem Verletzten die Berufung an den geschäftsführenden Ausschuß offen. § 5. Ist ein Verbandsmitglied Beklagter oder Angeklagter, so hat der geschäftsführende Ausschuß auf Grund des Syndikatsgutachtens zu entscheiden, ob der Verband die Führung des Prozesses übernimmt oder nicht. § 6. Die vom Verband für Mitglieder übernommenen Prozesse

werden auf Kosten des Verbandes geführt. Damit sind also die beiden Vereinigungen gleichwertig und die Notwendigkeit der Gründung des Schutzvereins wird doch problematisch.

In Madrid fand diesmal vom 8. bis 15. Oktober die Jahresversammlung der Association littéraire et artistique internationale statt. Diese Vereinigung von Litteraten und Künstlern ist vor zehn Jahren unter der Ägide von Viktor Hugo in Paris begründet worden, um das geistige Eigentumsrecht in allen Kulturländern durch Gesetze zu regeln. Heute hat man sich gewöhnt, das geistige Eigentum nicht als ein absolutes (vergl. unten in der Statistik Mexiko), sondern nur als relatives zu betrachten, eine Anschauung, welche Deutschland zuerst vertrat und die von hier aus sich sozusagen europäische Geltung verschafft hat. So schützt das Gesetz in Spanien z. B. das Eigentumsrecht an Geisteswerken 80 Jahre lang nach dem Tode des Autors, während in Deutschland bekanntlich schon nach 30 Jahren nach dem Tode des Urhebers seine Werke „frei“ werden, d. h dem straflosen Nachdruck verfallen. Die spanische Einrichtung fand auf dem Madrider Kongreß mehr Freunde, weshalb sie als Grundlage zu einer internationalen Gesetzgebung gewünscht werde.

Welche Verschiedenheit in den einzelnen Ländern in betreff des Autorrechtes herrscht, geht aus folgender Statistik hervor. Frankreich schützt bis 50 Jahre nach dem Tode, Deutschland 30 Jahre, Holland und Belgien 20 Jahre, Norwegen 50, Spanien 80, Portugal 30, Italien 40 Jahre vom Tage der Veröffentlichung, mit der Möglichkeit der Erneuerung, Haiti schützt den Verfasser nnd die Witwe bei Lebzeiten, die Kinder 20 Jahre, entferntere Erben 10 Jahre, Österreich-Ungarn 30, Schweden 50, Dänemark 30, Schweiz 30, Rußland 50, Türkei 40 Jahre (20 für Übersetzungen), Griechenland schützt 15 Jahre mit der Möglichkeit der Verlängerung durch königliches Dekret. Mexiko ist der einzige Staat, in dem der Verfasser und seine Erben ein niemals verfallendes Eigenthumsrecht besitzen.

Kommen wir wieder auf die Madrider Zusammenkunft zurück. „Wir wollen allerdings von dem Ertrage, den unsere Werke abwerfen,“ sagte zwar Louis Radisbonne auf der Versammlung, einen Teil haben — allein wir schreiben nicht etwa bloß deswegen, um viel Geld zu verdienen. Wir schreiben, um unseren Ideen und Überzeugungen den Weg unter die Massen zu ebnen.“ Eine Ansicht, die von vielen deutschen sog. Modeschriftstellern ganz gewiß nicht geteilt wird. Der Kongreß beschäftigte sich auch mit der Frage des Bearbeitungsrechtes eines Romans zu einem Theaterstück und kam überein, daß eine solche Bearbeitung ohne Erlaubnis des Verfassers gesetzlich nicht zu gestatten sei. Die Spanier haben überhaupt in Bezug auf geistiges Eigentum sehr strenge Begriffe. So wurde auch auf Antrag des Architekten Marinbaldo der Beschluß gefaßt, daß die Vervielfältigung der Ansicht eines Baumonuments, sei es auf dem Wege der Photographie, Lithographie oder auf irgend einem anderen mechanischen Wege, nur mit Bewilligung des Architekten statthaft sei. Nur die Vervielfältigung der Gesamtansicht einer Straße, eines Platzes 2c. soll auch ohne Einwilligung des Erbauers eines daselbst sich befindenden Monumentbaues gestattet sein.

Auch erscheint vom 1. November ab eine deutsch-spanische Halbmonatsschrift, die von dem spanischen Schriftsteller Isidoro Lopez Lapuya in deutscher Sprache hierselbst herausgegeben wird. Der Zweck derselben ist, die spanische Litteratur und die politischen und sozialen Verhältnisse Spaniens in deutschen Ländern bekannt zu machen.

Während es im deutschen Buchhandel seit langem Mode geworden ist, sich in

Jammer und Klagen zu erschöpfen und, was das Schlimmere ist, nicht immer ohne Grund, zählt der Buchhandel und die mit Recht so beliebten „verwandten Gewerbe“ im engeren Sinne, der Buchdruck und die Buchbinderei in Paris zu den einträglichsten und umfangreichsten Gewerben. Nach einer neuen Statistik beträgt die Zahl der Arbeiter, Arbeiterinnen und Kinder in diesem Fache zusammen 25 000, und der Verkehr beziffert sich rund auf ungefähr 260 Millionen. 400 Schriftgießer machen in Paris für vier Millionen Franks Geschäfte. Der Drucker giebt es 7000, deren Arbeit gegen 50 Millionen einbringt. Lithographische Drucker kennt man 5000, deren Arbeit auf 40 Millionen geschätzt wird. Buchbinder und Buchvergolder hat Paris gegen 4000 mit einer Erwerbs- oder Geschäftssumme von etwa 5 Millionen, und Buchhändler aller Art, bis zu den Büchertrödlern auf den Quais u. s. w., an 6000, deren Geschäfte sich auf ungefähr 150 Millionen jährlich belaufen. Der Hauptsitz des Buchhandels ist auf dem linken Seine-Ufer. Hier finden sich nicht allein die weltbekannten Verlagsbuchhandlungen von Firmin-Didot, Hachette, Plon u. s. w., sondern auch bis in die engsten und finstersten Gäßchen hinein eine Unzahl von Antiquaren und Antiquitätenhändlern.

Bei dieser Statistik ist noch nicht einmal einer Spezialität von Druckern und Druckerinnen erwähnt, welche in Paris seit etwa einem Jahre entstanden ist: die Anfertigung von Büchern in Reliefdruck für Blinde. Da aber der letztere, zudem dazu ein eigenes Alphabet von nöten ist, große Kosten verursacht, so ist in Paris im vorigen Jahre ein blinder Herr Maurice de la Sizeranne auf den Gedanken gekommen, im Interesse seiner blinden Brüder einer Anzahl von Damen und Herren der Pariser Gesellschaft die Herstellung der erhabenen Schrift zu lehren. Seitdem fertigen diese Herren und Damen mit großem Eifer Bücher für Blinde. Ihre Arbeiten werden, sobald sie fertig eingebunden sind, in einer, bis jetzt etwa 1000 Bände umfassenden Bibliothek für Blinde niedergelegt, welche Herr de la Sizeranne gegründet hat. Dieses Etablissement hat den Charakter einer unentgeltlichen Leihbibliothek, welche den 33 000 Blinden von Paris zur Verfügung steht.

Als einen „verwandten“ Geschäftszweig kann man auch in vielen Fällen den Briefmarkenhandel betrachten, weshalb ich auch einen bedeutenden Fortschritt, den derselbe gemacht hat, verzeichne. Es ist bekannt, daß die Liebhaberei des Briefmarkensammelns längst zu einer Wissenschaft geworden ist, zur sogenannten Philatelie, zu deren gründlicher Erlernung soeben ein großes Handbuch von Otto Teltz zu erscheinen beginnt. (Leipzig, E. Heitmann.) Diese Wissenschaft ist seit kurzem in ein neues Stadium getreten, indem am 2. November eine Briefmarkenbörse in Berlin eröffnet worden ist. Nach der vom Polizeipräsidium genehmigten Geschäftsordnung ist jedermann, der das achtzehnte Lebensjahr überschritten hat, zu ihrem Besuche berechtigt. Börsenstunden sind von 8—10 Uhr abends. Schon am ersten Tag soll der Verkehr „lebhaft“ und der Umsatz bedeutend gewesen sein. „Stark gefragt“ waren alte deutsche ungebrauchte Marken. Ganze achteckige preußische Kouverts in großem und kleinem Format wurden für 2—300 Mark „Brief“ verhandelt d. h. angeboten, aber nicht abgenommen. Alte mecklenburger Kouverts wurden mit 7½ Mk. bezahlt. An Marken Jamaikas wurde ein Posten von 1500 Mk. verkauft. Auch der zweite Börsentag am 16. November war stark besucht und jetzt treten sogar schon zwei vom Verein der Briefmarkensammler bestellte Makler in Thätigkeit. Es waren fast nur ungestempelte Marken „gefragt“. Auch das Reichspostmuseum, welches wohl die größte deutsche Markensammlung besitzt, kauft nur noch ungebrauchte. Zu dieser letztgenannten Sammlung hat der Staatssekretär Dr. v. Stephan jetzt die Aufstellung eines amt-

lichen Katalogs angeordnet und hiermit den Landrichter Lindenberg, einen der bekanntesten Briefmarkensammler Berlins, betraut, welcher dafür vom Justizminister einen sechswöchigen Urlaub erhielt. Der Saal, in welchem die Sammlung untergebracht ist, wird an den Besuchstagen durch künstliches Licht bei geschlossenen Fenstern erleuchtet, damit die Farben der Marken nicht unter der Einwirkung des Sonnenlichtes leiden. Insgesamt enthält die Sammlung über 10 000 Postwertzeichen, und zwar bis auf wenige Ausnahmen in ungebrauchten Exemplaren.

Man hat sich heute daran gewöhnt, die Briefmarke wie so viele andere Erfindungen, als etwas selbstverständliches hinzunehmen. Nichtsdestoweniger ist sie ein Kolumbusei gewesen. Die „National-Ztg." berichtete kürzlich, daß der Erfinder nicht der durch Reformen auf postalischem Gebiet bekannte Engländer Rowland Hill gewesen sei, wie man bisher annahm, sondern daß dies Verdienst dem Buchhändler James Chalmers zu Dunder († 1853) gebühre. Chalmers ausführlich ausgearbeitete Pläne beschäftigten das englische Schatzamt wiederholt, und das System der aufklebbaren Briefmarke wurde mit Erlaß vom 26. Dezember 1839 angenommen; am 6. Mai 1840, also vor noch nicht ganz 48 Jahren, gelangte in England die erste Ausgabe von Briefmarken in die Öffentlichkeit. Im Jahre 1847 folgten die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Einführung von Briefmarken, 1849 Bayern, Belgien und Frankreich, und erst 1850 Preußen, Österreich und Spanien. Seit etwa Jahresfrist haben auch unsere schwarzen Brüder in Kamerun das Postwertzeichen mit uns gemeinsam.

Vielleicht hat die Buchhändlerwelt demnächst das Vergnügen, einen interessanten Prozeß sich abspielen zu sehen. Die Firma F. A. Brockhaus erläßt nämlich mit Bezug auf die, auch an dieser Stelle (IV, S. 393) erwähnten Nachdrucksgeschichte eine „Erklärung", die allerdings nur „erklärt", daß die Firma eine Aufklärung über die Angelegenheit geben wird, wenn das von ihr angerufene Revisionsgericht gesprochen hat. „Schon jetzt aber fühlt sie sich genötigt, einen in der letzten Nummer der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung" erfolgten neuen Angriff auf ihre geschäftliche Ehre: die „Bekanntmachung" eines eben erst in Berlin gegründeten sogenannten „Schutzvereins Deutscher Schriftsteller", als eine unberechtigte Anmaßung und Überhebung zurückzuweisen und außerdem zu erklären, daß sie sich vorbehält, die Unterzeichner, wie etwaige Weiterverbreiter jener Bekanntmachung strafgerichtlich zu verfolgen." Von dem Gerechtigkeitsgefühle derjenigen Blätter, welche Berichte über den gedachten Prozeß gebracht haben, glaubt sie erwarten zu dürfen, daß dieselben ihren Lesern auch diese Erklärung mitteilen werden, weshalb ich nicht anstehe, davon Notiz zu nehmen. Auf die Erklärung wird man allerdings gespannt sein dürfen.

Autodafees sind bei uns seit längerer Zeit als nicht mehr zeitgemäß aus der Mode gekommen. In Norwegen scheint man sich von der schönen Einrichtung noch nicht so ganz für immer trennen zu können. Wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesichte kommen, hat sich wohl schon das Verhängnis vollzogen, das über das Buch des Schriftstellers Christian Krohg, „Albertine", von dem Untergerichte verhängt worden ist und wonach die gesamte Auflage des Werkes in feierlicher Weise öffentlich verbrannt werden muß. Dasselbe erzählt der „Neuen freien Presse" zufolge die Geschichte eines armen jungen Mädchens, das von Natur sittsam, doch dicht neben das Laster gestellt, mit Grauen den Sumpf sieht, in dem ihre Freundinnen, ihre eigene Schwester versanken. Sie will sich davor bewahren, allein ehe ein Jahr um ist, fällt sie ihm zur Beute. Nicht durch die tiefe Freudlosigkeit ihres Daseins und die tausend Fangarme, welche das Laster nach der Armut ausstreckt, sondern durch die Gewissenlosigkeit eines

sogenannten Wächters der öffentlichen Ordnung, welcher die in jenen Klassen herrschende Angst vor der Polizei benützt, um das unerfahrene, schutzlose Wesen zum Opfer seiner Begierden zu machen, und hinterher die ihm verliehene Amtsgewalt mißbraucht, um die Gefallene, aber noch nicht Verdorbene durch einen polizeilichen Akt gewaltsam in den Abgrund zu stoßen, aus dem kein Erheben mehr möglich. Obgleich der Stoff naturalistisch behandelt wurde, ist das Buch nach dem Urteile der kompetentesten Beurteiler, darunter keines geringeren als Georg Brandes, fern von jeder Frivolität, und in der menschenfreundlichen Absicht geschrieben, durch das Entrollen verabscheuungswürdiger Vorkommnisse für die Enterbten und Hinabgestoßenen sowohl als für Hebung der öffentlichen Moral einzutreten. „Geschehen also dürfen alle diese haarsträubenden Dinge, allein sprechen darf man nicht von ihnen!“ ruft der Verfasser in seiner Verteidigungsrede aus; geschrieben darf darüber nicht werden bei Strafe der Konfiskation und des Scheiterhaufens. So in Norwegen, wo es im Eingange des Preßgesetzes heißt: „Es findet volle Preßfreiheit statt. Niemand darf wegen des Druckes oder der Herausgabe einer Schrift, welchen Inhalts sie immer sei, bestraft werden — es würde ihm denn Ungehorsam gegen die Gesetze oder Verleitung zu demselben, Herabsetzung der Religion, Sittlichkeit und der konstitutionellen Gewalten nachgewiesen.“ Auch dies Gesetz gehört also zu der Klasse derer, die die „Freiheit“ gewähren und den Polizeistaat gebären! Man hat ähnliche Beispiele in anderen Staaten.

Der Widerstand, auf den Zola mit seinem neuen Werk La terre stieß, noch ehe es ganz erschienen war, ist auch auf die deutsche Übersetzung, welche im November bei Grimm in Budapest herauskam, verpflanzt worden. Am 28. des genannten Monats brachte das Amtsblatt der Wiener Zeitung folgendes Erkenntnis: „Im Namen Sr. Majestät des Kaisers! Das k. k. Landesgericht Wien als Preßgericht hat auf Antrag der k. k. Staatsanwaltschaft erkannt, daß der Inhalt der in dem Druckwerke mit der Aufschrift: „Mutter Erde“ („La terre“), Roman von Emile Zola, einzig autorisierte Übersetzung von Armin Schwarz, Pest, Verlag von G. Grimm, 1888, Druck von F. Buschmann in Pest, auf den Seiten . . . des ersten Bandes und auf den Seiten . . . des zweiten Bandes bezeichneten Stellen das Vergehen nach § 516 St. G. begründe, und es wird nach § 493 St. P. O. das Verbot der Weiterverbreitung dieser Druckschrift ausgesprochen.“

Unter dem Pseudonym Armin Schwarz verbirgt sich der Schriftsteller Ernst Ziegler, welcher durch sein Buch „Monaco“ bekannt geworden ist. Am 3. Dezember erfolgte auch in Berlin die Konfiskation.

Zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Sozialistengesetzes plant die deutsche Sozialdemokratie ein originelles Unternehmen, das im Verlag des Züricher Sozialdemokraten demnächst erscheinen soll. Es handelt sich um die Herausgabe einer Denkschrift, in welcher neben einem zusammenfassenden Bericht über die Entwickelung der sozialdemokratischen Partei Deutschlands seit Bestehen des Ausnahmegesetzes eine Zusammenstellung aller auf Grund des letzteren erlassenen Verbote von Büchern, Broschüren, Flugblättern u. a., von Vereinen politischer, gewerkschaftlicher oder geselliger Art, von Krankenkassen u. s. w. gegeben, eine Liste der Ausgewiesenen aufgeführt, selbst alle Haussuchungen, Konfiskationen u. dergl. aufnotiert, kurz die Wirksamkeit des Gesetzes und seiner Ausführung mit umständlicher Genauigkeit dargelegt werden soll. Die Herausgeber beabsichtigen nach dem versandten Zirkular „den Vätern und Handhabern des Ausnahmegesetzes ein Denkmal der Schande für alle Zeiten zu errichten.“ Auch soll das Werk eine Aufstellung der verbotenen Zeitungen, Druckereien, Buchhandlungen u. s. w. enthalten.

Mit seinem kostbaren Buch, welches der König Albert von Sachsen dem Papste zu dessen 50jährigem Priester-Jubiläum verehrte, hat er entschieden Pech gehabt. Es war eine Ausgabe der seltenen biblia pauperum, der aus dem Jahrhundert der Erfindung der Buchdruckerkunst stammenden, für die niederen Orden (Franziskaner und Kapuziner) bestimmten „Armenbibel“, mit einer Menge von Holzschnitten geziert. Einer Armenbibel wenig entsprechend war das Exemplar mit einem überaus kostbaren Einbande versehen und mit vielen herrlichen Edelsteinen geziert worden. Diese scheinen auch einige Schlauberger unpassend gefunden zu haben, weshalb sie die Steine im Wert von mehreren Tausend Franks durch geringwertige ersetzten. An der ziemlich beschädigten Einfassung ist die Entfernung und Wiedereinsetzung deutlich zu erkennen. Nach einer späteren Meldung beruht diese Geschichte auf Erfindung, doch ist es klar, daß manche Leute ein Interesse daran haben, sie zu unterdrücken, weshalb also jeder darüber denken kann, wie ihm beliebt — ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Der Vorschlag, welcher in einem Artikel dieser Zeitschrift „Von der Bücherverderbnis“ (Bd. III., S. 477) in betreff eines Bücherständers, welcher das Umfallen der Bücher in den Stellagen unmöglich macht, zum Ausdruck gekommen ist, hat insofern jetzt seine Verwirklichung erfahren, als der Hofschlosser Karl Tagleicht in Wien eine solche Buchlehne hergestellt hat. Dieselbe ist aus lackiertem Eisenblech gefertigt, Höhe 200 mm, und durch die Buchhandlung von Karl Teufen in Wien zu beziehen. Der Preis beträgt für das Paar drei Mark.

Wenn die Totenschau über die letzten Monate chronologisch beginnen soll, so ist an erster Stelle die am 14. September 1887 verstorbene, auch in Deutschland durch Übersetzungen wohlbekannte englische Schriftstellerin Lady Brassey zu nennen. Sie reiste nach Bombay, um von dort mit ihrem Gemahl, dem früheren ersten Lord der englischen Admiralität, eine Reise nach den ostindischen Häfen und durch die Südsee zu unternehmen. Auf der Seereise nach Mauritius, 1000 Seemeilen vom Port Darwin (Nord-Australien) entfernt, erkrankte sie am Malariafieber und bald darauf mußte ihre Leiche dem Element übergeben werden, das in ihren Werken stets eine große Rolle spielte. Ihre Werke, welche deutsch bei F. Hirt & Sohn in Leipzig erschienen, sind zahlreich. Die bekanntesten sind „Eine Segelfahrt um die Welt in elf Monaten“, „Sonnenschein und Sturm im Osten“. Als ihr bestes Werk wird die 1878 erschienene Schilderung „Reise der [Yacht] Sunbeam“ betrachtet.

Ein verdienter Mann, der vielgenannte Litterarhistoriker Karl Goedeke, ist am 28. Oktober zu Göttingen infolge eines Herzschlages plötzlich gestorben. Er war als der Sohn eines Maurermeisters zu Celle am 15. April 1814 geboren, studierte von 1833—38 zu Göttingen Philologie, brachte aber dies Studium nicht zu einem Abschluß und trat im folgenden Jahr mit einem Drama, „König Kodrus, eine Mißgeburt der Zeit“ zum erstenmal in die Öffentlichkeit. Das Drama, das unter dem Pseudonym Karl Stahl erschien, gelangte übrigens nur als Bruchstück durch die Leipziger Zensur und zum Druck. Vier Jahre später, 1843, trat Goedeke in die Hahnsche Buchhandlung in Hannover als Korrespondent und litterarischer Beirat und redigierte gleichzeitig die „Zeitung für Norddeutschland“. Während der folgenden Jahre gab er dann mehrere Sammlungen heraus, 1849 „Elf Bücher deutscher Dichtung“, 1852 „Deutsche Dichtung im Mittelalter“ (2. Ausg. 1871). 1855 gab er seine buchhändlerische Stellung auf und siedelte nach seiner Vaterstadt über, wo bald sein Hauptwerk, der „Grundriß der deutschen Dichtung“ entstand. Für dies Werk, das seines Verfassers erstaunlichen Sammelfleiß bekundet und welches das bedeutendste

seines Lebens geblieben ist, wurde Goedeke von der Universität Tübingen zum Doktor ernannt und König Maximilian II. überwies dem Dichter für diese Arbeit einen Ehrensold. Seit 1873 lebte er als Professor in Göttingen. Von seinen Werken seien noch genannt Novellen (1840), unter dem Namen Karl Stahl, die Biographie „A. Freiherr v. Knigge" (1844); die Sammlungen: „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843" (1844), 1866 begann er mit J. Tittmann die Herausgabe einer „Bibliothek Deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts" und gab im Verein mit anderen die historisch-kritische Ausgabe von „Schillers sämtlichen Werken" (1867 bis 1876, 17 Bde.) heraus. Selbstständig veröffentlichte er noch u. a. eine Biographie Emanuel Geibels (1869); sowie „Goethes Leben und Schriften" (1874; 2. Aufl. 1877).

Am 20. November endlich ist in Brüssel das Haupt der belgischen Malerschule, der berühmte Historienmaler Louis Gallait im 78. Lebensjahre gestorben. Er war 1810 in Tournai geboren und hatte seine künstlerische Ausbildung in seiner Vaterstadt, dann in Antwerpen und Paris erhalten. Sein Ruhm datiert aus dem Anfange der vierziger Jahre, als seine „Abdankung Karl V.", die er 1831 für das Brüsseler Museum gemalt hatte, eine Rundfahrt durch halb Europa machte und überall das größte Aufsehen erregte. Einen ähnlichen Triumph feierte zehn Jahre später sein Bild: „Die Brüsseler Schützengilde an den Leichen Egmonts und Horns", das gleichfalls in allen Hauptstädten Europas zur Ausstellung gelangte. Als sein Hauptwerk wird „Egmonts letzte Stunde" gerühmt, das sich in der Berliner Nationalgallerie befindet. Ferner sind noch zu nennen seine Bilder „Tasso im Gefängnis" und „Die Versuchung des heil. Antonius" (beide in Brüssel).

Gallait war von Geburt ein armer Teufel. Seine Frau erzählte als das Ereignis seiner „Entdeckung" und seines Glückes, daß er, fünfzehn Jahre alt, auf einem Pachthof bei Tournai eines Tages das Konterfei eines Knechtes an die Wand einer Scheune gezeichnet habe. Der zufällig vorübergehende Maler Hennequin erblickte in jener Zeichnung den Genius und er erbot sich, für des Knaben Fortkommen zu sorgen. Die Mutter, welche in Tournai einen Tabakladen besaß, war wie gesagt, mittellos und willigte in den Vorschlag des Malers ein. Dieser nahm nun den jungen Gallait mehrere Jahre ganz zu sich und gab ihm die erste erfolgreiche Unterweisung. Später nahm ein anderer Freund sich des jungen Künstlers an. Um diese Zeit war das Bild: Christus als Kinderfreund gerade fertig geworden, als in Gent eine Kunstausstellung stattfand. Gallait brannte vor Begierde, die Ausstellung zu sehen, und da ihm dazu die nötigen Mittel fehlten, so (erzählt man) bat er seine Mutter um einen Franc, um sein Glück in einer Lotterie zu versuchen. Und wirklich! Fortuna war ihm hold. Er gewann tausend Francs und die Reise nach Gent wurde angetreten. Diese war recht beschwerlich; Eisenbahnen besaß selbst Belgien damals noch nicht, und dazu herrschte Kriegszustand zwischen dem südlichen Niederland und dem nördlichen. Bei seiner Ankunft schien es dem jungen Künstler, als ob die Freundschaft des ihm bekannten Weinhändlers einen ganz frischen Antrieb erhalten hätte. Nach kurzer nächtlicher Ruhe von den Strapazen der Reise trieb es ihn andern Tags zur Ausstellung. „Sie sind noch eben recht gekommen; heute ist der letzte Tag und heute Morgen findet auch die Preisverteilung statt." — „So werde ich warten, bis diese vorüber ist; meine Garderobe hält einer so ausgesuchten Feier nicht stand." Der Gastfreund begriff nicht, wie Gallait sich weigern konnte. „Aber Sie müssen unbedingt hin! Sie sind hier und wollten es nicht? Was würde man sagen?" „Das wird niemand Kummer machen." — „Aber wer soll denn den Preis für Sie in Empfang nehmen?" — „Den Preis? Ich, der ich nichts ausgestellt habe?" Jetzt erst

gingen dem Kaufmann die Augen auf. „So wissen Sie es wirklich nicht, daß Ihr Bild mit dem ersten Preise gekrönt worden ist? Und es war wirklich so! Sein Gönner in Tournai hatte das erste Bild Gallaits auf eigene Faust zur Ausstellung geschickt und es hatte die Palme davongetragen!

Diesem folgte am 7. Dezember der Berliner Verlags-Buchhändler Otto Janke im Alter von 70 Jahren. Derselbe begann seine verlegerische Thätigkeit im Jahre 1843 in Potsdam, wo er die Horvathsche Buchhandlung käuflich erworben hatte, durch Herausgabe einer Reihe von Kunstblättern „Malerische Ansichten von Potsdam" herausgab. 1850 siedelte er nach Berlin über und begann mit dem Verlage belletristischer Werke zunächst von Th. Mügge, Th. Mundt u. a. Durch den letztgenannten wurde er auch Verleger der historischen Romane der Mühlbach, der Frau Mundts. Der Erfolg derselben war ein für damalige Zeit, in der Übersetzungen aus fremden Sprachen, namentlich der großen Meister Bulwer, Boz, und E. Sue den Markt beherrschten, ganz außerordentlicher und wurde noch gesteigert durch das Verbot ihres Verkaufs in Österreich. Zu gleicher Zeit hatte Janke eine Modenzeitung gegründet, die spätere Viktoria, die als der Vorläufer der heutigen Moden-Zeitungen anzusehen ist, doch gab er diese Verlags-Richtung schon 1862 auf, um sich fast ausschließlich dem Gebiete der Roman-Litteratur zuzuwenden. Hier nahm seine Thätigkeit einen großen Umfang an und wurde von reichem Erfolg gekrönt. Er führte Spielhagen in die Deutsche Litteratur ein, bestimmte A. E. Brachvogel, seinen Roman „Friedemann Bach" zu schreiben, er wurde der Verleger der Werke von W. Alexis, Fanny Lewald, Alfred Meißner, Philipp Galen, Möllhausen, Hesekiel, Francois 2c. 2c. Auch bei Ankäufen von Verlagsartikeln, deren Besitzer in Konkurs geraten waren, hat er viel Glück gehabt. Ich erinnere nur an den Kauf der Meidingerschen Konkursmasse zu Frankfurt, mit welcher er Scheffels Ekkehard erhielt. (Näheres darüber siehe in Hölschers Arbeit über Scheffel, Bd. IV H. 1 u. 2). Auch die gekürzten Ausgaben von Gutzkows „Ritter von Geist" und „Zauberer von Rom" hatte Janke im Verlag, nachdem die ersten Auflagen in 9 Bänden bei Brockhaus erschienen waren. Die deutsche Romanzeitung gründete er 1884; sie erschien zuerst unter Redaktion von Robert Schweichel, von dem sie an Otto von Leixner übergegangen ist.

Am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages verlor der Buchhandel durch den plötzlichen Tod Otto Fr. Volckmars einen seiner bekanntesten und angesehensten Vertreter. Geboren wurde der Verstorbene am 26. August 1826, seine buchhändlerische Lehrzeit absolvierte er bei der inzwischen erloschenen Firma Fr. Asschenfeld in Lübeck. Am 1. Januar 1859 trat er sodann in das von seinem Vater Friedrich Volckmar seit 1833 firmierte Geschäft ein, welches heute bereits auf ein ansehnliches Alter zurückschauen kann, denn es wurde am 1. Februar 1829 gegründet. Die Firma, als deren Teilhaber 1854 Karl Voerster und seit 1884 dessen Sohn eintraten, besitzt außer dem bekannten Barsortiment, dem Verlag Amelang und dem Kommissionsgeschäft (mit 450 Kommittenten) auch an der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg Teilhaberschaft. Am Grabe des Verblichenen sprach Dr. Eduard Brockhaus im Namen des Vereines Leipziger Buchhändler und des ganzen deutschen Buchhandels.

Deutsche Buchhändler.

13.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

Von

G. Rilleken.

(Schluß.)

In harmonischer Weise verstand es Breitkopf, seine Privat-Interessen mit denen der Gesamtheit zu vereinigen und als Regenerator auf diese einzuwirken; so war er namentlich mit Erfolg bemüht, die Angehörigen der Kunst Guttenbergs von dem alten Zopfe des „Pennalismus“ zu befreien. Bei einem „Postulate“, wie die Lossprechung der Lehrburschen in der Kunstsprache hieß, fanden nämlich allerlei abgeschmackte Zeremonien statt, die man unter jener Bezeichnung zusammenfaßte. Man setzte dem ausgelernten Burschen eine Hörnermütze auf, brauchte einen großen Zahnbrecher, einen hölzernen Ohrlöffel, sowie Hobel und Pritsche und mißhandelte mit diesen Gegenständen diejenigen, welche zu „ehrlichen Gesellen“ gemacht werden sollten. Diesen Blödsinn schaffte Breitkopf sofort ab, ließ alle diese Instrumente bei der Freisprechung auf dem Tisch legen und ihren allegorischen Sinn in einer Rede erklären, die er drucken ließ und die stets der redegewandteste seiner Gesellen halten mußte. Diese Rede ist so charakteristisch für die Anschauungen Breitkopfs, daß wir nicht umhin können, die Hauptstelle aus derselben zu zitieren:

„Die Buchdruckerei entreißt alle anderen Künste und Wissenschaften dem Untergange; sie unterrichtet in den Grundsätzen der Religion und der Sitten und sie verewigt edle Handlungen redlicher Männer aller Stände. Sie stiftet also sehr viel gutes, und diese Früchte, die sie hervorbringt, beweisen den unschätzbaren Wert derselben. Aber sie thut dies nur in der Hand eines rechtschaffenen Mannes und in der Hand eines bösen ist sie ebenso fähig, böses zu stiften. Ich empfehle Ihnen, ja, ich lege Ihnen diesen Gebrauch, diese nützliche und vortreffliche

Anwendung unsrer Kunst deswegen so nachdrücklich an das Herz, daß, wenn Sie künftig die Vorsehung zu der Führung einer eignen oder auch fremden Werkstätte berufen sollte, Sie sich dessen desto eher wieder erinnern und Sie Ihren Dienst nur den Künsten und Wissenschaften, nur der Religion und dem Staate, nur der guten Sitte und der Ehre widmen!"

So gediegen diese kernigen Worte auch waren, so sehr sie auch ein nachahmungswürdiges Äquivalent für jene rohen Zeremonien bildeten: Breitkopfs Berufsgenossen waren mit der von diesem eingeführten Neuerung nicht zufrieden, so daß er vielen Verdruß infolge derselben hatte. Seine Kollegen wollten nämlich durchaus keine Gesellen nehmen, die bei ihm gelernt hatten, da ihre eignen Gesellen niemand unter sich dulden wollten, der nicht mit der Hörnermütze gekrönt gewesen, dem der hölzerne Ohrlöffel nicht die Ohren ausgeräumt, der Hobel nicht abgehobelt und der Zahnbrecher so wenig als die Pritsche seine Dienste geleistet hätte. Es ist dies ein Beispiel dafür, wie zähe der Mensch an veraltetem Blödsinn festhält, wie schwer es möglich ist, veralteten Zopf auszurotten. Endlich siegte jedoch die Vernunft über die Dummheit, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Pennalismus nur noch in sehr wenigen Offizinen üblich, und der Geist der Revolution fegte die letzten Reste von ihm hinweg. —

Wenn wir weiter oben Breitkopf den Gründer des Musikalienhandels nannten, so bezieht sich dies nicht allein darauf, daß er den Notendruck mit beweglichen Typen bis zur praktischen Brauchbarkeit vervollkommnete; er hat vielmehr auf diesen Namen auch insofern ein Recht, als er sich bedeutender Leistungen als Musikalien-Verleger rühmen kann. O. Hase, gewiß eine kompetente Persönlichkeit, sagt über diesen Punkt a. a. O.:

„Der Musikalienhandel jener Zeit, auf kostspieligen Kupferstich, unbehilflichen Typendruck und zumeist auf Schreiberhände angewiesen, war kaum höher entwickelt als der Buchhandel vor Guttenberg; Musik-Verleger von Beruf gab es nicht, so daß z. B. von Joh. Seb. Bachs Werken nur wenige durch den Druck veröffentlicht wurden, die der Komponist selbst in Kupfer stechen mußte und zwar nicht eines Verlagsgewinnes halber, sondern um einen Vorteil nur aus der Widmung zu ziehen. Hier griff der scharfblickende Breitkopf ein, und es gelang ihm, dem Musikalienhandel neue Bahnen zu weisen. Er begann die Reihe der musikalischen Typendruckwerke sofort mit der gewichtigen Prachtausgabe einer dreibändigen Opernpartitur „Il trionfo della fedeltà. Dramma per musica di E. T. P. A." (d. h. der unter dem Schäfernamen Ermelinda Talia Pastorella Arcada schreibenden Kronprinzessin von Sachsen); am Schlusse des Werkes sind die Worte aufgedruckt: „Stampato in Lipsia nella

stamperia di Giov. Gottlob Immanuel Breitkopf inventore di questa nuova quisa; comminciata nel mese di luglio 1755, e termi — nata nel mese d'aprile 1756." Ein Sonnett auf diese Oper von J. F. Gräfe in Musik gesetzt, ging der Partitur voran und mag als erste öffentliche Probe des neuen Notensatzes gelten. Aus Breitkopfs Presse gingen von da ab eine Reihe bedeutsamer Kompositionen, teils in Verlag und Kommission, teils für Rechnung anderer hervor, so Werke von Ph. E. Bach, C. H. Graun, J. A. Hiller, Leop. Mozart u. a., doch bürgerten sich die gedruckten Musikalien nicht rasch ein, noch 1770 hatte Breitkopf zu klagen, daß die Liebhaber „nicht nach gestochenen und gedruckten Musikalien zu spielen sich gewöhnen, sondern öfters lieber Abschriften teurer bezahlen, als diese haben wollen," so daß er Abschriften neben den gedruckten Exemplaren zu führen genötigt war. Seine rastlose Thätigkeit umfaßte bald das ganze Gebiet der Musik; er errichtete inmitten der Stürme des siebenjährigen Krieges im großen Stile ein Lager von deutschen und bald auch englischen, französischen und italienischen, handschriftlichen und gedruckten Musikalien und schuf die ersten Mittel zu einem geordneten Betriebe des Musikalienhandels durch erstmalige Veröffentlichung von systematischen und thematischen Katalogen, die, an sein Lager sich anlehnend, die ganze Musik-Litteratur umfassen sollten. Ein Katalog umfaßte in 6 Ausgaben 1760—1780 gedruckte Musikalien zur Theorie und Praxis, ein zweiter in 4 Ausgaben 1761—1780 geschriebene Musikalien allein zur Praxis, ein dritter thematischer Katalog, für die Musikgeschichte von großer Bedeutung, in 5 Teilen und 16 Supplementen von 1762—1787 handschriftliche Musikalien." Wir haben diesen Worten Hases nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß namentlich der zuletzt genannte Katalog im Handel sehr selten geworden ist.

Im Anschluß an die Wirksamkeit Breitkopfs als Musikalienhändler wollen wir einen Blick auf seine Thätigkeit als Buch-Verleger werfen. Das Verlagsgeschäft hatte sein bis zum letzten Atemzuge thätiger Vater bis 1762 auf eigne Rechnung geführt; in diesem Jahre wurde er auch Teilnehmer der Verlagshandlung, und das Gesamt-Geschäft firmierte Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn. Einer der hervorragendsten Autoren war Joh. Christoph Adelung (1732—1806) dieser hervorragende Sprachforscher war dem Verlage ungefähr dasselbe, was ihm früher Gottsched gewesen; er ließ bei Breitkopf erscheinen: „Über die Geschichte der deutschen Sprache" (1781, gr. 8.); „Lehrgebäude der deutschen Sprache" (2 Tle., gr. 8., 1781—82); „Grundsätze der deutschen Orthographie" (1782, 8.); „Magazin für die deutsche Sprache" (8 Stück in 2 Bd., 8., 1782—83); „Über den Ursprung der Sprache

und den Bau der Wörter" (1781); „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart" (4 Bd. gr. 4, 1793—1801, 24 Thlr.). Die erste Auflage dieses umfangreichen Werkes erschien 1774—86 in 5 Bdn.; in diesem Vorläufer von den epochemachenden Schöpfungen Grimms und Sanders erklärte Adelung die Wörter nach ihrer Etymologie, ihren verschiedenen Bedeutungen und syntaktischen Verbindungen mit Belegen aus den besten Schriftstellern. Es liegt in der Natur der Sache, daß die genannten Schöpfungen der Gegenwart das Adelungsche Werk bei weitem überragen; dennoch leistete der bienenfleißige Sprachforscher des vorigen Jahrhunderts für seine Zeit sehr bedeutendes, und Breitkopf hat sich durch den Verlag desselben nicht zu unterschätzende Verdienste erworben. Von sonstigen großen Verlagsartikeln J. G. J. Breitkopfs verdienen Hervorhebung: Charles Henri de Heinechen, „Dictionnaire des artistes dont nous avons des estampes." (1780—90, 4 vols.); I. G. Kanzler, „Tableau historique de l'Electorat de Saxe" (1786, 4.); „Histoire de l'art de l'antiquité par Winckelmann, trad. de l'Allemand par Huber," (1781, 3 vols. 4). Von Zeitschriften erschienen bei Breitkopf: „Das Magazin der neueren französischen Litteratur," „Für ältere Litteratur von Kanzler und Meißner," „Leipziger gelehrte Zeitung" und das für Berufsgenossen besonders interessante „Magazin des Buch- und Kunsthandels" (1780—82).

Der Thätigkeitstrieb, welcher Breitkopf beseelte, war ein geradezu schrankenloser und führte ihn aus einer Unternehmung in die andere; so kaufte er eine Buchhandlung in Bautzen, eine andere in Dresden, die er jedoch nur vorübergehend besaß. Eigentümlich berührt es uns, daß er 1770 eine Spielkarten-Fabrik anlegte, obgleich er sich selbst nie an den Spieltisch setzte. Seine übrigen weitläufigen Geschäfte gestatteten ihm jedoch nicht, diesem Zweige die genügende Sorge zuzuwenden, und die natürliche Folge war, daß er große Verluste erlitt. Er gab daher 1782 die Fabrik wieder auf. Als man ihn einst in einer Gesellschaft fragte, warum er nicht auch ein Spielchen mitmache, gab er scherzend zur Antwort: „Freund, wer so viel mit Spielkarten verloren hat wie ich, der geht ihnen aus dem Wege!" Ein ähnliches Schicksal hatte die Tapetenfabrik, die er ins Leben gerufen; auch sie mußte er nach bedeutendem Verluste eingehen lassen. Um das Bild von der rastlosen Thätigkeit dieses unermüdlichen Mannes vollständig zu machen, fügen wir noch hinzu, daß die Verwaltung von 6 Häusern und die seines Rittergutes Abtnaundorf auf ihm lastete. —

Eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges war Breitkopf auf dem Gebiet der Typographie. Als wissenschaftliche Lebensaufgabe betrachtete

er die Schöpfung einer kritischen Geschichte der Buchdruckerkunst. Ein Vorläufer zu diesem volumnös angelegten Werke ist seine Schrift: „Über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst; bei Gelegenheit einiger neuern geäußerten Meinungen: nebst der vorläufigen Anzeige des Inhalts seiner Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" (1774, 4.)

Von dem genannten umfangreichen Werke sind nur 7 Bogen zum Druck gelangt; Breitkopf trat dieses Werkes wegen mit den hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung; so schrieb ihm Gotthold Ephraim Lessing, dem er das Manuskript zur Durchsicht schicken wollte, im Jahre 1779 aus Wolfenbüttel:

„Ich danke Ew. Wohlgeboren auf das verbindlichste für die Schrift des Herrn Dr. Tralles (vermutlich war es die Widerlegung Nathans des Weisen). Haller, höre ich, soll es Mode gemacht haben, daß nun alle doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit sterben wollen. Sonst war es nicht; und die Religion eines Arztes war noch weit verdächtiger als die Religion eines dramatischen Dichters. Was wir nicht alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein doctor theologiae über Dysenterie schreibt."

„Noch mehr aber danke ich Ew. Wohlgeboren für das wiederholte Versprechen, mir Ihr Manuskript nach und nach mitzuteilen. Ich wünschte, daß der Abschnitt von den alten Bibeln mit von den ersten sein könnte, durch den ich mich zu belehren Gelegenheit hätte. Noch habe ich mich vor einigen Tagen einer alten Bibel erinnert, die sich in unsrer eigentlichen Augusta befindet, und die auch wohl Anspruch machen könnte, die Faustische von 50 zu sein, ob sie schon hin und wieder Anfangsbuchstaben hat. Ohne Zweifel werden Ew. Wohlgeboren nun wohl auch diese schon zu Gesichte bekommen und untersucht haben. Weil ich aber noch ein paar Stückchen ihres mit Terpentin getränkten Papieres vorrätig habe, so glaube ich diese nicht besser verwenden zu können, als wenn ich sie beifüge."

Von dem weiteren Briefwechsel Breitkopfs wollen wir nur noch zitieren, was Hofrat Meusel, der bekannte Verfasser des „Gelehrten Teutschland," am 15. September 1777 an ihn schrieb:

„Hier folgt das Manuskript wieder zurück, das Ew. Hochgeboren ungemein viel Ehre macht und Sie unseren scharfsinnigsten Forschern gleich setzt. Es ist kein eitles Kompliment, wenn ich versichere, daß dieses Werk den Regeln der historischen Kritik durchaus Genüge leistet, und ich wünsche daher sehnlichst, daß Sie es bald durch den Druck gemeinnützig machen möchten. Ich dächte nicht, daß man mit Grund gegen die beliebte Ordnung etwas einwenden würde, und die wenigen Wiederholungen sind in meinen Augen eher nötig als überflüssig. Aber Ergänzungen, wenn

ihrer anders notwendig sind, wüßte ich nicht zu machen noch vorzuschlagen: Die Beurteilung der Bibel von 1450 ist freilich weitläufig, aber ein so merkwürdiges Buch verdient es auch."

Der Wunsch Meusels, die kritische Geschichte der Buchdruckerkunst bald gedruckt zu sehen, sollte sich, wie wir bereits hervorgehoben haben, nicht erfüllen. Die Gründe, welche Breitkopf veranlaßten, den Druck des 1. Teiles, der handschriftlich fast vollendet vorlag, nicht zu beschleunigen, sind doppelte; einmal wollte er so Gediegenes wie nur möglich liefern und ging, wie aus den Briefen ersichtlich ist, fast zu vorsichtig zu Werke; sodann überraschte ihn am Abend seines Lebens ein Holländer, namens Crevenna, mit der Ankündigung einer Geschichte der Buchdruckerkunst in 8 Bänden. Diese machte ihn stutzig; er glaubte erst abwarten zu müssen, was dieser bringen würde. Zwar war er überzeugt, daß Crevenna nichts schaffen könnte in diesem Fache, woraus er etwas lernen könne; doch hegte er die Befürchtung, daß Crevenna aus seinem Werk entlehnen würde, falls es früher erscheinen würde. Breitkopf hatte nämlich Mißtrauen gegen die Holländer, weil sie versucht hatten, sich mit so seichten Gründen die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst anzumaßen. So kam es, daß das Werk, bei welchem er so vielen Fleiß und Scharfsinn verwandt, ungedruckt blieb, weil sein Verfasser starb, und weil sich nach seinem Tode kein ihm ebenbürtiger Fortsetzer und Ergänzer fand, bis neuere Forschungen das Manuskript und das vorliegende Material veralten ließen.

Ein zweites Werk Breitkopfs, das ebenfalls Hervorhebung verdient, betitelt sich „Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapieres und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Erster Teil." (1784, 4.) Den zweiten Teil dieses Werkes gab J. C. F. Roch unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der Schreibekunst" 1801 heraus (Leipzig bei Gleditsch). Eine dritte Schrift „Über Bibliographie und Bibliophilie" (1793, 4.) haben wir bereits erwähnt. Außerdem war Breitkopf mehrfach als Mitarbeiter für Journale thätig; so veröffentlichte er anonym: „Schreiben an einen Freund von dem Nutzen der zeitigen Erlernung der Naturlehre wider den Aberglauben", (in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes", 1774), „Über die Schriftgießerei und Stempelschneiderei" (im 21. Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", 1778); endlich „Über Buchdruckerei und Buchhandel in Leipzig" (im Journal für Fabrik und Manufaktur," Juli und November 1793.)

Bei seinen schriftstellerischen Arbeiten und seinen Studien wurde Breitkopf wesentlich gefördert durch seine für einen Privatmann sehr

umfangreiche Bibliothek. Ein Katalog, in den Jahren 1795 und 1799 ausgegeben, umfaßt 19511 Nummern. Die Bibliothek, welche für die vielfachen Interessen unseres großen Berufsgenossen charakteristisch ist, enthielt eine sehr vollständige Sammlung von alten Druckwerken aus der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst; besonders zahlreich waren auch die Buchdrucker-Biographieen vertreten. Ein Steckenpferd Breitkopfs war es, alles zu sammeln, was auf die Geographie und Topographie Sachsens Bezug hatte, so daß seine Bibliothek Atlanten in vielen Folio-Bänden, viele Karten, Risse von Städten, Zeichnungen von Kirchen, Palästen und Gärten umfaßte. Für diesen Teil seiner Bücherei wurden Breitkopf kurz vor seinem Tode 6000 Thlr. angeboten; allein er hatte nicht die geringste Lust, diese Freude seiner Erholungsstunden bei Lebzeiten aus den Händen zu geben.

Wenn wir uns mit dem Leben eines hervorragenden Mannes beschäftigen, so genügt es uns nicht, zu erfahren, was derselbe in seinem Fache geleistet hat; wir finden vielmehr eine besondere Freude daran, Einzelheiten über seine Lebensweise, seine Denkart und seine Gesinnung zu erfahren. Dieser Hinweis wird es entschuldbar erscheinen lassen, wenn wir im Nachstehenden eingehender auf diesen zweiten Teil unserer Aufgabe eingehen. Bei der Erfüllung der letzteren müssen wir es als ein glückliches Zusammentreffen hinstellen, daß Altmeister Goethe während seiner Leipziger Studienzeit (1766—1768) ein gern gesehener Gast im Breitkopfschen Hause war, und daß er dort mit der Schärfe des echten Dichters Beobachtungen anstellte, die er in „Wahrheit und Dichtung" niederschrieb, in welcher Autobiographie es heißt:

„Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein ansehnliches Haus auf dem alten Neumarkt mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Joh. Gottl. Immanuel, war auch schon längst verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalter junger Mann, der Musik ergeben und geübt, sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht

weniger als der älteste die Konzerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, sowie auch die Eltern und Schwestern gewogen; ich ging ihnen bei Auf- und Ausbau, bei Möblieren und Einziehen zur Hand und begriff dadurch manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch; wir trieben manches gemeinschaftlich und der älteste komponierte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachstum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntnis erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Altertum darstellten und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schwefel-Sammlung beim Umziehen in Unordnung geraten war. Ich brachte sie, so gut ich konnte, wieder zurecht und war genötigt, mich im Lippert*) und anderen umzusehen. Einen Arzt, Dr. Reichel, gleichfalls einen Hausgenossen, konsultierte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich, wo nicht krank, doch unmustern fühlte, und so führten wir zusammen ein stilles, anmutiges Leben.“ Auch der Kupferstecher Stock, der ebenfalls im Breitkopfischen Hause wohnte, wird von Goethe erwähnt; bei ihm übte sich der letztere im Radieren, wie der junge Student auch viel Vergnügen am Holzschneiden fand, und es darin so weit brachte, daß viele der von ihm geschnittenen Stücke in der Druckerei benutzt werden konnten.

Diese Aufzeichnungen Goethes geben ein so anschauliches Bild von dem Leben und Treiben im Breitkopfischen Hause, daß wir denselben nur einige Daten zur Erläuterung beizufügen brauchen. Im 27. Lebensjahre, am 25. September 1746 vermählte sich J. G. J. Breitkopf mit Maria Friederike Constantia Brix; dieselbe gebar ihm drei Söhne und fünf Töchter, von denen ihn jedoch nur die beiden Söhne Bernhard Theodor und Christoph Gottlieb, sowie eine Tochter überlebten. Die beiden Söhne, welche Goethe in unserem Zitate so lebensvoll charakterisiert hat, waren, wie die Zukunft lehren sollte, beide der Leitung eines so umfangreichen Geschäftes nicht gewachsen. Bernhard Theodor, geb. 1749, starb in hohem Alter als russischer Staatsrat. Der jüngere, geb. 22. September 1750, lernte wie sein Bruder Buchdrucker und übernahm schon kurze Zeit vor dem Tode seines Vaters die Leitung von dessen weitverzweigten Unternehmungen. —

*) Jedenfalls in dessen „Daktyliothek“, die 1767 gr. 4. bei Breitkopf erschien.

Nach Angabe dieser Namen und Daten bleibt uns nun noch die Aufgabe, einen Blick auf den Charakter Breitkopfs zu werfen, wobei uns das lebensvolle Bild, das uns dessen Freund Hausius hinterlassen, als Unterlage dienen wird.

Ein Grundzug seines Wesens war seine unerschütterliche Festigkeit; er war eisenfest und hing zuweilen fast zu hartnäckig an seiner Überzeugung, so daß es sehr schwer war, ihn zu einer anderen Meinung zu bekehren. Dies war aber auch kein Wunder; denn ehe er eine Ansicht zu der seinigen machte, wog er, gleichsam mit der Goldwage, alle Gründe dafür und dawider ab und ließ sich nicht früher bestimmen, als er den Ausschlag sah.

Kam er in die Lage, seine Meinung zu verteidigen, so bot er alle nur haltbaren Gründe auf, derselben den Sieg zu verschaffen; konnte er mit diesen seinen Gegner nicht überzeugen, so nahm er seine Zuflucht zu Sophistereien, mit denen er jedoch den Gegner mehr auf die Probe stellen und sondieren als im Ernst für die Sache gewinnen wollte.

Hatte er Streit über irgend etwas mit einer fremden Person, die er unterschätzt hatte, und sah er sich von derselben widerlegt, so gestand er zwar nie, daß er vom Gegenteil überzeugt sei; in diesem Falle überflog jedoch sein Gesicht ein gewisses Lächeln, das sich quasi aus Scham und Unwillen über sich selbst zusammensetzte, und aus dem jeder, der ihn kannte, mit positiver Gewißheit entnehmen konnte, daß er sich widerlegt fühlte. Verhinderte ihn nun auch eine falsche Scham, sein Unrecht Fremden gegenüber offen einzugestehen, so richtete sich sein Handeln doch stets nach seiner verbesserten Meinung und Überzeugung. Wenn Breitkopf mit einem vertrauten Freunde disputierte und von einem solchen in die Enge getrieben wurde und sich widerlegt sah, so drückte er ihm treuherzig die Hand und sagte: „Freund, habe Dank!“ Kam er später in einen anderen Kreis seiner Freunde, so bereitete es ihm sogar ein besonderes Vergnügen, diesen zu erzählen, wie sehr er in die Enge getrieben worden, und wie man ihn überwunden habe.

Breitkopfs Privatleben war voller Mühe, Arbeit und Unruhe, wie es naturgemäß nicht anders sein kann bei einem Manne, auf dessen Schultern die Leitung einer so umfangreichen Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung ruhte, und der im Ganzen an 150 Menschen beschäftigte. In seinem Privat-Kontor wimmelte es stets von vielen Menschen, die ein und ausgingen, von denen der eine dies, der andere das bei ihm zu thun, mit ihm zu besprechen hatte. Sehr natürlich ist es daher, daß ihm zuweilen der Kopf etwas zu heiß gemacht wurde, was um so weniger verwunderlich ist, als er sehr leicht in Hitze geriet.

Selbst noch am Ende seines Lebens konnte er sehr leicht erregt werden, das Blut schoß ihm dann ins Gesicht, seine Augen funkelten; aber die ganze Erregung war nur ein Wetterleuchten, das so schnell verschwand, wie es gekommen war, wenn man ihn nur nicht reizte und ihn weiterreden ließ. Einige Augenblicke später hatte er alles vergessen, und wenn man ihn dann an seine unnötige Erregung erinnerte, fragte er oft verwundert: „Wie? Bin ich wieder hitzig gewesen? Daß ich die verwünschte Hitze auch nie loswerden kann!“

Um bei seinen mannigfachen Beschäftigungen dennoch Zeit zu seinen gelehrten Studien zu haben, schlief Breitkopf im Winter nur sechs Stunden, im Sommer sogar nur fünf. Da er kein Freund von Gesellschaften war, besuchte er solche nur äußerst selten und bat sie bei außerordentlichen Gelegenheiten zu sich, da er für seine Zeit eine bessere Verwendung hatte. So kam es, daß die Tischzeit seine einzige Erholung und Unterhaltung war; bei Tische sah er es aber auch sehr gern, wenn es recht heiter zuging, und vor allem hielt er darauf, daß die Tischgesellschaft vollzählig. Nur höchst ungern bemerkte er die Abwesenheit einer Person, die dazu gehörte und nie war es ihm recht, wenn jemand fehlte.

Am liebsten unterhielt sich Breitkopf mit jungen Leuten, und Jung-Goethe, der Duzfreund seiner Söhne, war ihm jederzeit besonders herzlich willkommen.

In jüngeren Jahren hatte Breitkopf viel Vergnügen an der Musik gefunden, wenngleich sein Dilletantismus nicht so hervorragend war wie der seiner Söhne. Ohne seine musikalischen Kenntnisse wäre es ihm ja auch nicht möglich gewesen, der Gründer des Musikalienhandels, der Vervollkommner des Notendruckes zu werden. In seinen späteren Lebensjahren griff Breitkopf jedoch nur selten dazu, sich durch die Musik aufzuheitern. Wenn er sich ans Klavier setzte, so geschah dies nur in Gesellschaft und auch dann nur, wenn er sehr guter Laune war oder wenn ihn die Unterhaltung langweilte.

Erholung war jedoch für Breitkopf überhaupt ein Ausnahmezustand. Den größten Teil seiner Zeit brachte er auf seinem Zimmer mit Arbeiten zu, in dem er ganz unermüdlich war. Jede Stunde, die ihm von seinen eigentlichen Geschäften blieb, verwandte er zum Studium. Sehr zu statten kam ihm bei diesem sein außerordentlich gutes Gedächtnis; nur durch dieses war es ihm möglich, mit jedem Bande seiner umfangreichen Bibliothek vertraut zu sein; dabei las er noch alle möglichen gelehrten Zeitungen, eine ungeheuere Zahl Journale, wobei immer Papier und Feder daneben lag, um sich Auszüge zu machen; keine Reisebeschreibung

erschien, die er nicht sogleich gelesen hätte; mit ähnlichem Interesse verfolgte er die Erscheinungen der belletristischen Litteratur in allen modernen Sprachen. Eigentümlich ist dabei, daß Breitkopf die dramatische Poesie von seiner Lektüre ausschloß und auch niemals ins Theater ging, weil er das für eine Zeitverschwendung hielt.

Berücksichtigen wir diese angestrengte geschäftliche Thätigkeit, dieses unermüdliche Interesse für alles, was es im Reiche der Litteratur neues gab, berücksichtigen wir ferner, daß seine Erfindungen nicht Werke eines Tages oder Monates waren, sondern zuweilen Jahre in Anspruch nahmen, bis er endlich nach vielen fruchtlosen Versuchen das Richtige traf — so wird es uns klar, daß Breitkopf in der That zu Vergnügungen, zur Erholung keine Zeit hatte, daß er sich diese von seinem Schlaf absparen mußte.

Dieser ungeheuere Thätigkeitsdrang verließ Breitkopf auch im hohen Alter nicht; als seine Gesundheit schon schwankend war, als er sich bereits mancher Arbeiten aus Rücksicht auf diese enthalten mußte, beschäftigte er sich noch mit dem Problem, Chinesisch mit beweglichen Lettern zu drucken.

Als Beispiel für die Vielseitigkeit des Breitkopfschen Geistes wollen wir hier eine Sonderbarkeit erwähnen, die uns Hausius berichtet. Breitkopf hatte, wie sich leicht vermuten läßt, einen sehr weitläufigen Briefwechsel nach allen Ländern. Eigentümlicherweise konnte er nun beim Briefschreiben weder Streusand noch Löschpapier leiden; wenn er also z. B. zwölf und noch mehr Briefe zu schreiben hatte, was sehr häufig der Fall war, so schrieb er von dem ersten die erste Seite, legte ihn dann hin, nahm den zweiten, schrieb wieder die erste Seite und so von allen hintereinander die erste Seite, welche nach der Reihe hingelegt wurden. Wenn er mit dem letzten fertig war, nahm er den ersten wieder zur Hand, schrieb die zweite Seite und so wieder alle durch, bis er damit fertig war. Dabei kam es nie vor, daß er irgend einmal einen Brief mit dem anderen verwechselt oder sich so geirrt hätte, daß er in den einen Brief geschrieben, was in dem andern hätte stehen sollen. Es kam sogar sehr selten vor, daß er ein falsches Wort niederschrieb, das er hätte wegstreichen oder radieren müssen. Das letztere war Breitkopf unausstehlich, und da er das Kopieren für eine Zeitverschwendung hielt, schickte er alle Briefe, an wen sie auch gerichtet sein mochten, so fort, wie er sie geschrieben hatte.

Sehr energisch nimmt Hausius Breitkopf gegen den Vorwurf in Schutz, der letztere sei ein Religionsverächter gewesen, weil er seit vielen Jahren den öffentlichen Gottesdienst nicht besucht habe. „Als ob Nichtbesuch des öffentlichen Gottesdienstes mit Religionsverachtung und Gott-

losigkeit gleichbedeutend wären!“ ruft er in der Biographie seines Freundes aus. Man hatte aber hier bloß auf die Thatsache gesehen, ohne nach der Ursache zu fragen, obgleich die eisenfesten Kompendien der alten Philosophen und Theologen das formale und materielle der Handlungen tüchtig und derb genug eingebläut hatten. Aus dem, was wir über den Gebrauch seiner Zeit gesagt haben, ist klar, daß er dieselbe zum größten Teile auf seinem Zimmer zubrachte. Dies hatte ihn allmählich und schon frühzeitig ganz stubensiech gemacht und seine Nerven so außerordentlich geschwächt, daß jede Veränderung der Luft ihm schädlich wurde, und daß namentlich kältere Luft für seinen Körper und seine Gesundheit die nachteiligsten Folgen nach sich zog. Dies war der Hauptgrund, aus welchem er nicht zur Kirche ging, da nach seiner Philosophie die geringere Pflicht der größeren nachstehen mußte, und da er den Kirchenbesuch für weniger wichtig hielt, als die Erhaltung seiner Gesundheit, für die er Weib und Kindern bürgen mußte. Schon hierin liegt, daß Breitkopf kein Buchstabengläubiger war, daß er es nicht zur Orthodoxie hielt, woraus wir Modernen ihm schwerlich einen Vorwurf machen werden. Er war der Ansicht, daß alles, was nicht aus voller und inniger Überzeugung geschehe, Heuchelei sei, und diese haßte er aus tiefster Seele. Die ganze Summe seiner Religion legte er in dem Wahlspruch nieder: „Liebe Gott und deinen Nächsten!“, und da er stets danach gelebt und gehandelt und namentlich stets den zweiten Teil seiner Devise bethätigt hat, indem er geräuschlos Gutes that und mit freigebiger Hand das menschliche Elend im stillen zu mildern suchte, so dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß er ein sehr guter Christ war, daß er den Geist des Christentums besser begriffen habe, als mancher der fleißigsten Kirchentreter; denn das Gebäude seiner Religion stand ganz und gar auf dem Grunde des Vorbildes der Christenreligion, es war gebaut auf Liebe zu Gott, die sich in der Liebe zu den Menschen äußert und bethätigt.

Ein nach allen Seiten hin so vorzüglicher Mann wie J. G. J. Breitkopf stand naturgemäß mit den Besten der Nation im Briefwechsel und Verkehr. Von seinen Beziehungen zu Lessing haben wir schon weiter oben gesprochen; auch mit dessen großen Mitstreber J. J. Winckelmann stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Auch an Äußerungen der Hochachtung fehlte es Breitkopf nicht; so nahmen ihn die ökonomische Gesellschaft und die Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig unter ihre Mitglieder auf; seine Berufsgenossen im Buchhandel und in der Buchdruckerkunst betrachteten ihn als ihren Ratgeber und Vater. Namentlich den Buchdruckern stand er oft mit Rat und That zur Seite; war er

doch auch eine Art lebendiges Repertorium in der Geschichte und den Rechten seiner Kunst; wußte doch auch niemand besser Bescheid in dem Herkommen und den Gebräuchen derselben.

Seinem Ende sah J. G. J. Breitkopf mit der Ruhe entgegen, welche ein erfolgreiches, arbeitsames Leben gewährt. Der 28. Januar 1794 war sein Todestag, an welchem er am frühen Morgen ganz sanft und fast unbemerkt entschlummerte. —

Über das Etablissement, daß er zu so hoher Blüte gebracht, und dessen fernere Schicksale, die dem Leser gewiß von Interesse sein werden, entnehmen wir dem Aufsatze O. Hases in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ im Auszuge folgende Einzelheiten:

Schon zu Lebzeiten J. G. J. Breitkopfs hatte der Schwiegersohn desselben, Chr. G. Stopp, der 1782 als Kompagnon aufgenommen worden, keinen segensreichen Einfluß auf das Geschäft ausgeübt; auch Chr. Gottl. Breitkopf war mehr Musik-Dilettant und angenehmer Gesellschafter als Geschäftsmann. So kam es, daß die Schöpfung des Großvaters und Vaters bald in Verfall geriet, bis ihr in Gottfried Christoph Härtel, dem Freunde Christoph Gottlobs, (geb. 27. Jan. 1763 in Schneeberg) ein Regenerator im besten Sinne des Wortes erwuchs. Er wurde Gesellschafter Chr. Gottlobs, so daß die Firma nun Breitkopf & Härtel lautete, und als der erstere starb (am 7. April 1800), trat er als Universalerbe desselben an die Spitze des Geschäftes. Unter seiner Leitung verlegte die Firma namentlich die autorisierten Gesamt-Ausgaben W. A. Mozarts (1798—1816 in 17 Bdn.), J. Haydns (1800—1806 in 12 Bdn.), M. Clementis (1803—1818 in 13 Bdn.), J. L. Dusseks (1814—1818 in 12 Bdn.); ferner die „Allgemeine musikalische Zeitung“ (seit 1798) und die „Leipziger Litteraturzeitung“ (1812—1834). G. C. Härtel starb am 25. Juli 1827 auf seinem Rittergute Cotta, nachdem er den alten Glanz der Firma wieder hergestellt hatte.

Ihm folgten in der Fortführung derselben, nachdem ein Neffe Gottfried Härtels, Florenz Härtel, einige Jahre der provisorische Leiter gewesen, seine beiden Söhne, von denen Raymund (geb. 1812) 1832 in das Geschäft trat. Vom 19. August 1835 unterstützte diesen der ältere Bruder Hermann Härtel, Doctor juris, der bis zu seinem am 4. August 1875 erfolgten Tode an der Spitze des umfangreichen Etablissements stand, das bei seinem Tode an 400 Personen beschäftigte. Was die Gebrüder Härtel als Verleger der Werke Mendelssohns, Schumanns, Chopins geleistet, wie sehr sie sich durch Zustandekommen der monumentalen Gesamtausgaben musikalischer Klassiker verdient gemacht haben, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Ein

Denkmal ihrer Wirksamkeit ist das bis zum Jahre 1874 ergänzte Musikverzeichnis, das auf 470 Seiten die Titel von 14000 Werken nennt. Auch die Leistungen der Gebrüder Härtel auf dem Gebiete des Buchverlages sind jedem, der in der buchhändlerischen Praxis steht, so bekannt, daß es eine überflüssige Mühe wäre, hier Namen von Autoren zu nennen. Ebenso unnötig ist es, die gegenwärtigen Inhaber der Weltfirma Breitkopf & Härtel hier namentlich aufzuführen, da ja unser treffliches Adreßbuch von O. A. Schulz den authentischsten Nachweis darüber enthält. Wohl aber dürfte es am Platze sein, diese biographische Skizze mit einer Zusammenfassung dessen abzuschließen, was J. G. J. Breitkopf als eigentlicher Gründer dieser Weltfirma geleistet und mit ihr dem gesamten Buch- und Musikalienhandel: er war der Wiederhersteller des guten Geschmackes der Buchdruckerkunst in Deutschland, der Erfinder des Notendruckes mit beweglichen Lettern, der Schöpfer des Musikalienhandels; dazu war er ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein guter Vater, ein edler, thätiger Mensch. Darum Ehre dem Namen dieses großen Mannes! Möge er der gegenwärtigen Generation wie auch den künftigen Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild, ein Sporn zur Nacheiferung sein!

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein deutsches Dichterleben

von

Th. E.

(Fortsetzung.)

Nach Tübingen lockte den Reisenden namentlich der Wunsch, Friedrich Hölderlin zu sehen. Er ergreift dabei die Gelegenheit, einen Vergleich zwischen ihm und H. von Kleist zu ziehen. „Hölderlins Unglück schien meiner geängstigten Seele noch entsetzlicher, als dasjenige Kleists. Denn während dieser mit einem heroischen Entschluß dem undankbaren Vaterlande seine irdische Hülle hinwarf, um sich befreit dem Chor der unsterblichen Sänger zuzugesellen, mußte der schwäbische Dichter nun seit so lange seinen von Irrsinn umnachteten Geist in einem siechen Körper auf der Erde dahinschleppen.“ Auf der Rückreise suchte Schack dann noch Karlsruhe auf und hatte das Glück, in einer Sitzung eine längere Rede von K. Th. Welcker mit anzuhören.

Nachdem Schack in Heidelberg das Wintersemester 1834/35 verbracht hatte, trat er eine von dem Arzt empfohlene größere Reise an, die ihn durch die Schweiz und Südfrankreich, nach den Pyrenäen und nach Italien führte. Wiederum war es ihm dann in Frankfurt zu teil geworden, bedeutende Bekanntschaften zu machen. Mit besonderer Liebe weilt er bei der Erinnerung an Immermann, der damals gerade im großen Publikum durch seinen Streit mit Platen bekannt geworden war. Bei dem preußischen General-Postmeister und Bundestags-Gesandten von Nagler lernte er den Verfasser von „Münchhausen“ kennen, „sein Benehmen war zwanglos und das eines Weltmanns. Er sprach fließend und bald entwickelte er eine seltene Beredsamkeit, als das Gespräch auf das Theater kam und er von der Bühne zu Weimar erzählte, von welcher er noch zu Goethes Zeit manchen interessanten Aufführungen beigewohnt hatte. Besonders bitter klagte er über den Verfall der Schauspielkunst, über die Teilnahmlosigkeit des Publikums gegen alles wahrhaft Poetische, über die Gehässigkeit und den Unverstand der Kritik, sowie über die ab-

lehnende Haltung der Direktoren gegen wirklich dichterische Werke. Von hier aus wandte sich die Unterhaltung weiter der Litteratur zu. Ich entsinne mich, daß Immermann mit Vorliebe von Tieck sprach, ihn einen großen Dichter nannte und auch seinen Oktavian und Fortunat sehr hoch stellte, dabei nur bedauerte, daß diese Dichtungen für die Darstellung viel zu breit wären. Immermann sprach so schön, daß ich ihm erstaunt zuhörte, und mir im Stillen sagte, er könne unmöglich der schlechte Dichter sein, für den ihn Platen ausgegeben."

Eine andere, in ihrer Art nicht weniger interessante Erscheinung lernte Schack in Grabbe kennen. Er bewundert heute noch einzelne Stücke desselben, sein „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." sind ihm Nationaldramen, auf welche wir stolz sein können.

Noch zwei Jahre hatte unser Dichter Zeit bis zu seinem Eintritt in den Staatsdienst, und er benutzte dieselben nicht hauptsächlich zur Vorbereitung auf denselben, sondern gab sich lieber anderen Studien hin. Zunächst waren es Philosophie und Kunst, welchen er ein eingehendes Studium widmete, und daneben beschäftigte ihn auch das Theater mehr und mehr. Der Traum eines deutschen Nationaltheaters ließ ihm keine Ruhe. Er ist auch heute noch der Überzeugung, „ein deutsches Nationaltheater könne nur dann erblühen, wenn eine Bühne gegründet würde, auf welcher mit Ausschluß von Opern, Possen und längst bekannten Werken nur neuere Dramen im höheren Stil zur Darstellung gelangten, und die es den Dichtern möglichst leicht machte, ihre Stücke dem Publikum vorzuführen. Wo ist der Deutsche, der sich das unsterbliche Verdienst erwirbt, durch Aussetzung eines Vermögens, das nicht einmal ungeheuer zu sein brauchte, zu solchem Zwecke seinem Volke ein so unschätzbares Geschenk zu machen? Freilich, damit diese Bühne und die dramatische Poesie auf ihr gedeihen können, ist noch etwas anderes nötig; die Beseitigung eines Unfugs, der eben jetzt in Deutschland im höchsten Grade grassiert. Kann man sich denken, daß irgend einer der großen Dramatiker seine Werke zustande gebracht hätte, wenn er die mindeste Rücksicht auf eine solche Kritik genommen, wie sie heute in hunderten von Schriften und Tagesblättern geübt wird. Alle die zahllosen wilden und ausschweifenden Stücke, welche die altenglische und altspanische Bühne und ebenso auch die deutsche in der Sturm- und Drangperiode überschwemmten, haben nicht so vielen Schaden angerichtet, wie eine derartige Kritik. — Für die Nationalbühne, wie ich sie mir träume, läßt sich jedoch vielleicht folgende Hoffnung schöpfen: Wenn beständig neue Dramen über die Bretter gehen und die Kritik jedes derselben mit ihrem Gekläff begrüßt, so wird zuletzt niemand mehr acht darauf geben;

wie ich auf meinen orientalischen Reisen nur in den ersten Nächten durch das unaufhörliche heisere Geheul des Schakals gestört wurde, mich bald aber so daran gewöhnte, daß ich es gar nicht mehr bemerkte."

Raupach war es, der damals eine Art von Alleinherrschaft über die Bühne ausübte. Schack stimmt mit Schopenhauer darin überein, daß man ihn unterschätze; allein auch er anerkennt, daß ein anderer dramatischer Dichter der damaligen Zeit dazu angethan war, den ganzen Ruhm zu verdienen: das war Grillparzer. Das Urteil über ihn und seine Schöpfungen lautete freilich damals ganz anders als heutzutage. „Jetzt hat sich die öffentliche Meinung in betreff Grillparzers völlig geändert, und namentlich seine Landsleute sind sehr geneigt, ihn als unseren dritten großen Nationaldichter an Goethe und Schiller anzureihen. Wenn nun auch der früheren Verachtung eine Überschätzung gefolgt sein mag, so will ich mich doch auch dieser erfreuen, indem ich darin das Bestreben erkenne, die langjährige Unbill durch verdoppelte Anerkennung wett zu machen; Überschätzung von etwas Gutem ist immerhin besser als dessen Verkennung."

Einmal auch während seiner Ferien hielt sich Schack lange in Dresden auf und machte bei dieser Gelegenheit Tiecks Bekanntschaft. In Berlin stand er in häufigem Verkehr mit A. von Chamisso; allein nun trat auch die Frage des Amtes an ihn heran, und nachdem er sich eifrig auf sein Examen vorbereitet hatte, mußte er erst ein Dienstjahr beim Kriminalgericht verbringen; die trostloseste Zeit seines Lebens nannte er diese Periode, die sein Nervensystem und seine Gesundheit so zerrüttete, daß er sich auf ein Jahr Urlaub zu einer größeren Reise erbat. Dieselbe führte ihn nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten, dem Sinai, Petra, Palästina, Libanon; über Malta nach Gibraltar, Granada, Sevilla, Madrid, Lissabon, Cintra. Seinen Urlaub hatte er schon um Monate überschritten, als sich Schack endlich zur Heimkehr entschloß. Freudig empfing er die Nachricht, daß er zum Legationssekretär bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt ernannt worden sei, und so vieles und mancherlei er nun auch hierbei sah, so glaubt er doch über diese Periode seines Lebens nur einige Andeutungen geben zu müssen. „Der nun seit einer Reihe von Jahren glücklich zu Grabe getragene deutsche Bundestag war ein höchst unzureichender Notbehelf, um Deutschland zusammenzuhalten, und man konnte von Anfang an voraussehen, daß ein so lose zusammengefügtes Gebäude bei der nächsten Erschütterung zusammenstürzen müsse. Allein denen, die nur Haß und Verachtung für diese Anstalt hatten, ließ sich doch entgegenhalten, daß ein schwaches Band der Einheit besser war als gar keines, und daß ein

festeres bei einer Staatenverbindung, welche zwei Großmächte in sich schloß, kaum zu finden war. Dies ist aber auch das einzige, was zu gunsten des Bundestages angeführt werden kann; seine Organisation war eine überaus mangelhafte, bei der das Zustandekommen von etwas Erheblichem, für ganz Deutschland Ersprießlichem von vornherein fast zur Unmöglichkeit wurde. Aber in der That gestaltete sich dies noch viel unheilvoller. Österreich wurde durch die Schwäche und Verblendung von Preußen in den Stand gesetzt, den Bundestag als eine Maschine zu betrachten, durch welche es Deutschland im Sinne einer geistlosen, reaktionären und zugleich von allem Nationalgefühl entblößten Politik lenkte. Wenn es galt, irgend eine Freiheitsregung zu unterdrücken, wußte der österreichische Staatskanzler sich mit dem Berliner Ministerium über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, und die Regierungen der kleineren Staaten wurden dann, wenn sie zu Widerstand geneigt waren, durch Metternichs Agenten bearbeitet, bis sie ihre Opposition aufgaben. So bestand denn die Thätigkeit, die der Bundestag entfaltete, neben Beschlüssen über die Titulaturen „Durchlaucht, Hoheit und Großherzogliche Hoheit" hauptsächlich in Unterdrückung aller liberalen Bestrebungen, in Knebelung der Presse; und während im Innern die sogenannten demagogischen Umtriebe mit brutaler Energie verfolgt wurden, zeigte der Bundestag gegen das Ausland die kläglichste Schwäche, als ob er gegen alle Empfindung für die Ehre des deutschen Namens abgestumpft wäre. Noch jetzt steigt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich an die Sprache zurückdenke, die damals das kleine Dänemark gegen uns zu führen wagte; an die Ohnmacht, mit welcher die angebliche deutsche Centralgewalt selbst die klarsten und dringendsten Forderungen des Rechtes dem Ausland gegenüber nicht durchzusetzen vermochte. Ein solcher Zustand der Erbärmlichkeit anstatt des großen mächtigen Vaterlandes, von welchem Arndt gesungen, und das sich das deutsche Volk als Lohn seiner gewaltigen Anstrengungen in den Freiheitskriegen versprochen hatte, mußte auf die Dauer unerträglich sein, und der Gedanke daran erfüllte selbst diejenigen mit Erbitterung, die sich von allem revolutionären Treiben fern hielten."

Nachdem sich Schack zu Anfang des Jahres 1841 einen Urlaub erbeten hatte, um in London die Bibliothek des britischen Museums zu benutzen, wurde er im März 1842 im Auftrage der Regierung nach Paris geschickt und fand dort Zutritt in die Familie des Königs Louis Philipp. Ebenso lernte er dort Thiers kennen, trat auch mit Viktor Hugo in näheren Verkehr, hatte bei Alexander Dumas Zutritt, wurde Chateaubriand vorgestellt und mit Hektor Berlioz bekannt. Nach Frankfurt zurückgekehrt, wandte er sich dann wieder seinem Beruf und seinen litterarischen Arbeiten

zu, allein die politische Aufregung der damaligen Zeit raubte auch ihm die Ruhe. Gerne nahm er deswegen die Einladung des Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin an, diesen auf einer größeren Reise zu begleiten, und die erste Errungenschaft war für den Dichter in Berlin die Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt. „Er war zwar oft scharf und schneidend in seinen Urteilen über andere, allein seine bitteren Äußerungen galten immer nur solchen, die sich in ihrer geistigen Ohnmacht spreizten, deren Thun und Treiben er mit seinen durchdringenden Scharfblick für verderblich erkannte. Dagegen war er stets voll von Anerkennung für jeden, dessen Streben er als auf das Höhere gerichtet, als ernst und wahr ansehen durfte, und unermüdlich, selbst aufopfernd, suchte er solche zu fördern, die bei diesem Streben seine Hilfe in Anspruch nahmen."

Von Berlin ging die Reise weiter nach Dresden und Wien. Peinlich waren für Schack die kleinen Zirkel beim Fürsten Metternich, die doch besucht werden mußten. „Was mir die Teilnahme an den Soireen im Metternichschen Hause besonders verleidete, war der Umstand, daß ich den Fürsten, dem hier alle als dem größten Staatsmann huldigten, für den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansah, und meine Privatansicht doch natürlich in den geheimsten Winkel meines Herzens zurückdrängen mußte. Ich hatte in Frankfurt in nächster Nähe den Machinationen zugesehen, durch welche der österreichische Staatskanzler die deutschen Regierungen in die Netze der engherzigen habsburgischen Politik zu verstricken wußte, wie er es verstand, selbst Preußen in sein Schlepptau zu nehmen, und durch Druck auf die übrigen Höfe oder Ministerien jede nationale und freiheitliche Regung zu ersticken."

Von Wien aus führte der Weg die Reisenden über Salzburg und Linz nach München und dort kam Schack öfters in Berührung mit König Ludwig I. „Durch die Wandlung der politischen Prinzipien, die er in seiner Jugend bekannt, und durch die Verfolgung von Männern, deren Gesinnungsgenosse er sich ehemals genannt, hatte er sich den Haß der Liberalen zugezogen, und diese wurden nicht müde ihn auf alle mögliche Weise herabzuziehen. Die Gerechtigkeit hätte jedoch verlangt, nie außer Acht zu lassen, wie Außerordentliches er schon als Kronprinz mit Begeisterung und Aufopferung für die Kunst gethan, und wie er auch noch später in dieser Hinsicht mehr als je ein deutscher Fürst gewirkt. Der Parteigeist, der sich gegen König Ludwig wendete, bewirkte, daß auch seine Gedichte, deren er eine große Anzahl publizierte, mit Hohn und Spott überschüttet wurden, und ein wegwerfendes Urteil über sie hat sich auf die spätere Generation vererbt. Indessen auch dieses Urteil muß

eingeschränkt werden. Den Poesien des königlichen Sängers fehlt es an aller Feile, sie scheinen so wie sie hingeworfen worden, auch in die Druckerei gewandert zu sein, und es ist leicht, alle möglichen Mängel daran hervorzuheben, ja manche Stellen geben zum Lächerlichmachen Anlaß. Verglichen mit den Leistungen wirklich guter Poeten können daher diese Gedichte nur auf einen untergeordneten Rang Anspruch machen. Allein wenn man sie neben so manche stümperhafte Produktion hält, die später das Entzücken der Leserwelt wurden, so muß man ihnen einen Vorzug vor denselben einräumen; denn es finden sich in ihnen einzelne Verse, ja ganze Strophen, die wirklich poetische Empfindungen und Gedanken enthalten, während man eine Prämie aussetzen könnte, um nur irgend etwas derartiges in den beregten Exerzitien zu entdecken."

Italien war von München aus das Ziel der Reisenden. Dann kam Sizilien, Malta, Smyrna, Troja, Konstantinopel an die Reihe, auf dem Rückweg wurde der Ätna bestiegen, und nachdem nun Schack in die Heimat zurückgekehrt war, machte er sich erst an die Aufgabe, die beiden ersten Bände seiner Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien zum Druck vorzubereiten. Neben Friedrich von Raumer und Leopold von Buch war es in dieser Zeit namentlich der Dichter Friedrich Halm, welchen Schack kennen lernte, die unvergeßlichste Erinnerung aber ist es ihm, daß er sich gerade jetzt mit Felix Mendelssohn in lebhaftestem Verkehr sehen durfte. Dieser ging damals mit dem Gedanken um, eine dem Don Juan ähnliche Oper, da diese ihren Erfolg zum guten Teil dem Libretto verdanken, zu komponieren, und hatte Schack wiederholt um Bearbeitung eines hierzu passenden Stoffes gebeten. Tirso de Molina bot denn auch einen solchen, und schon hatte sich Schack an die Ausarbeitung gemacht, als der plötzliche Tod des Meisters das Ganze beendigte. „Der Hingeschiedene war ein Liebling der Götter gewesen, und vielleicht bekundete sich dies auch darin, daß sie ihn durch einen frühen Tod abriefen, indem ihm so Enttäuschungen und bittere Gefühle erspart blieben, die ihn später vermutlich erwartet hätten. Schon seine in den ersten Jünglingsjahren entstandenen Kompositionen waren mit enthusiastischem Beifall begrüßt worden, und der Beifall hatte sich mit jeden seiner neuen Leistungen gesteigert. Man kann nicht sagen, dieses Glück sei ein unverdientes gewesen, denn Mendelssohn war ein geist- und geschmackvoller Musiker und vorzüglicher Kontrapunktist, in dessen Werken auch hie und da wirkliche Inspiration hervorbricht. Allein hätte er länger gelebt, so würde doch ebensoviel vom Publikum bemerkt, wie von ihm in niederdrückender Weise empfunden worden sein, daß das Glück ihn auf

unverhältnismäßige Art vor andern, an die sein Talent nicht heranreichte, bevorzugt habe."

Nun einmal im selbständigen Arbeiten drin, gab sich Schack namentlich auch der Dichtkunst hin. Eine Nachbildung des Firdusi, die namentlich durch Joseph von Hammer gefördert wurde, war die erste größere Arbeit; dann folgte ein längerer Aufenthalt in Barcelona, und diesem, nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, ein Reise nach England und Schottland, die ihm neben derjenigen von G. Elliot und G. H. Lewes, namentlich auch die Bekanntschaft von Th. Carlyle brachte.

Dann kam nach der Rückkehr nach Frankfurt die tolle Zeit der Jahre 1847 und 1848. Es war Schack gelungen eine Gesellschaft zu versammeln, in welcher dramatische Werke mit verteilten Rollen gelesen werden sollten. Dabei „überraschte es ungemein, daß einer der Bundestagsgesandten, ein ehemaliger Minister und den Kammern seines Landes wegen seiner reaktionären Richtung besonders verhaßt, sich vor allen durch Feuer und Schwung im Vortrag auszeichnete. Einst hatte er die große herrliche Rede des „standhaften Prinzen", wo dieser den Vertrag wegen der Herausgabe Ceutas zerreißt, und sich so selbst dem Märtyrertode hingiebt, hinreißend schön gelesen, und alle waren noch unter dem Eindruck davon, als die jüngste Nummer der Zeitung hereingebracht wurde, und ein Teilnehmer des Kreises, nachdem er einen Blick in dieselbe geworfen, der Gesellschaft die Nachricht von dem Ausbruch der Februar-Revolution mitteilte. Calderons Tragödie ward nun natürlich beiseite geworfen, und die größte Aufregung gab sich bei allen, besonders bei dem Gesandten, kund. Der Zeitungsbericht lautete so bestimmt, daß man nicht bezweifeln konnte, es sei etwas sehr Ernstes und Wichtiges geschehen. Dennoch glaubte man, der Aufstand würde, gleich früheren Emeuten, niedergeschlagen werden. Schon am nächsten Tage jedoch bestätigte sich die Nachricht nicht nur, sondern die weiteren Kunden über die Flucht des Königs und die Proklamierung der Republik waren so alarmierend, daß jeder sich sagte, der in Frankreich neu ausgebrochene Vulkan werde einen Brand entzünden, der sich über ganz Europa verbreiten müsse." Schack erhielt bald darauf den Antrag, den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe auf einer größeren Reise nach Rom und Griechenland zu begleiten, und trat dieselbe in Gemeinschaft mit ihm im November 1848 an. Von dort aus wandte er sich nach Palästina und Ägypten, und hatte auf der Rückkehr mehrmals Gelegenheit „seine Lippen auf die Hand, oder vielmehr auf den Ring Pius IX. zu drücken. Der Eindruck, den ich von dem Papste empfing, war der eines wohlwollenden, herzensguten Mannes. Bei aller Würde, die er stets behauptete, umspielte ein freundliches Lächeln

seine Züge, und ich habe ein Gefühl warmer Verehrung von ihm mit hinweggenommen. Er war bei seinem Regierungsantritt von dem aufrichtigen Willen beseelt gewesen, manche Mißbräuche im Kirchenstaat abzuschaffen. Seine ersten Handlungen in diesem Sinn sah er mit Enthusiasmus aufgenommen, er wurde dadurch der populärste Mann Italiens. Allein wenn das Volk ihm zujubelte, hatte dies immer den Sinn, daß es noch mehr Freiheiten wollte. Bald wurde dem Statthalter Christi klar, wie er sich auf einer abschüssigen Bahn befinde, wie der ganze Bau seiner Vorgänger einstürzen würde, wenn man an ihm rüttelte, oder einige Steine aus ihm loslöste. So suchte er in seinem begonnenen Werke innezuhalten. Aber in den Römern, die einmal eine kleine Dosis der Freiheit geschmeckt hatten, war nun ein unersättlicher Hunger nach derderselben erweckt worden, und sie verlangten ein Maß davon, das mit einer päpstlichen Regierung überhaupt nicht verträglich war. So mußte Pius vor der immer höhere Wellen schlagenden Bewegung fliehen. Man konnte beklagen, daß ihm sein gutes Wollen so übel belohnt worden war. Allein dieses Gefühl, das mich erfüllte, als ich den aus seinen stolzen Palästen vertriebenen in solchen engen Räumlichkeiten erblickte, konnte in mir doch nie den Wunsch erregen, ihn in seiner weltlichen Herrschaft wieder hergestellt zu sehen."

(Schluß folgt.)

Die deutsche Reichsdruckerei zu Berlin.

Von

Paul Wittko.

Durch die Freundlichkeit des derzeitigen Kurators Herrn Geh. Ober-Postrat Wittko ist es dem Verfasser vergönnt gewesen, die umfassenden Betriebsstätten der „Deutschen Reichsdruckerei“ zu Berlin, dieser neben der Wiener Staatsdruckerei wohl einzig in ihrer Art dastehenden Anstalt, in Augenschein zu nehmen, soweit als die in den verschiedenen technischen Abteilungen in Anwendung kommenden Verfahren nicht ein Staatsgeheimnis sind und deshalb den wißbegierigen Blicken der Laien entzogen bleiben.

Viktor Hugo sagt in seinem berühmten Romane: „Notre Dame à Paris“ an einer Stelle ungefähr folgendes: „Das menschliche Geschlecht hat zwei Bücher: die Baukunst und die Buchdruckerkunst, die Bibel aus Stein und die Bibel aus Papier.“ Daß die deutsche Reichsdruckerei diese beiden Bibeln buchstäblich verkörpert, will ich in Nachstehendem zu zeigen versuchen.

Die deutsche Reichsdruckerei ist als solche ein noch junges Institut. Durch das Reichsgesetz vom 15. Mai 1879 ist der Ankauf der königl. preußischen Staatsdruckerei verbunden mit dem königl. lithographischen Institut, wofür der preuß. Staat eine Abfindungssumme von 3573000 M. erhielt, genehmigt und sodann damit die R. von Deckersche Geh. Oberhofbuchdruckerei, die in der Wilhelmstraße gelegen war, vereinigt. Seitdem hat sie die jetzige Ausdehnung und Bedeutung gewonnen.

Die oberste Leitung, sowie die endgültige Entscheidung aller Personal- und der übrigen Verwaltungsangelegenheiten ruht in den Händen des Staatssekretärs des Reichspostamts, Dr. v. Stephan. Als Vermittler sämtlicher hiermit zusammenhängender Geschäfte steht ein vortragender Rat aus dem Reichspostamte unter dem Titel „Kurator“ ihm zur Seite. Die Oberaufsicht über die Anstalt selbst führt ein technischer Direktor, z. Z. der Geh. Ober-Regierungsrat Busse, der einen ständigen Vertreter in der Person eines Postrats hat.

Der große Gebäudekomplex in der Oranienstraße, der die Nummern 90—94 trägt, ist der Sitz der Reichsdruckerei. Derselbe verdankt seine neue Gestalt den Entwürfen des jetzigen Direktors, die unter dessen Leitung von dem Regierungsbaumeister Doering ausgeführt sind. Er stellt sich in vier miteinander zusammenhängenden Abteilungen dar; es sind dies: das Verwaltungsgebäude, mit der prächtigen, palastartigen Front nach der Straße gelegen, das neue Fabrikgebäude, der Oberlichtsaal, der eigentliche Zentralisationspunkt, das Herz des Ganzen, der allein fast einen ganzen großen Seitenflügel einnimmt, und das Maschinen- und Kesselhaus. Von dem Verwaltungsgebäude will ich nur kurz erwähnen, daß es architektonisch ein offenbar vortrefflich ausgeführter Backsteinbau ist. Verschiedene Ziegelmuster, Medaillonreliefs, das Reichswappen und ein vorzüglicher Majolikafries, vor allem jedoch das imposante Hauptportal geben dem Ganzen ein würdevolles und stattliches Aussehen, so daß man auf den ersten Blick das dem öffentlichen Dienste geweihte Gebäude erkennt. Im Innern befinden sich diejenigen Räume, die für den Verkehr mit dem Publikum bestimmt sind, also die Kassen-, Verwaltungs- und Konferenzzimmer. Im oberen Stocke, der durch einen weit hervorspringenden Balkon verziert ist, ist die Wohnung des Direktors gelegen.

Was die übrigen Räume betrifft, so erwäge man nur, daß nahe an 1000 Menschen (Beamte, Künstler, Arbeiter ꝛc.) in der Reichsdruckerei angestellt und daß ca. 250 Maschinen den ganzen Tag über in Thätigkeit sind. Dadurch allein schon kann man sich annähernd ein Bild davon machen, welch rastloser Fleiß in diesen Mauern waltet und welche enorme industrielle Bedeutung die Reichsdruckerei für ganz Deutschland hat.

Wenden wir uns nun eingehend den eigentlichen technischen Arbeitsräumen zu und sehen wir uns dann mit offenen Augen dort genau um, so finden wir, daß sie dem Buch- und Kunsthändler nicht minder als dem Buch- und Kunstdrucker des Hochinteressanten unendlich viel bieten. Die Reichsdruckerei richtet nämlich ihr Augenmerk hauptsächlich auf alle neu erfundenen Setz- und Druckmaschinen, die Fachleuten — ich meine darunter auch die eifrigen Leser der in dieser Zeitschrift erscheinenden „Fortschritte im Buchgewerbe“ und der G. v. Muydenschen „Technischen Rundschau“ im „Börsenblatt“ — allerdings zum teil gerade nicht neu sind, so daß ich mich wohl auf das Hauptsächlichste, Interessanteste und Eigentümlichste beschränken darf.

Besonders hervorzuheben ist der Kupferdrucksaal — von größtem Interesse besonders für die Kunsthändler — in dem unsere sämtlichen Banknoten, Reichskassenscheine, wie auch andere Wertpapiere, die mit der peinlichsten

Sorgfalt und Genauigkeit auszuführen sind, ferner auch die Generalstabskarten, Pläne, Schriftstiche ꝛc. hergestellt werden. Der Eindruck, den dieser Saal auf den Laien macht, ist geradezu frappierend. Welch eine Fülle von Maschinen und Pressen aller Art, welch eine Menge von rüstigen Arbeitern, welch ein ohrenbetäubendes Geräusch! Hier arbeiten vor allem zwei große Kupferdruck-Schnellpressen, die ich ihrer vorzüglichen Eigentümlichkeit und ihrer enormen Leistungsfähigkeit halber näher beschreiben will.

Äußerlich sieht die Kupferdruck-Schnellpresse einer gewöhnlichen Buchdruck-Schnellpresse sehr ähnlich, auch arbeitet sie im allgemeinen ebenso. Im Vergleich zu dieser hat sie jedoch einen allerdings nicht gerade erheblichen Übelstand, nämlich den, daß sie die Druckbogen nicht selbst ablegt, sondern dazu die Arbeit einer eigens damit beschäftigten Person erfordert. Der hauptsächlichste, vorteilhafte Unterschied besteht in einer von dem Franzosen Guy erfundenen patentierten Wischvorrichtung, die oberhalb der eigentlichen Maschine angebracht ist. Um die Abdrücke sämtlich vollkommen gleichmäßig zu erhalten, dreht sich das Maschinenwerk, je nach dem benötigten Gang der einen oder andern Maschine, in einer Minute 5 bis 10mal herum. Die Wischer haben dabei den Zweck, die Farbe aus den Gravierungen der Platte herauszunehmen. Die Bauart und der Gang der Maschine ist folgender: Durch die in ihrem unteren Teile vorn befindliche Antriebewelle wird vermittelst dreier übereinander haftender Zahnräder die Bewegung sowohl einer Kurbelwelle als auch dem Wischapparat und dem Farbewerk mitgeteilt. Diese Kurbelwelle ist durch eine Stange mit einem vierräderigen Karren verbunden. Die eine der beiden Achsen desselben ist mit vier weiteren Zahnrädern versehen, von denen die zwei kleineren in die dicht an den Führungsschienen sich befindenden Zahnstangen, die beiden größeren in die Zahnstangen des in der Mitte der ganzen Maschine angebrachten Tisches greifen. Auf diesem Tische, der auf kleinen Rädern sich immer hin- und herbewegt und als Stütze einen gußeisernen Cylinder erfordert, ruht die gestochene Kupferdruckplatte, welche von einem unterhalb des Tisches befestigten und sich mit diesem stets bewegenden Gasapparat erwärmt wird. Die Farbe wird nun vermittelst einer Heberwalze von der Walze des Farbekastens auf die auf dem Tisch befindliche Farbeplatte übertragen und von den über der Maschine angebrachten Walzen verrieben. In diesem Zustande wird die Farbe weiter auf vier Auftragwalzen gebracht, die behufs gehöriger Verteilung der Farbe auf die Gravierung der Kupferplatte von Eisenwalzen beschwert werden. Wenn sich nun der Tisch nach links bewegt, dann wird von den Farberollen die Farbe auf

die Platte aufgetragen. Geht dagegen der Tisch zurück, so berührt die Platte vier Wischer; diese bestehen aus Tüchern, welche, um Rollen gewickelt, sich ebenfalls hin- und herbewegen und sich gleichzeitig ein wenig drehen, so daß immer neues Zeug die Platte streift. Das bereits abgewickelte Tuch wickelt sich auf eine oberhalb der Presse befindliche Walze wieder auf. Wenn die Platte nun zu den Tüchern gelangt, so wird sie von diesen rein gewischt. Das Druckverfahren selbst ist dann dasselbe wie bei jeder anderen Schnellpresse.

Die Kupferdruckpresse leistet ganz Vorzügliches. Wenn es darauf ankommt, so stellt sie in einer Minute bis zu 15, selbst 20 Drucke her, während ein geübter Kupferdrucker einen ganzen Tag zur Herstellung von 200 Drucken braucht. Und trotz dieser kolossalen Schnelligkeit ist der Druck dennoch ganz außerordentlich sorgfältig, was ja auch durchaus notwendig ist, schon um der Fälschung von Papiergeld u. dergl. so viel als irgend möglich vorzubeugen. Jeder mit dem geringsten Fehler herauskommende Bogen gelangt unter entsprechender Kontrolle zur sofortigen Vernichtung durch Feuer.

Auch das Papier, das zu den Banknoten und Reichskassenscheinen hier verwendet wird, ist derartig, daß die Herstellung desselben einer großartig angelegten Fabrik bedarf; irgend ein vor aller Welt verborgenes Mansardenstübchen würde keineswegs dazu genügen. Kleine halbverfilzte Fasern bedecken bekanntlich teilweis die obere Seite des Papiers, dessen Anfertigung in dieser Weise eine vielseitig entwickelte Technik nötig hat. Um die Schwierigkeit einer Nachahmung des Papiergeldes aber noch zu vermehren, gelangen nach erfolgter völliger Fertigstellung im Druck ꝛc. die ganzen Bogen nochmals in kleine Maschinen, in denen sie jetzt erst mit den bekannten gleichmäßigen Rippen versehen werden. Außerdem sind der Sicherheit halber in der Reichsdruckerei nur Leute von erprobter Redlichkeit angestellt, die sämtlich gut besoldet sind.

Hier schon möchte ich auch eine neu erfundene ganz allerliebste kleine Maschine erwähnen, die einen verhältnismäßig sehr hohen Wert hat, was Raum- und Zeitersparnis anbelangt. Es ist dies das sogenannte „Zifferwerk“, das eine ausgedehnte Verwendung findet und sämtliche bereits vollständig fertiggestellte Wertpapiere, Koupons u. dgl. mit fortlaufenden Nummern versieht und zwar so, daß die Einer, Zehner und Hunderte ohne vorgesetzte Nullen auf dem Papier erscheinen. Bei dieser Maschine können die Zifferwerke nach allen Richtungen in dem sie enthaltenden Ziffernrahmen verstellt werden und stehen auch sämtlich mit dem Mechanismus desselben in Verbindung. Sie selbst sind einzeln auf Stahlstäbe geschraubt, die in dem Rahmen angebracht sind und mit den Zugstäben

des Rahmens in Verbindung stehen. Geht nun der sogenannte Karren, auf welchem die Ziffernform liegt, unter dem Druckcylinder hindurch, so erhält ein äußeres Rahmenstück einen hörbaren Schlag, welcher den Mechanismus des Rahmens und damit zugleich die Zifferwerke in Bewegung setzt, wodurch das fortlaufende selbstthätige Ändern der Ziffern erfolgt. —

Gehen wir nun zu der Herstellung des allerbekanntesten Produktes der Reichsdruckerei, den Briefmarken, über. Diese nimmt wegen des riesigen Verbrauchs derselben eine große Zahl von Maschinen und Arbeitern und einen dem entsprechenden Raum in Anspruch. Zu allererst muß das dazu erforderliche Papier in gleichgroße Bogen zerschnitten werden. Dann erfolgt das Gummieren und darauf das Trocknen derselben. Das Gummieren geschieht mittelst zweier Maschinen, deren Konstruktionen, wenn auch etwas verschieden, so doch einander sehr ähnlich sind, so daß ich mich wohl auf die Beschreibung der einen derselben, die in der Reichsdruckerei selbst gebaut ist, beschränken darf. Die auf einem kleinen Anlegetisch sich befindenden gleich großen weißen Bogen Papier werden einzeln auf ein endloses Metalltuch gelegt, welches über zwei zu beiden Seiten der Maschine angebrachten Walzen ausgebreitet ist. In der Mitte der Maschine befindet sich der eigentliche Gummierapparat, aus zwei sich gegenüberstehenden Bürsten bestehend, von denen die eine, fünfeckige, den Gummi auf das Papier trägt, die andere, einfache, ihn auf dem Papiere verteilt. Die erstere dieser beiden Bürsten hat auf der unteren Seite die Borsten, die auf das Papier zu liegen kommen. Durch die Stellung der beiden Bürsten zu einander wird ein Zwischenraum gegebildet, sodaß der Gummi, der in einem oberhalb der beiden Bürsten befestigten Behälter enthalten ist, nachdem der Hahn geöffnet ist, auf das Papier herabfließen kann. Übrigens wird das Papier bei dieser Manipulation nicht etwa von Greifern festgehalten, sondern der Luftdruck kommt hierbei in Anwendung. Ein unter der Gummiervorrichtung angebrachter Exhaustor saugt die Luft von dem Metalltuche fort und läßt dadurch das Papier auf dieses Tuch drücken, das von einer Bronzeplatte unterstützt wird, welche mit dem Gehäuse des Exhaustors verbunden ist. Wenn die Bogen nun diese Platte passiert haben, so ist das Experiment des Gummierens fertig. Das Papier wird alsdann auf einen Rahmen gelegt, auf dem es langsam trocknet.

Hierauf werden die Bogen bedruckt und zwar sowohl auf Handpressen als auch auf Schnellpressen. Die Druckplatten sind aus Stahl gefertigt. Sie haben an den Stellen, an welchen die Marken weiß bleiben und gleichzeitig erhaben bleiben sollen (Reichsadler), Vertiefungen,

in welche sich eine zweite aus Pappe angefertigte und am Druckcylinder befestigte Platte prägt. Letztere kommt bei allen Briefmarken, mit Ausnahme der zu 3 und 5 Pfennigen in Anwendung. Nach erfolgtem Druck kommen die Bogen, und zwar stets je 6 aufeinander gelegt, in Maschinen, in denen sie zum Zwecke der leichteren Auseinanderteilung der einzelnen Marken mit gleichmäßig von einander entfernten kleinen Löchern versehen werden. Durch diese Maschinen, die zum großen Teile Napiermaschinen sind — die Reichsdruckerei besitzt deren 8 — muß jeder Bogen zweimal gehen, da die Nadeln desselben das Papier nur in einer Richtung, nicht aber auch in Querlinien durchstechen. Die Konstruktion der hierzu allerdings wenig benutzten und auch nur in geringer Anzahl vorhandenen Fußbetriebmaschinen, sogenannter Perforiermaschinen, ist folgende: In der Mitte des Gestells befinden sich zwei Wellen, von denen die eine oberhalb der anderen ruht. Die untere derselben wird durch eine Kurbel zum Fußbetrieb bewegt. Zwei Zahnräder von gleichem Durchmesser übertragen die Bewegung der oberen Welle; demnach drehen sich beide Wellen mit gleicher Schnelligkeit. Auf der oberen Welle sitzen Scheiben, die rings an ihrem Rande mit gleich weit voneinander entfernten cylindrischen Stiften versehen sind. Die Scheiben der unteren Welle haben auf ihrem Umfange Löcher, welche den Stiften der oberen Scheiben derart entsprechen, daß beim Drehen der Scheiben die Stifte in die Löcher eintreten. Auf diese Weise wird also das dazwischen durchgeführte Papier mit kleinen runden Löchern versehen. Nach erfolgter Perforation gelangt das Papier unter zwei Walzen, welche zu beiden Seiten in einer Linie mit den oberen Scheiben vorspringende Räder haben, die etwa nach obengebogene Schnittkanten der Perforation im Papier wieder glatt pressen. Endlose, um eine dieser Walzen laufende Schnüre führen das perforierte Papier in den Sammelkasten.

Die mit eingedruckten Marken versehenen Kouverts werden auch hier hergestellt, und zwar aus dem Grunde, weil nach erfolgter Fertigstellung des Kouverts der Eindruck des Markenstempels nicht möglich ist. Nur zwei Maschinen sind zur völligen Anfertigung dieser Briefumschläge nötig, eine Druckpresse und ein Gummier- und Faltungsapparat. Diese beiden Maschinen arbeiten so schnell, daß es wirklich erstaunlich ist, glatte, weiße Stücke Papier im nächsten Augenblick als vollständige Kouverts mit aufgedruckter Marke zu sehen.

Durch das chemisch-technische Laboratorium, das uns des Interessanten und Neuen gewiß recht viel bieten würde, dessen Zauberkünste unsern Augen jedoch leider verborgen bleiben müssen, gelangen wir, nachdem wir eine Treppe höher gestiegen, in den Steindrucksaal, der 22 Pressen

enthält. Denn auch die Kunst des Lithographierens wird hier praktisch gehandhabt.

So werden z. B. hier sämtliche Zeichnungen zu den Patentschriften, deren jährlich ca. 5000 erteilt werden, auf lithographisch-photo-mechanischem Wege, nämlich mittelst des Glasplattendruckes, vervielfältigt. Die Art der Herstellung ist folgende: Die Zeichnung wird an der hellen Wand eines lichtvollen Raumes behufs photographischer Aufnahme angebracht. Die Glasplatte des Apparates, die mit einer Haut aus Kollodium und Eis bedeckt ist, war vorher in ein Silberbad gebracht. Vermutet man, daß die Aufnahme zur Genüge von statten gegangen ist, so kommt die Platte in ein zweites aus verschiedenen Säuren zusammengesetztes Bad, und dann entsteht das Bild. Darauf wird die Platte gewaschen und mit Chromgelatine überzogen. Ist sie wieder trocken, so beginnt die Herstellung der Kopie. Die Platte wird mit Gelatine getränkt und derartig der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt, daß die auf der Platte befindlichen Linien der Zeichnung auf der Gelatinehaut sich als Vertiefungen in Art von Gravierungen zeigen, in welche die Schwärze gebracht werden kann. Mithin ist also alles zum eigentlichen Drucke bereit, nachdem noch der vorläufige Abzug auf Papier auf den Stein umgedruckt ist. Jede auf diese Weise angefertigte Patentbeschreibung kann, soweit sie überhaupt noch vorhanden, zum Preise von 1 Mk. von der Reichsdruckerei bezogen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jubiläumsfeier des Gutenbergdenkmals zu Mainz.

Von

Eduard Bernin.

Am 14. August 1887 waren gerade 50 Jahre verflossen, seit das von Meister Thorwaldsen modellierte Gutenbergdenkmal zu Mainz mit großen Festlichkeiten enthüllt wurde. Einen solchen Gedenktag festlich zu begehen, wollte man sich in Mainz, wo die Wiege der Buchdruckerkunst gestanden, nicht entgehen lassen, und so ist denn von vielen Jüngern Gutenbergs — Schriftstellern, Buchhändlern, Buchdruckern, Meistern, Gesellen und Lehrlingen — dort ein Fest gefeiert worden, welches sich den zahlreichen Festen der verschiedensten Art, auf welche das „goldene Mainz" zurückblickt, in würdiger Weise anreiht, so daß die Schilderung desselben aus der Feder eines persönlichen Teilnehmers für die Leser dieses Blattes wohl nicht ohne Interesse sein wird. Die Verspätung des Erscheinens einer solchen Darstellung dürfte wohl nichts schaden, denn derartige Jubiläumsfeste kommen überhaupt selten vor und können selbst durch eine nachträgliche Berichterstattung nur an Bedeutung gewinnen.

Das Gutenbergdenkmal zu Mainz erhebt sich bekanntlich auf dem nach ihm benannten Platze in der Mitte der Stadt, und zwar in der belebtesten Gegend, gerade dem Theater gegenüber. Johann zum Gensfleisch, genannt Gutenberg steht dort in ganzer Figur in Erz gegossen auf einem nicht übermäßig hohen Sockel; seine linke Hand drückt die Bibel an die Brust, während die rechte einige Lettern, bezw. Druck-Utensilien hält. Er trägt ein Käppchen, sowie die Kleidung seiner Zeit: einen lang herabfallenden Überrock, anliegende Beinkleider und Schuhe, die Gestalt ist ebenso markig wie lebensvoll. Auf der Vorderseite des Sockels stehen die Worte:

Joannem Gensefleisch
de Gutenberg
Patricium Moguntinum
Aere per totam Europam collitu
posuerunt cives MDCCCXXXVII.

Auf der Rückseite steht die von dem Göttinger Professor Ottfried Müller verfaßte Inschrift:

Artem quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi sed populis omnibus id sapiunt.

(Auf Deutsch:

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen,
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie sich nicht allein, sondern den Völkern der Welt.)

An beiden Seiten des Fußgestells sind zwei Reliefs angebracht, die gleichfalls von Thorwaldsen herrühren. Das eine bezeichnet die Erfindung der beweglichen (gegossenen) Typen. Gutenberg sitzt an seinem Arbeitstisch, zu seiner Linken hängt ein Schrank für die Typen, dessen Schubladen außen mit den betreffenden Buchstaben bezeichnet sind. Ihm steht an der andern Seite des Tisches Fust gegenüber, der sich auf eine in Holz ausgeschnittene Form zu einer Kolumne stützt, eine Anspielung auf die frühere Methode im Gegensatz zu den Typen, welche Fust nun betrachtet, indem der Erfinder sie ihm hinhält. — Das andere Relief zeigt die Erfindung der Presse oder genauer die erste Verwendung derselben beim Buchdruck. Ein junger Mann ist damit beschäftigt, die Abzüge herzustellen, während Gutenberg sich an die Presse lehnt und einen Probeabzug mit Befriedigung zu betrachten scheint. Beide Reliefs zeigen, wie wenig Mittel echte Künstler nötig haben, um klar auszudrücken, was sie darlegen wollen und doch die größte Wirkung zu erzielen.

Schon am Vorabende des eigentlichen Festtages, am 13. August, hatte man das Denkmal mit reichem gärtnerischem Schmucke ausgestattet. Das ehrwürdige Haupt des Erfinders der Buchdruckerkunst war durch einen Lorbeerkranz mit rot-weißer Schleife ausgezeichnet. Eine Gruppe von Palmen und anderen Zierbäumen und selbst ein reich ausgestattetes Blumenbeet füllte den eingefriedigten Raum um das Denkmal aus, während das Postament mit Blattgewinden geschmückt war; auch das Eisengitter hatte man grün umwunden. Ein Lorbeerkranz mit Widmungsschleife, der von Frankfurt a. M. eingesandt worden, lag zu Füßen des Denkmals auf der einen Seite, ein zweiter Lorbeerkranz mit den Buchdruckerfarben — von dem „Gutenbergverein" in Darmstadt gestiftet — auf der andern Seite des Denkmals. Das Ganze gewährte einen in der That sehr hübschen Anblick.

Am Morgen des 14. August beschien schon in der Frühe eine prächtige Sonne aus wolkenlosem Himmel die Stadt mit ihrem sich bei jedem Eisenbahnzuge mehrenden Menschengewimmel. Da gleichzeitig ein Mainzer Männergesangverein, der „Liederkranz“, das Fest seines fünfzigjährigen Jubiläums feierte und auch hierzu sich zahlreiche Gäste aus Nah und Fern eingefunden hatten, so war dieser zahlreiche Verkehr ganz erklärlich. Um 11 Uhr erschien der „Solinger Sängerbund“, eine stattliche Schar von etwa 70 Sängern, vor dem Gutenbergdenkmal und brachte dem unsterblichen Meister eine sinnige Huldigung in Gestalt von mehreren Männerchören dar, welche eine große Zahl von Zuhörern anzogen. Gleichzeitig fand die akademische Feier des Festes statt, zu der wir uns nun wenden.

Das Festkomitee hatte nämlich die Veranstaltung einer großen Anzahl von Mainzer Wiegendrucken angeregt, welche aus den Schätzen der Mainzer Stadtbibliothek der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. Als Schauplatz dieser Ausstellung diente der große und schöne, auch geschichtlich berühmte Akademiesaal in dem ehemals kurfürstlichen Schlosse. Letzteres umfaßt in seinen verschiedenen Räumen die bedeutendsten Sammlungen von Mainz, nämlich die Sammlungen römischer Altertümer, die Gemäldesammlung, Stadtbibliothek, Münzsammlung, das physikalische Kabinet &c.; sein schönster Raum ist der Akademiesaal. Derselbe zeigt ein prächtiges Deckengemälde (Jupiter geleitet die Juno zum Olymp, Fresko von J. Zink) und ist von 32 Marmorsäulen umgeben; er diente einst den Mainzer Klubisten als Versammlungsraum und wird gegenwärtig nur zu größeren Festgelegenheiten benutzt. Diesmal zeigte er auf langen Tischreihen zu beiden Seiten typographische Seltenheiten, auf welche wir besonders zurückkommen werden.

In kurzer Zeit hatte sich der große Saal bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Einige Minuten nach 11 Uhr erschien Herr Buchhändler J. Diemer auf der Rednerbühne, begrüßte die zahlreich Erschienenen und überreichte das erste Exemplar der von den Mainzer Buchhändlern und Buchdruckern gemeinschaftlich herausgegebenen „Gedenkblätter an die Gutenbergfeier in Mainz 1887“ dem Stadtbibliothekar Dr. Velke, damit er dasselbe „den seiner Obhut bereits anvertrauten Gutenbergschriften anreihe.“

Der Leiter der städtischen Bibliothek nahm das schöne Werk dankend entgegen, und hielt sodann einen längeren Vortrag, worin er zunächst Gutenbergs Erfindung beleuchtete, einen Abriß seines Lebens gab und zuletzt auf die typographische Ausstellung überging. Seinen klaren, manches Neue bringenden, auf genauer Forschung beruhenden Ausführungen

sind folgende Einzelzüge entnommen, die wir größtenteils den freundlichen eigenen Mitteilungen des Redners verdanken.

Man kann die Frage, ob Gutenberg in Mainz die Buchdruckerkunst überhaupt erfunden hat, getrost bejahen. Bereits das älteste Zeugnis für die Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz durch Gutenberg, der durch Dr. Sieber in der Universitäts-Bibliothek zu Basel unlängst aufgefundene Brief des Rektors der Pariser Universität Fichet an R. Gaquin um das Jahr 1470, bezeichnet das Wesen der Erfindung sehr richtig: „Nicht mit dem Rohre, wie die Alten, auch nicht mit der Feder, wie wir es thun, sondern mit metallenen Buchstaben hat Gutenberg in Mainz zuerst Bücher hergestellt.“ Gegenüber diesem und anderen Zeugnissen des 15. Jahrhunderts für Gutenberg als Erfinder geht die Zweifelsucht, wie sie in neuester Zeit besonders durch Hessels in Cambridge vertreten wird, zu weit. Strenge Kritik der Überlieferung ist nötig, und mit den Phantasien über Gutenberg ist aufzuräumen, dann werden wir die Thätigkeit Gutenbergs als Drucker allerdings etwas einzuschränken haben; als Erfinder bleibt er aber bestehen.

Mit Holztypen ist niemals ein Druckwerk hergestellt worden, die Erfindung bestand in der Anwendung der einzelnen gegossenen Metalltypen. Das ist heute wohl fast allgemein anerkannt. Der Typenvorrat der ältesten Buchdrucker brauchte allerdings kein großer zu sein, da nach einer wichtigen Beobachtung des Buchdruckereibesitzers H. Wallau in Mainz jede Seite der gefalzten Lage für sich gedruckt ist, wie dies aus den 4 Punkturen an den Ecken des Bogens in den Mainzer Exemplaren des Psalteriums von 1459 und der Bibel von 1462 deutlich hervorgeht; hölzernen Typen hätte man aber auch in kleinerer Anzahl nie diese Gleichheit des Kegels geben können, welche auch die ersten Drucke zeigen. In der Schlußschrift des Katholikon sind die Worte „patronarum formarumque concordia, proportione et modulo“ schärfer zu interpretieren, die herkömmliche Übersetzung mit „Ebenmaß der Patrizen und Matrizen“ genügt nicht, die Typen mußten vollständig gleich sein in Bezug auf das Ebenmaß ihres Kegels. Daneben war aber das genaue Maß und Verhältnis der verschiedenen Typen zu einander, sowie des auf das obere Ende des Kegels gegossenen Buchstabenbildes (forma) zu letzterem selbst von größter Wichtigkeit.

Eine Reihe von Druckwerken, welche man besonders in neuester Zeit Gutenberg hat zuweisen wollen, ist ihm abzusprechen. Gutenberg gehören wohl nur mehrere Donate und Ablaßbriefe, die 42zeilige Bibel und das Katholikon, sowie die mit der Type desselben gedruckten kleineren Werke. „Der sicher Ingang der Hymel,“ „Clagen und nützliche lere“

und andere für Gutenbergische ausgebene Drucke waren ausgestellt und zeigten in ihrer Zusammenstellung mit Schöfferschen Druckwerken, daß sie dessen Offizin angehören. Ebenso zeigt aber auch eine große Anzahl von meist kleineren undatierten Drucken, welche zum größten Teil den ältesten Kölner Druckern (Ulrich Zell und Therhoernen) zugeschrieben werden, Schöffersche oder diesen sehr ähnliche Typen. Diese Drucke sind in der Mainzer Stadtbibliothek in alten, dem 15. Jahrhundert angehörigen Sammelbänden zusammengebunden, die Type ist vielfach diejenige der Bibel von 1462, in anderen Drucken etwas verändert, aber alle gehen gewissermaßen auf eine Grundtype zurück. Die Thätigkeit der Fust-Schöfferschen Offizin, auch nach der Eroberung von Mainz 1462 und die Peter Schöffer's allein ist eine weit größere als man angenommen hat, ebenso die Abhängigkeit der fremden Drucker, welche in diesem Jahre Mainz verließen, von ihrem Lehrherrn Schöffer. Hier hat die Forschung noch ein weites Feld, und gerade bei diesen Untersuchungen macht sich der Mangel einer wissenschaftlichen Sammlung von Monumenta Typographica recht fühlbar.

Der Vortrag des Dr. Velke wurde von der zahlreichen Versammlung mit reichem Beifall aufgenommen, ebenso die von ihm gemachte Mitteilung, daß die typographische Ausstellung auch am 15. August geöffnet bleiben und persönlich von ihm erläutert werden solle.

In erster Linie ging diese Ausstellung von typographischem Gesichtspunkte aus. Mehrere Handschriften mit prächtigen Miniaturen zeigten die Herstellung von Büchern vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und bewiesen durch den Augenschein, wie eng die ersten Drucke sich an die Handschriften anschließen. Dann folgten Gutenbergsche Drucke, mehrere Donatblätter, das Katholikon und ein kleiner, mit der Type des letzteren gedruckter Traktat. Fust und Schöffer waren mit ihren Prachtwerken vertreten, daneben war, wie bereits erwähnt, die außerordentlich große Anzahl von Drucken ohne Druckort und Druckjahr aufgelegt, welche der Schöfferschen Druckerei wohl mit Recht zugewiesen werden. Joh. Numeister, sowie die Marienthaler Druckerei waren in sehr schönen Exemplaren vertreten. Dann kamen die Drucke der kleineren Mainzer Offizinen mit durchweg sauberen Arbeiten, Johann Schöffer mit seinen Prachtwerken und reizenden Klassikerausgaben, schließlich Ivo Schöffer und Franz Behem mit ihren Erzeugnissen der damaligen Reichsdruckerei. Aus anderen Städten war eine Anzahl von Inkunabeln, welche durch die Eigentümlichkeit oder Schönheit der Typen besonderes Interesse erregen, ausgestellt, darunter die Prachtausgaben Koberger's in Nürnberg; den Schluß bildeten mehrere besonders großartige Leistungen der neueren

Typographie, sowie die auf Kosten eines englischen Lords in der Falk-schen Offizin in Mainz ausgeführten Neudrucke der Mainzer Chorbücher in 4 Bänden, — riesige Bücher in Rot- und Schwarzdruck. — Die Ausstellung fand die ihr in der That gebührende allgemeinste Anerkennung.

Als sich gegen den Abend des Tages die Dunkelheit auf die Stadt herabgesenkt hatte, fand eine weitere Huldigung der Typographen vor dem Denkmal des Erfinders ihrer Kunst statt. Letzteres war glänzend beleuchtet, zwischen Gaslichtern in Sonnen- und Sternenform erstrahlten die Jubiläumszahlen 1837 und 1887 in hellster Gasbeleuchtung, von Pyramiden eingefaßt. Eine Militärmusikkapelle spielte eine Ouverture, als um 9 Uhr der Zug der Zunftgenossen vom nahen Theater erschien und auf dem freigelassenen Raume vor dem Denkmal sich aufstellte, worauf der Buchdrucker-Gesangverein „Typographia“ den Männerchor: „Das ist der Tag des Herrn“ von Conradin Kreutzer anstimmte. Nachdem die letzten Töne verklungen waren, hielt der Realgymnasiallehrer Dr. Keller entblößten Hauptes am Fuße des Denkmals folgende Rede:

„Hochgeehrte Festversammlung!

In feierlicher Abendstunde sind wir hier vereint, um die fünfzigste Wiederkehr des Tages festlich zu begehen, an dem, unter dem einmütigen Beifalle der gesamten gebildeten Welt, die Stadt Mainz ihrem größten Sohne, Johann Gutenberg, das Denkmal geweiht hat, das hier in ernster Erhabenheit zum sternbesäeten Himmel emporragt zum Ruhme und Preise des großen Erfinders, der Mitwelt zur Freude, kommenden Zeiten und Geschlechtern zur ernsten Mahnung und zum aneifernden Sporn. Und ernste und hohe Gefühle sind es, die an dieser Stätte und zu dieser Stunde unser Gemüt bewegen: vor allem das Gefühl des Dankes, eines Dankes, der sich so wenig in Worte kleiden läßt, als der Mund eines Menschen die Fülle des Segens in Worte zu fassen vermag, den Johann Gutenberg und seine Erfindung über die Menschheit ausgestreut hat. Niemals, so lange es eine Weltgeschichte giebt, hat die Menschheit einen so gewaltigen Kulturfortschritt gemacht wie durch die großartige Leistung unseres unsterblichen Mitbürgers. Ja, erst durch Gutenberg's Erfindung konnte sie das eigentliche Ziel ihrer vieltausendjährigen Entwickelung scharf und klar ins Auge fassen, das Ziel nämlich der Humanität, d. i. der harmonischen allseitigen Ausbildung aller Geistes- und Seelenkräfte, die eine wahrhaft menschenwürdige Existenz begründet und uns dem Ideale der Menschenbildung immer mehr und mehr entgegenführt.

Freilich auch vor Gutenberg, in den Zeiten des Altertums und des Mittelalters, hat die Menschheit mit gebührendem Eifer dem Ziele ihrer geistigen Ausbildung zugestrebt, und es sind einzelne Zeiten und

Völker zu bewunderungswürdiger Höhe emporgestiegen. Aber so hoch wir auch die frühere Bildung schätzen: eines fehlt ihr, die breite Grundlage einer alle Glieder des Volkes umfassenden Allgemeinheit. Die Bildung, so hoch sie sich auch in einzelnen bevorzugten Geistern erhob, war auf einen kleinen Kreis, auf einzelne Stände beschränkt. Daß der Segen der Bildung in die Masse der Millionen zu dringen vermag, daß diese in ungeheurem Umfange dem Bildungsziele zustrebt, das ist das Verdienst unseres Johann Gutenberg.

Es wäre aber vermessene Überhebung, wenn wir, die Kinder der Neuzeit, glauben wollten, die Leistungen der Vorzeit seien für uns entbehrlich, und wir seien zur Höhe unserer Bildung aus eigener Kraft gelangt. Nein, diese Höhe der Bildung haben wir erreicht, weil wir die Bildungsergebnisse früherer Zeiten uns zu nutze machen konnten. Völker kommen und gehen, Jahrhunderte um Jahrhunderte verrinnen ins Meer der Ewigkeit. Aber nicht spurlos verschwinden sie. Was frühere Völker und Zeiten an geistigen Gütern erworben, davon geht nichts verloren, das bleibt der Menschheit als ein unantastbares Gut. Ein Volk überliefert es dem anderen, ein Jahrhundert dem anderen, und so rollt der Strom der Kultur unaufhaltsam weiter, weil ein Volk, eine Zeit auf den Schultern der anderen steht und an frühere Kulturleistungen anknüpfen kann. Was die alten Völker des Orients, was die Griechen und Römer geleistet, das liegt als kostbares Vermächtnis aufgespeichert in den Werken der alten Litteratur. Und diesen köstlichen Schatz hat Gutenbergs Erfindung uns erhalten. Als die Buchdruckerkunst ins Leben trat, waren viele Werke der alten Klassiker vernichtet, was noch vorhanden war, drohte einem baldigen Untergange anheimzufallen. Da kam die große Erfindung; wie mit einem Zauberschlage waren, durch den Druck vervielfältigt, die Werke der alten Klassiker in Tausenden von Exemplaren vorhanden. Vor dem Untergang sind sie bewahrt, für alle Zeiten der Menschheit erhalten. Millionen und aber Millionen schöpfen aus ihnen Belehrung und Erfrischung, und so knüpft in ununterbrochener Kette die neue Geistesbildung an die alte an. So die neue Bildung an die alte anknüpfend, so das Licht des Geistes mit Blitzesschnelle in unzählbare Massen verbreitend, wirkt die Erfindung des erhabenen Mannes. Und weit wie die Fülle seiner Wirkung reicht auch sein Ruhm. Nicht Länder, nicht Völker, nicht Weltteile, nicht Jahrhunderte, noch Jahrtausende begrenzen ihn; über Zeit und Raum hinaus ragt seines Namens Ehre, und es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen.

Und fragen wir nun, ob hier in Mainz, der Geburts- und Wir-

kungsstätte des großen Erfinders, seine Jünger, die Typographen, dem großen Vorbilde würdig nachstreben, so muß es mit Freude und Stolz ausgesprochen werden, daß der Bücherdruck in Mainz auf der vollen Höhe der Leistung steht. Mit Sachkenntnis, Ausdauer und Unternehmungslust, stets bemüht, das Neueste auf ihrem Gebiet sich anzueignen, wirken hier in Mainz Druckherren und Druckgehilfen in treuer gemeinsamer Arbeit zur Ehre ihres Standes, zum Ruhme der Vaterstadt, in Beispiel deutschen Strebens und deutschen Fleißes, dem die allseitigste freudigste Anerkennung nicht fehlt. Denn weltberühmt und hochgeehrt bis in die weite Ferne ist der Mainzer Bücherdruck und Buchhandel. Und wenn die Mainzer Druckgehilfen alljährlich am Johannistage das eherne Haupt dieser Statue mit dem verdienten Kranze schmücken, so ehren sie nicht nur ihren unsterblichen Meister, sie thun es auch sich selbst zur Ehre. Denn hoch und bedeutsam ist ihr Beruf; zum Wohle der Menschheit zu wirken, ist der Bücherdruck berufen. Belehrend und aufklärend, belohnend, strafend und warnend, anspornend, versöhnend, dem Guten ein Schirm und Hort, dem Bösen ein Feind, ist er die vielsprachige Stimme des Menschengeschlechts. Was seine kühnsten Geister erdacht, was seine tiefsten Denker ersonnen, was der Mund seiner Dichter verkündet, was aus dem begeisterten Herzen seiner Apostel strömt, das wird durch die Zauberkunst der schwarzen Lettern Gemeingut der Nationen:

Körper und Stimme verleihet die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

So hat die Typographie den heiligen Beruf, die teuren Güter der Menschheit, die Funken ihres Gedankens, den Pulsschlag ihres Herzens zu bewahren und hinauszusenden an die Millionen wissens- und bildungsdurstigen Seelen, ein hohes Amt von reichem Segen, aber auch voll schwerer, ernster Verantwortung. Und in dem Glauben an ihr verantwortungsvolles Amt muß ja die Genossenschaft der Typographen gestärkt und ermutigt werden, wenn sie hinblickt auf ihren gewaltigen Meister, auf Johann Gutenberg, der mit selbstlosem Opfermute alles hintansetzte, um seine ganze Kraft zu widmen dem Besten, dem Wohle der Menschheit. Und wenn wir uns beugen müssen vor Gutenbergs riesenmäßigem, überlegenem Geiste, so tritt er unseren Herzen noch näher, so ist er noch bewunderungswürdiger durch seine sittliche Größe. Rührend ist es, und mit tragischer Gewalt ergreift es uns, wenn wir sehen, wie das Leben dieses Mannes, den die Menschheit als einen ihrer Besten ehrt, dahinfloß in Jammer und Not, in Entbehrung und Entsagung, von Unverstand, Undank, von kleinlichen Sorgen verdüstert.

In einsamer Größe wandelte Gutenberg unter dem Menschen; den

Triumph seines Geistes verschloß er in stiller Brust, von Kummer gebeugt, endete er sein an Enttäuschung so reiches Leben. Aber es muß dem großen Manne, als er sein müdes Auge im Tode schloß, ein tröstender Strahl der Zukunfts-Erkenntnis geleuchtet haben und ein Hoffnungsschimmer gefallen sein in seinen brechenden Blick. Und diese Hoffnung hat sich erfüllt. Was die Mitwelt dem großen Manne versagte, das wetteifert die Nachwelt, ihm aus vollem Herzen und mit vollen Händen zu reichen: Ehre und Ruhm, Preis und Dank und des Namens Unsterblichkeit bis in die fernste Zukunft. So erfüllt sich an Gutenberg die uralte Lehre, die wir aus der Betrachtung der Weltgeschichte schöpfen, die Lehre nämlich, daß im Leben der Völker wie im Leben des Einzelnen eine sittliche Ordnung waltet, die das wahre Verdienst belohnt, und daß die Weltgeschichte, die auch das Weltgericht ist, die Namen derer, die als Wohlthäter erscheinen, wenn auch nach ihrem Tode mit der Unsterblichkeit krönt.

Und noch ein anderes lernen wir aus dem Beispiele unseres Gutenberg. Das ist der Glaube an die sieghafte Gewalt des festen unentwegten Charakters. Zum wahren, zum dauernden Ruhme gehört nicht bloß Größe des Geistes, dazu gehört auch sittliche Größe. Alle die Menschen, auf welche die Welt hinblickt mit Stolz und Ehrfurcht als auf ihre unerreichbaren Vorbilder, alle die gewaltigen Naturen, die entscheidend eingegriffen haben in den Gang der Geschichte, — sie verdanken ihren Wert nicht nur ihrem erhabenen Geist, sondern mehr noch ihrem erhabenen Charakter. Es giebt kein Genie ohne Charakter. Was auch Schicksal, Menschenunverstand und Menschentücke ihm in den Weg legen, in Not und Trübsal, in Verkennung und Enttäuschung harrt das Genie aus und geht unwandelbar seinen Gang, im Vertrauen auf eine gerechte Weltordnung, im Vertrauen auf die durchschlagende Macht der Idee, im Glauben an seine Sendung, im Glauben an sich selbst. Solch eine Mustergestalt der Menschheit ist Johann Gutenberg. Nicht der Scharfblick seines Geistes, nicht die Kühnheit seines Gedankenflugs haben ihm den Sieg verliehen, sondern daß er sich selbst treu blieb, er zielbewußt und rastlos fortstrebte, im Glauben an seine geschichtliche Mission, im Glauben an die Güte und Sieggewalt seiner Sache.

So steht Johann Gutenberg vor uns, ein Riese an Geist, ein Riese an Charakter, verehrungswürdig und erhaben, nicht nur durch geistige, sondern mehr noch durch sittliche Größe, ein mahnendes Vorbild und ein tröstliches zugleich für uns alle. Mögen wir auf den Höhen des Lebens wandeln und unser Wirkungskreis in die Weite gehen, mögen wir still und bescheiden im kleinen Raume wirken: eins haben

wir alle gemein — die heilige Pflicht, mitzuwirken — jeder an seinem Teile — als ein Glied der unendlichen Kette des Fortschritts der Menschheit. Und wenn uns manchmal Enttäuschung, Mutlosigkeit und Verzweiflung erfaßt, da laßt uns aufschauen zu dem Bilde unseres Gutenberg, der ein Held war des Geistes und der Seelengröße. Und wie seine Erfindung das Licht der Bildung über die Menschheit gegossen, so gießt sein Beispiel auch Licht und Mut in unsere zagenden Herzen und ruft uns zu: „Per aspera ad astra!“ Über rauhe Bahn führt der Weg zu den Sternen! Durch Nacht zum Licht!“

Auf diese vortreffliche Rede folgte der Vortrag eines zweiten Liedes durch den Gesangverein „Typographia“ („In dem Lichte ohne Schranken“), worauf die Festteilnehmer unter Musikbegleitung sich nach dem „Kasino zum Gutenberg“ begaben, um hier den Abend in geselligem Kreise zu verbringen. Dort ist noch manches schöne und gute Wort gesprochen, manches hübsche Lied gesungen, manches volle Glas geleert worden.

So endete die sinnige Gutenbergfeier zu Mainz am 14. August 1887. Sie hat bei allen Teilnehmern das schönste Andenken hinterlassen!

Zwanglose Rundschau.

Wir stehen vor der ebenso unbestreitbaren, wie merkwürdigen Thatsache, daß seit einigen Jahren die deutsche Bücherproduktion zurückgeht. Es ist zwar nur ein sehr bescheidener Rückgang, der sich da bemerklich macht, aber es ist doch wenigstens ein Ansatz zu einem Anfang und man muß Gott für alles, und wären es auch nur einige wenige ungedruckt gebliebene Bücher, dankbar sein! Wenn wir um einige Jahre zurückblättern in den Annalen der geistigen Überproduktion, so bemerken wir von 1884 auf 85 einen bedeutenden und betrübenden Aufschwung. Betrübend, weil uns andere Länder zeigen, daß man mit der Hälfte von Druckmakulatur noch sehr fidel leben kann. Die Zahl der neu erschienenen oder neu gedruckten Werke belief sich 1884 auf nur (!) 15,607, während sie ein Jahr darauf die beunruhigende Höhe von 16,305 erreichte. Von 1886 an datiert der Rückmarsch. In dem Jahre wurde die deutsche Welt mit nur 16,253 Werken beglückt und auch diese Ziffer mußte 1887 noch 281 abgeben, so daß sich die Produktion vom verflossenen Jahre auf „nur" 15,972 beläuft. Es wäre freilich ein viel bedeutender „Abschwung" zu erzielen, wenn nur einige Fächer etwas gnädiger mit dem bücherkaufensollenden Publikum verfahren wollten; Fächer, welche zudem am allerbesten, ohne Schaden anzurichten, ihre reiche Fruchtbarkeit ganz erheblich mäßigen könnten. Voran marschiert da die Pädagogik nebst den unentbehrlichen neuen Schulbüchern, welche im Jahre 1887 die erschreckende Zahl von 2063 (gegen 1916 im Jahre 1886 und 2169 im Jahre 1885) Neuigkeiten aufzuweisen hat (macht 15,8 %!) Hierauf folgt die Theologie mit ihren 1456 Novitäten (gegen 1517 und 1391), dann die Belletristik mit 1402 Nummern (gegen 1461 und 1345). Die weitere Statistik stellt sich wie folgt: Jurisprudenz, Politik, Statistik 1369 (gegen 1362 und 1483), Medizin und Tierheilkunde 1082 (1016 und 904) Naturwissenschaft, Chemie, Pharmazie 867 (1044 und 851), Volksschriften 729 (757 und 712), Handels- und Gewerbekunde 725 (680 und 727), Geschichte 722 (800 und 777), schöne Künste 648 (657 und 660), alte und neue Philologie je 585 (566, 710 und 570, 570), Jugendschriften 464 (1885: 520), Haus- und Landwirtschaft 452 (416 und 419), Sammelwerke 439 (432 und 409), Karten 415 (395 und 374), Kriegswissenschaft 389 (404 und 435), Geographie, Reisen 370 (429 und 495), Astronomie und Mathematik 223 (224 und 252), Philosophie 126 (138 und 136), Forst- und Jagdwissenschaft 81 (122 und 108) und endlich freimaurerische Schriften 16 (16 und 21). Wie aus den nebenstehenden Vergleichungszahlen aus den Jahren 1886 und 1885 hervorgeht, ist der Rückgang doch nur auf wenige Kategorien beschränkt gewesen, wofür viele andere eine Zunahme zu verzeichnen haben.

Wie schön dagegen waren noch die Verhältnisse vor zehn Jahren! Das Jahr 1877 hatte überhaupt nur 13,925 Neuigkeiten, also 2047 weniger als das verflossene,

das sich schon gegen seine Vorgänger gebessert hat. In zehn Jahren hat also die Druckseuche um 14,7 % zugenommen. Die Steigerung derselben in den einzelnen Kategorien ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die Theologie nahm während dieses Zeitraumes um 16,2 % zu (+ 203), die schöne Litteratur um 24,4 (+ 276), die moderne Philologie um 31,4 % (+ 140), die Volksschriften um 35 % (+ 189), die Handelswissenschaft um 38 % (+ 200), die Medizin und Veterinärwissenschaft sogar um 43,3 % (+ 327).

Außer den oben aufgeführten stattlichen Ziffern konsumiert das deutsche Volk noch eine gewaltige Zahl von Zeitungen und Zeitschriften. Die im Verlage des kaiserlichen Postzeitungsamtes zu Berlin für 1888 erschienene Zeitungsliste umfaßt nicht weniger als 9231 Blätter, und zwar 6613 in deutscher und 2618 in fremder Sprache, von denen 844 englisch, 711 französisch, 184 dänisch, 169 holländisch, 150 italienisch, 136 schwedisch, 97 polnisch, 73 norwegisch, 58 russisch, 48 spanisch, 32 rumänisch, 28 ungarisch, 18 czechisch, 11 griechisch, je 8 portugiesisch und vlämisch, je 6 littauisch und wendisch, je 4 finnisch, ruthenisch und slowenisch, je 3 hebräisch und serbisch, je 2 kroatisch, persisch, romanisch, slowakisch und türkisch und je 1 armenisch, bulgarisch und lateinisch erscheinen.

In England beobachten wir die entgegengesetzte Bewegung in den Litteraturerscheinungen als bei uns. Während wir bereits den Kulminationspunkt der Produktion überschritten haben, sind dort 1887 500 Werke mehr veröffentlicht worden, als im Vorjahre, nämlich im ganzen 4410 (gegen 3984 im Jahre 1886). Davon entfallen auf die Theologie 680, Erziehung, Klassiker und Philologie 582, Jugendschriften 439, Romane, Novellen 2c. 762, Jurisprudenz 73, Nationalökonomie 113, Kunst, Naturwissenschaft und illustrierte Werke 115, Geographie und Reisen 227, Geschichte 384, Medizin 133.

Da wir uns nun einmal in die schöne Wissenschaft Statistik vertieft haben, so mag auch noch die Musik und das Theater angehängt werden. Die Neuheiten und Neuauflagen von Musikalien erreichten im letzten Viertel des vergangenen Jahres die respektable Zahl 1700, darunter 1035 Nummern Instrumentalmusik, was einer Zunahme von 290 Werken oder 20 % gegen das Vorjahr gleichkommt. Die Pianoforte-Litteratur dominiert in erschreckender Weise mit nahezu 60 %. Die Notenausfuhr über Leipzig nach Nordamerika erreichte den Wert von 78000 Dollars. Auch das Theater blieb nicht zurück. Nicht weniger als 264 Bühnenwerke sind nämlich der Berliner General-Intendanz im Jahre 1887 zur Prüfung übersandt worden, und was das Schönste bei der Sache ist — nur 12 wurden davon als zur Aufführung geeignet befunden!

In der Geschichte der Denkmäler, mit welcher uns hoffentlich bald ein gelehrter Herr beglücken wird, kann das für Düsseldorf projektierte Heine-Denkmal entschieden einen hervorragenden Platz beanspruchen, denn es ist bisher meines Wissens noch nicht dagewesen, daß man einen ähnlichen Skandal erlebt hat, wie ihn dies Heine-Denkmal hervorgebracht hat. Ich bin selbst ein ganz guter Heine-Verehrer, aber es kommt mir doch ungemein komisch vor, daß gerade die Rheinländer, welche Heine bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht und denen er Perfidien en masse ins Gesicht geschleudert hat, daß dieselben in edler Dankbarkeit dafür aus ihren geehrten Beuteln sich selbst mit diesem ein Denkmal ihrer Lächerlichkeit errichten sollen. Daß ein Teil derselben es nicht will, ist ihnen freilich arg übel genommen worden, sogar in München, allwo Paul Heyse auf eine Aufforderung des Düsseldorfer Komitees hin für Bayern einen Aufruf verfaßt hatte, in welchem die Behauptung aufgestellt wird, „Niemand

bestreite, daß man ihn (Heine) als den größten Lyriker der nachgoethischen Epoche zu betrachten habe, dessen Lieder unausgesungen durch das deutsche Volk gehen." An dieser Stelle nahmen aber zwei Münchener Schriftsteller und Poeten, welche Heyse zur Mitunterzeichnung einlud, Anstoß. Martin Greif lehnte seine Beteiligung ab, da er Uhland für den größeren Dichter erklärte und diesem Votum schloß sich Graf Schack an, da er in seinen kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen sich nicht im Sinne des Aufrufs über Heine ausgesprochen* habe. Dagegen haben Otto Braun, Carrière, Jul. Grosse, Max Haushofer, W. Hertz, Herm. Lingg, Moy, Schneegans ihre Unterschriften gegeben. In einem Verteidigungsbriefe Heyses heißt es dann später: „Meine persönliche Neigung ist anderen Dichtern in höherem Maße zugewandt. Hölderlin, Mörike, manches von Uhland 2c. stehen meinem Herzen näher. Über die Stellung Heines in der Weltlitteratur, in der er alle die Genannten oder noch viel notable Namen an Einfluß und Ruhm weitaus überragt, werden jedoch alle Kundigen einverstanden sein. Wer übersetzt in Italien, England und Frankreich Uhland und Mörike? Und unser Aufruf hatte ausdrücklich jede Solidarität mit seinen nicht-lyrischen Schriften und seinen Gesinnungen abgelehnt. In Düsseldorf aber wird von den hochkirchlichen Biedermännern eifrig gegen das Denkmal gearbeitet, daher ihnen auch unsere ganz unwichtige itio in partes gelegen kommt."

Was nun diese „hochkirchlichen Biedermänner" angeht, so ist Herr Paul Heyse diesmal doch entschieden in einem argen Irrtum befangen. Wenn er nämlich die rheinischen Verhältnisse kännte, so würde er gefunden haben, daß keineswegs die Gegner des Denkmals mit den besagten Biedermännern identisch sind, sondern daß selbst solche, welche mit irgend einer Religion ganz und gar nichts zu schaffen haben, abläuten. Es ist denn auch ein thörichter Einwand, den Dichter von dem Manne von Fleisch und Bein und seinen sehr leicht faßbaren Schriften trennen zu wollen, die nicht in den Kram passen.

Außer dem vielen durch sie verschmierten Zeitungspapier hat die Fehde sogar schon eine ganze Anzahl von Broschüren heraufbeschworen. In der zuerst erschienenen „Wir wollen kein Heine-Denkmal" findet sich die folgende Stelle: „Wenn jemand, der Heine ‚stolz und dankbar' seinen Landsmann nennt, die Büste desselben in seinem Hause aufstellen oder ihm ein Denkmal in seinem Garten errichten will, so ist das seine Privatsache, wenn aber davon die Rede ist, das Andenken eines Herrn Heine durch ein Standbild auf einem öffentlichen Platze in unserer Stadt zu ehren, dann haben wir das Recht und die Pflicht zu fragen: Ist der Mann das wert? Wir werfen uns nicht zu Richtern über einen Toten auf; will man aber den toten Heine durch ein Denkmal in unserer Mitte der Vergessenheit entreißen und ihn zu einem Prediger an den Lebenden machen, dann muß man es auch gestatten, daß wir den Mann darauf ansehen. Gehört Heine etwa zu den hervorragenden, bahnbrechenden Geistern, welche die Kultur ihres Volkes und der Menschheit gefördert haben? Gehört er zu jenen echten Dichtern, welche in die Tiefen des Menschenherzens und der Weltgeschichte tauchen und ihre Freude daran haben, deren Geheimnisse uns wie echte Perlen heraufzuholen? Gehört er zu jenen charaktervollen, edlen Menschen, die uns im Ringen nach den höchsten Gütern den Weg zeigen und die Fackel vorantragen? War Heine einer von denen, deren Namen das dankbare Vaterland oder die dankbare Bürgerschaft bewahren muß, weil sie durch treue Hingebung an das Gemeindewohl und freudigen Opfermut ein herrliches Vorbild hinterlassen haben? Wir haben den Mut auf diese Fragen mit einem entschiedenen „Nein" zu antworten und sind des gewiß, mag Heine seinen Platz in der Litteraturgeschichte haben, mag das Haus seiner

Geburt Raum für eine Votivtafel gewähren, die Stadt Düsseldorf hat keinen Platz für ein Heine-Denkmal."

Der deutsche Schriftsteller-Verband hat, nachdem ihm der Schutzverein hierin zuvorgekommen (vgl. Rundschau, S. 57) nunmehr ein litterarisches Bureau ins Leben gerufen. Sein Organ, die „Deutsche Presse", giebt als die Zwecke desselben an: a. Die Verwertung schriftstellerischer Arbeiten der Mitglieder des Verbandes, b. Arbeits- und Stellen-Nachweis, c. Ermittelung des unbefugten Nachdrucks und der unbefugten Aufführungen. Zur Erreichung dieser Zwecke gliedert sich das Litterarische Bureau in 2 Abteilungen: 1. in die Abteilung für Vermittelung, 2. in die Abteilung für Überwachung. Die Abteilung für Vermittelung übernimmt von jedem Mitgliede schriftstellerische — gedruckte und ungedruckte — Arbeiten jeder Art zum Vertrieb und bestmöglichen Verwertung. Zur Deckung der Vertriebskosten ist der Leiter der Abteilung berechtigt, von dem einliefernden Mitgliede einen entsprechenden Kostenvorschuß zu erheben, welcher nach erfolgter Verwertung auf die Vermittelungsgebühr angerechnet wird. Hinsichtlich der Höhe der Gebühren entscheiden die vom Vorstande festgestellten Sätze. Die Abteilung für Vermittelung übernimmt für die Mitglieder des Verbandes den Arbeits- und Stellennachweis. Die Abteilung für Überwachung hat die Aufgabe, den unbefugten Nachdruck und die unbefugten Aufführungen zu ermitteln. Im Fall einer Rechtsverletzung hat die Abteilung für Überwachung unverzüglich dem Syndikat Anzeige zu machen, demselben das vorhandene Beweismaterial vorzulegen und alle zur Feststellung des Thatbestandes erforderlichen Maßregeln zu treffen.

Das Amt der Internationalen Union zum Schutze der litterarischen und künstlerischen Werke in Bern, welches durch die am 9. September 1886 zwischen Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Haiti, Italien, Spanien, der Schweiz und Tunis abgeschlossene Konvention gegründet wurde (Näheres darüber s. Rundschau, Bd. III S. 558 und Bd. IV S. 251) hat am 15. Januar unter dem Titel „Le droit d'auteur" die erste Nummer einer monatlichen Zeitschrift in französischer Sprache erscheinen lassen, welche Angaben aller Art über den Schutz des Urheberrechtes an litterarischen und künstlerischen Werken bringen soll. Sie wird demgemäß enthalten: Erörterungen und Abhandlungen über Fragen, welche für die Union von Interesse sind; den Text der Gesetze, Verordnungen und internationalen Vereinbarungen, welche auf die durch die Konvention geschützten Gegenstände Bezug haben; offizielle Nachrichten betreffend den Schutz des Urheberrechtes; statistische Angaben aller Art; Entscheidungen der Gerichtshöfe; bibliographische Artikel und Miszellen. Den Vertrieb haben die Herren Jent & Reinert in Bern übernommen und man abonniert bei allen Postämtern zum Preise von 5 Franken für die Schweiz und von 5,60 Fr. für die dem Weltpostverein angehörenden Staaten.

Der 22. Januar war für die englische Litteratur ein bedeutender Gedächtnistag. An diesem Tage wurde vor hundert Jahren der hervorragendste englische Dichter nach Shakespeare, Lord Byron geboren. Sein dichterischer Genius kann den Anspruch auf eine kurze Reminiszenz dieses merkwürdigen Charakters in der neuen englischen Litteratur erheben.

Lord Byron gehört einem alten Rittergeschlecht an, welches mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England gekommen sein soll. Durch die Gunst Heinrich VIII. kam die Familie in den Besitz der Güter und Gebäude des aufgehobenen Klosters Newstead-Abtei, welches der Sitz des Geschlechtes wurde. Karl I. erhob das Haupt desselben für seine Dienste in den hohen Adel. Aus der übrigens unglück-

lichen Ehe des Hauptmanns Byron mit der reichen Erbin Katharina Gordon, aus einem alten, mit dem schottischen Königshause verwandten Geschlechte ging der Dichter hervor. Schon als dreijähriger Knabe verlor er den Vater durch den Tod und entwickelte sich unter der verkehrten Erziehung seiner launischen Mutter nicht günstig. Nur den Stolz auf seine aristokratische Abstammung behielt er zeitlebens von den Einflüssen der stolzen Frau. Mit elf Jahren erbte er die Peerschaft und den Familiensitz Newstead-Abtei. 1805 bezog er die Universität Cambridge und zog schon hier durch seine sonderbaren Launen und Tierliebhabereien die Aufmerksamkeit auf sich. Man sagt, daß er sich auf seiner Stube einen gezähmten Bären hielt; Thatsache ist, daß er später seinem Hunde im Garten zu Newstead-Abtei ein Denkmal setzen ließ mit der Inschrift:

An dieser Stelle
Ruhen die Gebeine eines Wesens,
Welches Schönheit ohne Eitelkeit besaß,
Stärke ohne Frechheit,
Mut ohne Grausamkeit
Und alle Tugenden des Menschen ohne seine Laster.
Dieses Lob, welches bedeutungslose Schmeichelei wäre,
Wenn es über menschlicher Asche geschrieben würde,
Ist nur ein gerechter Tribut dem Andenken
Boatswains, eines Hundes,
Welcher geboren wurde Neufundland im Mai 1803
Und starb auf Newstead-Abtei den 18. Nov. 1809.

Diese Worte sind sehr charakteristisch für den Pessimisten, den ersten „Weltschmerzdichter". Zum erstenmal vor die Öffentlichkeit trat er 1808 mit den „Hours of idleness" (Stunden der Muse), einer mittelmäßigen Gedichtsammlung. Die Kritik behandelte diese ersten zarten Kinder, welche den ominösen Beisatz „von einem Minderjährigen" trugen, nicht zart und dies scharfe Urteil brachte den Dichter fast in Raserei. Er schrieb darauf die blutige Satire „English bards and Skotch Reviewers" (Englische Dichter und schottische Kritiker), in welcher er die ganze litterarische Welt Englands ohne Schonung der bedeutendsten Männer, wie Scott, Moore ꝛc. verspottete. Hierauf reiste er nach Spanien und dem Orient und brachte den Anfang seines „Ritter Harolds Pilgerfahrt" 1811 in sein Vaterland mit. Merkwürdigerweise legte er gar keinen Wert auf diese Gesänge, sondern unterhandelte mit seinem Vetter Dallas wegen der Vermittelung zur Drucklegung einer Übersetzung von Horazens „ars poetica". Dallas verlangte die im Gespräch zufällig erwähnten Verse von Childe Harold zu sehen und erkannte sogleich den Wert derselben. Der bedeutende und talentaufspürende Verleger Murray bezahlte dieselben sofort mit 600 Pfund (das machte für die Zeile 6 Mark!), die Dallas kaltlächelnd in die Tasche steckte. 1812 erschienen die beiden ersten Gesänge, begleitet von einem unerhörten Erfolg. Als sich bald eine neue Auflage nötig machte, wies ihn Dallas auf die hübsche Einnahmequelle, die sich aus diesen Versen ergeben könnte. Aber Byron gab ihm die stolze Antwort: „Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß die Summe sich verdoppele und verdreifache. Aber sprechen Sie mir nicht von Geld. Ich werde niemals Geld für meine Schriften annehmen", und an diesem Entschluß hielt er wirklich wenigstens für diese beiden ersten Gesänge fest. Gleichwohl haben ihn dieselben mit einem Schlage berühmt gemacht. In rascher Folge veröffentlichte er 1813 die Satire „Der Walzer", welche die Un-

gehaltenheit des schönen Mannes wegen der Unmöglichkeit, an den Vergnügungen des Tanzes teilzunehmen veranlaßt hatte (Byron hatte nämlich von Geburt an einen mißgestalteten Fuß); seine vier orientalischen Erzählungen „Der Giaur“, „Die Braut von Abydos“, „Der Korsar“ und „Lara“.

In diese Zeit fällt die unglückliche Verheiratung Byrons mit der reichen Miß Milbanke. Schon im November 1814 hatte er ihr einen erfolglosen Antrag gemacht, den er mit Erfolg im Januar 1815 wiederholte. Allein der Gatte setzte das ungebundene und regellose Leben des Junggesellen fort und das paßte der Lady Byron begreiflicherweise so schlecht, daß sie schon ein Jahr nach der Hochzeit mit ihrem, einen Monat alten Töchterchen Ada den Mann verließ, vorläufig ohne die Absicht, die Scheidung einzuleiten, aber am 2. Februar 1816 kündete sie ihm ihren Entschluß an, sich für immer von ihm trennen zu wollen. Die eigentliche Ursache dieses Entschlusses ist noch mit einem Schleier umgeben. Aber sofort nach der erfolgten Scheidung war Byron verfehmt. Er konnte sich nicht mehr halten, verkaufte sein Besitztum und kehrte seinem Vaterlande am 25. April 1816 den Rücken, um es nie wieder zu sehen. In dem prächtigen Gedicht „Fare thee well! and if for ever!“ nahm er Abschied von seinem Weibe.

Er zog durch Belgien, den Rhein hinauf, stieg über die Alpen und stürzte sich in Venedig in den Strudel wilder Vergnügungen. Hier lernte er Theresa Gamba kennen, die Frau des Grafen Guiccioli, und machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie den Gatten verließ und zu ihrem Vater nach Ravenna zurückkehrte, wohin ihr Byron folgte. Als die Familie wegen Teilnahme an dem politischen Geheimbund von der päpstlichen Regierung vertrieben wurde, zog er mit ihr auch nach Pisa.

Aber dies Leben kostete Geld, viel Geld sogar, und Byron war gegen Bedürftige verschwenderisch freigebig, und seit dem Jahre 1816 war er von seiner erwähnten Großmut geheilt: Er nahm auch Honarare für seine Schriften und zwar bedeutende. Von dem Verhältnis zu seinen ebenso edelmütigen Verleger Murray, bei dem er alles drucken ließ, zeugt folgender Brief vom 4. September 1817 von Venedig datiert über den vierten Gesang von Childe Harold: „Sie bieten mir 1500 Guineen für den letzten Gesang — die nehme ich nicht. Ich verlange 2500 Guineen dafür, die Sie mir geben werden oder nicht, ganz wie es Ihnen beliebt. Der Gesang schließt als Werk ab und besteht aus 144 Stanzen. . . . Wenn Sie Herrn Eustace 2000 Guineen für ein Gedicht „über die Erziehung“ bezahlen, wenn Moore 3000 Guineen für Lalla Rokh und Campell 3000 Guineen für seine Prosa „über Poesie“ bekommen, so kann ich wohl obigen Preis für mein Werk fordern. Sie können mir erwidern, deren Arbeiten seien länger. Sehr wahr, und wenn jene ihre Werke verkürzen, so will ich meine länger machen und weniger verlangen.“ Murray ging auch ohne Zaudern und Feilschen auf die Forderung ein, obschon er damit die Verszeile mit 33 Mark bezahlte! Welch einen Absatz muß er gehabt haben!

Ein anderes Beispiel der gegenseitigen Großmut der beiden Geschäftsfreunde boten die Gedichte „die Belagerung von Corinth“ und „Parisina“, welche der Dichter seinem Verleger vor seiner Abreise von England zum Geschenk machen wollte. Allein Murray lehnte die Annahme desselben ab und übersandte dem Dichter eine Tratte über 1000 Guineen (= 20400 Mark). Die Tratte wurde zurückgeschickt, aber John Murray bestand so energisch auf der Annahme des Geldes, daß er endlich Byrons Widerstand besiegte.

Die Zeit seines Aufenthalts in Italien war trotz der mannigfachen Abenteuer für Byron sehr fruchtbar. In jener Zeit entstanden: die beiden letzten Gesänge von

Childe Harold, das dramatische Gedicht Manfred, Beppo, Marino Faliero, die beiden Foscari, Kain, Himmel und Erde, Sardanapal und sein meist gerühmtes Werk: das Epos Don Juan.

Mächtig wirkte auf ihn die revolutionäre Bewegung, welche sich in jener Zeit in Italien bemerkbar machte. Nach ihrer Unterdrückung suchte er sich ein anderes Feld, wo sich seine freiheitlichen Ideen in die That umsetzen ließen. Er fand es in dem Unabhängigkeitskampfe Griechenlands gegen das Türkenjoch. Im Jahre 1823 schiffte er sich dahin ein und brachte der Sache seiner Begeisterung die größten Opfer. Die griechische Regierung unterstützte er mit 12000 Pfund und unterhielt auf seine Kosten 500 Sulioten. Allein die Frucht seiner Mühen und Opfer sollte der begeisterte Held nicht pflücken. Er erkrankte im folgenden Jahre in dem ungewohnten und ungesunden Klima und starb am 19. April auf fremder Erde, in Missolonghi in Griechenland. Seine Leiche wurde nach England übergeführt und da man die Beisetzung in der Westminster-Abtei verweigerte, in die Dorfkirche von Hucknall bei Newstead-Abtei beerdigt.

Die Engländer können bis heute das nicht makellose Leben ihres großen Dichters nicht vergessen und so enthielten sie sich jeder Feier bei seinem Jubiläum. Auch zu einem Denkmal haben sie sich noch nicht verstiegen. (Wie anders, wenn Byron ein Deutscher gewesen wäre.) Aber ein in London lebender, wohlhabender Grieche, Demetrius Stefanovich Schilizzi, hat dem griechischen Gesandten am Hofe von St. James mitgeteilt, daß er bereit sei, auf seine eigenen Kosten an einem von der griechischen Regierung zu bestimmenden Platze in Athen eine Marmorstatue des Dichters errichten zu lassen. In Missolonghi befindet sich bereits ein Denkmal für ihn.

Eines der gewaltigsten Zeitungs-Unternehmungen, die „Times“ in London beging am 1. Januar 1888 die Feier seines hundertjährigen Bestehens. Die Zeitung wurde von John Walter, dem Großvater des jetzigen Besitzers begründet. Sie war das erste Blatt in England, welches (seit dem 29. November 1814) den Dampfbetrieb eingeführt hat. Heute wird die „Times“ auf mehreren Walterpressen stündlich in 22—24000 Exemplaren gedruckt. Diese Pressen sind eine Erfindung des dritten Walter und werden von dem Besitzer selbst gebaut. Überhaupt wird mit Ausnahme des Papiers aller Bedarf der Druckerei im Hause selbst durch Laboratorium, Schriftgießerei, Setzmaschinen rc. gedeckt. Seit 1872 besitzt die „Times“ für ihre tägliche Korrespondenz aus Paris einen Spezialdraht. Von dem Streifen des Apparats wird das Mitgeteilte sofort gesetzt. Die Depeschengebühren belaufen sich auf 25000 Pfund jährlich. Die Versendung in die Provinz geschieht von allen großen Bahnhöfen ab mit den sog. newspaper-trains (Zeitungszüge), die mit vermehrter Schnelligkeit fahren und nur an den großen Stationen halten. An den kleinen Stationen werden die Zeitungsbündel einfach aus dem Zuge hinausgeworfen. Die Chefredakteure der „Times“ waren: Mr. D. Barnes von 1825 bis 1842, Mr. Thaddeus Delane von 1842 bis 1878, Mr. Thomas Chenery von 1878 bis 1884 und Mr. George Buckle, der im Jahre 1884 ernannt, noch gegenwärtig an der Spitze des Weltblattes steht. Nächst dem Chefredakteur sind es die auswärtigen Korrespondenten, welche seit jeher die wichtigste Rolle bei der „Times“ spielen. Die Namen der hervorragendsten Korrespondenten sind: in Paris Mr. Stephan de Blowitz (seit 1872); in Berlin: Mr. Charles Lowe (seit 1879); in Konstantinopel: Mr. Georg Guarracino (seit 1884); in Wien: Mr. D. Brinsley-Richards (seit 1885); endlich in Rom: Mr. Stillmann (seit 1886).

Natürlich spielt der Kostenpunkt bei Beschaffung der Nachrichten gar keine Rolle,

was sehr erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß das Jahreseinkommen der „Times“ nach der Kölnischen Zeitung 1036000 Pfd. Sterl. beträgt. Andere große englische Zeitungen verfügen übrigens ebenfalls über Summen, welche für deutsche Begriffe schwer faßbar sind. So beziffert sich das jährliche Einkommen des „Daily Telegraph“ auf 120000 Pfd., das des „Standard“ auf 60000 Pfd., der „Daily News“ und der „Morning Post“ auf 30000 Pfd. Vor dreißig Jahren schon rühmte sich die „Times“, daß ihr Budget dem des reichsten deutschen Fürstentums gleichkäme. Und an diesem Segen nehmen einzelne bevorzugte, journalistische Glückskinder Anteil. Da ist die Chefredaktion der „Times“, das blaue Band des englischen Journalismus; ihr drittletzter Inhaber, Delane, erhielt angeblich 5000 Pfd. Gehalt und zog sich mit 2500 Pfd. zurück. Stone, der Redakteur des „Journal of Commerce“, bezieht 20000 Dollars jährlich. Charles A. Dana erhält als Redakteur des „Sun“, 15000 Dollars, steht sich indes auf 100000 Dollars jährlich, da er zugleich einen bedeutenden Geschäftsanteil besitzt. Whitelaw Reid ist Hauptbesitzer der „Tribüne“; er honoriert sich mit 12000 Dollars im Jahre. Zwölftausend-Dollars-Männer sind ferner Dr. G. H. Hepworth, jetzt Hauptredakteur des „Herald“, früher ein beliebter Prediger, und Richard W. Gilter vom „Century Magazine“, eine Monatsschrift, die somit ihrem Redakteur für die Herstellung eines jeden Heftes das runde Sümmchen von 4200 Mark zahlt. 20000 Dollars (15000 als Honorar und 5000 als Geschäftsanteil) erhält der leitende Redakteur der „World“. Die Redaktion der „Pall Mall Gazette“ trug zur Zeit John Morley 2000 Pfd. St. ein. Der Mitarbeiter des „Daily Telegraph“, Augustus Sala, nennt sich selbst den bestbezahlten Journalisten von Europa, Herr v. Blowitz thuts für die Times in Paris für 75000 Frcs. Dazu kommen noch die glänzenden Krösusse der Kriegsberichterstatter: William Russel von der „Times“, der sich einen Sonderzug zur Beförderung einer wichtigen Nachricht nahm; Archibald Forbes von der „Daily News“, der unter Umständen, gleich Richard III., fast ein Königreich für ein Pferd bieten durfte; der im Sudan gefallene O'Donovan, dem die „Daily News“ bei seiner Rückkehr aus Merw als besonderen Ehrensold eine Anweisung von 1000 Pfd. St. schenkte; Cameron vom „Standard“, dessen Mutter nach seinem Tode bei Medammeh eine lebenslängliche Pension erhielt. Albert Wolff vom „Figaro“ erhält außer dem Zeilenpreise 30000 Frcs. Jahresgehalt. Zu solchen Summen haben es deutsche Blätter doch noch nicht bringen können.

Der von dem Orientalist Theodor Graf gehobene und rasch berühmt gewordene Papyrusfund zu El-Fayum, der mittelägyptischen Stadt Arsinoe (näheres darüber s. Bd. III. S. 592 u. ff.) hat kürzlich durch den mit der Ordnung des ungeheuren Materials betrauten Professor Dr. Karabacek eine nähere Beleuchtung erfahren. Dieser Fund, seit seiner Erwerbung durch den Erzherzog Rainer unter dem Namen „Papyrus Rainer“ bekannt, besteht aus mehr als 100000 Fascikeln in 11 verschiedenen Sprachen und umfaßt die Zeit von 1400 vor bis ins 14. Jahrhundert nach Christi Geburt, also eine Epoche von 2700 Jahren. Die Schriftstücke sind teils auf Papyrus, Pergament, Leinen, Leder, Wolle, Wachs und Papier geschrieben und gemalt. Es befinden sich darunter die ältesten, mitunter dem Beginne der christlichen Ära angehörenden Niederschriften, von Teilen der „Ilias“ und „Odyssee“, von Plato, Theokrit, Äschines, Demosthenes, Isokrates, Thukydides, Xenophon, nebst anderen bis jetzt unbekannt gebliebenen Litteraturwerken. Auch zwei urchristliche Schriftdenkmäler kamen hier ans Tageslicht: jenes berühmte nichtkanonische Evangelium-Fragment und ein liturgischer Papyrus, spätestens aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts, welcher einzig in seiner Art dasteht, weil er um wenigstens zwei Jahrhunderte älter ist, als

die ältesten bisher bekannten liturgischen Handschriften. Interessant ist, daß hierbei durch eine kombinierte mikroskopische und historische Papier-Untersuchung der Professoren Wiesner und Karabacek nachgewiesen ist, daß die den Deutschen oder Italienern zugeschriebene Erfindung des Hadernpapieres hinfällig wird, indem nämlich die Araber schon vom Jahre 751 nach Christi an auf der Drahtform geschöpfte Leinenhadern-Papiere erzeugt haben. Die Erfindung des Hadernpapiers wurde bisher allgemein in das vierzehnte Jahrhundert versetzt und in älteren Papieren als Rohstoff rohe Baumwolle angenommen. Die erwähnten Untersuchungen kamen aber auch zu dem Resultat, „daß kein einziges derselben ein Baumwollpapier ist.“ Wiesner hat auf Grund dessen in den Kreis seiner Arbeiten auch die Frage gezogen: ob es überhaupt jemals ein Baumwollpapier gegeben habe. Und die eingehendsten Prüfungen orientalischer und europäischer Papiere aus dem neunten bis in das neunzehnte Jahrhundert bewiesen, daß es ehedem kein Baumwollpapier gab. Die weitere chemisch-mikroskopische Prüfung auf die Art des Leimungsmaterials der Faijumer und Uschmuneiner Papiere zeigte, daß die Araber meist Stärke aus Weizen, Roggen, Gerste und in einigen Fällen auch aus Buchweizen verarbeiteten. Dabei wurde auch erkannt, daß „sohin in der Zeit, in welcher die Faijumer Papiere erzeugt wurden, die Fabrikation der Stärke aus Mehl in Ägypten, bezw. im Orient bereits betrieben wurde.“ Mit diesen für die Entwickelungsgeschichte der Beschreibstoffe erzielten Ergebnissen hängt endlich noch die nicht minder interessante Entdeckung von 27 Papieren zusammen, auf welche Schrift und Ornamentik mit Holzmodeln 500 Jahre vor Guttenberg gedruckt sind!

Neues von Scheffel.

Besprochen von

G. Hölscher.

Wenn ein berühmter Mann oder gefeierter Dichter gestorben ist, so beginnt für eine gewisse Sorte von Litteraturgeschicht-Forschern erst die schwierige Arbeit. Dann gilt es, des Verstorbenen Papierkorb zu durchwühlen, seine Schülerhefte auszuspüren von den ersten Schreibübungen bis zum Kollegienheft (wenn er eins geführt hat!); seine sämtlichen Briefe zusammen zu kriegen, die ihm das Leben abnötigte, seit er seiner alten Tante den ersten Geburtstagsvers abgeschrieben hat; die sämtlichen Personen, welche schon bei Lebzeiten den unglücklichen Berühmten „interviewt" haben, auszuforschen und alle seine Freunde und Bekannten auszuhorchen. Ist diese schwierige Arbeit gethan, so bilden die unermüdlichen Mineure — sofern sie echte Deutsche sind — einen Verein, dessen Zweck zu definieren mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft ist. Und wenn sich dann eine genügende Anzahl von Gimpeln gefunden hat, welche sich einbilden, wunder was für Verdienste um die Litteratur sich zu erwerben, wenn sie jährlich ein paar Mark an ihren Verein zahlen, so gehen die Gelehrten, welche selbst nichts schaffen, sondern nur „sammeln und sichten" können, an die Herausgabe einer „historisch-kritischen" Ausgabe, das heißt einer Ausgabe, bei welcher in möglichst vielen Bänden der ganze gesammelte Abfall aus der Werkstätte des Dichters aufs beste „verwertet" worden ist; einer Ausgabe, bei welcher der schöne glatte Text durch eingeschobene Klammern verunstaltet und durch einen ganzen Wust von gelehrten Noten beschwert ist, welche den zweifelhaften Vorzug hat, sämtliche Lesarten aufzuweisen. Wenn ich nicht irre, war es Wilhelm Jordan, welcher jenen Dunkelmännern den bezeichnenden Namen „litterarische Maulwürfe" beigelegt hat.

Es ist nicht überflüssig, diese Betrachtung vorausgeschickt zu haben, um von vornherein den Verdacht zu entkräften, als wenn es jetzt, nach

dem Tode Scheffels mit diesem Dichter auf dieselbe Weise gemacht würde. Allein, wenn auch niemand hindern konnte, daß außer drei Biographien*) eine Unzahl „Erinnerungen“ oft sehr zweifelhaften Wertes bisher erschienen sind, so scheint ein gütiges Geschick — dem freilich noch der Umstand zu gute kommt, daß Scheffel erst 2 Jahre tot ist — die Hand über dem Nachlaß des Dichters zu halten, welche den Maulwürfen, wie er es selbst im Leben besorgt hat, die Thür weist.

Das, was bisher aus dem dichterischen Nachlaß Scheffels erschienen ist, beschränkt sich außer einigen Gedichten auf die Reisebriefe und man könnte es nur bedauern, wenn diese Perlen der Erzählungs- und Schilderungskunst uns vorenthalten wären. Jetzt ist die Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ in der Lage, wieder etwas Neues von dem deutschen Lieblingsdichter zu bieten. Es sind diesmal zwar nur Briefe, welche der junge Rechtspraktikant, seit Anfang des Jahres 1850 in Säckingen angestellt, aus diesem durch ihn berühmt gewordenen Städtchen „an die Heimat“ richtet, aber man glaubt kaum, daß diese „Episteln“ nicht von vornherein für den Druck bestimmt waren.

Die vorliegenden „Episteln in die Heimat“ brauchten gar nicht unterschrieben zu sein, um sie als echte Scheffel zu kennzeichnen, so klar giebt sich dieser gemütliche Humor, welcher mit der lebendigen Schilderung des Geschauten und Erlebten innig verknüpft ist. Der erste derselben schildert den Einzug des 24jährigen Rechtspraktikanten in Säckingen, der um Mitternacht erfolgte und gleich der Anfang zeigt, daß er nur von jenem herrühren kann, welchen seine Verehrung für das von ihm als so „gediegen“ betrachtete „Institut des deutschen Hausknechts“ bis ins späte Alter nicht verlassen hat. Dieser echte Brief enthält auch eine humorvolle Beschreibung des Säckinger Amtshauses und seines lebenden und leblosen Inventars. Gleich die „Inschriften“ in der Vorhalle dieses Heiligtums reizt den Schreiber zu folgendem Vergleich: „Bei den Türken ist's eine schöne Sitte, die Wände der Moscheen und öffentlichen Gebäuden mit Sprüchen aus dem Koran zu versehen. Der deutsche bureaukratische Staat kennt nur einfach geweißelte Wände, aber der Biedersinn des Volkes hat hier ergänzend gewirkt und mit zarten Sprüchen aus dem Hauensteiner Koran die kahlen Mauerwände geschmückt.“ Als solche zarte Sprüche führt er an: Wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das ganze Amtshaus verschlüge; ferner den frommen Spruch: Allmächtiger Vater, schenk doch den Amtsherrn einen bessern

*) Als die beste, ja grundlegende biographische Arbeit ist „J. Prölß, Scheffels Leben und Dichten“ (Berlin, Freund & Jeckel) anzusehen.

Verstand, damit sie die bürgerliche Rechtspflege besser führen!; sowie die beiden Ansichten: Eine Republik wär halt doch das Allerbeste und „Wenn sich alles von selbst erledigte, dann wäre gut Oberamtmann sein.“

Ebenso originell wie diese schönen Sinnsprüche ist auch die Schilderung der Originale, welche freilich keine Spezialität der Säckinger Amtsstuben bilden, sondern auch an andern Orten angetroffen werden.

Der liebenswürdige Humor, welcher sich in der ersten Epistel ausspricht, findet sich womöglich in noch reicherem Maße in den folgenden, die dafür freilich auch länger sind. Die zweite, schon 8 Tage nach der ersten, am 13. Januar 1850 geschriebene führt schon, gleich den Kapiteln der älteren Romane, das Inhaltsverzeichnis an ihrer Spitze und erzählt danach, „wie der Doktor Scheffel seine erste Ausfahrt in den „Wald“ gehalten und dabei den Balthes Nicker, mehrere Schneelandschaften und andere Hauensteiner Biedermänner, sowie den „Meysenharts Joggele“ kennen gelernt hat.“ Diese vielen Bekanntschaften wurden durch den Tod eines jungen Burschen aus der Umgegend, welcher erfroren aufgefunden worden war, vermittelt. Die Untersuchung, welche über den Fall angestellt werden mußte, scheint dem jungen Jurist wenig imponiert zu haben, denn er versteigt sich zu der ungesetzlichen Betrachtung: Bekanntlich hat das Sprichwort „Laß die Toten ruhen“ keine juristische Bedeutung, im Gegenteil, wenn einer nur ein wenig auf abnorme Weise das Zeitliche gesegnet hat, so kommt er nicht eher zu seiner Grabesruhe, als bis Amt und Physikat ein riesenhaftes Protokoll über ihn aufgenommen haben, denn wozu wäre denn das viele Papier auf der Welt, wenn es nicht verschrieben werden sollte?“

Die letztaufgeführte Bekanntschaft, welche Scheffel in der Person des Meysenharts Joggele machte, bezog sich überhaupt auf keine Person; es war dies der Geist, der in der Gegend „umgoht“ und der schon gleich die Anklage eines Deichselbruchs am amtlichen Wagen und eine gelungene Irrfahrt auf sich nehmen muß, obschon die letztere nach einer später bekannt gewordenen Ansicht des Amtschirurgen Vogelbacher auf das Konto des Postillons zu setzen wäre, welcher ein hübsches Mädchen in dem schon passierten Wirtshaus noch einmal hatte wiedersehen wollen.

Die dritte Epistel, in welcher der Doktor Scheffel auf die Entdeckung eines Vetters, beziehungsweise einer Kousine, auszieht, selbe aber aus dem einfachen Grunde nicht finden konnte, weil sie überhaupt unglücklicherweise gar nicht existierte, zeichnet sich vor allem durch ihre Feuchtigkeit aus. Es ist das erste Mal, daß wir den intimen Freund Perkeos von seiner später sehr bemerkbaren „feucht-fröhlichen“ Seite kennen lernen, und auch in der folgenden Erzählung, „wie der Doktor

Scheffel nicht von Amts wegen, sondern vergnügungshalber nach Herrischried in Wald gefahren“ ist, dabei aber mancherlei ergötzliches Mißgeschick erdulden mußte, spielt zum Schluß der große Steinkrug des fürtrefflichen Pfarrers von Herrischried eine, nach all' den Strapazen versöhnende Rolle.

Kulturgeschichtlich von Interesse ist der fünfte Brief, welcher eine packende Schilderung des Fridolinifestes zu Säckingen enthält und in welchem der Schreiber bei der Beobachtung, daß das Säckinger Volk — wie's auch anderswo vorkommt — nach einer polternden Predigt in die Kneipen zieht, um sich die „Weltentsagung zu Herzen zu nehmen“, auch sein eigenes Glaubensbekenntnis, oder wenigstens seine derzeitige Denkart in religiösen Dingen kundgiebt. Den deutschen Grundrechten gemäß, heißt es dort, welche die Kirche freigegeben haben, habe ich mir eine eigene Kirche gebaut und meinen eigenen Kultus gestiftet und der haust nicht innerhalb vier geweihter Wände allein, sondern weiter. Aus allem Menschengewimmel und thörichten Treiben gehe ich, wenn mir's zu bunt wird, hinaus in den Tannenwald oder steig' auf Bergeshöhen und hör' dem Moos zu, wie es wächst, und der Lerche, wie sie in blaue Lüfte schmetternd steigt, und wer die Augen am rechten Fleck hat, der sieht in der Natur, in dem „Geist in seinem Anderssein“ gar manches, wovon nichts in den Kompendien der Theologen geschrieben steht, und es kommt wieder Harmonie und ein Hauch des Absoluten ins zerrissene Herz. Und man braucht kein Nibelungen-Siegfried und mit Lindwurmblut gefeit zu sein, um zu verstehen, was die Tannen rauschen und die Vögel miteinander sprechen; das A-B-C kann jeder lernen, und wer mir's leugnet, den würde ich an einem blauen Abend von hier auf den Eggberg führen, wo die ganze Kette der Schweizer Alpenriesen vom Säntis an bis in die Berner Alpenhörner und Gebirgsstöcke hinein in glührotem Duft vor ihm steht und tief unten der grüne Rhein in ewig gleichem Rhythmus die Wellen weiter trägt — — wer das gefunden hat, kann vieles missen, was andere zum Seelenheil für unentbehrlich halten! —

Aber Scheffel selbst machte es wie die Säckinger frommen Seelen: Nachdem er seiner bequemern Religion, die freilich von „Weltentsagung“ nichts in ihren Paragraphen entdecken ließ, dergestalt Genüge geleistet hatte, ging auch er — ins Wirtshaus, „wo schon seit Jahrhunderten die Fuhrleute einkehren, wo schon vor Jahrhunderten, wie ich aus alten Akten ersehen habe, Nachtwächter geprügelt und fremde Burschen beim Tanz hinausgeworfen wurden“. „Für solche Räume“ hat er „eine angestammte Pietät“. — Und auch von dieser Fahrt kam das Bezirksamt etwas angeheitert nach Hause!

Poesie und Polizei: von dieser Allitteration ist in der sechsten Epistel die Rede. „Polizei und Poesie sind eigentlich in ihrem Gegenstand identisch,“ meint der Schreiber; beide haben es mit den Abnormitäten des Lebens, mit dem über die breite Heerstraße des gewöhnlichen Ausschweifenden zu thun, lautet die Erklärung des Paradoxon. Und nun läßt der Doktor Scheffel ein paar Gestalten aus seinem offiziellen Umgang aufmarschieren, bei denen er zu dem Schlusse kommt, daß er eigentlich genau so schuldig ist, als die Übelthäter, die er „verurteilen“ muß. Folgende Variante davon ging noch kürzlich durch die Zeitungen: Ein Mann steht vor dem Schöffengericht, weil er in der sächsischen Lotterie gespielt hat. Das Kollegium zieht sich zur Beratung zurück. Der erste Schöffe kraut sich hinter den Ohren. „Ich kann doch den Mann nicht verurteilen, ich ... spiele ja selbst in der ... sächsischen. Zweiter Schöffe zögernd: „Ich ... ja auch!“ Der eifrige junge Amtsrichter: „Meine Herren, das bleibt sich ganz gleich, ich spiele auch, aber der Mann hat sich kriegen lassen, und nach dem Gesetz müssen wir ihn bestrafen, natürlich mit der geringsten Geldstrafe.“ So kam der Angeklagte mit drei Mark Geldstrafe davon, weil seine Richter auch allzumal Sünder waren...

Ähnlich erging es dem Doktor Scheffel, welchem bei der Aburteilung eines „Subjektes“ wegen „zwecklosen Umhertreibens“ der Gedanke kam, wie oft sich der Polizeiresspizient als fahrender Schüler ebenfalls selber aufs Zweckloseste umhergetrieben hat! Und dergleichen ergötzliche Geschichten folgen in dem über sechs Spalten langen Brief noch manche, die man selbst nachlesen muß.

Mit dem an sein „lieb und frumm Schwesterlin Maria“ gerichteten siebenten Brief vom 11. Mayen 1851 schließt die Veröffentlichung der „deutschen Dichtung“ und es wird auch die letzte derartige Epistel gewesen sein, die Scheffel von Säckingen aus in die Heimat schrieb, denn bald danach übersiedelte er an das Hofgericht zu Bruchsal. Diese letzte Epistel ist in Ton und Orthographie in einem imitierten Altdeutsch abgefaßt, und das Original zeigt sogar ans Altdeutsche erinnernde Schriftzüge. Sie ist, trotzdem sie des Humors und einer frischen Darstellung nicht entbehrt, die schwächste und erinnert darin, und weil sie einen ähnlichen Gegenstand behandelt, an die Episode der Erdmannshöhle im Trompeter.

Wie bereits oben bemerkt, ist es kaum zu glauben, daß diese Briefe des jungen, damals kaum 24jährigen Rechtspraktikanten nicht schon bei der Abfassung für die Veröffentlichung bestimmt waren; so tadellos und gefeilt ist der Stil, so ganz allgemein ist der Inhalt. Nichts findet sich über private Verhältnisse, nichts über Pläne für die Zukunft, die doch

ganz kurze Zeit später zu großen Meinungsverschiedenheiten zwischen Eltern und Sohn Veranlassung gegeben haben, nichts über dichterische Gedanken, obwohl der Schreiber sich doch mit dem Entwurfe zum Trompeter schon herumtrug. Und doch versichert Franzos, der Herausgeber der Zeitschrift, daß das Gebotene die wörtliche und unverkürzte Wiedergabe jener Briefe ist. Freilich giebt es ja Leute genug, welche jeden Brief als ein kleines stilistisches Kunstwerk gestalten müssen, ehe sie ihn abzuschicken sich entschließen und wir wollen auch nicht lange darüber grübeln, weshalb diese Briefe so sind und nicht anders, sondern sie genießen wie sie sind, und dieser Genuß ist in der That kein geringer. Zweifellos aber ist noch ein ganzer Schatz solcher Briefe Scheffels vorhanden aus seiner spätern Zeit, vor allem von der italienischen Reise. Der Schreiber dieser Zeilen ist fürwahr kein Freund von Ausgrabungen, und sogar die Briefe zweier Freunde, welche sich gegenseitig darin verhimmeln und anpumpen, und die überfließen von Betrachtungen, daß die Welt eigentlich nicht wert ist, mit ihrer werten Persönlichkeit beglückt zu werden, können ihn kalt lassen, auch wenn die ganze Kritik „vor Erstaunen sich nicht fassen kann“; aber daß der Schatz solch echter Scheffelbriefe von nicht nur biographischem, sondern auch allgemein dichterischem Wert bald gehoben werde, ist seine Hoffnung und sein Wunsch.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein deutsches Dichterleben

von

Th. E.

(Schluß.)

Wenn sich nun auch Schack, nach Deutschland zurückgekehrt, glaubte ungestört seinen Studien hingeben zu dürfen, so sollte er sich darin sehr täuschen. Diplomatische Missionen aller Art ließen ihn nicht zur Ausführung irgend eines Planes kommen; „An der herzoglichen Tafel in Gotha, erzählt er, fügte es der Zufall einmal, daß ich meinen Sitz neben Herrn von Bismarck, dem jetzigen Fürsten und Reichskanzler erhielt, den ich, wenn auch nur flüchtig, schon in Erfurt hatte kennen lernen. Da er ein entschiedener Gegner des Unionswerkes war, und dies in mehreren Parlamentsreden lebhaft an den Tag gelegt hatte, brachte ich ihm eben nicht viel Sympathie entgegen. Nachdem er sich jedoch später als der größte Staatsmann enthüllt hatte, den Deutschland je gesehen, nachdem er das zu jener Zeit von Preußen geplante Werk in viel weiteren Umfange zu stande gebracht, habe ich ihm oft von Herzen für damalige Verkennung Abbitte gethan."

Tief niedergeschlagen war Schack über das Scheitern der Unionspläne, denen er soviel Zeit und Kraft gewidmet hatte. Seinen Wunsch freilich, aus dem Staatsdienste austreten zu können, mußte er noch ein Jahr lang zurückdrängen, und suchte die viele freie Zeit, die ihm nun geworden, mit allerhand Lieblingsbeschäftigungen auszufüllen. Um diese Zeit in Berlin, verkehrte er namentlich viel im Hause Tiecks, und bei Friedrich von Uechtritz, gab den indessen vollendeten ersten Band des Firdusi heraus, und brachte nach einem kurzen Ausflug nach Belgien den Winter bei seinen Eltern auf dem Lande zu. Dann rüstete er sich zu einer Reise nach Spanien, wo er beinahe zwei Jahre weilte. Als er sich dann 1854 im Sommer wieder bei seiner Mutter und Geschwistern in Mecklenburg befand, erhielt er dort von König Maximilian II. von Bayern ein Schreiben, das ihn einlud nach München zu kommen. In Berchtesgaden ließ sich Schack dem König vorstellen, und verweilte mehrere

Wochen in dessen Umgebung. „Der König war ein großer Freund des Reisens, er hatte Italien und Sicilien häufig besucht, in früheren Jahren auch Griechenland gesehen, und hegte den lebhaften Wunsch, bald Spanien kennen zu lernen, zu welcher Reise er mich im voraus einlud. Schon diese Passion bot ihm vielfachen Stoff zur Unterhaltung mit mir. Noch mehr jedoch drehte sich die letztere um höhere geistige Interessen. Den Monarchen hatte in seiner Jugend die Schellingsche Philosophie, die ihm von deren Urheber vorgetragen worden war, lebhaft beschäftigt. Er fand nachher zwar, dieselbe biete nicht diejenige Erkenntnis, die sie verspreche, sie bemächtige sich mehr der Phantasie, als daß sie Einsicht in das Wesen der Dinge gewähre; aber er rühmte ihr nach, daß er ihr viel Anregungen verdanke, und jedenfalls hatte sie seinem Geiste eine ideale Richtung gegeben. Er nahm großes Interesse an historischen Studien, seine innerste Herzensneigung war jedoch der Poesie zugewandt, in welcher er eine ungemeine Belesenheit verriet.“ Bei König Maximilian traf Schack auch mit dem damals noch in voller Rüstigkeit stehenden Leopold von Ranke zusammen, begab sich dann aber nach Beginn des Winters wieder in seine Heimat zurück, reiste nach Algier, und brachte dann den nächsten Winter in Rom zu, wo er namentlich an Ferdinand Gregorovius einen neuen Freund gewann. Derselbe war gerade damals mit seiner Geschichte Roms im Mittelalter beschäftigt. Nach Deutschland zurückgekehrt, brachte Schack nun zunächst gewöhnlich etwa die Hälfte des Jahres in München zu. „Was mich zunächst dorthin trieb, war nicht allein die Pflicht, meine dem König Maximilian gegebene Zusage zu erfüllen, sondern auch der Drang des Herzens, der mich zu dem Monarchen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ich hatte kennen lernen, hinzog. Das Vertrauen, das er mir schenkte, indem er meine Meinung über dies und das zu hören verlangte, und mich bei seinen Unternehmungen zur Förderung der Wissenschaft und sonstiger geistiger Interessen zu Rat zog, mußte mir angenehm sein, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, Gutes zu stiften. Zugleich war mir der Umgang mit vielen Bekannten, die ich in München vorfand, höchst anregend. Es waren das teils alte Freunde, wie Emanuel Geibel und Paul Heyse, teils Männer, mit denen ich erst hier bekannt wurde, wie Justus von Liebig, Wilhelm von Dönniges, Friedrich Bodenstedt, Moritz Carrière, H. M. Riehl, F. Bluntschli, F. von Löher u. a.“ Bald nach seiner Ankunft in München begann dann auch Schack den Grund zu seiner indessen berühmt gewordenen Gemäldesammlung zu legen: „Mich leitete, sagte er, bei der Anlage der Sammlung vorzüglich die Absicht, verschiedene, bis dahin in beispielloser Weise vernachlässigte, und durch die Ungunst des Publikums an den Rand des Untergangs geführte hoch-

begabte Künstler ihrer unwürdigen Lage zu entreißen, und zur verdienten Anerkennung zu bringen". Als hervorragendstes Beispiel gilt ihm hierfür namentlich Buonaventura Genelli.

Interessant namentlich ist Schacks Urteil, welches er über eine auch heute noch vielgenannte Litteraturgröße jener damaligen Zeit, über W. Menzel ausspricht: „Dieser Mann gehörte damals zu den meistgenannten in Deutschland, und er übte durch seine kritische Zeitschrift eine Art von Oberherrschaft über die deutsche Litteratur. Später ist er von den vielen Gegnern, die er sich geschaffen, arg verlästert, und zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht worden. Aber man darf sagen, daß, wenn auch sein Charakter verdächtigt worden ist, dieser nach der Aussage aller derer, die ihn näher gekannt, ein durchaus achtbarer und aufrichtiger war; er hatte etwas Starres im Festhalten einmal gefaßter Ansichten und Meinungen, etwas zelotisches, das ihn oft über alle Grenzen der Billigkeit hinausführte. Eigen war ihm von früh an die äußerste oft cynische Rücksichtslosigkeit. Er legte vorzugsweise die Maßstäbe seiner politischen und religiösen Überzeugung an, so daß er ein Werk, welches diesen entsprach, mit Lob überschüttete, ein anderes von entgegengesetzter Richtung dagegen auf jede Weise herabsetzte, wobei der litterarische Wert ganz außer acht blieb. Menzel ergoß sich besonders in die heftigsten Invektiven gegen das sogenannte Jung-Deutschland, jene Gesellschaft von jungen Litteraten, die damals viel von sich reden machte, aber im Grunde so großen Aufhebens gar nicht wert war. Nun verdammte ich wohl mit ihm die Anmaßung und das Kliquenwesen, wonach die Jung-Deutschen sich gegenseitig verherrlichten. Ich dachte jedoch im stillen, sein eigenes Verfahren in der Kritik sei, objektiv betrachtet, der Litteratur ebenso schädlich, wie das der von ihm gerügten Autoren, nur werde er dabei nicht gleich ihnen von persönlichen Rücksichten geleitet, und sei deshalb subjektiv nicht so verdammlich." Neben Menzel waren es dann namentlich noch Mörike und Ludwig Uhland, deren persönliche Bekanntschaft er machte: „Uhlands Liedermund war, als ich den Dichter zum erstenmal sah, längst völlig verstummt. Vielleicht läßt sich sagen, es sei ein Vorzug seiner Sammlung, daß sie nur mäßigen Umfangs ist, während, wenn er bis an sein Ende fortgesungen hätte, dieselbe gleich derjenigen Rückerts, unter ihrem Überreichtum zu leiden gehabt haben würde. Indes, konnte der edle schwäbische Sänger nicht seinen im Stil des Ariost begonnene „Fortunat" zu Ende bringen? Hatte er nicht in seinem Herzog Ernst und Ludwig der Baier genug dramatisches Talent gezeigt, daß Deutschland seine Pläne auch zu anderen Dramen gern ausgeführt gesehen hätte? Die vielen Arbeiten über altdeutsche Litteratur, denen er sich in seiner

zweiten Lebenshälfte gewidmet, und die ein anderer wohl ebenso gut hätte liefern können, wie er, bieten keinen Ersatz dafür."

Es war für Schack eine schöne Zeit, dieser Münchener Aufenthalt, und um so erschütternder mußte auf ihn der Tod Maximilians wirken. Es kam ihm nun der Gedanke, München ganz zu verlassen, und noch lebt die Erinnerung an den unglücklichen König Ludwig zu lebhaft fort in uns allen, als daß wir nicht mit höchstem Interesse das Urteil Schacks über den nunmehrigen König vernähmen: „Er war von seinem Gouverneur sehr streng erzogen worden und dieser scheint nicht die Gabe besessen zu haben, die Zuneigung seines Zöglings zu gewinnen. Als nun der junge Prinz ganz unerwartet mit achtzehn Jahren den Thron bestieg, vermochte er, der bisher fast noch als ein Kind betrachtet worden war, sich in den Wandel seiner Lage kaum zu finden. Er zeigte eine gewisse Scheu und Bangigkeit, und konnte sich nur schwer entschließen, unter Menschen zu gehen. Je mehr früher sein Hang zur Poesie unterdrückt worden war, desto leidenschaftlicher gab er sich jetzt demselben hin. Vor allem war Schiller sein Lieblingsdichter, und er las ihn so viel, daß er manche von dessen Schauspielen zuletzt Wort für Wort auswendig wußte. Bei diesem dichterischen Sinn des Königs war es nun auffallend, daß er doch nie Neigung zeigte, die Länder, in denen die Poesie besonders ins Leben getreten ist, namentlich Italien, zu besuchen, daß er vielmehr fast ausschließlich in München und in den naheliegenden Lustschlössern verweilte." Neben der Entschlossenheit, mit welcher Ludwig sich 1870 sofort auf die Seite Preußens stellte, hebt Schack als ein Hauptverdienst des Königs dessen Teilnahme an Richard Wagner hervor.

Die mannigfachen Reisen Schacks brachten ihm auch viele neue Bekanntschaften unter Künstlern und Dichtern: G. Gervinus, J. P. Fallmerayer, J. v. Führich, K. Rahl, Fr. Hebbel, in Koburg Fr. Rückert, in Halle H. Leo; Reisen nach Holland, nach Spanien und Portugal brachten dem Dichter mannigfache Anregung. Dann kamen die Jahre 1870 und 1871. Ist Schack ehrlich genug, zu gestehen, daß die Erfolge Preußens 1866 nicht ganz nach seinem Wunsche waren, so gestaltete sich das nun ganz anders nach dem Feldzug von 1870 und 71. „Schon da noch die Lüfte in leisen Wallungen dem ausbrechenden Sturm voranbebten, fühlte ich, daß das größte Jahr der neueren Geschichte gekommen sei, und alle die langen, halb begraben gewesenen Hoffnungen meiner Jugend, ich würde noch die Herstellung deutscher Einheit erleben, erwachten von neuem in mir. Glücklich schätze ich mich, zu den Ersten gehört zu haben, welche die Gewißheit erhielten, daß ganz Deutschland in dem großen Kampfe zu Preußen stehen würde."

Kaum war der Friede geschlossen, so besuchte Schack die wiedergewonnenen Reichslande. „Welche Gefühle, als ich den Boden betrat, auf dem ich früher nur mit der drückenden Empfindung des Unwillens über die Erniedrigung Deutschlands gewandelt. Der trübe Nebel, der so lange über ihm gelegen, schien mir nun verscheucht; und wenn ich mir sonst nur mit Beschämung gestanden, ich sei ein Deutscher, so hob sich jetzt meine Brust höher bei dem Bewußtsein, dieser Nation anzugehören."

Alle freie Zeit widmete nun Schack seinen litterarischen Arbeiten und Reisen, die ihn in die entferntesten Länder und Gegenden führten. Seine letzte Reise führte ihn nach Ägypten, Palästina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland.

Und nun lebt er in stiller Einsamkeit: „in ihr, in die ein schweres neuralgisches Leiden mich mehr und mehr zurückzuziehen mir gebietet, gewährt mir die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn Trost und Befriedigung. Wie muß ich dem Geschicke danken für alle geistigen Genüsse, die es mir seit meiner Jugend geboten hat, wie auch dafür, daß ich meine Seelennahrung nicht bloß aus den Werken eines Volkes, sondern aus denen so vieler, die vor mir gewesen, schöpfen konnte. Sie alle haben ihr Bestes vor mir hingebreitet. Nicht nur Homer, Plato und Äschylos durfte ich in mich aufnehmen, sondern auch die uralte Weisheit, die Indiens Brahmanen auf Palmenblätter geschrieben haben. Ich sah die Sonne über dem Himalaya aufgehen, hörte die Hirten sie mit den frommen Liedern der Vede begrüßen und habe dem Strom des iranischen Heldengesanges gelauscht, wie er über die Felsklippen des Alburs herabstürzt; in der romantischen Dichterwelt konnte ich mich heimisch machen, die großen Schöpfungen der Kunst, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert entstanden sind mir vertraut geworden. Und wie soll ich die Entzückungen preisen, welche die Musik, die erst im vorigen und in diesem Jahrhundert ihren höchsten Flug genommen, mir geboten hat? Zu dem Allen ist mir noch vergönnt gewesen, einen unendlichen Horizont sich vor mir aufthun zu sehen, von dem keiner der früher Lebenden eine Ahnung gehabt, und den Blick in eine dämmerferne Vergangenheit zugleich, wie in eine hoffnungsreiche Zukunft der Menschheit zu werfen. Ich kann mir daher sagen, daß ich ein so reiches Leben gelebt habe, wie es in keiner der früheren Epochen möglich gewesen wäre. Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für viele eine dunkle ist, so hoffe ich, sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Stern vorgeleuchtet und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten, ich nachzufolgen bemüht war, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten

Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen."

Es ist ein reiches und edles Leben, das sich vor unseren Augen entwickelt hat; eines, das den Besten seiner Zeit genug gethan hat. Die edle und echt künstlerische Bescheidenheit, mit welcher Schack kaum einmal von sich selbst spricht, wirkt um so mächtiger auf uns, je mehr wir darüber ins Klare kommen, daß hier ein Mann vor uns steht, dessen Dasein ein selten reiches und fruchtbares ist. Noch im Greisenalter in rüstigem Schaffen weilt er unter uns — erhalte ihn ein gütiges Geschick noch lange.

Ein Streifzug durch die neueste Litteratur in England.

Von

Ed. Ackermann.

Die gegenwärtige Zeit der Feder — um nicht zu sagen der „Schreibwut" — hat auch England auf litterarischem Gebiet mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt. Auch in England war die geistige Thätigkeit wohl noch nie so fruchtbar, als gerade in der neuesten Zeit und in der zeitgenössischen Litteratur nimmt die englische unbestritten einen ganz hervorragenden Platz ein. Wie in einem üppigen Garten sproßt und sprießt es, und zwischen wucherndem Unkraut treibt auch hier der Geist herrliche, duftende Blüten, so daß es sich wohl verlohnt, einen kurzen Gang hindurch zu machen und sich an der Pracht der schönsten zu erfreuen. Wenn wir uns auch heute bei den einzelnen Blüten nicht länger verweilen wollen, so wird doch dieser oberflächliche Streifzug dem Leser ein kleines zusammenhängendes Bild geben können; ihn veranlassen, selbst dem einen oder dem anderen größere Aufmerksamkeit zu widmen und ihn zu weiteren lohnenden Genüssen leiten.

Auf dem Gebiete der Poesie ist es vor allem der greise Dichterfürst Lord Tennyson, dessen herrliche Dichtungen seinen Namen in der ganzen Welt populär gemacht haben. Alfred Tennyson — er wurde erst in späteren Jahren in den Adelsstand erhoben — ist im Jahre 1810 geboren. Alles was er mit dem Dufte seiner Lyrik umgab, muß gefallen; seine Verse sind melodiös und fließend; sein Gedankengang klar; seine Erzählungen und Schilderungen tief empfunden und graziös. Weniger glücklich ist er dagegen mit seinen dramatischen Schöpfungen gewesen, da ihm die wirkliche dramatische Kraft fehlt und er da, wo er sie anzuwenden versucht, abstößt und erschreckt. Von seinen Dramen Queen Mary (1875), Harold (1876), The Falcon (1879), The Cup (1881), The Promise of May (1882) und Beckett (1884) hat sich daher auch keines auf der Bühne halten können. Seine ersten Gedichte, bei denen er seinen Bruder

Charles als Mitarbeiter hatte, erschienen 1827 anonym bei Simpkin in London unter dem Titel: „Poems by two Brothers“, denen 1830 seine erste größere Sammlung folgte. Mit den 1842 in 2 Bänden erschienenen Gedichten, die neben den älteren seine herrlichen lyrischen Schöpfungen „The May Queen“ und „Locksley Hall“ enthielten, hatte er sich sofort den Ruhm erworben, der ihm von da ab in ungeschwächtem Maße blieb und auf dem er höher und höher stieg. 1850 erschien — zuerst anonym — seine unvergleichliche Sammlung kurzer Gedichte „In Memoriam“, die er dem Andenken seines 1883 in Wien verstorbenen Freundes Arthur Hallam, dem Verlobten seiner Schwester, weihte. Weniger ansprechend war eine 1850 erschienene allegorische Dichtung „Maud“, die, in etwas bizarrem Stil geschrieben, doch nicht der Leidenschaft entbehrte. Dieser folgten jedoch bald wieder herrliche Dichtungen, wie „The Idylls of the King“, sein reizendes Gedicht „Enoch Arden“ (1864), „The Lover's Tale“, „Ballads“ und 1885: „Tiresias and other Poems“.

Neben Tennyson sind die „Brownings“ zu nennen, Robert Browning und seine Gattin Elizabeth geb. Barrett, deren erste Werke, wie „Essay on Mind and other Poems“ (1826), „The Seraphim“ (1838), „Poems“ (1844), „A Drama of Exile“ und die reizenden Sonette und Gedichte wie „Cowper's Grave“ und „The Cry of the Children“ unter ihrem Mädchennamen erschienen. Nach ihrer Verheiratung mit Robert Browning, den sie in Florenz hatte kennen lernen, erschienen sodann von ihr „Casa Guidi Windows“ und „Aurora Leigh“. Ihr poetischer Nachlaß — sie starb am 29. Juni 1861 in der „Casa Guidi“ zu Florenz — erschien 1862 unter dem Titel „Last Poems“. Robert Browning, dessen Muse weniger weich als die Tennysons ist, aber eben deshalb teilweise vielleicht packender und anregender, war lange Zeit unbeachtet; „Paracelsus“, vielleicht seine beste Dichtung, war fast vergessen, bis ihn seine Dramen „Dramatic Lyrics“ und „The Soul's Errand“ der Dunkelheit entrissen, worauf dann eine Fülle herrlicher Poesie ihn mehr und mehr in die Reihe der hervorragendsten und bedeutendsten Dichter unserer Zeit erhob. Browning schildert in seinen Gedichten meist den Menschen mit seinen inneren Gefühlen und Gedanken, mit seinem Dichten und Trachten und berührt Ereignisse und Vorgänge im menschlichen Leben; doch hat er sich in seinen neuesten Schöpfungen mehr von der herrschenden realistischen Zeitströmung beeinflussen lassen und das Laster oft in etwas zu realistischer Weise geschildert, wie dies besonders in seinem neueren Werke „Ferishta's Fancies“ hervortritt.

Ein Dichter ganz anderer Art wieder, als die genannten, ist Algernon Charles Swinburne. Gewissermaßen aus Victor Hugoscher Schule, ist

er zwar weniger populär, da seine vielfach politisch gefärbten Dichtungen, wenn man so sagen darf, nur für litterarische Feinschmecker sind, und einen verhältnismäßig exklusiven Anhängerkreis haben, doch darum nicht minder hervorragend und bedeutend. Swinburne ist 1837 in London geboren, verlebte jedoch den größten Teil seiner Jugend in Frankreich. Seine ersten beiden Werke waren das dramatische Gedicht „Atalanta in Calydon“ und das Drama „Chastelard“ (1865), denen 1866 „Poems and Ballads“ folgten, die jedoch eine derartige Opposition fanden, daß sich die Londoner Verleger Moxon & Co. veranlaßt sahen, den Vertrieb einzustellen. Seine Verse waren oft von wahrhaft altklassischer Schönheit, dann aber wieder rücksichtslos und wildsprühend; erst seine späteren Schöpfungen wurden ruhiger und reiner, ohne dabei an Originalität und Kraft einzubüßen. Seine letzten hervorragenden Werke sind „Song of Italy“, „Odes to France“, „Songs before Sunrise“, „Marino Faliero“ (1885) und „Miscellanies“ (1886).

Von geläuterterem Geschmack sind die Dichtungen Matthew Arnolds, eines gleichzeitig der elegantesten neueren englischen Essayisten. Er ist 1828 als der Sohn des berühmten Geschichtsforschers und Lehrers an Rugby School Dr. Thomas Arnold (1759—1842) geboren. Seine ersten Gedichte „The Strayed Traveller“, „Empedocles on Aetna“ u. a. waren anonym erschienen; erst 1854 erschienen „Poems“ unter seinem eigenen Namen. Später erschienen „Sohrab and Rustum“, „Balder Dead“ und zahlreiche andere kleinere und größere Dichtungen, die sich alle durch glänzende Diktion, Flüssigkeit und Tiefe auszeichnen.

Nicht zu verwechseln mit ihm ist Edwin Arnold (1832 geb.), dessen „Light of Asia“ (zuerst 1879 bei Trübner & Co. in London erschienen) in zahlreichen Auflagen erschienen und eine der herrlichsten modernen epischen Dichtungen ist. Er lebte lange Zeit in Indien als Direktor des Government Sanscrit College zu Poona. Aus dieser Zeit stammen zahlreiche indische Dichtungen, sowie Aufsätze für den Daily Telegraph, in dessen Auftrag er auch die erste Expedition George Smiths nach Assyrien, sowie die bekannte Stanleysche Expedition zur Auffindung Livingstones ausrüstete. Sein treffliches Buch: „India revisited“ erschien 1886.

An den zahlreichen anderen englischen Dichtern wollen wir nur kurz vorübergehen. Da ist William Morris, der bekannte Anhänger Chaucers, mit seinem großartigen Werke „Earthly Paradise“. Von ihm ist auch „The Defence of Guenevere“ (1858) und „The Life and Death of Jason“ (1867). Lewis Morris (geb. 1833) ist der Dichter des „Epic of Hades“, in dem er sich als hervorragender Schüler des Emersonschen

und Arnoldschen Geistes zeigt; andere Sachen von ihm sind „Gwen“ (1879), „Ode of Life“ (1880), „Songs Unsung“ (1883) und das Drama „Gycia“. Von Sir Theodore Martin besitzt die englische Litteratur herrliche Übertragungen von Goethe, Horaz und Oehlenschläger. Der verstorbene berühmte Schriftsteller Bulwer hinterließ uns in seinem Sohne Lord Lytton einen Dichter, dessen unter dem Pseudonym „Owen Meredith“ erschienenen Dichtungen, wie „Lucille“, „After Paradise“ 2c. ihm zahlreiche Anhänger und Verehrer erwarben. Ein überaus fruchtbarer Dichter ist Robert Buchanan (1841 geb.), besonders bekannt durch seine „Undertones“, „Balder the Beautiful“, „City Lyrics“, „Ballads of Life and Love“ u. v. a. Seine „Fleshly School of Poetry“ (1876) ist eine schneidige Kritik der Swinburneschen Poesie, die ihm diesen Dichter und seine zahlreichen Anhänger zu erbitterten Gegnern machte. Zu erwähnen sind sodann noch Austin Dobson, Coventry Patmore (The Angel in the House [1854], The Victories of Love [1862], The Unknown Eros and other Poems [1877] etc.), Henry Taylor (Van Artefelde, ein Drama), J. A. Heraud, Martin Tupper 2c. Weniger hervorragende Vertreter in der neuesten englischen Poesie hat das schöne Geschlecht; die bedeutenderen sind die vor wenigen Wochen verstorbene Miß Mullock (Mrs. Craik), sowie Miß Rosetti, doch erreichen beide nicht ihre Vorgängerinnen Mrs. Browning oder Mrs. Hemans.

Der Poesie zunächst steht die Belletristik und hier hat denn auch England, ganz besonders quantitativ, hervorragendes hervorgebracht. Dies ist in England das eigentliche Gebiet des schriftstellernden zarteren Geschlechts; wie denn die bedeutendsten neuen englischen Romanschriftsteller Damen sind. Unbestritten den allerersten Platz nimmt Miß Marian Evans ein, die unter dem Schriftstellernamen „George Eliot“ bekannte Freundin Thomas Carlyles; doch gehört dieselbe eigentlich nicht mehr in den Rahmen unserer Skizze der neuesten englischen Litteratur, wenn auch ihre herrlichen Werke immer neu bleiben werden, mag die Verfasserin selbst auch nicht mehr zu den lebenden Zeitgenossen gehören. Ihr zunächst steht wohl Miß Mullock (die Gattin des Buchhändlers Craik, eines Teilhabers der Firma Macmillan & Co.), die jedoch auch inzwischen, und zwar im October vor. J., gestorben ist. Sie ist die Verfasserin des unsterblichen John Halifax Gentleman; Agatha's Husband und zahlreicher anderer bekannter und geschätzter Werke. Eine der elegantesten Schriftstellerinnen ist sodann Miß Thackeray (jetzt Mrs. Richmond Ritchie), die älteste und einzig überlebende Tochter des großen W. M. Thackeray. Sie ist die Verfasserin von „The Village on the Cliff“, „The Story of Elizabeth“, „Old Kensington“, „Miss Angel“ u. v. a., in denen sie

sich nicht nur als gewandte Darstellerin, sondern auch als ernste Forscherin und „scholar“ (eine treffende englische Bezeichnung, die sich in Deutsch nur umschreibend wiedergeben läßt) zeigt. Mrs. Oliphant (geb. Margaret O. Wilson) ist die Verfasserin von „Zaidee“ (1856), „Katie Stewart“, „The Quiet Heart“ (diese beiden Novellen erschienen zuerst in Blackwoods Magazine), „Salem Chapel“, ein ganz vortrefflich gezeichnetes Lebensbild, in dem sich eine seltene Beobachtungsgabe zeigt, und das den ersten Anstoß zu ihrer großen Popularität gab, „The Chronicles of Carlingford“, „At His Gates,“ „Agnes“ und zahlreicher anderer bekannter Romane. Eine andere, ganz außerordentlich fruchtbare Schriftstellerin ist die übrigens auch vor einigen Monaten gestorbene Miß Braddon, die Tochter des unter dem Pseudonym Gilbert Forrester bekannten Sportschriftstellers. Sie ist oder vielmehr war die Herausgeberin der belletristischen Monatsschrift „Belgravia“, in der die meisten ihrer Romane auch zuerst erschienen. Unter den anderen hervorragenden Schriftstellerinnen sind noch zu erwähnen: Ouida (Louise de la Ramé), deren Nationalität neuerdings vielfach Veranlassung zu Erörterungen in der englischen Presse gab, Mrs. Henry Wood, die Herausgeberin des „Argosy“ und Miß Edwards. Einer der hervorragendsten englischen Romanschriftsteller ist Anthony Trollope († 1882), dessen Einnahmen aus seiner litterarischen Thätigkeit, wie er uns in seiner hinterlassenen Selbstbiographie erzählt, das Sümmchen von ca. 70000 £ (ca. 140000 Mark) ausmachten. Thomas Hardy ist der Verfasser von „Far from the Madding Crowd“ und „Under the Greenwood Tree“. Von William Black (geb. 1841 zu Glasgow) ist „A daughter of Heth“ (1872), „The Strange Adventures in a Phaeton“, „Judith Shakespeare“ (1884) u. v. a. „Lorna Doone“ von Richard Döddridge Blackmore ist einer der beliebtesten englischen Romane, gleich wie Shorthouses „John Inglesant“. Reizende schottische Geschichten erzählt uns George Macdonald, neben dem noch B. L. Farjeon und Paine zu erwähnen sind. Ein neuer Schriftsteller von glühender Phantasie und packender Schreibweise ist Robert Louis Stevenson, der Verfasser der „New Arabian Nights“, dessen merkwürdige Geschichte „Strange Case of Dr. Jeckyll and Mr. Hyde“ dramatisiert auch auf der Bühne gegenwärtig in England und Amerika enormen Erfolg hat und in deutscher Übersetzung in Spemanns Vom Fels zum Meer 1887 erschienen ist. Unbestritten jedoch einer der erfolgreichsten neuesten englischen Schriftsteller ist Rider Hagard, dessen Romane „He“, „She“, „It“, „King Solomons Mines“ und der soeben in der Weihnachtsnummer der amerikanischen belletristischen Monatsschrift „Wide Awake“ erschienene „The Three Lions“ in England und Amerika geradezu verschlungen

werden. Wenn auch die moderne englische Litteratur im allgemeinen dem verderblichen und zersetzenden Realismus der französischen fremd ist, ganz konnte sie sich von deren Einfluß nicht freihalten und so hat sie auch auf diesem Gebiete einen Vertreter in George Moore. Seine Werke wie „A modern Lover“, „A Mummers Wife“ ꝛc. entbehren nicht einer trefflichen Charakterschilderung und packenden Schreibweise, haben jedoch glücklicherweise noch keine nennenswerten Nachahmungen gefunden. Zu stark und sicherlich auch bleibend ist noch der Einfluß eines Goldsmith, dessen „Vicar of Wakefield“ noch jetzt nach mehr als 100 Jahren seit seinem ersten Erscheinen eines der weitverbreitetsten und meistgelesensten Bücher ist, eines Dickens und Thackeray. Ein Roman braucht nicht unmoralisch zu sein, um populär zu werden; er soll uns nicht Laster und menschliche Verirrungen als solche schildern, sondern diese höchstens als Gegensatz zu den edeln menschlichen Eigenschaften benutzen; er soll uns erfreuen und erfrischen, nicht anekeln; das Elend und die Verderbnis kann uns nur abschrecken, erfreuen kann uns nur das Schöne, Wahre, Gute.

Auf dem Gebiete der modernen Geschichtsschreibung hat England wirklich glänzende Namen aufzuweisen. Der hervorragendste ist unstreitig der jüngst verstorbene John Richard Green, der die gewichtigen Quellenforschungen von Guest, Aubbs und Freeman vortrefflich zu popularisieren verstanden hat. Seine Hauptwerke sind: „Short History of the English People“, „The Making of England“ und „The Conquest of England“. Guest ist besonders thätig auf dem Gebiete der englischen Archäologie; Stubbs ist der Verfasser von „Constitutional History of England“ und Edward A. Freeman schrieb neben zahlreichen bedeutenden geschichtlichen und politischen Werken die ausgezeichnete „History of the Norman Conquest“. Einer der bekanntesten modernen Geschichtsschreiber ist ferner James Anthony Froude, besonders bekannt durch sein treffliches biographisches Memoirenwerk über seinen Freund Thomas Carlyle. Er schrieb außerdem ein „Life of Julius Caesar“, ein Werk über Irland, „Short Studies on great subjects“, das großartige Werk „History of England from the Fall of Wolsey to the Defeat of the Armada“ und als letztes „Oceana“, das Ergebnis seiner Reisen in Australien. Auch Mrs. Oliphant, die bekannte Romanschriftstellerin, die wir vorhin erwähnten, war mit Erfolg auf historischem Gebiete thätig; von ihr haben wir „Historical sketches of the Reign of George II.“ (1869), „The Makers of Florence“ (1877), „Molière“ (1879), „Cervantes“ (1880), „The Literary History of England 1790—1825“ in 3 Bänden (1882) u. a. Es würde zu weit führen, alle die vielen neueren englischen Geschichtsschreiber hier ausführlicher zu erwähnen, wir erinnern nur an

einige der bekanntesten Namen, wie Bryce (Holy Roman Empire), Doyle (History of America), Trevelyan (Life of Macaulay), Walpole, Goldwin Smith, Rawlinson (Fife Great Monarchies), Professor Masson (Milton), Morley, der ausgezeichnete englische Litterarhistoriker, und William Edward Hartpole Lecky, der Verfasser von „History of Rationalism in Europe“ (1865), History of European Morals from Augustus to Charlemagne“ (1869) und der „History of England in the last Century“, von der 6 Bände vollendet sind und die gleichzeitig auch in deutscher Übersetzung bei Veit & Co. in Leipzig erscheint.

Fast endlos ist die Reihe der Essayisten und Tagesschriftsteller. Auf diesem Gebiete hat England von jeher wohl den ersten Rang unter allen Völkern eingenommen; besitzt es doch hier Namen wie Steele, Addison, Johnson, Macaulay. Können nun diese auch von den neueren Essayisten nicht übertroffen werden, so giebt es doch unter letzteren manche, die ihnen gleichkommen und unbestritten von hervorragender Bedeutung sind. Da ist vor allem John Ruskin, der berühmte Oxforder Professor und Kritiker und der Führer der modernen ästhetischen Geschmacksrichtung. Wenn er auch gar manchen nicht zu seinen Ansichten heranzuziehen vermag, und er vielleicht ebensoviele Gegner als Anhänger hat, so kann ihm doch niemand eine ganz hervorragende Bedeutung absprechen. Allerdings hält er sich selbst exklusiv, verlegt seine zahlreichen Schriften selbst und läßt sie sich teuer genug bezahlen, doch ist letzteres kein Hindernis für eine ganz enorme Verbreitung. Wenn wir auch nicht so boshaft sein wollen, zu sagen, daß er eben „Mode“ sei, so kann man doch nicht behaupten, daß seine Schriften wirklich populär sind; aber er scheint dies auch wohl kaum zu wollen und es genügt ihm, wenn er so hoch steht, daß ihn eben nur die fashionablen Ästhetiker, mit der Aster oder Sonnenblume im Knopfloch, „verstehen“ und lesen. Seinen Ruhm begründete er zuerst durch seine „Modern Painters“ und durch seine glänzende Parteinahme für Turner, den genialen englischen Landschafts- und Seemaler. Ein anderer Oxforder Professor, den wir gleich hier mit anführen wollen, und dessen gewandte elegante Feder ihm neben seinen anerkannten großen Verdiensten in der Wissenschaft, speziell der Philosophie und den Orientalischen Sprachen, einen Weltruf verschafft hat, ist unser berühmter Landsmann Max Müller. Andere hervorragende Essayisten sind Professor Gosse, Mr. und Mrs. Haweis, Professor Blackie, Saintsbury, Leslie Stephen, Cardinal Newman, Sir John Lubbock, dessen Name in letzter Zeit besonders durch die vielerörterte Controverse über „The Hundred best books“ besonders bekannt wurde und der auch durch zahlreiche naturwissenschaftliche Werke sich in der wissenschaftlichen Welt einen

hervorragenden Ruf gesichert hat, sowie der bereits erwähnte berühmte Schriftsteller und Dichter Matthew Arnold. Auch der große englische Staatsmann Gladstone hat sich vielfach und besonders durch seine Homer-Studien einen bedeutenden Namen als Schriftsteller gemacht.

Endlich ist es auch noch das Gebiet der Wissenschaft, auf dem wir eine stattliche Reihe hervorragender Namen aufzählen können; wir wollen nur solche wie Herbert Spencer, Huxley, Tyndall, Lubbock, Wallace, Stanley, Baker, Burton, Alexander Bain anführen und damit unsere kurze Wanderung beschließen. Das vollständigste Bild der neueren englischen Belletristik geben uns unbedingt die Kataloge der amerikanischen (Nachdrucks-) „Libraries“, wie besonders der Seaside Library, die in ihren 2100 Nummern alle neuen englischen Romane enthält, die den geringsten Anspruch auf Popularität machen können. Welch reges geistiges Leben in der englischen gebildeten Welt pulsiert, viel mehr als außerhalb oft angenommen und gewürdigt wird, das zeigt sich besonders in den vielen bedeutenden Publikationen der englischen litterarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften, in zahlreichen geistig vornehmen Monats- und Vierteljahrsschriften, wie Fortnightly Review, Contemporary Review, XIX Century, Westminster Review, British Quarterly Review und in den Wochenschriften, wie Athenaeum, Academy, Saturday Review 2c. 2c. Gerade hierin besitzt England eine so ausgedehnte Litteratur und von so tiefer und hervorragender Bedeutung wie wohl kaum ein anderes Land, mit teilweiser Ausnahme vielleicht von Amerika, wenn letzteres auch noch weniger original und selbstschöpferisch ist und sich auch in geistiger Beziehung, wenn man so sagen darf, teilweise noch im Entwickelungszustand begriffen, vielfach noch von dem von England Gebotenen nährt. Doch darf man deshalb die Bedeutung der amerikanischen Litteratur durchaus nicht etwa unterschätzen. Auch ihr fehlt es nicht an ureigenen Geistesschöpfungen allervornehmster Art. Wir erinnern nur an die unsterblichen Werke Longfellows, Washington Irvings, Emersons, sowie der modernen Geschichtsschreiber Prescott, Bancroft und Motley, deren vielfacher Einfluß auf die europäischen Litteraturen nicht geleugnet werden kann.

Die Kraft einer Nation liegt zum größten Teil unbestritten in der freien Entfaltung des Geistes und in der Achtung vor Wissenschaft, Kunst und Litteratur. Die Geschichte lehrt uns, daß dem Untergang der Reiche stets der Zerfall der Litteratur, der geistige Zerfall, voranging; glücklicherweise aber ist der verderbliche Realismus, wie er sich in seiner Fäulnis und ätzenden Eigenschaft in der ganzen modernen französischen Litteratur zeigt, noch ohne Einfluß auf die englische. Leider scheint er

einen etwas empfänglicheren Grund in Deutschland zu finden, doch wird er auch hier hoffentlich keinen festen Fuß fassen können und der ursprüngliche kräftige deutsche Geist wird sich frei davon erhalten, wie wir uns auch mehr und mehr von dem alten bestrickenden Einfluß französischer Mode frei machen, wie er noch immer seit der französischen Glanzzeit eines Ludwig XIV. sich auch auswärts zu behaupten versucht, glücklicherweise mit immer schwächer werdendem Erfolg.

Die deutsche Reichsdruckerei zu Berlin.

Von

Paul Wittko.

(Schluß.)

Wir steigen nun wieder die Treppen herab und begeben uns entweder quer über den Hof hinweg oder durch ein paar kleine kellerartige Räume nach dem elektrisch erleuchteten Oberlichtsaal, dem größten Saale in der ganzen Reichsdruckerei, der durch Sprachrohre mit sämtlichen übrigen Lokalitäten in Verbindung steht. Hier sind die meisten Leute beschäftigt, hier herrscht das regste Leben und Treiben. Der Saal ist über 30 Meter lang und etwas mehr als 25 Meter tief bei einer Höhe von $6^1/_2$ Metern. 18 Buchdruck-Schnellpressen und mehrere Dampf-Schneidemaschinen arbeiten hier. Gleich beim Eintritt wird man gewahr, daß sich hier alles mit der Reichsdruckerei in Verbindung stehende zentralisiert. Auf der linken Seite unmittelbar am Eingang kann man sehen, wie die Postanweisungs-Formulare in großen Bogen fertig aus der Maschine kommen. Ein paar Schritte weiter werden die gleichfalls auf große Bogen gedruckten Postkarten — täglich werden davon nur 600,000 gedruckt! — zerschnitten. Dort wieder werden ausländische Coupons mit fortlaufenden Nummern versehen. Daneben liegt auf einem Tische eine künstlich zusammengesetzte Schriftform, ein wahres Meisterstück des Setzers; es ist eine Seite des bei Julius Springer erscheinenden „Reichs-Kursbuches“ und daher auch für den Buchhändler von ganz besonderem Interesse. Hervorzuheben sind hier besonders die 6 Zweifarben-Maschinen, auf denen die Postkarten-Formulare hergestellt werden. Dieselben unterscheiden sich von den einfachen Buchdruck-Maschinen dadurch, daß sie 2 Farbrollen haben, die mit verschiedenen Farben bestrichen sind. Die Bogen müssen dabei, um sowohl die schwarze als die blaue Farbe aufzunehmen, zweimal die Maschine passieren. Auf einer anderen Maschine sieht man, wie die bereits vollständig schwarz bedruckten Bogen des „Reichs-Kursbuches“ noch einmal durch die Presse gehen, um mit niedlichen roten Zahlen versehen gleich darauf wieder zu erscheinen. Solche

zweifarbig gedruckte Reichs-Kursbücher kommen bekanntlich gar nicht in den Handel, sondern sind speziell für Postbeamte bestimmt.

Die reproduzierende Kunst, die Chalkographie mit ihren verschiedenen Teilen, das sind Kupferstich, Lichtdruck, Zinkhochätzung, Autotypie, Photographie, Galvanoplastik u. s. w., wird in der Reichsdruckerei ganz besonders kultiviert. Jede diesbezügliche Kunstweise wird nach Möglichkeit ermittelt, erprobt und ausgebildet, auch manche neue ist hier entstanden, von denen einzelne, wie ich bereits anführte, in ihrer Ausführung Staatsgeheimnis sind.

Für diese Zwecke hat die Reichsdruckerei ein besonderes, vierstöckiges, mit einem Glasaufbau für die Photographie versehenes Gebäude, das sich unmittelbar neben dem Oberlichtsaal befindet. Eine ganz hervorragende, hieraus hervorgehende Leistung und ein hoch bedeutendes Erzeugnis der Reichsdruckerei sind u. a. auch die auf chalkographischem Wege verfertigten Kopieen von den Werken der berühmtesten Maler der Vergangenheit, als Rembrandt, van Dyck, Dürer und anderen, die in ihrer Ausführung die denkbar treuesten Vervielfältigungen sind. Die Reichsdruckerei hat sich durch Anfertigung dieser vorzüglichen Bilder höchst verdient gemacht um das gesamte Kunstgewerbe und um die Belebung und Veredelung des künstlerischen Geschmackes des großen Publikums.

Zur Anfertigung von Faksimiledrucken nach alten Handzeichnungen und ähnlichen Kunstprodukten dient besonders der Lichtdruck, auch Photolithographie oder nach seinem Erfinder, dem allgemein, im Buch- und Kunsthandel aber ganz besonders bekannten Josef Albert, Albertotypie genannt. Über die speziell künstlerischen chalkographischen Fertigkeiten näheres zu erwähnen, ist wohl nicht nötig, da ich voraussetzen darf, daß dieselben jedem Berufsgenossen zur Genüge bekannt sind (vergl. event. z. B. Encykl. des ges. buchh. Wissens, Seite 165 ff.). —

Ferner wird zu Illustrationszwecken namentlich auch die Zinkhochätzung verwendet. Über die Verfahrungsweise hierbei will ich nur bemerken, daß gewöhnlich auf photolithographischem Wege von einem Negativ ein Umdruck auf die Zinkplatte stattfindet. Die Zeichnung wird mit fetter Wachsfarbe tüchtig versehen, um gegen das in Anwendung tretende Ätzmittel hinreichend geschützt zu sein. Dagegen ätzen sich die auf dem Bilde leeren weißen Stellen in die Platte ein: die Zeichnung jedoch bleibt erhaben stehen, daher der Name „Hochätzung“. Ähnlich diesem Verfahren ist die Heliotypie, welche Zeichnungen in Tusche, Kreide u. dergl. durch mechanische Zersetzung vervielfältigt und das Zusammendrucken derselben mit dem Texte ermöglicht.

Der Bedarf der Reichsdruckerei an Typen wird zum Teil durch eine in ihrer Art neue Komplet-Gießmaschine, von Kramer und Fuchs in Frankfurt a. M. gebaut, die in der verhältnismäßig fabelhaft kurzen Zeit von einer Stunde bis 5000 Lettern liefert, und durch 11 kleinere Maschinen gedeckt; dieselben sind in dem an den linken Seitenflügel des Verwaltungsgebäudes anstoßenden Fabrikgebäude aufgestellt.

Die große Menge von erforderlichen Druckplatten wird ebenfalls in der Reichsdruckerei und zwar in der galvanoplastischen Abteilung derselben angefertigt. Aber nicht allein dazu, sondern auch bei Herstellung des Kunstdruckes, der verschiedenen Stempel und Formulare der Geldpapiere, Formulare ꝛc. tritt die Galvanoplastik in Anwendung. Zu diesem Zwecke befinden sich hier 2 elektrodynamische Maschinen, wohl die einzigen derartigen im ganzen deutschen Reiche, ferner 12 Smeesche und 2 Bunsensche Elemente, welche übrigens in ihrem praktischen Werte einer elektrodynamischen Maschine vorzuziehen sind. Sie bedürfen z. B. schon keiner Bewachung und arbeiten unausgesetzt Tag und Nacht gleichmäßig weiter, was bei einer Maschine durchaus nicht der Fall ist. Die Smeeschen Elemente bestehen aus amalgamierten Zink- und platinierten Silberplatten, die in großen mit verdünnter Schwefelsäure angefüllten Gefäßen hängen. Die Bunsenschen Elemente, bei denen das Platin durch ausgeglühte Steinkohlenplatten ersetzt wird und deren Lösung aus einem Gewichtsteil doppelt chromsaurem Kali, 2 Teilen Schwefelsäure und 12 Teilen Wasser bereitet ist, sind gleichfalls konstant, d. h. die Stärke des galvanischen Stromes ist von Dauer.

Nicht zu vergessen sind die gewaltigen Trockenräume, in denen die fertigen Tausendmarkscheine ꝛc. in großer Anzahl auf Gerüsten hängen. Welch wehmütiges Gefühl ist es für einen armen, jungen Buchhandlungs-Gesellen, diese Menge unscheinbarer und dennoch so wertvoller Papierstücke zu schauen und den Raum in derselben Armut, in der man ihn betreten hat, verlassen zu müssen!

Besondere Erwähnung verdienen auch die beiden mächtigen großen Setzersäle im zweiten und dritten Geschoß des neuen Fabrikgebäudes, in denen mehr als 200 Leute beschäftigt sind. Die Pulte sind der besseren Beleuchtung halber so aufgestellt, daß die von beiden Seiten durch große Fenster erhellten Säle in der Mitte durch einen breiten Gang in 2 gleiche Teile geteilt werden. Um den Transport der bereits gesetzten Formen nach den Druckerräumen möglichst bequem und schnell zu bewerkstelligen, sind Aufzüge vorhanden, die zur Vermeidung der Gefährdung der Arbeiter in einem ganz besonderen Schachte angebracht sind, welcher durch je eine verschiebbare Thür mit den verschiedenen Stockwerken — die Schnell-

pressen für den gewöhnlichen Buchdruck befinden sich in dem unmittelbar unter den Setzsälen liegenden Geschoß — verbunden ist.

Für die allgemeine Sicherheit ist überhaupt so sehr als möglich gesorgt. So sind in sämtlichen Arbeitsräumen die Triebwellen unter dem Fußboden angebracht. Die Treibriemen sind mit Umkleidungen oder sonstigen Schutzvorkehrungen versehen und die Durchgänge zwischen den Maschinen breit angelegt. Um Vorsprünge und Vertiefungen des Fußbodens thunlichst zu vermeiden, werden die Wagen, die zur Weiterbeförderung der Setzformen bestimmt sind, nicht auf Schienen, sondern einfach auf dem platten Boden fortbewegt. Die Räder sind zur Dämpfung des Geräusches mit Hartgummi bekleidet. Trotz alledem kommen kleine Störungen in der Arbeit und Verletzungen der Arbeiter, wenn auch sehr selten, vor, und trotz alledem ist der Lärm in verschiedenen Räumen für nicht daran gewöhnte Ohren ein geradezu betäubender.

Das über den Setzersälen liegende vierte Stockwerk des neuen Fabrikgebäudes enthält eine verhältnismäßig recht große Buchbinderei. Auch eine eigene Tischlerei besitzt die Reichsdruckerei, in der 6 Leute unausgesetzt den ganzen Tag thätig sind, um sämtliche für die Anstalt erforderlichen Tischlerarbeiten, Gerätschaften u. dergl. anzufertigen. Diese Tischlerei befindet sich in einem neu erworbenen Nebengebäude. Unmittelbar daran schließt sich der sogenannte Klebe- und Gummierraum, in dem die beiden bereits bei der Beschreibung der Herstellung der Briefmarken beschriebenen Gummiermaschinen in Thätigkeit sind.

Was den Geschäftsbetrieb der Reichsdruckerei anbetrifft, so ist zu betonen, daß fast ausschließlich für die unmittelbaren Bedürfnisse des deutschen Reiches und der Bundesstaaten hier gearbeitet wird. Aufträge von Privaten werden der Regel nach, schon um Privatunternehmungen keine Konkurrenz zu machen, nicht angenommen oder ausgeführt, insofern die Art der Herstellung nicht ein spezifisch in der Reichsdruckerei in Anwendung kommendes Verfahren erfordert, oder wenn es sich nicht um Drucke von Werken handelt, deren allgemeine Verbreitung zur Förderung der Wissenschaften und Künste beizutragen verspricht. So wird hier z. B. das von der G. Groteschen Buchhandlung verlegte „Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen“ auf photographisch-galvanischem Wege hergestellt. Die Originalzeichnung wird hierin in größerer Reinheit und Schärfe wiedergegeben, als durch den gewöhnlichen Steinlichtdruck.

Endlich muß ich noch 2 vorzügliche Einrichtungen erwähnen. Da die Arbeiter während der vom Morgen bis zum Abend dauernden Geschäftsstunden sich nicht aus der Reichsdruckerei entfernen dürfen, so ist

eine Verkaufsstelle für die verschiedensten Lebensmittel und Getränke (außer Schnaps) errichtet worden, die sich des Zuspruchs seitens des Personals in hohem Maße zu erfreuen hat und aus den jährlichen Beiträgen von 1.50 M. pro Kopf unterhalten wird. Trotz der ungemein niedrigen Preise der Viktualien ist der daraus resultierende Überschuß ein ganz beträchtlicher. —

Ferner erfüllt die hierher übernommene sehr segensreiche Decker-Stiftung einen durchaus humanen Zweck; sie sorgt in erster Linie für die kranken, invaliden und pensionierten Arbeiter, dann aber auch für die Witwen und Waisen derselben.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, einige statistische Notizen anzuführen, die am deutlichsten die Summen illustrieren, mit und an denen die Reichsdruckerei arbeitet. Leider war es dem Verfasser nicht möglich, die Zahlen-Ergebnisse eines der letzten Jahre sich zugänglich zu machen.

Im Jahre 1884/85 wurden hergestellt:

11 190 Millionen Postwertzeichen im Werte von 121 850 000 M.

18 Millionen Wechselstempelzeichen im Werte von 5 114 000 M. (im Jahre 1879/80 dagegen 30 Millionen im Werte von 35 Millionen M.).

5 360 000 Wertzeichen zur Erhebung der statistischen Gebühr im Werte von 310 000 M. (1879/80 24 Millionen im Werte von $3^1/_2$ Millionen M.).

2 810 000 Reichsbanknoten im Werte von 837 Millionen M.

1 150 000 Schuldverschreibungen von Reichs- resp. preußischen Anleihen im Werte von 946 Millionen M.

6 230 000 sonstige Wertpapiere im Werte von 390 Millionen M.

3 650 000 Sparmarken im Werte von 410 000 M.

Das sind zusammen ca. 1 160 Millionen Stück Wertzeichen im Gesamtwerte von mehr als 2 305 Millionen M.

Die Einnahmen des Jahres betrugen	4 019 754 Mark,
und die Ausgaben	2 970 804 Mark,
sodaß also ein Überschuß von	1 048 950 Mark

sich ergab.

Wie aus dieser gedrängten Schilderung zu ersehen, ist ein Rundgang durch die Räume der Reichsdruckerei interessant für jedermann und besonders für die Angehörigen unseres Standes. Der Eindruck, den diese Musteranstalt auf jeden ausübt, ist großartig und bleibend. Dem Verfasser ist es im vergangenen Sommer auch vergönnt gewesen, eine der

größten Berliner Privat-Druckereien, sowie die Herstellung einer Zeitung in Augenschein zu nehmen, die zu den gelesensten des deutschen Reichs gehört. Welcher gewaltige Kontrast, der kaum einen Vergleich zwischen diesen beiden Druckereien möglich macht! In der einen die herrlichste Sauberkeit und mustergültige Ordnung waltend in großen hellen Sälen, in der anderen das entschiedene Gegenstück davon, nämlich verhältnismäßig enge und dunkle unfreundliche Zimmer, in denen die Reinlichkeit mit jener nicht zu vergleichen ist.

Die Reichsdruckerei gewährt einen umfassenden Einblick in die überraschenden Leistungen auf allen Gebieten des Druck- und zum Teil auch des Buchgewerbes. Sie liefert uns einen der schönsten Beweise von der stetig rüstig vorwärts schreitenden Entwickelung deutschen Geistes und deutscher Kultur.

Mit Worten des großen Franzosen Victor Hugo habe ich begonnen und will ich schließen: „Man muß das von der Baukunst geschriebene Buch bewundern und ewig durchblättern; aber man darf die Größe des Denkmals nicht in Abrede stellen, das sich auch seinerseits die Buchdruckerkunst aufrichtet.“ — So haben deutsche Baukunst und deutsche Buchdruckerkunst sich in der deutschen Reichsdruckerei ein Denkmal geschaffen, das das Hauptausdrucksmittel des Volkes und der Volksvertretung ist, sei es als Macht oder sei es als Intelligenz.

Ein Buchhändler und Romanschriftsteller.

Von
Dr. Adolph Kohut.

Wir wissen, daß unser unsterblicher Gotthold Ephraim Lessing zu „Miß Sara Sampson“ durch den Engländer Samuel Richardson angeregt wurde. Die Familienromane desselben machten Epoche in der englischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts. Wie Klopstock, so bewunderte auch er die „Clarissa“ Richardsons, worin „ein junges Frauenzimmer von höherem Stande und zu großen Hoffnungen berechtigt, in eine Mannigfaltigkeit tiefster Unglücksfälle verwickelt wird, die sie zu einem frühzeitigen Tode führen“. Bei der Abfassung seines „bürgerlichen Trauerspiels“ schwebte nun Lessing eine ähnliche rührende Geschichte vor. So kommt es, daß das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel Engländer als handelnde Personen aufweist, und daß der ganze Ton dieses Romans den damals allgemein bewunderten Richardsonschen Romanen entspricht. Wie zu seiner „Miß Sara Sampson“, so wurde Lessing auch zu seinen Fabeln in Prosa durch Samuel Richardson angeregt.

Einen noch maßgebenderen Einfluß als auf Lessing übte der englische Romancier auf Wieland; den Stoff des Richardsonschen Romans: „Sir Charles Grandison“ (1753) verwandte Wieland zu seinem Drama: „Clementine von Porretta“. Eine Nachahmung des „Grandison“ ist auch Gellerts „Leben des schwedischen Grafen“ zu nennen, an welches Werk sich der deutsche Familienroman anschloß.

Noch wichtiger waren die Richardsonschen Romane, von denen ich noch „Pamela oder die belohnte Tugend“ — 1740 in fünf Auflagen erschienen — nennen will, für die allgemeine Geschmacksrichtung, speziell in Deutschland. Sie schufen die Familienromane, deren Tendenz war: das Laster verhaßt und die Tugend schätzenswert zu machen. Diese erzählenden Dichtungen in Prosa wurden mit lebhafter Begeisterung aufgenommen, denn ein moralischer Hauch, nach welchem sich das Bürgertum sehnte, durchwehte dieselben. So kam es, daß schon in dem Jahre

des Erscheinens der „Clarissa“ eine Verdeutschung derselben erschien, und daß die Romane Richardsons bei uns ebenso verschlungen wurden, wie in England. Daß freilich dieser Schriftsteller nicht wenig dazu beitrug, eine thränenselige Epoche zu erzeugen, soll hier nicht geleugnet werden.

Ein Mann jedoch, welcher auf unsere namhaftesten Dichter und Geister im vorigen Jahrhundert einen so gewaltigen Einfluß übte, verdient, daß wir uns mit ihm etwas eingehender beschäftigen, zumal derselbe nur in seinen Mußestunden dichtete, seinen eigentlichen Lebensberuf aber auf einem anderen Gebiete hatte, — Samuel Richardson war nämlich seines Zeichens Buchhändler und Buchdrucker.

Er wurde 1689 in Derbyshire geboren. Sein Großvater und seine Großmutter starben 1665 an der Pest; sein Vater, ein Kaufmann, bestimmte seinen Sohn für die Kirche und ließ ihn in der lateinischen Privatschule in derselben Grafschaft erziehen; doch sagte dem jungen Mann der geistliche Stand nicht zu. Er wählte vielmehr aus Neigung die Profession des Buchdruckers. Im Jahre 1715 übersiedelte er nach London und etablierte dort eine eigene Buchdruckerei, die für ihn bald eine reiche Erwerbsquelle wurde.

Der junge Buchdrucker fand einen mächtigen Protektor in der Person des witzigen Herzogs von Wharton, des Führers der Oppositionspartei, der ihm sein Wochenblatt: „Der wahre Brite“ zum Druck und Verlag übergab. Ferner druckte und verlegte er auch ein tägliches Blatt, betitelt: „Das tägliche Journal“ und hernach „Der tägliche Zeitungsschreiber“, welches unter dem Schutze des Ritters Robert Walpole herauskam. Ein großes Glück für ihn war es, daß er den Druck der Journale des englischen Unterhauses — in 26 Foliobänden — erhielt. 1754 wurde er Vorsitzender der großen Buchdrucker- und Papierhändlergilde („master of the stationers company“). Mit seinem Beruf als Drucker und Verleger verband er bald die Anfertigung von Inhaltsverzeichnissen, Vorreden und Dedikationen für die von ihm gedruckten Bücher. Man bot ihm eine Stelle bei der Regierung an; da aber seine Geschäfte groß waren und ihm viel eintrugen, schlug er sie aus.

Richardson war in seinem Geschäft unermüdlich. Er stand stets um 5 Uhr früh auf und sein erster Gang galt seiner Druckerei, die er in all' ihren Räumen besichtigte; auch war er ein sehr humaner Prinzipal, der für seine Gehilfen väterlich sorgte.

Er hatte bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten, als er zuerst als Romanschriftsteller mit dem bereits genannten Roman „Pamela“ auftrat. Derselbe wurde, wie bereits bemerkt, in einem Jahre fünfmal aufgelegt und in fast alle lebenden Sprachen übersetzt. Es spricht für

seine große Bescheidenheit, daß sein Erstlingswerk anonym erschien. Welche Volkstümlichkeit dasselbe erlangte, beweist die Thatsache, daß die Prediger auf den Kanzeln „Pamela“ ihren andächtigen Zuhörern empfahlen. Die Fabel des Romans ist einfach: Pamela, ein tugendhaftes Mädchen, dient bei einer vornehmen Dame, deren Sohn sie verführen will, aber alle seine Versuche scheitern an der Tugend des Mädchens; schließlich erkennt er die Schlechtigkeit seiner Absichten und heiratet „Pamela“. Erst der zweite Roman „Clarissa“ — in 8 Bänden — erschien unter dem Autornamen Richardsons. Auch hier herrscht eine durchaus sittliche Tendenz vor. Der Dichter Kosegarten übersetzte den Roman ins Deutsche. Sein dritter großer Roman: „History of Sir Charles Grandison“ umfaßt 7 Bände. Außer diesen erzählenden Dichtungen gab er noch folgende, heutzutage fast gar nicht mehr bekannte Schriften heraus: „Die Unterhandlungen des Sir Thomas Roe auf seiner Gesandtschaft an die ottomanische Pforte“ — dem König von England gewidmet —, eine Übersetzung der äsopschen Fabeln, „Vertrauliche Briefe von verschiedenen Personen über Geschäfte und andere Gegenstände“, „Die Pflichten der Weiber gegen ihre Männer“ und eine Sammlung der moralischen Sätze der Pamela, Clarissa und des Grandison. Er hatte auch Anteil an dem christlichen Magazin des Dr. Jacob Mauclerc und an den Zusätzen zur sechsten Auflage von De Foés Reise durch Großbritannien.

Welche Fülle sittlicher Ideen und Grundsätze in den Werken Richardsons verborgen ist, hat Christian Felix Weiße bewiesen, der eine Tugendlehre aus diesen Schriften zusammenstellte.

Richardson starb am 4. Juli 1761 in einem Alter von 72 Jahren. Auf seinen Wunsch wurde er neben seiner ersten Gemahlin, nahe an der Kanzel in St. Bridos Kirche, begraben.

Welcher Verehrung sich dieser Buchhändler und Buchdrucker seitens seiner Zeitgenossen erfreute, beweist u. a. das Urteil Diderots. Dieser nennt in seinem „Versuch über die dramatische Dichtkunst“, wo er von den Mitteln, die Leidenschaften zu erregen, spricht, Richardson einen vollkommenen Meister in dieser Kunst. „Wie rührend“, sagt er, „wie herzergreifend sind seine Schilderungen! Ich glaube seine Personen, wenn sie gleich schweigen, lebendig vor mir zu sehen, und reden sie, so sind ihre Handlungen noch rührender, als ihre Worte.“ Rousseau behauptet von den Romanen Richardsons — natürlich übertrieben —, daß „nie in irgend einer Sprache etwas geschrieben worden, was ihnen gleich oder nur nahe komme“.

Er hatte unzählige Verehrerinnen, mit denen er im Briefwechsel stand. In seinem Testament vermachte er etwa dreißig derselben je einen

goldenen Ring zum Andenken, wobei er versicherte: „Hätte ich allen den Damen, die mich mit ihrem Briefwechsel beehrt haben und die ich wegen ihrer liebenswürdigen Eigenschaften verehre, Ringe vermacht, so würde es sogar in dieser letzten feierlichen Handlung wie eine Prahlerei ausgesehen haben.“

Zweimal war Richardson verheiratet. Seine erste Gattin war Martha, Schwester des Buchdruckers Allington Welde; sie starb 1731, nachdem sie ihm 5 Söhne und 1 Tochter geschenkt hatte, welche alle im zartesten Alter starben. Seine zweite Gattin, die er 1734 heiratete und die ihn viele Jahre überlebte — sie starb erst 1773 — hieß Elisabeth, Schwester des Buchhändlers Jacob Leake zu Bath. Sie schenkte ihm 1 Sohn und 4 Töchter. Der Sohn starb jung, von den Töchtern aber überlebten ihn vier.

Mrs. Carter, die Übersetzerin Epiktets, dichtete auf ihn ein Loblied in Form einer Grabschrift, welches ich hier zum Schlusse meiner Skizze noch mitteilen möchte. Es lautet:

„Wenn je warme Menschenliebe euch teuer war, wenn je Weisheit sich eure aufrichtige Achtung erwarb oder echte Phantasie eure Aufmerksamkeit fesselte, so naht euch mit Ehrfurcht dem Staube Richardsons. Könnte gleich seine Muse, in den fernsten Regionen bekannt, den Tribut dieses unbedeutenden Steins verschmähen, so muß doch seinem holdseligen Schatten auch das geringste Pfand der Freundschaft und der Liebe wohlgefallen: denn oft werden diese aus feilen Haufen verbannt und oft wird Unschuld mit sanftem Blick und weißgekleidete Mildthätigkeit mit thränenden Augen das Heiligtum besuchen, wo ihr Schutzengel ruht. Vergiß das nicht, o Leser; obgleich ein Vers dirs sagt, den der Schmerz in rauhen, kunstlosen Tönen hinfließen macht: denn vermöchte ichs, in harmonischen Liedern den Gatten, den Vater, den Bürger, den Freund würdig zu preisen, wie würde meine Muse des Kunstrichters Scharfsinn und des Schriftstellers hohen Geist nachahmend darstellen. — Aber ach! erwarte nicht von dem behauenen Steine ein Lob, das nur unserem Herzen eingegraben ist. Da wollen wir seinem Ruhm ein dauerndes Denkmal weihen und immer soll sein rührendes Blatt reine Wahrheit, feste Ehre und alle holden Lehren der Tugend uns predigen, so lange Geschmack und Wissenschaft an diesen beglückten Küsten blühen.“

Ein Kapitelchen Statistik.

Von

Gustav Uhl.

„Zahlen beweisen“, sagt der praktische Engländer. In keinem anderen Lande hat die Kunst, Zahlen reden zu lassen, die Statistik, einen breiteren Boden als in dem gewerbe- und handelsreichen Albion. Bei uns bricht sich erst nach und nach die Ansicht Bahn, daß Zahlen ein gutes Fundament bilden, um darauf weiter bauen zu können. Endlich haben auch bei uns die so spröden Wissenschaften unsere so lange verachtete Statistik, diese im besten Sinne des Wortes moderne Errungenschaft der Neuzeit, unter ihren Schutz genommen und berücksichtigten sie bei allen ihren Schlüssen. Besonders die jüngste unter den Schwestern, die Nationalökonomie, macht von ihr mit dem größten Nutzen den ausgedehntesten Gebrauch und glaubt nicht bestehen zu können, wenn sie nicht von ihr auf Schritt und Tritt unterstützt wird. Dies geht so weit, daß man im gewöhnlichen Leben die Begriffe „Nationalökonomie“ und „Statistik“ gar nicht von einander zu trennen wagt, sich eines ohne das andere nicht vorzustellen vermag. Die Zahlen müssen doch also wohl etwas zu bedeuten haben.

Und in der That haben die Zahlen, hat die Statistik sehr viel zu bedeuten!

Mir ist nicht gegenwärtig, wer die Statistik erfunden, oder besser gesagt, entdeckt hat. Jedenfalls war es ein praktischer Mann, der gewiß seine Rechnung dabei gefunden hat. Ich denke mir, es wird ein großer Kaufmann gewesen sein, der sich selbst Rechenschaft geben wollte über den Stand seines Geschäftes. Denn das ist die Hauptsache an dieser modernen Wissenschaft, daß sie klare Übersichten verschafft über die verworrensten Gebiete. Vielleicht war es auch ein Staatsmann, der über die Finanzen seines Landes Klarheit gewinnen wollte. Und sicherlich hat er dabei seine Absicht erreicht, denn Klarheit ist der erste Zweck, den die Zahlenkunst verfolgt.

Die Statistik hat zweierlei zu thun; zuerst löst sie das Ganze in seine Einzelheiten auf und dann setzt sie diese Einzelheiten nach logischen Gesichtspunkten wieder zusammen. Die so erhaltenen Gruppen, welche nur Gleichartiges enthalten, kondensiert sie zur Zahl, zuletzt gar zur Verhältniszahl. So spricht sie im Augenblick mit einem Worte das klar und bestimmt aus, wovon sonst das zeitraubendste Studium nur einen allgemeinen Eindruck verschaffen könnte.

Selbstverständlich ist es von der allergrößten Wichtigkeit, die richtigen Gesichtspunkte zu finden, nach denen die Materialien geordnet werden sollen. Will man nicht zeitweilig auf gut Glück arbeiten und im Dunkeln tappen, so muß man schon eine allgemeine Übersicht über das Feld haben, das man bearbeiten will. Man muß von vornherein wissen, worauf es ankommt. Aber wenn man dies weiß, dann giebt die Statistik so haargenaue Antwort auf die sich aufdrängenden Fragen, daß es eine Lust ist, ihr zu folgen.

Es liegt wohl auf der Hand, von welcher Wichtigkeit es auf jedem Gebiete ist, einen solchen genauen Überblick über die Lage gewinnen zu können. Denn durch diesen Überblick allein kann mit Sicherheit festgestellt werden, welches Feld im Verhältnis zu den anderen bisher vernachlässigt worden ist, wo mit der meisten Aussicht auf Erfolg neue Hebel eingesetzt werden können, um bisher unerschlossene Erwerbsquellen ergiebig fließen zu lassen.

Darf man sich da nicht billig wundern, daß der deutsche Buchhandel diesen wichtigen Kompaß noch fast gar nicht benutzt, um sich auf der höher und höher schwellenden Flut der Erscheinungen zu orientieren! Fast gar nicht; denn was sich jedes Jahr im Börsenblatt als „systematische Übersicht der litterarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels“ giebt, ist eine so kritiklose Zusammenstellung der Werke nach schablonenhaften Gesichtspunkten, daß sie kaum höheren Anspruch erheben darf, als den, die Neugierde im Augenblick befriedigt zu haben. Zahlen allein thun es nicht; erst dann beginnen sie zu sprechen, wenn sie nach fruchtbaren Gesichtspunkten logisch geordnet auftreten.

Die Hinrichssche „systematische Übersicht“ giebt für das Jahr 1885 auf dem Gebiete der Theologie z. B. die Zahl 1391 als Summe der Erscheinungen an.

Muß einem Verleger, dessen Spezialität die Theologie ist, beim Anblick dieser Zahl nicht grauen! Eintausend dreihundert einundneunzig Bücher auf dem einzigen Gebiet der Theologie in einem einzigen Jahre, — es ist ja haarsträubend!

Es wäre kaum zu verwundern, wenn er sich mehr und mehr von diesem Felde zurückzöge, aus Furcht, daß der allzusehr in Anspruch genommene Boden keine Früchte mehr trüge. Und ist es denn denkbar, daß sich bei diesen Thatsachen immer neue Verleger finden, die sich auf diesem Felde versuchen wollen? —

Nur keine Furcht, werte Herren! Sezieren Sie uns erst diese Zahl und verleihen Sie ihr in neuer Zusammensetzung Leben; — Sie sollen sich wundern, was für einen ganz anderen Anblick Sie erhalten.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich die etwas langweilige Arbeit gemacht, die Sektion für ein Halbjahr wenigstens an der Hand des Hinrichsschen Bücher-Verzeichnisses für die Theologie auszuführen und muß nun gestehen, daß die Thatsachen, welche sich ergaben, seine kühnsten Erwartungen weit überflügelt haben. Ich betrachtete freilich schon lange diese Zahlenriesen, die jährlich mehr in die Höhe wachsen, mit mißtrauischen Augen und vermutete, daß vieles gezählt und mitgerechnet sein möchte, was eigentlich nicht so recht dazu gehört. Aber ich war meiner Sache nicht gewiß. So machte ich mich an die Arbeit. Die Sache ist sehr langwierig und ich kann versichern, daß ich mich viel damit geplagt habe. Wenn man eine derartige Arbeit zum erstenmale macht, so weiß man sie noch nicht von der richtigen Seite anzufassen; erst die Zeit bringt Routine. Ich will also gern zugestehen, daß meine Zahlen nicht ganz korrekt sein mögen. Aber bei dem propädeutischen Charakter dieser Arbeit, der genaue Untersuchungen erst folgen sollen, dürfte dies wenig ausmachen. Man wird auch einwenden, daß das Gebiet, welches bearbeitet worden ist, viel zu klein sei, um allgemeingültige Zahlen aus den Ergebnissen ableiten zu können; aber ich will auch nichts weniger, als derartige wegen der Kleinheit des umfaßten Gebietes mehr oder weniger ungenaue Verhältniszahlen aufstellen; ich will nur eine Anregung geben, will nur den Weg zeigen, auf dem man vielleicht zu einem befriedigenden Resultate gelangen kann.

Während das ganze Jahr 1885 nach der „systematischen Übersicht“ *) auf dem Gebiete der Theologie 1391 Erscheinungen aufweist, entfallen nach Hinrichs' halbjährlichem Bücher-Verzeichnis auf das erste Semester 744. In diesen 744 Erscheinungen ist alles gezählt, was seinem Titel nach theologischen Inhalts ist. Die in diesem Konvolute enthaltenen

*) Börsen-Blatt 1886 Nr. 19. Die gegenwärtige Arbeit wurde übrigens schon vor einem Jahre geschrieben, deshalb sind die Resultate des Jahres 1885 zu Grunde gelegt.

ganz verschiedenartigen Bücher ordnete ich nun vor der Hand nur nach den vier Gesichtspunkten: Zeitschriften, neue Auflagen, Fortsetzungen und Neuigkeiten, und erhielt die Zahlen:

Zeitschriften	197.
Neue Auflagen	136.
Fortsetzungen .	65.
Neuigkeiten	346.

Dies Ergebnis ist gewiß interessant. Und wenn auch jeder erfahrene Buchhändler es so im Gefühl hat, daß längst nicht alle Erscheinungen auch Neuigkeiten sind, so stellt er sich doch gewiß nicht vor, daß die Novitäten so sehr zurücktreten, als es unsere Zahlen zeigen. Nur nach der Anzahl der wirklichen Novitäten aber kann man den Stand des Büchermarktes richtig beurteilen. Man höre doch!

Den ersten Posten, Zeitschriften, müssen wir von vornherein von der Gesamtzahl 744 absetzen; denn vor allen sind Zeitschriften von Büchern so verschieden, daß man sie unmöglich mit denselben in einen Topf werfen kann. Ich will damit den Wert der Zeitschriften selbstredend nicht herabsetzen, denn sie helfen mancher gediegenen Arbeit, die sich aus irgend einem Grunde nicht zur Veröffentlichung in Buchform eignet, an das Licht der Sonne; aber durch das Zusammenwirken von vielen Verfassern, durch Notizen und kleine Spezialarbeiten fallen sie dem Veralten viel eher anheim, als ein Buch. Und gerade in dieser nur periodischen Bedeutung der Zeitschriften liegt der Hauptunterschied zwischen ihnen und den Büchern; dann aber erscheinen die nämlichen Blätter Jahre, Jahrzehnte lang, und wenn eins eingeht, wächst gleich ein neues nach, so daß sich die Zahl nicht wesentlich ändern dürfte. Thatsächlich haben sich die theologischen Zeitschriften im Zeitraum der letzten 15 Jahre nur um 30 vermehrt.*)

Endlich aber kann die stattliche Zahl der Zeitschriften (26 % aller Erscheinungen) keinen Verleger abhalten, auch weiterhin seine Kräfte diesem Fach zu widmen; denn erprobtermaßen wird durch Zeirschriften der Absatz der Bücher nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr gehoben.

Was die neuen Auflagen angeht, so müssen wir, wenn wir scharf und strenge urteilen, auch diese als zu der litterarischen Produktion unseres Zeitabschnittes nicht gehörig abrechnen. Denn sie sind in der litterarischen Produktion des Jahres, in welchem sie zuerst ans Licht traten, schon einmal gezählt und können in der Thatsache, daß der Buch-

*) Vergl. Börsen-Blatt für den deutschen Buchhandel. 1888. Nr. 24.

drucker sie noch einmal hat durch die Presse laufen lassen, doch sicher keinen Stützpunkt finden für die Prätension, noch einmal als neues Buch registriert zu werden.

Man könnte geneigt sein, den hohen Prozentsatz (18 %) der neuen Auflagen für ein Zeichen der Kauflust und Kauffähigkeit des Publikums anzusehen; aber wir glauben, ein Teil wenigstens von diesen neuen Auflagen muß auf ein anderes Konto geschrieben werden. Während früher nämlich Auflagen von 1500—2000 Exemplaren selbst für wissenschaftliche Werke durchaus nicht ungewöhnlich waren, kommt es jetzt nicht selten vor, daß von der sogenannten „schweren Litteratur" nicht mehr als 500 bis 750 Exemplare, und wohl noch weniger, hergestellt werden. Diese geringe Anzahl bedingt freilich einen höheren Preis; aber man hat sich bei derartigen Werken schon an hohe Preise gewöhnt, und das Risiko des Verlegers wird vermindert. Außerdem verlangt ja die heutige Art des Vertriebes nicht mehr so viele Exemplare, die wie früher nutzlos à condition in die Welt spazieren gesandt werden müßten; dem Verleger aber bleibt weniger Makulatur auf Lager, und das ist immer schon ein Vorteil. Freilich ist es sehr schwer, über die Höhe der Auflagen etwas Bestimmtes zu sagen, da so gut wie kein Material hierüber vorliegt. Und wenn man auch aus zwei oder drei Geschäften auf Anfrage Antwort erhält, so ist doch den meisten Verlegern die Mühe zu groß, aus ihren Büchern die Auflagehöhe von Werken feststellen zu lassen, die vor vielleicht 20 oder 40 Jahren bei ihnen erschienen sind. Und ohne sicheren Zahlengrund kann man eine Ansicht doch nicht aufrecht erhalten. Wir beklagen uns immer, daß die Geschäftsführung des Buchhandels in den ältesten Zeiten so wenig klar ist, daß über viele Verhältnisse des damaligen Verkehrs nur Vermutungen ausgesprochen werden können und sorgen doch nicht dafür, daß unsere Nachkommen über unsere Zeit sicheres Material erhalten! Man kann im Interesse der Kulturgeschichte nicht laut genug den Ruf erschallen lassen: Sorgt für Material über eure Zeit!

Wenn aber unvorhergesehenerweise ein Werk mit so kleiner Auflage einschlägt und die geringe Anzahl der Exemplare vergriffen ist, dann muß eben ein Neudruck hergestellt werden, und Hinrichs' Katalog hat das Vergnügen, abermals ein neues Werk registrieren zu können.

Auch die Zahl der Fortsetzungen mit ihren 9 % der Gesamterscheinungen bedarf bei kritischer Sichtung der unter dieselbe fallenden Werke sicherlich noch einer kleinen Reduktion. Denn es ist eine statistisch jedenfalls leicht nachzuweisende Thatsache, daß in früheren Jahren, als Hinrichs' Katalog noch nicht so wohlbeleibt war wie jetzt, nicht so viele

Werke in einzelnen Bänden ausgegeben wurden wie heute. Dies Zerreißen der Werke hat neben dem freilich nicht wegzuleugnenden Vorzug, daß hierdurch dem Unbemittelten Gelegenheit geboten wird, sich ein teueres Werk nach und nach zu beschaffen, viele Nachteile. Einmal erschwert es die Übersicht über den wirklichen Stand des Büchermarktes, dann aber ist hierin der Grund für den sehr lästigen Übelstand zu suchen, daß so viele Werke überhaupt nie zum Abschluß gedeihen. Welch' größere Verlagshandlung könnte hierüber nicht aus allen Tonarten Klagelieder singen!

Nach Abzug der (26 + 18 + 9) = 53% für Zeitschriften, neue Auflagen und Fortsetzungen bleiben mit 47% der Gesamterscheinungen noch 329 wirkliche Novitäten auf dem Gebiete der Theologie. Das ist immerhin noch viel für ein halbes Jahr; aber die verblüffende Zahl 744 ist unter dem Brennspiegel kritischer Sichtung doch etwas zusammengeschmolzen und Verleger sowohl als Sortimenter können wieder aufatmen. Man darf übrigens nicht vergessen, was alles hat gezählt werden müssen, damit die Zahl 329 herauskommt. Nicht etwa nur dickleibige wissenschaftliche Werke, wie man nun wohl meint, sondern alle Separatabdrücke aus Zeitschriften, alle Jahresberichte von Stiftungen und Instituten, alle Verhandlungen von Vereinen und Kirchentagen, alle Reden, die aus irgend einem Anlaß einzeln gedruckt worden sind, alle Broschüren und Streitschriften mit ihrem Eintagsleben, alle Übersetzungen aus fremden Sprachen, — alles dies ist in der Zahl der wirklichen Novitäten mit enthalten. Und doch leuchtet ein, daß man bei ganz strengen Grundsätzen alle die kleinen Gelegenheitssachen unmöglich auf demselben Blatt registrieren darf, wie die ernsten wissenschaftlichen Werke. Würde man den kleinen gehaltvollen Kern von Büchern, die für längere Zeit Wert und Bedeutung haben, aus alle dem, was sich sonst herandrängt, herausspülen, so würde sich die Zahl 329 sicherlich mindestens noch um 40% vermindern, und wir ständen plötzlich vor einer ganz kleinen Zahl, die uns fast zu klein erscheinen möchte, weil wir uns gewöhnt haben, die Zahlen, in denen sich uns die Bücherproduktion verkörpert darstellt, in der perspektivischen Vergrößerung unkritischer Zusammenhäufung zu betrachten.

Was aber ist der langen Rede kurzer Sinn? —

Ich habe bereits einmal angedeutet, daß es eine sehr zeitraubende Arbeit ist, eine Statistik für mehrere Jahre nach den angedeuteten Gesichtspunkten auszuführen. Es würde sich schwerlich jemand bereit finden lassen, dieselbe, die ja der Gesamtheit des deutschen Buchhandels

und den späteren Bearbeitern deutscher Kulturgeschichte zu Gute kommt, unentgeltlich zu übernehmen; da wäre es das beste, wenn hier der Börsenverein seine milde Hand aufthäte und für seine Rechnung diese Arbeiten ausführen ließe. Den Börsenverein mit seinen großen Mitteln würde eine verhältnismäßig so kleine Ausgabe nicht im geringsten belasten und dem Gesamtbuchhandel würde ein wesentlicher Dienst mit dieser Statistik geleistet.

Zwanglose Rundschau.

Wenngleich bei uns in Deutschland viel geschieht in Bezug auf das öffentliche Bibliothekswesen, so können wir doch noch in dieser Beziehung von der „an der Spitze der Zivilisation marschierenden großen Nation" manches lernen. Nirgendwo haben die für die Volksmassen begründeten Bibliotheken einen solchen Aufschwung zu verzeichnen, als in Frankreich. Während man dort noch unter dem Kaiserreiche gar nicht an öffentliche Bücherleihanstalten dachte, ist die Zahl derselben seit 1878 ungemein gewachsen. In dem genannten Jahre verliehen die freien Stadtbibliotheken von Paris 28938 Bände, im nächsten Jahre fast doppelt so viel und 1884 bereits 699762 Bände. Paris hat solcher Bibliotheken gegenwärtig 50, ganz Frankreich über 1000 mit mehr als einer Million Bänden. Außerdem giebt es 17500 Schulbibliotheken mit 2 Millionen Bänden. Großbritannien kann solche Zahlen nicht aufweisen; man zählt in England und Wales noch keine 150 freie Volksbibliotheken, aber viele Zeichen sprechen dafür, daß sie sich in den nächsten Jahren rasch ausbreiten werden. In einem Artikel, „Öffentliche Lesehallen und Bibliotheken in Oldham" wird dem „Arbeiterfreund", Zeitschrift des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, aus Oldham berichtet, daß dort nicht nur fast alle Konsumtiv- und Produktivgenossenschaften Lesezimmer und gut eingerichtete Leihbibliotheken für ihre Mitglieder halten, sondern daß dort auch noch für Leute, die keiner solchen Genossenschaft angehören, drei unentgeltlich zu benutzende Lesehallen und Bibliotheken bestehen, von denen die neueste und größte mit einer Kunstsammlung verbunden ist. Anfangs dieses Jahres ist im Londoner britischen Museum ein neues großartiges Zeitungslesezimmer eröffnet worden. Die Kosten der Erbauung desselben wurden aus einem vor mehr als 50 Jahren gemachten Vermächtnisse bestritten, welches jedoch erst seit einigen Jahren flüssig wurde, nachdem die hinterlassene Witwe des Erblassers, welcher der Nießbrauch des 60000 Pfd. St. betragenden Erbes zugesichert war, gestorben ist. Das betreffende Testament ist in seiner Art ein Kuriosum und lautet: „Der Nation verdanke ich meinen Reichtum, und wenn ich meinem Sohn so viel hinterlasse, daß er eine Farm besitzen kann, so wird er ebenso glücklich und geachtet sein, wie in irgendeiner andern Lebensstellung. Es steckt freilich etwas persönliche Eitelkeit darunter, aber jedenfalls wird mein Testament keinen Schaden anrichten und vielleicht andere veranlassen, meinem Beispiele zu folgen und mehr an die Nation, als an sich selbst zu denken." Mit einem andern Teile des Legats ist die neue Galerie für Werke der Bildhauerei erbaut worden. Die Vereinigten Staaten haben die meisten und besten Leseanstalten, und ihre Bürger sind die fleißigsten Leser der Welt, obwohl sie

doch, wie bekannt, nichts weniger als unpraktische Träumer sind. Zwei Geschichten werden diese Institute besser als Zahlen kennzeichnen. Einer der vornehmsten englischen Schriftsteller, Matthew Arnold, trat kürzlich in Boston in ein vorzüglich eingerichtetes Lesezimmer und sah einen kleinen barfüßigen Zeitungsjungen recht behaglich in einem der besten Stühle sitzen. Er war sehr erstaunt. „Lassen Sie barfüßige Jungen in dieses Lesezimmer? Sie würden so etwas in Europa nirgends sehen! Ich glaube nicht, daß es dort irgendwo ein Lesezimmer giebt, wo dieser Junge in diesem Anzuge eintreten dürfte!“ Und Matthew Arnold trat an den Knaben heran und begann ein Gespräch mit ihm. Der Junge zeigte merkwürdige Kenntnisse, er las gerade das „Leben Washingtons“. Und nachher wiederholte der große Engländer, daß in Amerika nichts so großen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie dieser Junge. „Das ist eine wahrhaft demokratische Einrichtung, daß man solche Knaben, statt sie auf der Straße herumlungern zu lassen, hier aufnimmt und ihren Geist anregt durch solche Bücher, wie das „Leben Washingtons“. Dieses einzige Buch kann dem Leben dieses Knaben eine andere Richtung geben und ihn zu einem nützlichen und hervorragenden Bürger machen. — Das Leben des amerikanischen Zeitungsverkäufers und Krüppels John King, der im vorigen Jahre gestorben ist, verdient auch hier erwähnt zu werden. In seinem 16. Jahre wurde er durch den Tritt eines Pferdes und andere Unfälle auf beinahe 12 Jahre bettlägerig und fast ganz hilflos. In dieser langen, schweren Zeit wurde er ein leidenschaftlicher Leser, und da er zu arm war, um Bücher zu kaufen, lernte er geliehene Bücher und Bücherverleiher gründlich schätzen. Als er 29 Jahre alt wurde, war er so weit genesen, daß er sich nach Detroit und von da nach Cincinnati begeben konnte, um Arbeit zu suchen. Er fand sie in Cincinnati, erkrankte aber bald an den Pocken, genas wieder und fand wieder leichte Beschäftigung. Nur konnte er mit seinem kärglichen Lohne nicht auskommen, darum legte er sich auf den Straßenverkauf von Zeitungen und bald wurde er so beliebt, daß er Geld sparen und an die Verwirklichung seiner Lieblingswünsche denken konnte: ein eigenes Haus und eine eigene Bibliothek zu besitzen. Jahrelang sammelte er an der ersehnten Bibliothek, und als er 1879 seine Sammlung der öffentlichen Bibliothek von Cincinnati schenkte, waren die Vorsteher derselben nicht wenig erstaunt, als sie von dem Krüppel 2700 Bände erhielten, die viel wertvoller als die Bücher gewöhnlicher Privatbibliotheken waren. Er wetteiferte hierin mit den reichen russischen Aristokraten. Bedeutende Privatbibliotheken sind in **Rußland** keine Seltenheit. So besitzt der Fürst Woronzow in St. Petersburg eine Bibliothek von 12000 Bänden und außerdem eine ebensolche in Alupka. Die Bibliothek der Fürstin Lwow umfaßt 12790 Bände, die größtenteils von ihrem Vater, Bibikow, gesammelt worden. Der von dem verstorbenen Justizminister Grafen Panin gesammelte Bücherschatz zählt 11000 Bände. Die Bibliothek des Grafen Scheremetjew ist von dem Eroberer Livlands, Feldmarschall Grafen Boris Petrowitsch, begründet worden, der gegen 25000 Bände, darunter sehr viele Inkunabeln, zusammenbrachte. In der Bibliothek des Grafen Bobrinski findet man die besten Exemplare französischer illustrierter Werke. Graf Lewaschow besitzt 6000 Bände, darunter Inkunabeln, Elzevirs und französische Werke des 18. Jahrhunderts. Der Minister des Innern und Präsident der Akademie der Wissenschaften, Graf Tolstoi, hat auf seinem Gute im Rjäsanschen zirka 12000 Bücher, die sich auf die Geschichte Rußlands, die Kirchengeschichte, Pädagogik und Geschichte des Bildungswesens beziehen. Diese Bibliotheken sind freilich für das Volkswohl (in Rußland!) wertlos.

Dahingegen sind die politischen freundschaftlichen Beziehungen, welche durch den

gemeinsamen Haß des Deutschtums unsere Nachbarn in Westen mit denen im Osten angeknüpft haben, nicht ohne Einfluß auf die Litteratur geblieben. Vor einigen Monaten bereits ist von Arsine Hussaye eine Revue für die beiden „Schwesterstädte" Paris und St. Petersburg (Revue de Paris et de St. Petersbourg) begründet worden; vor kurzem hat sich in Paris eine Gesellschaft gebildet, welche unter dem Titel: „Association artistique et littéraire franco-russe" das Ziel verfolgt, russische Kunst in Frankreich, und andererseits französische Kunst jeder Art in Rußland populär zu machen durch Konzerte, Kunstausstellungen, dramatische Aufführungen, Herausgabe französischer und russischer Übersetzungen. Diese Gesellschaft hat Mitte Februar eine neue Wochenschrift begründet, welche sich „La vie Franco-russe" betitelt. Die Titelvignette charakterisiert das Unternehmen: Aus einem von Amor geleiteten Schlitten steigt ein junger russischer Student, um sich in die ausgebreiteten Arme einer Cocotte in unzüchtiger Gewandung zu stürzen. Im Hintergrunde ein schneeiges Blachfeld mit den deutschen Grenzpfählen, neben denen ein bayerischer Infanterist mit geschultertem Gewehr Posten steht.

Der 20. Januar ist für deutsche Theater ein Freudentag geworden durch die in Leipzig stattgehabte erste Aufführung von Carl Maria v. Webers nachgelassener und schier vergessene komische Oper, die drei Pintos. Mit Enthusiasmus nahm das Publikum das Werk des Meisters auf. Der Inhalt desselben ist in der Hauptsache ein Gewebe von Personen-Verwechselungen und dadurch nicht besonders neu und originell. Der Stoff stammt aus der s. Zt. in Dresden erschienenen „Abendzeitung", welche 1819 eine Novelle „Der Brautkampf" enthielt. Er wurde auf Ansuchen Webers von Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden 1820 dramatisch verarbeitet und am 27. Mai dieses Jahres — also vor 68 Jahren — schrieb der Komponist die ersten Noten dazu nieder. Es handelt sich um einen Landedelmann — dick, dumm und gefräßig —, welcher laut Beschluß der Väter die schöne Clarissa des Pantaleone de Pacheco in Madrid heiraten soll. Mit dem väterlichen Schreiben versehen, das ihn als den „richtigen" Pinto bescheinigt, kommt er angereist, wird aber zuvor von dem fidelen Studenten Don Gaston übertrunken und im Zustand dunkeler Begriffe seines Heiratsdokumentes beraubt. Donna Clarissa ist aber, entgegen der väterlichen Übereinkunft, in einen andern Edelmann, Don Gomez Freiros, verliebt und diesem weiß Don Gaston den Heiratsbrief zuzustecken. Als endlich der „richtige" dicke Don Pinto erscheint, wird er abgewiesen und die eigentlich richtig Verliebten kriegen sich.

Daß Weber die Oper nicht selbst vollendet hat, lag zuerst an anderen Aufträgen, welche seine Zeit in Anspruch nahmen. Vom Berliner Generalintendanten Graf Brühl erfolgte die Bestellung der „Preziosa"; von Wien kam im Jahre 1821 der Auftrag zur „Euryanthe". Der Mißerfolg dieser einzigen „großen" Oper machte den Komponisten arbeitsunlustig und als er am 6. Juni 1826 die Augen für immer schloß, da waren von den „Drei Pintos" nur 1700 Takte vorhanden. Auf Bitten der Witwe Caroline v. Weber übernahm Meyerbeer die Ausführung und Vollendung des Fragmentes. Allein auch hier blieb es beim guten Willen. August Lesimple erzählt, daß Meyerbeer wegen einer Umarbeitung des Textbuchs mit zwei französischen Dichtern Pincard und St. George unterhandelte, in welchen Plan der Direktor der komischen Oper in Paris eingeweiht wurde. Er verband die löbliche Absicht damit, der Witwe alle die Tantièmen zuzuwenden, die aus dem Erscheinen der durch ihn fertiggestellten Oper erwachsen würden. Denn in Paris allein war der Schutz des geistigen Eigentums sicher gestellt. Des deutschesten Komponisten Werk in französischem

Gewande war freilich eine sonderbare Sache, aber schwerwiegende Gründe sprachen ja hier mit, um das Bedauernswerte hierbei vergessen zu machen.

Als Meyerbeer am 2. Mai 1864 zu Paris starb, war zu den 40 Notenseiten Webers nichts hinzugekommen. Endlich machte sich in neuester Zeit Webers Enkel, der Hauptmann v. Weber an die Neubearbeitung des Textes und dem Kapellmeister am Leipziger Theater, Gustav Mahler gelang die Vollendung des musikalischen Teiles so gut, daß das Werk einen vollen Erfolg zu verzeichnen hatte.

Am 10. März beging man den hundertsten Geburtstag des besten der Romantiker: Josef von Eichendorff. Wie alles andere in jenen Tagen, so ist auch dies Jubiläum durch den am Tage vorher, morgens 8½ Uhr erfolgten Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I. vollständig in den Hintergrund getreten. Das deutsche Volk dachte und sprach in jener betrübenden Zeit nur von dem einen Ereignis, dem schweren Verlust, den es betroffen hatte. So kam es, daß auch das erwähnte Jubiläum sang- und klanglos vorüberging und höchstens durch einige verlorene Zeitungsartikel vom gänzlichen Vergessen bewahrt wurde. An uns ist es jedoch, des Lebens und Wirkens Eichendorffs bei dieser Gelegenheit zu gedenken.

Geboren wurde der Dichter gleich unter den glücklichsten Verhältnissen als Freiherr auf dem herrlich gelegenen Schlosse Lubowitz in Schlesien und erhielt die sorgfältigste Erziehung. Mit seinem Bruder Wilhelm bezog Josef die Universität Breslau, um sich mit der schönen Wissenschaft des sog. Rechts bekannt zu machen; 1805 vertauschte er Breslau mit Halle. Schon damals aber pflegte er neben dem trockenen und so gar nicht romantischen Jurastudium die Litteratur unter dem Naturphilosophen Hendrik Steffens, welcher ihm den Embryo zur Romantik einimpfte. Völlig ausgereift finden wir diesen in Heidelberg, allwo er von 1807 bis 1808 sich in das fidelste Leben stürzte. Hier wurde er mit Clemens Brentano, Achim von Arnim und Josef von Görres bekannt und schloß mit diesen Feuerköpfen gute Freundschaft. Auch viele seiner phantastischen und phantasiereichen Lieder haben in der feuchtfröhlichen Musenstadt das Licht der Welt erblickt. Nach Beendigung ihrer Studien erlaubten ihre Verhältnisse den beiden Brüdern hübsche Reisen nach Paris und Wien, von denen sie letztere großenteils zu Fuß abmachten. Nach Hause zurückgekehrt, beeilte sich Josef, sich in die schöne Luise Viktoria von Larisch, eine Gutsbesitzerstochter auf Pogrzebin bei Ratibor, zu verlieben. Der Eintritt in österreichische Staatsdienste führte Josef 1810 wieder nach Wien, wo er die Bekanntschaft von Friedrich Schlegel und dessen Gemahlin machte. Drei Jahre später sehen wir Eichendorff in den Reihen der Vaterlandsverteidiger, eingedenk seines eigenen Urteils

Wer in der Not nichts mag als Lauten rühren,
Dess' Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe.

Im Juni 1814 zurückgekehrt zum heimischen Herd, nahm er seinen Abschied aus dem Staatsdienste und feierte im Oktober seine Vermählung mit der oben erwähnten Larisch. Im selben Jahre schrieb Fouqué die Vorrede zu dem vollendeten ersten Roman Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart.“ Allein die Not des Vaterlandes ließ ein langes ruhiges Leben nicht zu und unter Blücher machte er den deutschen Zug nach Frankreich mit bis in des Feindes Hauptstadt hinein (am 7. Juli 1815). Von 1817—20 finden wir den Dichter sodann als Referendar in Breslau, bald darauf trat er in das Kultusministerium als Konsistorialrat ein und gelangte dann sogar zum Regierungs-, ja bis zum Geheimrat in Danzig. Charakteristisch für seine Auffassung dieser Würde ist die folgende Strophe aus dem Fragment „Der Auswanderer.“ Er befindet sich auf dem Schiffe:

Auf dem Verdecke aber dort
Sah ich viel Herrn, die lasen
In langen Blättern immerfort,
Nichts als Papier und Nasen.
Zuweilen nur ein Rauschen schallt,
Wenn einer 's Blatt umdrehte,
Da merkt' ich's wohl und wußt' es bald:
Das sind Geheimeräte.

Unverblümter sagen es die folgenden Strophen:

Aktenstöße nachts verschlingen,
Schwatzen nach der Welt Gebrauch,
Und das große Tretrad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.

Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber andre überwitzen,
Daß ich mit dem Federkiel
Könnt' den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Der Regierungsrat Eichendorff wurde 1824 von Danzig als Oberpräsidialrat nach Königsberg versetzt, wo er bis zum Jahre 1831 blieb. Dann wurde er in das Kultusministerium nach Berlin berufen und nahm 1844 seinen Abschied, blieb aber in der Hauptstadt noch bis 1855. Im November dieses Jahres verlor er die Gattin und siedelte dann nach Neisse über, wo er nach zwei Jahren, am 26. November 1857, starb.

Wenige Dichter sind mit ihren Liedern so ins Volk gedrungen, wie gerade Eichendorff. Gar viele derselben sind so volkstümlich geworden, daß man schier ihren Schöpfer, wie das bei echten Volksliedern fast stets so geht, vergessen hat. „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „Es schienen so golden die Sterne“, „O Thäler weit, o Höhen“, „Nach Süden nun sich lenken“, „Schlafe Liebchen, weil's auf Erden“, „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen“, „In einem kühlen Grunde“ und so manche anderen, wer kennte sie nicht, obschon man sich manchmal auf den Verfasser besinnen muß! Besonders das letztgenannte ist zur größten Beliebtheit gekommen. Es hat auch seine Geschichte, die uns Justinus Kerner erzählt. Als 24jähriger Mann dichtete er das schöne Lied. Kerner, welcher das Lied herausgeben sollte, hatte das Blatt mit der Handschrift Eichendorffs auf seinen Schreibtisch ans offene Fenster hingelegt. Da erfaßte es der Wind und trug es hoch in die Lüfte weit übers Feld davon. Vergeblich suchte es Kerner mit Hilfe eines scharfblickenden Jägers in Wald und Flur. Am folgenden Tage aber kam ein Tiroler, der mit Maultrommeln und Fingerringen hausierte, und bei diesem fand Kerner zufällig das Blatt als Umhüllung eines Fingerrings, der irgend eine ländliche Schöne schmücken sollte. Der Tiroler hatte das Blatt auf einem Flachsfelde aufgelesen; als „fliegendes Blatt“, so bemerkt Uhland dazu, kehrte es zu Justinus Kerner zurück.

In seinen Liedern liegt die Stärke Eichendorffs. Seine Romane und Novellen, deren er eine ganze Anzahl schuf, sind heute fast gänzlich vergessen, trotzdem sie manche

recht pikante Szenen, wie sie heute so beliebt sind, aufzuweisen haben. Außer dem 1815 erschienenen, bereits erwähnten Roman „Ahnung und Gegenwart" veröffentlichte er: 1824 das dramatische Märchen „Krieg den Philistern"; 1826 sein bekanntestes, heute noch viel gelesenes Werkchen „Aus dem Leben eines Taugenichts" und das „Marmorbild"; 1828 die Tragödie „Meyerbeths Glück und Ende"; das Trauerspiel „Ezzelin von Romano"; 1830 das Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg"; 1833 die Novelle „Viel Lärmen um nichts", das Lustspiel „Die Freier"; 1834 die Novelle „Dichter und ihre Gesellen"; 1837 Gedichte; 1842 die Novellen „Durande" und „Die Glücksritter"; 1853 bis 1857 die epischen Dichtungen „Julian", „Robert und Guiscard", „Lucius". 1864 erschienen zum erstenmale seine sämtlichen Werke in 6 Bänden, worin er auch viele Übersetzungen spanischer Dichtungen von Calderon u. s. w. aufgenommen hat. Außerdem schrieb Eichendorff „Über die ethische Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland", „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum", „Zur Geschichte des Dramas" und „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands."

Selbst ein Anführer der jungen Deutschen, welche wahrlich das gegenteiligste Gegenteil mit den Anschauungen und Weltauffassungen vertreten, Konrad Alberti, giebt es zu, daß Eichendorff längst, „und mit vollem Recht", in das Herz des deutschen Volkes eingeschlossen ist. Bei dieser Gelegenheit eines Jubiläumsaufsatzes giebt er das folgende charakteristische Urteil ab.

Dem Kundigen erscheint die ganze Entwickelung der deutschen Litteratur seit den Tagen der Reformation in ihren Hauptabschnitten nur als ein fruchtloses Ringen der deutschen Phantasie, sich von der Verzweiflung über den Sturz der alten geliebten mittelalterlichen Ideale zu retten und unter dem Druck einer nur den Verstand fesselnden Weltanschaunng neue Ideale und Symbole, neue Befriedigung für die Bedürfnisse des Herzens zu suchen, indem sie durch alle Zeiten und Länder, alle Leidenschaften und Schmerzen taumelnd, sehnsüchtig nach Anhaltspunkten greift, die ihr aber nach kurzer Dauer wieder aus der Hand gleiten. Pietismus, Schäfertum, Schwulstepoche, Hellenismus, Romantik, Orientalismus, die Emanzipation des „Jungen Deutschland", alle diese Stationen der deutschen Litteratur seit dem 16. Jahrhundert sind nur Erscheinungsformen dieser pathologischen Bewegung, die erst durch die Poesie der neuen Ideale, des auf nationaler und naturwissenschaftlicher Grundlage emporwachsenden Realismus zum Abschluß gekommen ist.

Wenn wir also die Romantik im ganzen nur als einen pathologischen Zustand betrachten können, so hindert dies doch nicht, daß einzelne Vertreter derselben in unseren Herzen dauerndes Bürgerrecht gewinnen und daß es gerade ihre gesunden, kernigen Vorzüge sind, die solche Dichter zu unseren Lieblingen machen.

Als einen solchen Liebling sieht Alberti unseren romantischen Eichendorff an, und giebt damit zu, daß das Evangelium des Realismus, um nicht zu sagen des Naturalismus, doch nicht das alleinseligmachende ist. Alle Weltanschauungen haben vielmehr ihre Berechtigung, und es kommt einzig auf die Art und Weise an, wie sie zum Ausdruck gebracht werden und welche Folgerungen sie nach sich ziehen. Die Weltanschauung ist nur der Sockel, auf dem sich die künstlerische Statue erst erheben soll. Daß die pathologische Bewegung, um mit Alberti zu sprechen, mit dem Realismus zum Abschluß gekommen sei, ist eine Behauptung, die alle anderen „Nationen" mit demselben Recht hätten aufstellen können. Noch ist nicht aller Tage Abend und vielleicht bleiben die jungen Deutschen auch nicht immer jung und noch jüngere kommen ans Ruder. Wenigstens ist dies bisher auch der Lauf der Dinge gewesen.

Das Jubiläum hat aber auch noch andere Früchte gezeitigt. Der arme Eichendorff ist jetzt in den schlimmen Jahren. Er ist seit mehr als dreißig Jahren tot; die Verwandten können über seinen Nachlaß nicht mehr wachen, weil er meist schon früher spurlos verschwunden ist. Man sagt, daß er auf Wunsch des Dichters verbrannt wurde. Unter diesen Verhältnissen ist es eigentlich eine Rücksichtslosigkeit, seinen hundertsten Geburtstag zu begehen. Wie sollen sich die armen Gelehrten helfen? Herr Heinrich Meisner hat es uns gezeigt, wie man sich in derlei kritischen Fällen benimmt. Man entdeckt zunächst in der Berliner Bibliothek einige Handschriften des Dichters, nimmt sie und macht ungeachtet der früheren Veröffentlichungen ein Buch daraus unter dem Titel: „Gedichte aus dem Nachlasse des Soundso“. Es thut dabei nichts, daß die Hälfte dieser „nachgelassenen“ Gedichte schon gedruckt in den prosaischen Werken des Dichters zu finden sind. Auch ihr dichterischer Wert ist dabei vollständig nebensächlich. Die Hauptsache ist nur, daß man hie und da einen Vers entdeckt, der in der bereits vorliegenden Druckausgabe etwas anders lautet. Auch die „Deutsche Dichtung“ (Stuttgart, Bonz & Co.), eine im allgemeinen trefflich redigierte Zeitschrift, hat diesmal an dem traurigen Ausgräberhandwerk teilgenommen. Sie publiziert in Nr. 11 des dritten Bandes eine Reihe von Gedichten aus jener neuen Meisnerschen Entdeckung, von denen — ich sage es trotz meiner Verehrung für den Dichter frei heraus — der größte Teil den Druck nicht wert ist. Ein konfuses Fragment „Das Inkognito“ und eine ungedruckte Abhandlung — die durchaus nur antiquarischen Wert hat, bilden die würdige Ergänzung dazu.

Am 22. Februar beging man in Deutschland ein philosophisches Jubiläum den 100. Geburtstag Arthur Schopenhauers. Wir können uns an dieser Stelle auf eine Darlegung seiner Philosophie nicht einlassen, nur zur allgemeinen Orientierung sei das Folgende bemerkt. Die meisten älteren Philosophen gingen von dem Grundsatz aus: Alles, was wir uns denken können, existiert auch wirklich, mit andern Worten: die Welt mußte so sein, wie wir sie uns denken. Schopenhauer behauptet das Gegenteil. Er hat häufig auf diesen seinen Grundgedanken hingewiesen, welcher lautet: Das, was nicht in unsere Vernunfterkenntnis fällt, was also nicht unsere Erscheinung oder unsere Vorstellung ist, jenes geheimnisvolle Etwas, das allen Dingen zu Grunde liegt und ihr innerstes Wesen ausdrückt, jenes fatale „Ding an sich“, welches Kant nicht enträtseln konnte und das uns sonst zu dem deprimierenden Eingeständnis zwingt, daß wir nur das Eine wissen, daß wir nämlich nichts wissen, kurz, jener unerkärte Rest, der alle Philosophie auf die Bahn der Mystik gelockt, das ist — der Wille. Das ist die neue Entdeckung, welche Schopenhauer auf dem Gebiete der Philosophie gemacht hat.

Wenden wir uns kurz seinem Lebensgange zu.

Der Vater Schopenhauers war Großkaufmann in Danzig; die, bei seiner Geburt erst 18jährige Mutter machte sich später als Schriftstellerin einen Namen. Mit neun Jahren wurde er von seinem Vater zu einem Geschäftsfreund nach Havre gebracht. Nach ferneren Reisen trat er auf Drängen seines Vaters in Hamburg in ein kaufmännisches Geschäft ein, warf jedoch, nach dem im Jahre 1805 plötzlich erfolgten Tode seines Vaters, den ihm verhaßten kaufmännischen Beruf bei Seite und widmete sich ganz der philosophischen Laufbahn.

So bezog er 1809 die Universität Göttingen und ging 1811 nach Berlin, um Fichte zu hören. Für sein damals verfaßtes erstes Werk: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, wurde er von der philosophischen Fakultät in Jena in absentia promoviert. In den Jahren 1814 bis 1818 lebte Schopenhauer

in Dresden, wo er den Grund zu seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung" legte. Er war von der Bedeutung dieses Werkes dergestalt überzeugt, daß er die folgenden Worte in ein Fenster seines Arbeitszimmers lateinisch einschnitt: „Hier wohnte Schopenhauer 1816—19 und schrieb seine vier Bücher von der Welt." Allein nach zweimaliger italienischer Reise und vorübergehendem Aufenthalt in Berlin zog Schopenhauer 1831 nach Frankfurt a. M., wo er am 21. September 1860 starb. In seine Frankfurter Zeit fallen die Arbeiten: „Über den Willen in der Natur", „Über die Freiheit des menschlichen Willens," „Über das Fundament der Moral", „Die beiden Grundprobleme der Ethik", „Die Parerga und Paralipomena". Letzteres ist sein populärst geschriebenes und deshalb meistgelesenes Werk.

So groß auch immer die Popularität und die Autorität Schopenhauers sein mag, so ist es ihr doch nicht möglich gewesen, innerhalb dreier Jahre mehr als 10000 Mark mühsam zu dem projektierten Denkmal zusammenzubringen, sodaß die Enthüllung desselben, welche auf den 22. Februar festgesetzt war, auf unbestimmte Zeit vertagt werden mußte

Ein bedeutendes Unternehmen auf dem Gebiete der vervielfältigenden Kunst hat die Generalversammlung der königlichen Museen begonnen. Ein auf vier Bände berechnetes Werk soll in etwa 27 halbjährlich erscheinenden Lieferungen die Hauptstücke der Berliner Gemäldegallerie mit sachgemäßen Erläuterungen vorführen. Die letzteren haben die beiden Abteilungsdirektoren der königlichen Museen, Geheimrat Julius Meyer und Dr. Wilhelm Bode, übernommen. Sie beabsichtigen, an die Stelle der bei den ältern Gallerieiwerken üblichen lose gefügten, ästhetischen Betrachtungen eine mehr geschichtliche Schilderung zu setzen, welche im Anschlusse an die Gemälde in das Verständnis der Meister und Schulen einzuführen sucht" und trachten danach, „die Kunstwerke im Zusammenhange der Schule und im vollen Flusse des Kunstlebens ihrer Zeit zu begreifen, indem sie dem Wirken der großen Meister rückwärts zu den Anfängen, vorwärts zu den Nachfolgern nachspüren, immer aber auf das Wesentliche, d. h. auf das große künstlerische Vermögen und Schaffen, sich richtend". Keine Gemäldesammlung ist für eine solche zusammenhängende Darstellung geeigneter, als die Berliner, die ein ziemlich vollständiges Gesamtbild von der Entfaltung der Malerei in ihren verschiedenen Schulen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung giebt. Der erste Band des Werkes wird der italienischen Schule des 14., der florentinischen des 15. Jahrhunderts, der umbrischen, den Schulen von Ferrara und Bologna und den oberitalienischen Schulen des 15. Jahrhunderts gewidmet sein. Der zweite soll die italienischen Schulen des 16. bis 18., die spanische Schule, vornehmlich des 17., die französische Schule des 17. und 18. und endlich die deutsche Schule des 18. Jahrhunderts darstellen. Die beiden letzten Bände werden die deutsche und die niederländische Schule vom 13. bis zum 17. Jahrhundert umfassen.

Der Tod hat in letzter Zeit wieder einige Opfer gefordert, deren wir hier gedenken müssen.

Am 4. Februar ist ein unglücklicher Dichter durch den Tod erlöst worden. Der seit Ende 1885 dem Wahnsinn verfallene Dramatiker Albert Lindner ist an diesem Tage gestorben. Der Berliner Börsen-Kourier widmet ihm einen Nachruf, dem wir folgendes entnehmen:

Lindner, der kaum 57 Jahre alt geworden, ist am 24. April 1831 in Sulza, Sachsen-Weimar, geboren. Er studierte in Jena und Berlin Philologie, erhielt eine Anstellung als Gymnasiallehrer in Rudolstadt und führte hier ein sorglos heiteres deutsches Professorenleben, die Musestunden nach echter, idealer Lehrerweise auch durch

dichterische Versuche würzend. Da erhielt ein Römerdrama aus seiner Feder, „Brutus und Collatinus“ im Jahre 1867 den Schiller-Preis. Der unerwartete Glanz des Ruhmes und des Goldes blendete ihn. Hinweg aus dem behaglichen Heim, aus dem gesicherten Lehrerberuf führte ihn das Irrlicht Ruhm in die Reichshauptstadt, in die Schriftstellerlaufbahn. „Brutus und Collatinus“ erlebte am königlichen Schauspielhause in Berlin die erfolgreichste Aufführung, der Dichter und sein Werk wurden mit allen Ehren aufgenommen und seine weiteren Dramen „Shakespeare“, „Stauf und Welf“, „Katharina II.“ befestigten sein Ansehen. „Die Bluthochzeit“, das Trauerspiel, in dem Lindners mächtiges dramatisches Talent eine besonders starke Kraftprobe ablegte, fand namentlich durch die Aufführung der Meininger allerwärts bis zur Bewunderung sich steigernde Anerkennung. In „Marino Falieri“, „Don Juan d'Austria“, im „Reformator“ sehen wir den kräftigen dramatischen Nerv, der allen Lindnerschen Werken eigen ist, das mächtige Durcheinanderbrausen der Leidenschaften, das allein im Drama große und starke Wirkungen hervorbringt. Aber der Tantiemenertrag seiner Dramen konnte zur Erhaltung seines Hausstandes nicht genügen. Der Kreis von Freunden, mit dem ein schöner und edler Bund Lindner vereinte, war wohl bemüht, ihn zu versorgen. Es wurde ihm zunächst die bequeme Stellung eines Bibliothekars im Reichstage, dann eine Anstellung im litterarischen Büreau des Ministeriums des Innern verschafft, aber die Gabe eines manierlichen, liebenswürdigen Verkehrs war dem meist in sich gekehrten Dichter versagt, und der nackensteife, ungelenke Mann verstand es nicht, sich in die Welt zu schicken. Er wendete sich nun der Novelle, dem Essay zu, ohne auf diesem Gebiete eine besonders glänzende Begabung, ohne aber auch das Talent zu besitzen, sich selbst in Szene zu setzen, seine Arbeiten nach Gebühr zu verwerten. So mußte er immer mehr, immer rastloser arbeiten, um sich und die Seinen zu ernähren. Die Not wuchs, kaum vermochte er, der gefeierte, preisgekrönte Poet, noch das Brot zu schaffen und seine dem praktischen Leben abgekehrte Weltfremdheit brachte ihm immer neues Mißgeschick. In einer ärmlichen kleinen Wohnung lebte er aufs kümmerlichste mit den Seinen und erlag — als der erste Hoffnungsstrahl einer Besserung sich zeigte. Von einer Audienz beim Herzog von Meiningen heimgekehrt, der anscheinend versprach, für ihn zu sorgen, verfiel Lindner in Wahnsinn. Er hatte nicht mehr die Kraft, einen Sonnenstrahl des Glückes zu ertragen. Mehr als zwei volle Jahre überlebte der Körper den Geist.

Hans R. Fischer schildert in seinem Buche „Unter den Armen und Elenden Berlins“ die Irrenanstalt Dalldorf, in welcher der unglückliche Dichter untergebracht wurde und erzählt dabei:

Wir hatten die verschiedenen Abteilungen durchwandert und kamen zuletzt auch an die der ganz siechen Irren. Sie nimmt diejenigen Kranken auf, die nicht nur geistig, sondern auch physisch vollkommen gebrochen sind und bei denen jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen ist. Eine Totenstille lagert im Innern des Hauses, nur unsere Schritte hallen in den Korridoren dumpf wider. Wir traten in die im Parterre belegene, aus mehreren miteinander verbundenen Sälen bestehende Station der „Schwerkranken.“ Die Fenster standen weit auf; ein paar Kranke saßen in ihren blauweißen Kitteln wie leblos auf den Stühlen. Die im Bette lagernden, ganz zerfallenen, zumeist greisen Irren, schauten stieren Auges in die Höhe oder hielten die Lider geschlossen. Draußen sangen die Vögel, ein leichter Wind fuhr durch das Grün, das wie ein Lenzesgruß hereinwinkte. Eine mittelgroße Erscheinung, nur mit einem Militärhemd bekleidet und barfuß, tauchte plötzlich an der Thürmündung zum zweiten Saale auf und sah uns wie Wesen aus einer andern Welt an. Die Hand fuhr in den grauen Kinnbart, ein

halbes Zurückweichen vor uns und ein hinzueilender Wärter führte die wankende Gestalt am Arme fort. „Sie werden den Mann auch kennen“, meinte der Direktor, „eine sehr bekannte Persönlichkeit?“ „Und darf ich deren Namen wissen?“ forschte ich. „Albert Lindner.“ — Ich konnte es kaum fassen, diesen Namen hier unter dieser Umgebung zu hören. Es wollte mir gar nicht in den Sinn, daß man einem deutschen Dichter, dessen Geist sich umnachtet hat, kein würdigeres Unterkommen bereiten kann.

Ihm folgte am 26. Februar in Wien der Schriftsteller Michael Klapp. Derselbe hat sich namentlich auf dem Gebiete des gröberen Lustspiels oder feineren Schwankes einen Namen gemacht. Allgemeinen und anhaltenden Erfolg errang namentlich sein vielgegebenes „Rosenkranz und Güldenstern“. Klapp war 1832 in Prag geboren. Er widmete sich der Journalistik auf dem Gebiete des Feuilletons. Sein erstes Buch waren die „komischen Geschichten aus dem jüdischen Volksleben“. Seine größte litterarische Leistung war der Roman „Die Bankgrafen“, welcher das Wien der Gründer- und Krachzeit zum Hintergrund hatte.

Die germanistische und romanische Wissenschaft hat durch den am 19. Februar in Heidelberg erfolgten Tod des geheimen Hofrats Professor Dr. Karl Friedrich Bartsch, einen bedeutenden Verlust erlitten. Der Verstorbene war einer der gründlichsten Kenner auf den genannten Gebieten. Er war 1832 zu Sprottau in Schlesien geboren, studierte in Breslau unter Weinhold, in Berlin unter Maßmann und Wilhelm Grimm, begab sich 1853 nach London, Paris und Oxford auf die Suche nach provenzalischen Handschriften, die er sorgfältig kopierte und studierte, wurde 1855 Kustos der Bibliothek des Germanischen Museums zu Nürnberg, 1858 Professor in Rostock und 1871 in Heidelberg. Bartsch war überaus fleißig und produktiv. Sein 1865 in Wien erschienenes bedeutendstes Werk sind die „Untersuchungen über das Nibelungenlied“, dazu die dreibändige kritische Ausgabe von „Der Nibelunge nôt“ mit Wörterbuch und der „Klage“. Von einer größeren Anzahl mittelhochdeutscher Dichtungen hat er Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen geliefert. So besorgte er u. a. die Herausgabe der von Franz Pfeiffer begründeten bei Brockhaus erscheinenden Sammlung der „Klassiker des deutschen Mittelalters“. In dieser Sammlung erschienen u. a. seine Übersetzungen des Nibelungenliedes und der Kudrun. Als Übersetzer ist Bartsch überhaupt mehrfach thätig gewesen. Seine bekanntesten Übersetzungen sind die Lieder von Robert Burns und Dantes Göttliche Komödie. Seine 1874 erschienenen Gedichte tragen den Titel: Wanderungen und Einkehr.

Theodor Storm.

Von

H. Eckardt.

I.

Fast alljährlich erscheint im Herbst ein Bändchen Novellen, sinnig und feinfühlend, anmutig und natürlich, die als Verfasser den Namen eines Mannes tragen, der zu den Lieblingsschriftstellern des deutschen Volkes zählt. Theodor Storm ist in der That ein Schriftsteller von Gottes Gnaden und wohlberechtigt waren die Huldigungen, welche ihm zum 70. Geburtstage aus Nah und Fern, aus Nord und Süd dargebracht wurden.

Es ist geradezu erstaunlich, welche ungeheuere Arbeitskraft in dem Greise lebt, denn wenn im Herbst des einen Jahres ein Büchlein von ihm erschienen, bringt im nächsten Frühjahr irgend eine hervorragende Zeitschrift eine neue Gabe des Dichters. Das hätte freilich nichts zu bedeuten, wenn der Verfasser dieser Novellen einer der jungen modernen Zeitungsschriftsteller wäre und die Erzeugnisse seiner Hand zur gewöhnlichen Dutzendware zu rechnen seien. Beides ist nicht der Fall: die Stormschen Erzählungen stehen weit über dem Niveau des Alltäglichen; Storm ist der erste und bedeutendste der heutigen Novellendichter, und welche Bürde der Jahre ihn drückt, erwähnte ich bereits.

Trotzalledem und trotzdem von ihm bereits 14 Bände gesammelte Schriften und so und so viele Bändchen anderer Erzählungen vorliegen, im ganzen kennen wir 56 Novellen von ihm, werden seine Schöpfungen von Jahr zu Jahr gehaltvoller, gemütsvoller und machen dem Verehrer Storms die Wahl stets schwerer, welcher Erzählung die Krone gebührt.

Allerdings sind die Stormschen Erzählungen nicht jedermann verständlich, nicht jeder kann sich für seine Kleinmalerei begeistern, kann die geheimnisvolle Schönheit seiner Dichtungen verstehen.

Seine Novellen sind lyrische Stimmungsbilder von Zartheit, Tiefe, Kraft der Empfindung. Was ihnen aber vor allem eigen ist und weshalb sie so schwer verständlich für das große Publikum der Alltagswelt sind,

ist, daß sie sämtlich mehr oder minder mit der eigentümlichen Natur des Landes, wo sie entstanden, verwebt sind und den Zauber, den seltsamen Reiz des Küstenlandes wiedergeben.

Zwei Dichter der Gegenwart haben die Eigenschaft Storms voll und ganz gewürdigt und diesen Gefühlen Rechnung getragen, auch sie sind Söhne des meerumschlungenen Landes: Groth und Jensen. Der erstere sagt schön: „Das Holstenheimweh habe Storm zum Poeten gemacht, die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen, und in dieser Sehnsucht verkläre sich ihm die Heimat und verkläre er sie uns.

Und Wilhelm Jensen, dieser bedeutende Romanschriftsteller der Gegenwart, sagt:

„Kein Dichter ist je so mit der Natur verwachsen gewesen, wie er, und zwar mit der schleswig-holsteinischen; es fällt unmöglich, ihn von ihr abgelöst zu denken, und wer seine Heimat nicht kennt, ist nicht imstande, ihn ganz zu verstehen, den feinsten Duft und Zauber seiner Dichtungen aufzufassen. Der Knabe hat die ganze geheimnisvolle Schönheit seines Landes in die Seele eingeatmet, um sie in duftschimmernde Perlen unserer Litteratur umzuwandeln. Er ist der Dichter „Schleswig-Holsteins kat exochen.“

Theodor Storm ist in der That ein echter Sohn seines Landes und in seinem Leben spiegeln sich auch die Schicksalsschäge wieder, welche seine Heimat erlitten hat.

Hans Theodor Woldsen Storm ward am 14. September 1817 als Sohn des Advokaten Johann Casimir Storm in Husum geboren. An seiner Vaterstadt hängt Storm mit rührender Liebe, gern und oft redet er von seiner „grauen Stadt am Meer“, seine meisten Geschichten spielen auf ihrem Boden und ihr und ihren thatkräftigen, wenn auch oft etwas altväterlich erscheinenden Bürgern hat er in denselben ein ehrendes Denkmal errichtet.

Storm stammt mütterlicherseits aus einer alteingesessenen Familie Husums, in der nach alter guter deutscher Art und Sitte Überlieferungen früherer Zeit heilig gehalten und das Glück in der Familie und in der Familienzusammengehörigkeit gesucht wurde.

Dieses ist der Kreis, in dem die meisten seiner Geschichten, denen oft wahre, überlieferte Begebenheiten zu Grunde liegen, spielen und der ihn zum Verherrlicher der „Poesie des Hauses“ gemacht hat.

Die Schuljahre brachte der muntere, empfängliche Knabe zum Teil auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, zum Teil in Lübeck zu. Auf

dem damals hochberühmten Gymnasium dieser letzteren Stadt schloß er innige Freundschaft mit Ferdinand Röse, dem treuen Gefährten Geibels, über dessen Leben und trauriges Ende Geheimrat Litzmann in seinem herrlichen Werke über Geibel eingehend berichtet. Auch mit Geibel selbst, der damals schon die Universität besuchte, ward er innig befreundet und hat ihm treue Freundschaft bis ans Grab bewahrt.

Der Aufenthalt in Lübeck, der innige Verkehr mit Geibel und Röse war für Storms weitere Entwickelung von ungeheuerem Einfluß. Hier lernte er die moderne Poesie kennen, ward zu eigenem poetischen Können angeregt und verlebte im liebgewordenen geistig anregenden Verkehr glückliche Stunden.

Schmerzlich war es ihm daher, Ostern 1837 Lübeck zu verlassen und die Universität Kiel zu beziehen, um Rechtswissenschaft zu studieren. Das damalige wüste Leben und Treiben an der kleinen Hochschule behagte ihm nicht, wenigstens im Anfang brachte es nicht die gewünschte geistige Anregung. Das folgende Jahr führte ihn nach Berlin, wo er drei Semester verblieb. Im Wintersemester 1839 war er wieder in Kiel, trat hier in innigen Verkehr mit dem alten Jugendfreund Ferdinand Röse und mit den Gebrüdern Tycho und Theodor Mommsen.

Mit Theodor Mommsen, dem jetzt so gefeierten Gelehrten, sammelte er schleswig-holsteinische Sagen, die 1845 Karl Müllenhoff zur Herausgabe überlassen wurden. Das bedeutendste Denkmal dieser Zeit ist jedoch das „Liederbuch dreier Freunde", welches die Gebrüder Mommsen und Storm 1843 gemeinsam herausgaben. In dieser Sammlung von Gedichten, die oft die glückliche sorgenfreie Zeit des Studiums wiedergeben, ist Theodor Mommsen mit 60, Tycho Mommsen mit 14 und Storm mit 40 Beiträgen beteiligt. Der Inhalt des Liederbuchs ist in drei Bücher zerlegt, von denen das erste die mannigfachsten Stoffe und Motive vereinigt, das zweite wesentlich der Liebeslyrik, das dritte der Gelegenheitspoesie gewidmet ist. Die Vorbilder der jungen Dichter sind bei den Brüdern Mommsen Heine und Eichendorff, bei Storm insbesondere Heine und Mörike. Theodor Mommsens Gedichte gefielen damals am besten und brachten ihm von der Kritik manches Lob. Von den Stormschen Beiträgen haben die Hälfte etwa Aufnahme in die gesammelten Gedichte gefunden; sie zeigen schon starke Anklänge an seine späteren Gaben in Poesie und Prosa.

Zwei der Beteiligten an der Herausgabe des Liederbuchs sind dem Dichterberuf untreu und hervorragende Zierden der Wissenschaft geworden, der dritte, Storm, dagegen ist ein von Gott begnadeter Sänger und Schriftsteller geblieben.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Liederbuchs verließ Storm nach bestandenem Examen die Universität Kiel und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder.

Ein Jahrzehnt hindurch übte er die Praxis als Rechtsanwalt und gründete sich durch seine 1847 mit seiner Verwandten Konstanze Esmarch geschlossenen Vermählung einen glücklichen Hausstand. Ein Bild von reiner Harmonie und Liebesglück gewährt diese Ehe, und in seinen Gedichten spiegelt sich sein Glück, seine Liebe wieder, die ihm im vollen Maße zu teil geworden. Über die Trockenheit und Langweiligkeit seines Berufs mußten ihn seine litterarischen Arbeiten und die Musik, die er außerordentlich liebte, hinwegsetzen.

Er beschäftigte sich damals vorzugsweise mit dem Sammeln von Sagen, über deren Herausgabe ich bereits berichtete, und lieferte Beiträge zu dem vortrefflichen, 1844 zuerst erschienenen Volksbuch von Biernatzki; in dem 1846 von ihm „Geschichten aus der Tonne" erschienen, sowie einige Gedichte, die später in dem Büchlein „Sommergeschichten und Lieder" vereinigt wurden. Dieses Werk enthält von ihm auch seine ersten Prosadichtungen: „Martha und ihre Uhr", „Im Saal" und „Immensee", die gleichfalls zuvor in dem Volksbuch 1848—50 erschienen waren.

Bald trat eine Wendung in dem glücklichen und zufriedenen Leben ein, das „Los von Dänemark" ertönte durch die Lande, die Erregung der Gemüter wuchs und unmöglich war es einem Manne wie Theodor Storm, der schon in Jugendgedichten die Freiheit seines Landes ersehnt hatte, unthätig und ruhig zu bleiben. In scharftönenden Gedichten, die zu den schönsten gehören, die in Anlaß der Bewegung gedichtet, trat er für die nationale Sache Schleswig-Holsteins ein und begeisterte seine geknechteten Landsleute zum Kampf gegen den Unterdrücker und Vernichter deutschen Geistes, deutscher Gesinnung. Nachdem die Erhebung der Herzogtümer durch die schmähliche Politik der Großmächte, vor allem durch England und Rußland niedergeschlagen und die wehrlosen deutschen Länder dem alten Zwingherrn ausgeliefert worden waren, mußte auch er, wie so viele wackere, treue Männer, das Heimatsland verlassen.

Prophetischen Geistes hatte er dieses Schicksal vorhergesehen und seinen Landsleuten nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt zugerufen:

„Und schauen auch von Turm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab:

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehen,
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehen!"

Aber er verzagte nicht an der gerechten Sache; als die Dänen wiederum als Herren in die Lande kamen, scheute er sich nicht die stolzen Worte zu schreiben:

„Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!"

Die neue Zwingherrschaft verweigerte ihm die Bestätigung seiner Advokatur und zwang ihn dadurch auszuwandern. Er beschloß, sich um eine Anstellung in den preußischen Justizdienst zu bewerben und war zu diesem Behufe zu verschiedenen Malen in Berlin. 1853 ward er endlich zum Assessor am Kreisgericht in Potsdam ernannt und siedelte mit den Seinen dorthin über. Willig beugte er sich in das harte Geschick und verließ das Land seiner Vorfahren in der festen Hoffnung, es in einer glücklicheren Stunde wieder betreten zu können. Noch in Husum hatte er eine neue Novelle „Ein grünes Blatt" vollendet, die zum Hintergrund auch die schleswig-holsteinische Sache hat.

In Potsdam fühlte sich Storm durchaus nicht heimisch, obgleich er in dem nahen Berlin geistige Anregung genug durch den Verkehr mit Kugler, Fontane, Heyse, Adolf Menzel und andern hatte. Auch fällt in diese Zeit die Bekanntschaft mit seinen Lieblingsdichtern: Eichendorff, den er in Berlin traf, und Mörike, den er in Stuttgart aufsuchte.

1856 verließ er Potsdam und schlug sein Heim zu Heiligenstadt im Eichsfelde auf, wo er zum Amtsrichter ernannt war. Hier im freundlichen Städtchen und prächtiger Natur, im Kreise lieber Menschen entfaltete er eine schöne schriftstellerische Thätigkeit und manche Erzählung wanderte von Heiligenstadt aus in die Weite. Hier entstanden 10—12 Novellen, unter denen „Auf dem Staatshof", „Im Schloß" und „Auf der Universität" die bedeutendsten sind. In der Heiligenstadter Zeit lernen wir auch den Märchendichter Storm kennen, hier schuf er einige Märchen, die „Regentrude", „Bulemanns Haus", die mit den früher bereits verfaßten „Der kleine Häwelmann" und „Hinzelmeyer" zu den schönsten Märchendichtungen der Gegenwart gehören.

Das Heimweh hatte aber den treuen Sohn seiner heimatlichen Scholle nicht verlassen, fast alljährlich besuchte er seine Vaterstadt und

seine dort lebenden Eltern und froh begrüßte er das Jahr 1864, das ihm eine Rückkehr ermöglichte.

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Gebieterisch forderte er in glühenden Versen zur Befreiung des Landes auf, und als sie gelungen, kehrte auch Storm in seine Heimat zurück

Als Landvogt von Husum betrat er die Heimat wieder; als dieses Amt beseitigt wurde, ernannte ihn Preußen 1867 zum Amtsrichter.

Schwere Tage folgten auf die der Freude, ein Jahr nach der Rückkehr 1865 starb seine geliebte Frau. Schwer lastete der Verlust auf dem Dichter, seine Muse schwieg und nur allmählich erwachte sie zu neuem Leben.

1866 schloß er mit Dorothea Jensen eine zweite Ehe, er fand in ihr eine liebevolle Pflegerin seiner Kinder, eine treue Lebensgefährtin, an deren Seite ihm noch ein Lebensabend voll Tage der Freude und ungetrübten Glückes erblühen sollte.

In die Zeit dieses zweiten Husumer Aufenthaltes fallen achtzehn größere Arbeiten, die durch die großartig angelegte Novelle „Viola tricolor“, in der man fast die Geschichte von des Dichters zweiter Ehe selbst zu lesen meint, eröffnet wurden.

Im Jahre 1874 wurde Storm Oberamtsrichter, 1879 Amtsgerichtsrat in Husum; 1864 starb ihm der Vater und 1879 die Mutter; er wurde alt und sehnte sich nach Ruhe, so verließ er 1880 den Staatsdienst und siedelte mit seiner Familie nach Hademarschen über, bei welchem, ziemlich in der Mitte von Holstein gelegenen Orte er sich ein Landhaus erbaute.

Hier schafft er unverdrossen, trotzdem ihn in letzter Zeit schwere Krankheiten heimgesucht haben und ihn der schwere Schlag getroffen hat, seinen ältesten Sohn durch den Tod zu verlieren.

Ein echt patriarchalisches Leben herrscht im Dichterhause zu Hademarschen; ab und zu kommen die Freunde Heyse, Liliencron, Groth und Jensen, oder ein Brief von dem innig verehrten Gottfried Keller ruft lebhafte Freude hervor.

Als der Dichter im Herbst seinen 70jährigen Geburtstag feierte, wurden ihm Beweise der Liebe von allen Seiten zu teil. Dieser Markstein seines Lebens bezeichnete jedoch nicht das Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit, rüstig schafft er weiter und ist bereits mit einer neuen Gabe an die Öffentlichkeit getreten.

Mögen ihm noch viele Jahre ungetrübten Schaffens beschieden sein und möge er seine Verehrer noch durch manche herrliche Gabe seiner Dichtkunst erfreuen.

II.

Storm ist vor allem Novellendichter, seine Gedichte, die nur ein unscheinbares Bändchen ausmachen, stammen aus älterer Zeit. Es sind reizende Gaben voll Tiefe und Innigkeit des Gefühls, sie enthalten zarte Klänge und sinnige Naturempfindungen. Jensen, der, wie bereits mehrfach erwähnt, ein feinsinniger, vorzüglicher Beurteiler seines Landsmannes ist, bemerkt von diesen Gedichten:

„So bleibt uns als die Lebensernte eines großen lyrischen Dichters nur ein kleiner Band, doch, wie bemerkt, vielleicht zu seinem und unserm Gewinn. Es sind nur vollgereifte Ähren, von den schönsten, zartesten und lieblichsten Feldblumen zu einem Kranz verschlungen. Nichts überdrängt sie in unserem Gedächtnis, sie haben sich uns eingeprägt und bleiben uns unverlierbarer Besitz. Es giebt nicht wenig Perlen und Edelsteine unter den Gedichten Rückerts, allein sie liegen verschüttet unter einer ungeheueren Masse von glitzerndem Kies und buntschaligem Muschelwerk; man muß mühsam suchen, die ersteren zusammenzufinden, und über der Arbeit entschwinden die Lust, der Genuß. Noch manch' andere wahre Dichter erheischen ein ähnliches Verfahren; Storm hat nur eine kleine Juwelensammlung in einem Kästchen aneinander gereiht, aber sie enthält lauter echte, feingeschliffene Steine. Der Beschauer ist im Zweifel, welcher ihn am meisten entzückt, fast immer der, den er gerade betrachtet. Es ist höchste Weisheit des Lyrikers, sich so zu beschränken, seine scheinbare Kargheit wird durch ihre Wirkung zum größten Reichtum.

Storms Gedichte bilden keinen Nachklang und besitzen keinen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Sie sind nur ihm eigen und so eigenartig, wie diejenigen Goethes und Heines. Die Zahl macht keinen Prüfstein des Wertes aus, und das in seiner Art Unübertroffene ist sich überall ebenbürtig. So reiht sich in unserm Nationalschatz der schmächtige Band Stormscher Gedichte denen jener beiden größten Lyriker des deutschen Volkes an."

Einiger seiner Lieder, insbesondere seiner politischen, that ich bereits Erwähnung und gab Proben derselben, seit 1864 hat er übrigens die politische Seite in seinen Gedichten nicht mehr anklingen lassen. Er selbst singt einmal:

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land!

Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand."

Es ist so, wie Jensen oben so schön sagt, und der Leser wird die liebevolle Schilderung verstehen, wenn er sich an Storms Gedichten erfreut und erquickt, die oft den warmen Ton des Volksliedes zu treffen wissen, so vor allem das schöne Lied im Immensee.

„Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt."

Storm hat ferner ein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" erscheinen lassen, eine vortreffliche Anthologie, in der That ein Hausbuch und Hausfreund im wahren Sinne des Wortes.

Die Hauptstärke Storms liegt jedoch in seinen Novellen, als Novellendichter ist er allgemein bekannt, und auf diese wollen wir jetzt näher eingehen.

In dem Büchlein „Sommergeschichten" waren die ersten seiner Novellen gesammelt, die uns den Dichter sogleich in seiner ganzen Eigenheit und Einfachheit zeigen. Storm ist ein Meister in Schilderungen kleinbürgerlichen Lebens, er zaubert Stimmungsbilder der anmutigsten Art mit seiner Feder hervor, schildert eine lang entschwundene Zeit und wählt oft zu seinen Helden und Heldinnen alte einsame Leute, welche die vergangene Zeit verkörpern und sie uns mit ihren bescheidenen Freuden vor Augen führen.

So sind die Erzählungen „Marthe und ihre Uhr" und noch gar viele andere beschaffen. In Marthe schildert er uns eine alte, einsame Jungfer, die beim Ticken der Uhr ihren Erinnerungen nachhängt. Im „Saal", der zweiten von seinen Novellen, läßt er uns einen Blick in das Leben einer Familie werfen, die den bessern Ständen angehört, und läßt das Großmütterchen die Geschichte ihrer sonnigen, glücklichen Jugend und ihrer Liebe erzählen. Beim Lesen dieser und ähnlicher Geschichten taucht der ganze Zauber vergangener Zeit vor uns auf, man meint Puder, Zopf, Reifrock und Schönheitspflästerchen zu sehen. In der dritten Novelle „Posthuma" ist die Sehnsucht nach einem begrabenen, verlorenen Glück das leitende Motiv; ein Thema, das Storm immer wieder mit Vorliebe, so noch in seiner neuesten Schöpfung, aufgenommen hat.

In den Sommergeschichten findet sich auch diejenige Erzählung, welche Storms Namen am populärsten gemacht hat, es ist die jetzt in

etwa 29 Auflagen erschienene Erzählung „Immensee". Auch hier läßt er den Helden Reinhardt seinen Erinnerungen nachhängen und schafft aus diesem Träumen, Sehnen und Wandeln in vergangener Zeit in vier Bildern die Erzählung.

Bilder von rührender Schilderung enthält die Novelle, das liebliche Kinderidyll Reinhardt und Elisabeth, die Pläne für die Zukunft bauen und ihr Glück in den Märchen suchen, sowie die prächtig gemalte Waldidylle. Dann muß Reinhardt, der angehende Botaniker, hinaus in die Welt; es folgt eine lebendige Schilderung des Treibens an der kleinen Universität, die prächtige Szene im Ratskeller mit den warm empfundenen Gestalten des Geigenspielers und des Harfenmädchens, die Heimkehr und der Abschied von Elisabeth; dann tritt die Wendung ein, die Verlobung der Heißgeliebten mit dem stillen verständigen Erich. Jahre sind vergangen, als Gast Erichs findet Reinhardt Elisabeth auf Immensee wieder, unwillkürlich entreißt er ihrem Munde das herbe Geständnis, daß sie ihn allein geliebt und nur dem Willen der Mutter Folge geleistet habe. Auf Nimmerwiedersehen scheidet Reinhardt von ihr. Das ist in kurzen Zügen der Gang dieser beliebtesten der Stormschen Erzählungen, der ich aber keineswegs die Palme unter seinen Novellen zuerkenne. Vor allem ist es keine fortlaufende Erzählung, sondern einzelne kostbare aneinander gereihte Perlen.

Die nächste seiner Novellen, „Ein grünes Blatt", ist unter dem Eindruck der schleswig-holsteinischen Bewegung geschrieben; eine einsame Kathe und ihre Umgebung ist die Handlung, zwei junge sich liebende Leute die handelnden Personen, denen sich der nur für seine Bienen lebende Großvater zugesellt. Der junge Mann läßt die Geliebte im Stich, um für die Heimatserde, für sein Heim, für seine Braut zu kämpfen, sie zu schützen und vor dem Tritt der Fremdlinge zu bewahren.

Noch zwei seiner Geschichten haben die tiefgehende Bewegung seiner Heimat zum Hintergrunde, die in Heiligenstadt 1863 und 1864 entstandenen Geschichten „Abseits" und „Unter dem Tannenbaum". In der ersten Erzählung hat ein alter Senator sich vor dem Übermut der Feinde mit den Seinen auf sein einsam gelegenes Gehöft zurückgezogen und erwartet dort mit Sehnsucht, aber auch mit Zuversicht die Befreiung des Landes; in der zweiten berichtet der Dichter selbst von seinen und der Seinen Empfindungen und Gefühlen am Christabend.

Wie bereits erwähnt, hat Storm in Potsdam nur drei Erzählungen geschaffen: „Angelica", „Im Sonnenschein" und „Wenn die Äpfel reif sind".

„Im Sonnenschein“ gleicht seiner früheren Novelle „Im Saal“; auch hier ist ein anmutiges Rokoko-Stimmungsbild, das seinen Ursprung in der eigenen Familie des Dichters hat. Rührend ist die Geschichte der Liebe zwischen Tante Fränzchen und dem stattlichen Offizier, die ihren traurigen Abschluß in der Trennung der beiden findet; still und einsam beschließt sie ihr Leben. In „Angelica“ ist wieder das Thema „Entsagung“, aber durch die Schuld des Helden, der zu schwach und unentschlossen ist, um sein Glück an sich zu fesseln. „Wenn die Äpfel reif sind“ ist in humoristischer Form gehalten, übrigens eine der wenigen unter Storms Erzählungen, die diesen Ton anschlägt.

Eine reichere Ausbeute gewährt die Heiligenstadter Zeit; ich erwähnte bereits, daß in ihr einige seiner schönsten Novellen entstanden. Es würde zu weit führen und den Raum der Zeitschrift überschreiten, wollte ich auf alle Erzählungen näher eingehen, ihre Schönheiten und Feinheiten hervorheben. Die hervorragendsten derselben sind „Auf dem Staatshof“, eine rührende Geschichte eines verwöhnten Patrizierkindes Anne Lene, die den Verfall ihres Hauses nicht überleben mag, und „Auf der Universität“ mit der lieblichen Tochter des Flickschneiders, Lenore Beauregard, die eine der prächtigsten Frauengestalten des Dichters ist. „Auf der Universität“ halte ich für die formvollendetste Novelle Storms; auch hier hat er Dichtung und Wahrheit miteinander verlebt, und die Schilderung des wüsten Studentenlebens trägt nur zu sehr den Stempel der Wahrscheinlichkeit.

Wie die beiden vorhergegangenen fällt auch die dritte Erzählung dieser Periode, „Drüben am Markt“, in das Gebiet der Resignationsnovelle, nur daß sie einen versöhnlichen Abschluß findet. Ganz anderer Art sind zwei andere Erzählungen, „Im Schloß“ und „Jenseits des Meeres“; in ihnen siegt die Liebe über Standesvorurteile und bittere Enttäuschungen. In „Späte Rosen“ und „Veronica“ behandelt er Motive des ehelichen Lebens; die letztere Novelle ist dadurch bemerkenswert, daß sie zeigt, wie Storm auch Meister in Schilderungen anderer Länder und Stämme Deutschlands, nicht bloß Schleswig-Holsteins, ist.

Wir wenden uns jetzt der dritten Periode Storms zu, die die Jahre 1867—80 umschließt und die fruchtbarste ist. In ihr entstanden die vielen reizenden Erzählungen, die zuerst zum größten Teil in Westermanns Monatsheften und Deutsche Rundschau veröffentlicht, ihn allgemein bekannt und zum Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes gemacht haben. Ich zähle nur die Namen „In St. Jürgen“, „Viola Tricolor“, „Pole Poppenspäler“, „Waldwinkel“, „Aquis submersus“, „Renat“, „Söhne des Senators“, „Carsten-Curator“ auf, die zu dem Schönsten gehören,

was in der modernen Novelle geschaffen ist. In „Viola Tricolor“ schildert er uns die Geschichte einer zweiten Ehe, das Leiden der zweiten Frau, die überall nur die erste loben und preisen hört und sich in schwerer Krankheit erst die volle Liebe des Gatten erringt.

Ein seltsames Motiv begegnet uns in der Erzählung „Waldwinkel“; ein alter Mann, der ein junges, frisches Leben an seine Einsamkeit fesseln will und es erleben muß, daß das junge Blut ihn verläßt und sein Glück in gleichaltriger Gesellschaft sucht.

Die Geschichte „In St. Jürgen“, welche die alte hochragende Kirche Husums zum Hintergrunde hat, ist eine Verherrlichung des Heimwehs, eine Geschichte, deren Grundmotiv das prächtige Volkslied ist:

Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Die handelnden Personen Agnes Hansen, die jahrelang auf den Jugendgeliebten Harre Jensen wartet, und dieser selbst gehören zu den prächtigsten Gestalten, die Storm geschaffen.

„Pole Poppenspäler“, ursprünglich für die „Deutsche Jugend“ geschrieben, ist eine der lieblichsten Schöpfungen Storms. Ein Handwerker heiratet eine Komödiantentochter und wird deshalb von seinen Mitbürgern über die Achsel angesehen und ihm der Name Pole Poppenspäler beigelegt. Wie für die Jugend geschaffen ist der erste Teil der Geschichte, die Eindrücke schildernd, welche eine Bühne auf das Kindergemüt ausübt; der Kasperl, die Kunstfigur des alten Puppenspielers, spielt im Verlauf der Geschichte eine große Rolle und verständnisvoll hat Storm das Schicksal seiner Helden mit der Figur verknüpft. Vorzüglich gelungen ist auch die Verbindung des nord- und süddeutschen Lebens, wie der neueste treffliche Biograph des Dichters, Schütze, treffend hervorhebt.

Neben Erzählungen aus dieser Zeit, wie beim „Vater Christian“, „Zwei Kuchenesser der alten Zeit“ und andern, die das Glück, den Frieden des Hauses atmen, stehen andere, welche die Zerstörung des Familienglücks behandeln; zu diesen zählen „Carsten Curator“, der „Herr Etatsrat“ und „Hans und Heinz Kirch“.

Die 1876 entstandene Novelle „Aquis submersus“ leitet die historischen Novellen ein, die auch Chroniknovellen bezeichnet werden; es ist dies ein Gebiet, das Storm besonders in den letzten Jahren mit Erfolg betreten hat. Es zählen dazu noch „Renate“, „Eekenhof“, „Chronik von Grieshuus“, „Ein Fest auf Haderslevhuus“; diese fünf Erzählungen sind auch in einer Gesamtausgabe unter dem Titel „Vor Zeiten“ erschienen.

„Aquis submersus“ ist neben der Novelle „Auf der Universität“ sein bestes Werk. Erich Schmidt, sowie Schütze halten es für die

großartigste unter seinen Novellen. Und in der That, es spricht eine erschütternde Tragik daraus, die Schuld der Eltern büßt das unschuldige Kind.

Von kleineren Erzählungen sind sonst noch in Husum entstanden: „Eine Malerarbeit“, „Eine Halligfahrt“, „Der Amtschirurgus“, „Heimkehr“, „Lena Wies“, „Draußen im Haidedorf“, „Von heut und ehedem“, „Ein stiller Musikant“, die liebliche Novelle „Psyche“, „Im Nachbarhause links“, „Zur Wald- und Wasserfreude“, „Im Brauerhause“ und „Von Kindern und Katzen“.

Wie bereits bemerkt, fallen einige der historischen Novellen, sowie der „Herr Etatsrat“ und „Hans und Heinz Kirch“, bereits in die Hademarscher Zeit. „Der Herr Etatsrat“ ist die herbste der Stormschen Novellen, auch „Hans und Heinz Kirch“ und „John Ries“ sind tief tragisch, in der letzten Geschichte ist das Problem der Vererbung behandelt. In fieberhafte Spannung versetzt uns die Novelle „Schweigen“. Ein junger Mann hat seiner Frau verschwiegen, daß er einst einen Anfall von Geisteskrankheit gehabt hat; dies unselige Schweigen peinigt ihn und er will sich den Tod geben; doch wird eine glückliche Wendung herbeigeführt und Friede und Glück herrscht in der jungen Ehe.

Zu Storms besten Schöpfungen gehört „Bötjer Basch“, eine Verherrlichung des Lebens und Treibens kleinbürgerlicher Leute, mit reizenden Kinderszenen, tiefernsten und heiteren Momenten.

Weniger befriedigt die Geschichte „Es waren zwei Königskinder“, die einen unbefriedigten Abschluß findet.

Die neuesten Novellen des greisen Dichters betiteln sich: „Ein Doppelgänger“ und „Ein Bekenntnis“. Der frühere Sträfling John Glückstadt oder Hansen gehört zu seinen besten Gestalten. Auch hier wirft die Zuchthausstrafe einen Schatten auf das Glück des Menschen, der Makel an der Vergangenheit führt das Ende des Unglücklichen herbei, der sich stets mit dem Gedanken trägt „Wie finde ich meine verlorene Ehre wieder“. Von der Welt zurückgestoßen, fehlen ihm die Mittel, sein Kind zu ernähren; im Begriff, solche, ob nun ehrlich oder unehrlich, aufzutreiben, findet er den Tod.

Die im Herbst erschienene neueste Novelle „Ein Bekenntnis“ ist das traurige Schicksal eines tüchtigen Arztes, der, um die Leiden seines geliebten, hoffnungslos darnieder liegenden Weibes zu verkürzen, denselben durch Gift ein Ende macht und später die Entdeckung macht, daß er sie in dieser Krisis hätte retten können. Wie soeben bekannt wird, tritt der Dichter bald mit einer neuen Schöpfung „Der Schimmelreiter“ hervor.

Ich stehe am Schluß. Es hätte zu weit geführt, die einzelnen Werke

genau durchzugehen, ihren Inhalt wiederzugeben. Storms Erzählungen müssen gelesen werden, denn es hält schwer, ihnen in einer solchen Weise gerecht zu werden, wie es der leider zu früh verstorbene Dr. Schütze in seinem bereits aufgeführten Werke, wie es Erich Schmidt in seinen Charakteristiken verstanden hat.

Storms Erzählungen verdienen gelesen zu werden, und nicht nur flüchtig einmal, sondern immer und immer wieder, sie müssen ein Hausschatz der Familie werden, denn manchen werden sie in stillen Stunden eine Herzensfreude bereiten.

„Schleswig-Holstein", von dem der Spruch geht „Holsatia non cantat", ist nicht reich an Dichtern, aber diejenigen, welche es hervorgebracht, zählen zu den besten des deutschen Volkes; ihre Klänge sind wahr, echt, bieder und treu, wie das Land, welches sie erzeugt hat.

G. E. Lessing und J. J. Ch. Bode als Buchhändler.

Von

Rich. Jul. George.

Eine Erscheinung, welche für die gesamten buchhändlerischen und litterarischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts charakteristisch ist und welche uns in den Biographien der großen Geistesheroen desselben entgegentritt, ist das den letzteren fast ohne Ausnahme gemeinsame Streben nach Selbstverlag, nach Befreiung von den Fesseln des Buchhandels. Jung Goethe ließ 1773 seinen „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ im Verein mit Merck im Selbstverlage erscheinen und geriet in Verlegenheit, wie er die Papier-Rechnung bezahlen sollte, da die Nachdrucker sich die für sie kostenlose Ausbreitung seines Ruhmes angelegen sein ließen. Klopstock, der Dichter des Messias, veröffentlichte in demselben Jahre die „deutsche Gelehrtenrepublik“, eine Schrift, in welcher er mit breiter Ausführlichkeit für die Vereinigung sämtlicher Schriftsteller und Dichter Deutschlands zur Ermöglichung des Selbstverlages eintrat; zu den Bewunderern dieser Schrift gehörte auch Goethe. Herder schimpft in seinem Briefe an seinen Verleger Hartknoch so stark auf die bösen Buchhändler, die dem Gelehrten den letzten Bissen aus dem Munde reißen, daß man die Liebe, Herzensgüte und Milde, in denen uns sein Wesen sonst erscheint, nicht zu erkennen vermag. Wieland lag sein ganzes Leben hindurch im Kriege mit seinen Verlegern, machte mit dem Selbstverlage die traurigsten Erfahrungen und fand erst in seinem letzten Verleger Göschen den „Freund und Gönner“; auch Schiller griff bei den „Räubern“ (1781) zum Selbstverlage und stürzte sich durch denselben in Schulden.

Am ernstesten nahm jedoch Lessing die Sache in die Hand, und da die Art und Weise, wie er sie ausführte, charakteristisch für sein ganzes Wesen ist und auf die damaligen litterarischen und buchhändlerischen Zustände interessante Schlüsse gestattet, so glauben wir auf das Interesse der Leser rechnen zu dürfen, wenn wir näher auf die buchhändlerische Thätigkeit Lessings eingehen.

Der Dichter der „Minna“ hatte, wie wir bald sehen werden, über den Buchhandel ganz eigenartige Ansichten, von denen er ebenso wenig abließ, wie sein Freund und Geschäftsgenosse Joh. Joach. Christoph Bode (geb. am 16. Januar 1730 in Braunschweig).

Bode ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen der Schriftstellerwelt des vorigen Jahrhunderts; er war, um mit Hettner zu reden („allgem. Biographie“) „weder in der Wissenschaft noch in der Dichtung von selbständiger Schöpferkraft; trotzdem ist er durch seinen edlen, warmen Eifer für die höchsten Zwecke der Menschheit, durch seine feinsinnigen Übersetzungen fremder Litteraturwerke einer der achtenswertesten Vorkämpfer und Verbreiter deutscher Aufklärungsbestrebungen des 18. Jahrhunderts geworden.“

Bode, welcher sich als Übersetzer der englischen Humoristen Sterne, Goldsmith, Smollet dauernd einen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte erworben, hatte vom Schicksal einen eigenartigen Entwicklungsgang vorgezeichnet erhalten, und da dieser den Schlüssel zu seinem vom reinsten Idealismus durchglühten Gebahren als Buchhändler in sich birgt, so können wir nicht umhin, einen Blick auf seinen Lebensgang zu werfen.

Geboren als Sohn eines Tagelöhners, zeigte Bode in frühster Jugend Neigung und Anlage zur Musik; man gab ihn daher zu einem Stadtmusikus in die Lehre. Mit dem 20. Jahre ging er nach Helmstädt, wo er neben der Vervollkommnung in seiner Kunst noch Gelegenheit und Zeit fand, mit unermüdlichem Eifer französisch, englisch und italienisch zu treiben. Diese Sprachstudien setzte er fort, als er 1752 nach Celle als hannöverischer Regiments-Musikus ging. Bode hatte die Thorheit begangen, sich sehr früh zu verheiraten. Seine Frau paßte jedoch nicht für ihn, so daß ihr Tod ein Glück war.

Im Besitz einer vortrefflichen allgemeinen Bildung und umfangreicher Sprachkenntnisse wandte sich Bode 1757 nach Hamburg, wo er Musik- und Sprach-Unterricht erteilte. Acht Jahre war er bereits dort, als das Glück ihm lächelte und ihm eine seiner Schülerinnen, Simonette Tann, selbst die Hand anbot. Durch sie wurde er Besitzer eines ansehnlichen Vermögens; leider verlor er seine Frau bald durch einen Sturz vom Pferde und da er bei ihrem Tode zu Gunsten ihrer Verwandten auf den größten Teil des Vermögens verzichtete, blieben ihm nur noch 16000 Thaler.

Diese Summe benutzte Bode, um eine Buchdruckerei anzulegen, mit der er bald darauf eine Verlagshandlung verband. Die Gründung der ersteren erfolgte 1767; sie hatte zunächst die engsten Beziehungen zu dem damals unter Vorsitz von Seyler, Tyllemann und Bubbers ins Leben gerufenen Hamburger National-Theater, für dessen Bedürfnis sie

Theaterzettel, Flugblätter, Theaterstücke und Kritiken drucken sollte. An das Hamburger National-Theater wurde nun Lessing als Dichter und Dramaturg berufen; er traf April 1767 an seinem neuen Wirkungsorte ein. Die litterarische und kritische Thätigkeit, welche er daselbst als Schöpfer der „Hamburgischen Dramaturgie" entfaltete, gehört der Litteraturgeschichte an; uns interessiert hier nur, daß er sich bald nach seiner Ankunft mit Bode associierte, indem er einen förmlichen Vertrag mit ihm auf Schaden und Vorteil zu gleichen Teilen abschloß.

Auf den Gedanken, eine Verlagshandlung mit der Buchdruckerei zu verbinden, ist Bode wahrscheinlich dadurch gebracht worden, daß er sich 1768 wieder verheiratete und zwar mit einer Tochter des Buchhändlers Bohn; hierzu kam, daß er mit Klopstock, Gerstenberg, Alberti, Basedow, Zachariä freundschaftliche Verbindungen hatte, welche auf eine kräftige Beförderung seiner Verlagsthätigkeit hoffen ließen.

Der weitere Verlauf der Unternehmung erhellt sich aus dem Briefwechsel Lessings mit Nicolai, in welchem der letztere mit der ihm eignen Gründlichkeit in zahlreichen Noten sich über den Gegenstand ausläßt. Interessant ist zunächst sein Urteil über Bode. „Er war ein vortrefflicher Mann, hatte aber die Buchdruckerei nicht gelernt und also von der Art, wie man sie mit Vorteil betreiben muß, nicht ganz richtige Begriffe. Auch vom Buchhandel verstand er nichts. Ebenso verhielt sich die Sache mit Lessing, der von kaufmännischen Prinzipien keine Ahnung hatte." Lessing dachte sich den Geschäftsgang der Firma Bode & Co. folgendermaßen:

1) Sie wollten die Bücher, welche sie verlegten, nicht, wie dies damals üblich war, selbst auf den Messen verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe mit 20% Rabatt an einen Buchhändler verkaufen, welcher über die Summe Wechsel, auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben sollte.

2) Sie wollten nichts als die Werke der besten deutschen Schriftsteller drucken und diese sollten in einem Journale („deutsches Museum") erscheinen, wovon in jeder Messe zwei oder mehr Bände herauskommen sollten.

Lessing fragte Nicolai, wie er über die Angelegenheit denke. Dieser, dem niemand das Prädikat eines erfahrenen Buchhändlers versagen wird, antwortete, es würden sich auf die von Lessing beabsichtigte Weise keine soliden Abnehmer für die Verlagsartikel finden. Ehrenhafte Buchhändler würden den Verlag nicht kaufen wollen und können, den andere nach ihren Ideen hatten drucken lassen. Lessing würde daher nur unsolide Leute zu Abnehmern finden, welche die Wechsel nicht einlösen würden. Außerdem betonte er, daß diejenigen Schriftsteller, welche der Gelehrte und der

Mann von Geschmack und Bildung für die besten erkennt, für den Buchhändler, was den Absatz anbetrifft, oft die schlechtesten seien — ein Satz, der auch noch für die Gegenwart gilt.

Die Zukunft sollte lehren, wie sehr Nicolai mit seinem Bedenken recht hatte. Lessing hörte jedoch auf die Warnungen und Mahnungen seines erfahrenen Freundes nicht und war um das Gelingen seiner kaufmännischen Unternehmung, in die er den Erlös für die kostbare Bibliothek gesteckt, welche er in Breslau gesammelt hatte, nicht besorgt. So schrieb er am 2. Februar 1768 aus Hamburg an seinen Berliner Freund: „Für das Unternehmen sollen Sie nun wohl Respekt bekommen; nachdem wir Klopstocks Hermann, dessen Oden und Abhandlungen über das Silbenmaß der Alten, Gerstenbergs Ugellino, ein Lustspiel von Zachariä, und ich weiß selbst nicht wieviel schöne andere Sachen, dazu erhalten haben. Wir werden uns bald also mit unserm Journal vor keiner Bibliothek der Welt zu fürchten haben."

Die „Briefe antiquarischen Inhalts" (1768 und 1769), in welchen Lessing den Halleschen Professor Chr. A. Klotz für die frechen Angriffe züchtigte, die er gegen seine kritische Thätigkeit erhoben hatte, ließ der Dichter der „Minna" bei Nicolai erscheinen, wodurch er seiner eignen Handlung eigentlich ein Mißtrauensvotum erteilte; gedruckt wurden sie jedoch bei Bode & Co.; die Art wie dies vollführt wurde, geht aus folgendem Briefe Nicolais (vom 9. August 1768) hervor:

„Aber was hat Ihr Buchdrucker gemacht, daß er die Signaturen (A. B. C.) unter den Bogen weggelassen! das ist etwas Unerhörtes! Glauben Sie, daß dies mir große Konfusion und wirklichen Schaden machen wird; denn weil das Buch nicht ordentlich kann kollationiert werden, so werde ich beständig Defekte aufzusuchen haben."

Darauf antwortete Lessing nach einigen Tagen (unterm 27. August) ganz gemütlich, daß sie auf seine Anordnung weggelassen seien. „Wozu der Bettel, der das Viereck der Kolumnen so schädlich verstellt? da ist der Kustos, da sind die Pagina, der Kolumnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das ist noch nicht genug, die Bogen zusammenzufinden?"

Die Folgezeit lehrte überhaupt, daß bei Bode & Co. nette Zustände herrschten. Aus der Druckerei gelangten Korrekturen und Aushängebogen in Klotz' Hände, wodurch Lessing sich und seinen Verleger schädigte. Die fixe Idee, das Papier zu den „Briefen antiquarischen Inhalts" aus Italien zu beziehen, gefährdete den Druck des zweiten Teiles derselben ernstlich. Der italienische Vorrat war nämlich zu Klopstocks „Bardiet" verbraucht, und nun stand man ratlos da, weil die Bezugsquelle eine viel zu entfernte war, um rechtzeitig genügendes Material herbeizuschaffen.

Nicolai drang darauf, daß die Briefe auf ähnlichem deutschen Papier weiter gedruckt werden sollten, was dann auch geschah. Auf diese Weise verteuerten und erschwerten sich Lessing und Bode das Geschäft und bewiesen beide, daß sie kaufmännische Einsicht absolut nicht besäßen.

Dies zeigte sich namentlich in den eigentümlichen Grundsätzen, welche sie bei der Expedition des Hauptwerkes ihres Verlages, der „Hamburgischen Dramaturgie“ zur Anwendung brachten. Die geographische Lage Hamburgs brachte es wohl mit sich, daß ein Werk, nach welchem in ganz Deutschland eine so starke Nachfrage war, in Leipzig, der Metropole des deutschen Buchhandels, ausgeliefert werden mußte. Hiergegen sträubten sich Lessing und Bode mit der ihnen eignen Hartnäckigkeit, was Nicolai und Bodes Schwiegervater auch reden mochten. Da sich, wie Nicolai richtig vorausgesagt, kein solider Buchhändler zur Abnahme der ganzen Auflage bereit fand, wurde die „Hamburgische Dramaturgie“ nur am Verlagsorte expediert und zwar direkt per Post — ein Lieferungsmodus, der umständlich, langsam und kostspielig zugleich war. Lessing hielt die Leipziger Messen, die für den damaligen Buchhandel von eingreifendster Bedeutung waren, und alles, was an den regulären Buchhandel erinnerte, für überflüssig, da nun außerdem die Expedition in Hamburg sehr lasch und bummelig gehandhabt wurde, so kam es, daß man oft wochenlang auf ein Exemplar der „Hamburgischen Dramaturgie“ warten mußte. Nichts war daher natürlicher, als daß sich das Nachdruckergesindel der Sache annahm. Zur Michaelis-Messe 1768 brachte die Firma Dodsley & Co. in Leipzig Nachdrucks-Exemplare auf den Büchermarkt, welche reißenden Absatz fanden, da sie billiger waren, wenn sie auch nicht die kostbaren Vignetten, die roten Umrandungen enthielten, durch die sich Bode & Co., welche sich auf diese und ähnliche Schnurrpfeifereien kaprizierten, das Druckgeschäft zu einem uneinträglichen machten.

Die Firma Dodsley & Co. bestand eigentlich nur in der Idee; sie war fingiert worden von E. B. Schwickert, einem Buchhandlungsgehilfen, der damals in der Dykschen Buchhandlung thätig war und sich später in Leipzig als Verleger etablierte. Schwickert hatte sogar die Frechheit, ein buchhändlerisches Zirkular, in dem er dem Selbstverlage einen systematischen Nachdruck ankündigte. Dieses Schriftstück, welches einen Lessing in Harnisch brachte, verdient wohl, als ein Kuriosum hier im Wortlaute mitgeteilt zu werden.

„Nachricht an die Herren Buchhändler.“

Wir haben uns mit Beihilfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denenjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen (wie es zum Exempel die neu auf-

gerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere), das Selbstverlegen zu verwehren und ihnen ohne Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise allezeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretenen Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachteil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zur Unterstützung dieses Vorhabens eine Kasse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geldes bereits eingelegt, mit Bitte ihre Namen vorerst nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Kasse desgleichen und ersuchen auch unsern Verlag bestens zu rekommandieren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers anbetrifft, so werden wir der ersten nichts nachgeben, übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler achtzugeben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu stören anfange. So viel versichern wir sowohl als die noch zutretenden Herren Mit-Kollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam sein, sobald jemandem von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zufügen, sondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von allen Arten des Nachdruckes in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch geringer verkaufen zu sehen. Denjenigen Herren Buchhändlern aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Kasse eine ansehnliche Vergütung widerfahren zu lassen nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihilfe gutgesinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Ostermessen selbst nach Leipzig, wo nicht, werden wir doch desfalls Kommission geben. Wir empfehlen uns deren guten Gesinnungen und verbleiben deren getreuen Mit-Kollegen, J. Dodsley & Compagnie.

Niemals ist wohl ein buchhändlerisches Zirkular in die Welt gesandt worden, welches mit größerem Pathos größerem Schwindel ausposaunt hat. Kein Mensch wußte anfangs, wer hinter der verkappten Firma eigentlich stecke, und Lessing nahm den Inhalt des Zirkulars wirklich auf Treu und Glauben hin und dachte, es hätte sich wirklich in Leipzig ein

buchhändlerischer Verein gebildet, um den Gelehrten das Selbstverlegen zur Unmöglichkeit zu machen. Das war ihm denn doch ein bischen zu stark, und er konnte nicht umhin, seine „Hamburgische Dramaturgie“ mit einem geharnischten Protest gegen die bösen, arroganten Buchhändler zu schließen. „Wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben?“ fragt er daselbst. „Um ein paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt? das möchte sein, wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbstverlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihrem wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbstverlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten sein? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigentümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung. Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden lernt, der auch weiter nichts kann als Packete zu binden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließlichen Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Verteidigung beifügen, werde ich ihnen nicht verdenken, wenn anders eine Verteidigung möglich ist. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten abfassen lassen, der klein genug sein kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, in welchem sie wollen, selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache.“

Dieser im kraftvollsten Lessing-Stil abgefaßte Protest enthält neben vielem Zutreffenden auch gänzlich Unzutreffendes. Daß Lessing den buchhändlerischen Beruf als die Kunst, Packete zu binden, hinstellte, dürfen wir ihm nicht übelnehmen, wenn wir die Erregung berücksichtigen, die ihn beim Niederschreiben obiger Zeilen beherrschte. Die engen Beziehungen, in denen er zu Nicolai stand, seine durchdringende Verstandesschärfe, die traurigen Erfahrungen, die er selbst als Buchhändler gesammelt, mußten ihm in Stunden ruhiger Überlegung sagen, daß die Aufgaben, welche an

den Buchhändler herantreten, doch wesentlich anderer Natur sind. Lessing schrieb aber in momentaner Kurzsichtigkeit das Mißlingen seiner Unternehmung mit Bode nicht der buchhändlerischen Unfähigkeit der beiden Unternehmer, sondern buchhändlerischer Intrigue zu. Brotneid und engherziger Kastengeist hatten nach seiner Überzeugung ihm und Bode überall ein Bein gestellt und er glaubte, wie gesagt, wirklich an die Konstituierung eines Vereins, wie ihn die verkappte Firma schilderte. An der Spitze desselben vermutete er Ph. E. Reich, Mitbesitzer der Weidmannschen Buchhandlung, welcher sich damals als Diktator des Buchhandels gebärdete. Wie unrecht er diesem Manne jedoch that, mit dem er früher in Differenzen geraten war, geht aus der Thatsache hervor, daß Reich beim Oberkonsistorium Schritte that zur Unterdrückung des Nachdrucks der Dramaturgie in Sachsen, und daß er die Wittwe Dyk veranlaßte, Schwickert zu kündigen, wodurch die Firma Dodsley & Co. von der Welt verschwand.

Die Erregung Lessings über den Nachdruck von Dodsley & Co. tritt uns auch in seinem Briefwechsel mit Nicolai entgegen; letzterer hatte in seiner Bibliothek einen Artikel gegen die fingierte Firma vom Stapel gelassen und schrieb inbezug auf denselben unterm 24. Oktober 1769 an seinen berühmten Freund: „Der Aufsatz wider Dodsley hat eine gute Wirkung gehabt. Die verkappten Dodsley müssen sich schämen, wofern sich dergleichen verkappte Schleicher noch schämen können. Die andern Buchhändler haben mir Beifall gegeben und Reich hat den Bogen aus der Bibliothek nach Dresden ans Oberkonsistorium geschickt, damit dem Nachdruck in Sachsen gesteuert werde.“

Hierauf antwortete Lessing am 30. Oktober 1769: „Daß Sie den Nachdruck der Dramaturgie mißbilligen und meine Partei gegen Schurken nehmen würden, die mich bestohlen haben und gleichwohl mich noch turlipinieren zu dürfen glauben, daran habe ich nie gezweifelt, und ich muß Ihnen danken für die Art, wie Sie es thun wollen. In einigen Stücken bin ich indes Ihrer Meinung nicht, und Sie haben Verschiedenes avancirt, was mit Ihrer Erlaubnis ganz falsch ist; z. B. in Frankreich kann ein Gelehrter, was er für seine Kosten hat drucken lassen, durch die Kolporteurs verkaufen und vertrödeln lassen, wie er will. Es bedarf der Vermittelung eines Buchhändlers gar nicht. Freilich darf er keinen offenen Laden haben, ohne dafür zu bezahlen; aber den will auch der Gelehrte nicht. Der Gelehrte will nichts als das Recht seine Produkte unmittelbar verkaufen zu dürfen. Übrigens suchen Sie mir es doch nur ja nicht auszureden, daß Reich und mehrere Buchhändler, wenn schon nicht unter der Com-

pagnie von Dodsley begriffen, dennoch für ihre Unternehmungen, den Gelehrten den Selbstdruck zu verleiden, sehr wohl gesinnt sind.

Als Dodsley & Co. durch ihren Nachdruck der Dramaturgie Lessing das Leben verbitterten, hatte dieser dem Buchhandel übrigens schon viele Monate entsagt; bereits am 28. September 1767 hatte er an Nicolai geschrieben: „Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt, und nichts in der Welt kann mich hier länger halten.“ Um jene Zeit hatte Lessing den Vertrag mit Bode gekündigt, so daß er sich Neujahr 1768 ganz von dem Unternehmen zurückziehen konnte.

Die Firma Bode & Co. ließ einige bessere Werke erscheinen, wie Gerstenbergs „Ugolino“, Klopstocks „Hermannsschlacht“, „Bardiet“. Das geplante Journal „Deutsches Museum“, auf welches Lessing so große Hoffnungen gesetzt hatte, wie sein Brief an Nicolai zeigt, ist nie zustande gekommen. Eigentümlich ist es, daß Bode eines seiner besten Werke, seine Übersetzung von Sternes „Yoriks empfindsame Reisen“ (4 Bde., 1768/69) im Verlage von Cramer in Bremen erscheinen ließ, während er den Druck selbst ausführte. Von 1772 an übernahm er Druck und Verlag des „Wandsbecker Boten.“ Bodes Übersetzung von Smollets „Humphrey Klinkers Reisen“ erschien ebenfalls bei Weidmann und Reich in Leipzig, während er „Tristram Schandy“ (1774, 9 Bdchen.) und Goldsmith „Dorfprediger von Wakefield“ im eignen Verlage erscheinen ließ. Erwähnung verdient von demselben ferner die erste Ausgabe von Bahrdts Übersetzung des neuen Testamentes.

Nach Lessings Rücktritt mühte sich Bode noch ein volles Jahrzehnt als Buchhändler und Buchdrucker ab; sein Buchhandel brachte ihn jedoch mehr rück- als vorwärts und sagte ihm längst nicht mehr zu. Er ging daher im Jahre 1778 als Geschäftsführer der Witwe des Staatsministers von Bernstorf nach Weimar. Die Druckerei überließ er unter sehr günstigen Bedingungen seinem Setzer Michaelsen, während ein großer Teil des Verlages an G. J. Göschen überging, dessen Firma damals gerade im Aufblühen begriffen war. —

So endigte ein buchhändlerisches Unternehmen, an dem zwei der edelsten Geister des vorigen Jahrhunderts beteiligt waren. Als Bode von demselben zurücktrat, weilte Lessing schon seit neun Jahren in Wolfenbüttel als Bibliothekar, wo er dem deutschen Volke in „Nathan dem Weisen“ ein unsterbliches Meisterwerk schenken sollte. Bode überlebte den großen Reformator der deutschen Litteratur um eine Reihe von Jahren. Er widmete den Rest seines Lebens ganz seinen freimaurerischen Bestrebungen und der Litteratur und starb in Weimar am 13. Dezember 1792, nachdem er noch zahlreiche Übersetzungen veröffentlicht hatte.

Vom englischen Buchhandel.

Ein Rückblick auf einige hervorragendere litterarische Erscheinungen und buchhändlerische Ereignisse des Jahres 1887.

Von

Ed. Ackermann.

Wenn auch die Statistik eine nicht unbedeutende Zunahme der im verflossenen Jahre in England erschienenen Druckwerke gegen das Vorjahr aufweist — 1887 erschienen an neuen Büchern im ganzen 4410, an neuen Auflagen 1276, gegen 3984 bezw. 1226 in 1886, so hielt damit die Bedeutung der erschienenen Werke kaum gleichen Schritt und das Jahr 1887 bezeichnet eher einen Stillstand als eine Epoche in der englischen Litteratur. Lord Tennyson, der greise Dichterfürst, ruhte während des letzten Jahres auf seinen Lorbeeren aus, ohne uns eine neue Schöpfung seiner Muse zu geben. Von Robert Browning erschienen die bizarren, darum aber doch nicht der diesem geistvollen Dichter eigenen Lebendigkeit und Tiefe entbehrenden „Parleyings with Certain People of Importance in their Day.“ Lord Lytton, der Sohn des großen Bulwer, veröffentlichte einen Band „Legends and other Poems.“ Von Swinbourne erschien kein selbständiges Buch; nur einige in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Gedichte zeigten, daß seine Muse nicht ganz verstummt ist. Edwin Arnold, der geniale Dichter des „Light of Asia“ veröffentlichte einen Band morgenländischer Gedichte; William Morris eine neue Übersetzung des Homer, und R. L. Stevenson, dessen phantasiereiche Erzählungen ihn längst zu einem der beliebtesten und meist gelesenen Novellisten gemacht haben, betrat zum erstenmale mit seinem ersten Band Gedichte das Gebiet der Poesie mit nicht weniger Erfolg.

Auf dem Gebiete der Novellistik ist vor allem Rider Hagard zu nennen, dessen merkwürdige Romane „King Solomon's Mines“, „She“, „Jess“, „Dawn“, „Allan Quatermain“ u. a. einen fast unerklärlichen Erfolg hatten. Nach ihm ist Robert Louis Stevenson zu erwähnen mit seinen Romanen „Merry Men“, „The Strange Adventure of Dr. Jeckyll and Mr. Hyde“ und seinen Novellen. Wilkie Collins veröffentlichte

„Little Novels“; Wm. Black den Roman „Sabrina Zembra“; Thomas Hardy: „The Woodlanders“; und R. D. Blackmore den historischen Roman „Springhaven“, dessen Handlung in die Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges gelegt ist. Von Marion Crawford, dem berühmten Verfasser von „Zoroaster“ und „Dr. Isaacs“ haben wir die bedeutenden Romane „Marzio's Crucifix“ und „Saracinesca“; von Edua Lyall: „Knight Errant“; von Baring-Gould die Romane „Red Spider“, „The Gaverocks“ und „Richard Cable“ und von Grand Allen: „Beckoning Hand“.

Ist unter den erwähnten Werken kaum eines von besonderer Bedeutung, so ist die englische Litteratur der Biographie und Geschichte um verschiedene desto hervorragendere Werke bereichert worden, und zwar sind besonders zu erwähnen: Dowdens Shelley-Biographie, Colvins „Keats“ und Calbots „Life of Ralph Waldo Emerson“, 2 Bde., 18 sh. (Macmillan). Vor allem aber dürfen wir nicht versäumen, aufs neue das großartige Nationalwerk mit aufzuführen: „Dictionary of National Biography“ unter der fähigen Redaktion von Leslie Stephen (Verlag von Smith, Elder & Co.), von dem bereits 13 Bände (à 12 sh. 6 d.) erschienen sind und dessen XIII. Bd., die Namen Craik bis Damer enthaltend, am 5. Januar d. J. ausgegeben wurde. Bd. XIV erscheint am 26. März d. J. und die folgenden Bände wie bisher in regelmäßigen Zwischenräumen von je 3 Monaten.

Anläßlich des päpstlichen Jubiläums erschien im Verlage von S. Low & Co. eine vortrefflich ausgestattete wertvolle Biographie: „Leo XIII. By Bernard O'Reilly D. D., L. D. Laval“ zum Preise von 25 sh. und dasselbe in Prachtausgabe auf Handpapier zum Preise von 63 sh.

Eine neue Sammlung von Biographien, ein Konkurrenz-Unternehmen zu der bei Macmillan & Co. erschienenen und von Morley herausgegebenen vortrefflichen und populären Sammlung: „English Men of Letters“ in Bänden zu 2 sh. 6 d. bezw. 1 sh. 6 d., gab der besonders in billigen Sammlungen so produktive junge Verlag von Walter Scott, 24 Warwick Lane, London E. C. heraus unter dem Titel: Great Writers. A new Series of Critical Biographies. Ed. by Professor E. S. Robertson, in monatlichen Bänden zu nur 1 sh. Erschienen sind hiervon bis jetzt: „Life of Longfellow.“ By Professor Eric S. Robertson. „Life of Coleridge.“ By Hall Caine. „Life of Dickens.“ By Frank T. Marzials. „Life of Dante Gabriel Rossetti.“ By Joseph Knight. „Life of Samuel Johnson.“ By Colonel F. Grant. „Life of Darwin.“ By G. T. Bettany. „Life of Charlotte Brontë.“ By Augustine Birrell. „Life of Thomas Carlyle.“ By Richard Garnett, LL. D. „Life of Adam Smith.

By R. B. Haldane, M.P. „Life of Keats.“ By W. Michael Rossetti. „Life of Shelley.“ By William Sharp. „Life of Smollett.“ By David Hannay. „Life of Goldsmith.“ By Austin Dobson.

Der thatsächliche Erfolg dieser, sowie der zahlreichen anderen in jüngster Zeit mehr und mehr überhandnehmenden Sammlungen billiger Uniformausgaben von Werken auf fast allen Gebieten der Litteratur, widerlegt auch in England, wie bei uns in Deutschland, alle die schwarzseherischen und ängstlichen Zweifler, wozu auch das „Publisher's Circular“ gehört, welche „billige Bücher“ für ein Unglück und den Buchhandel schädigend halten, während doch der Beweis geliefert ist, daß die Kauflust nur gesteigert wird und billige Preise das Büchersammeln, d. h. die Anlegung von Hausbibliotheken nur anregen und fördern können.

Eine Flut mehr oder minder bedeutender biographischer, historischer und anderer Gelegenheitswerke veranlaßte das vorjährige 50jährige Regierungs-Jubiläum der Königin Victoria. Als eines der hervorragendsten ist zu nennen: „The Reign of Queen Victoria.“ Von F. Humphrey Ward (S. Low & Co), 2 Bde., 32 sh., an dem die berufensten Federn mitgearbeitet haben. Aus dem wertvollen Inhalt nennen wir: The Army von Lord Wolseley; The Navy von Lord Brassey; India von Sir H. S. Maine; Ireland von Sir H. Blennerhassett; Schools von Matthew Arnold; Science von Professor Huxley; Literature von Dr. R. Garnett; Music von Walter Parratt; The Theatre von W. Archer 2c. 2c.

Ein anderes, noch besonders erwähnenswertes Jubiläumswerk erschien im Verlag der Religious Tract Society in London unter dem Titel: „Victoria. Her Life and Reign.“ Von Dr. Macaulay (dem Herausgeber der Zeitschrift „Leisure Hour“), geb. m. G., Preis 10 sh. 6 d. Dieses mit 5 Porträts der Königin und 60 Illustrationen schön ausgestattete Werk enthält nicht nur eine vortrefflich geschriebene Biographie der Königin Victoria, sondern giebt auch eine ausgezeichnete Schilderung der staatlichen und geistigen Entwickelung Englands unter ihrer segensreichen Regierung. Nicht nur als Jubiläumsschrift, sondern auch als Geschenkwerk wird dasselbe dauernden Wert behalten.

Auch die Firma Longmans & Co. blieb natürlich nicht hinter anderen Verlegern in der Veröffentlichung gediegener Jubiläumswerke zurück und als ein solches ist der unlängst erschienene dritte Teil der „Greville Memoirs“ zu nennen, unter dem Titel: „A Journal of the Reign of Queen Victoria from 1852 to 1860.“ By the late Charles C. F. Greville. Clerk of the Council. 2 Bde., 24 sh. Derselbe bildet den Schluß des wichtigen und bedeutenden Werkes.

Unter den historischen Werken sind sodann noch zu nennen: „Captain

Trotter's History of India under Queen Victoria": der erste Band von Gardiners großer „History of the Civil War"; der fünfte und sechste Band von Leckys „History of England in the XVIII. Century"; der dritte und vierte Band von Creightons „History of the Papacy during the Period of the Reformation"; Dr. E. A. Freemans Vorträge „The Chief Periods of Europaean History"; Dr. Wm. Stubbs' „Lectures on the Study of Mediaeval and Modern History"; Zerffis „Studies int he Science of General History". Vol. I, Ancient History. 12 sh. 6 d. u. v. a.

Auch an neuen „Periodicals" gab uns das verflossene Jahr verschiedene; vor allem ist hier zu nennen: Murray's Magazine in Monatsheften à 1 sh. (Verlag von John Murray in London).

Das Projekt zu diesem Unternehmen datiert vom 31. Dezember 1817 (ist also nicht weniger als 70 Jahre alt, ehe es zur Thatsache wurde), unter welchem Datum der Verleger John Murray an den Dichter Thomas Moore schrieb, daß er beabsichtige, „to commence a journal (monthly), to comprise all subjects of literature and its varieties, and to exclude totally, as will be stated in the advertisement — Politics."

Schon der Name des Verlegers und seine alten Verbindungen mit den ersten englischen Schriftstellern seit Anfang dieses Jahrhunderts sicherten dem Unternehmen von vornherein einen ganz außerordentlichen Erfolg und den hat es sich in der That auch bereits errungen. Die bis jetzt erschienenen Hefte bieten dem ernsten Leser eine Fülle des Wertvollen und Interessanten, so daß man fast jetzt schon sagen kann, es nimmt den ersten Platz unter den englischen litterarischen und kritischen Monatsschriften ein.

Eine andere wichtige ist die längst erwartete und im letzten Jahre endlich zur Thatsache gewordene Classical Review, eine bei D. Nutt in London erscheinende wissenschaftliche Monatsschrift zum Preise von 1 sh. 6 d. pro Heft, die dem Studium des Lateinischen und Griechischen, in Bezug auf Philologie sowohl, wie auf Geschichte und Litteratur, gewidmet ist.

Eine neue Monatsschrift vornehmster Art, wohl hauptsächlich für Kunstliebhaber und Sammler berechnet, ist: „The Curio." Der Verleger R. W. Wright in New-York (den Vertrieb für England hat Elliot Stock in London, für Paris Em. Terquem) hat damit ein Unternehmen begonnen, dessen wirklich ganz vorzügliche und elegante Ausstattung wohl allen Anforderungen genügt, die für Zeitschriften an die Leistungen der modernen Typographie und Zeitschriften-Ausstattung gestellt werden können. Dieselbe ist, wie der Titel besagt, folgenden Gebieten gewidmet: Genealogie and Biography; Heraldry and Book-Plates; Coins and Autographs; Rare Books and Works of Art; Old Furniture and

Plate, and other Colonial Relics; und ist daher seinem Inhalt nach auch für uns Buchhändler und besonders für den Antiquar von großem Interesse. Das erste (September-) Heft des Curio, der in monatlichen illustrierten 4°-Heften à 60 c. erscheint, enthielt u. v. a. als ersten Beitrag zu der Reihe „The Great Booksellers of the World“ einen Artikel über Bernard Quaritch in London; in dem am 25. Oktober erschienenen (zweiten) Oktober-Heft einen solchen über Ludwig Rosenthal in München (beiden Artikeln sind die Porträts der Betreffenden beigegeben); im dritten über Damascene Morgand in Paris und im vierten über Henry Sothern in London. Außerdem brachten dieselben verschiedene interessante Aufsätze über Litteratur, berühmte Bücher, Bucheinbände und unter der Rubrik „Eminent Publishing Houses“ bis jetzt zwei kleinere Aufsätze über F. A. Brockhaus in Leipzig (in Heft 3) und über A. Quantin in Paris (in Heft 4) aus der Feder von G. Hedeler in Leipzig.

Über die strengwissenschaftlichen Werke können wir, als uns zu fern liegend, füglich hinweggehen, zumal thatsächlich wenig von besonderer Bedeutung und Wichtigkeit erschienen ist; dagegen sind eine Anzahl Bücher erschienen, die speziell für uns Buchhändler von größerem Interesse sind und daher besondere Berücksichtigung an dieser Stelle verdienen.

Im Verlag von Longmans, Green & Co. erschien das interessante Buch: „Books and Bookmen.“ By Andrew Lang. Mit 2 kolorierten Tafeln und 17 Holzschnitten. 160 S. Preis 6 sh. 6 d. (Eine „large paper-edition“ zum Preise von 15 sh. ist bereits vergriffen.)

Es ist dies eine Sammlung von allerdings größtenteils bereits früher in verschiedenen Monatsschriften &c. erschienenen litterarischen Essays und zwar: Elzevirs — Ballade of the Real and Ideal — The Rowfant Books — To F. L. — Some Japanese Bogie Books — Ghosts in the Library — Literary Forgeries — Bibliomania in France — Old French Title-pages — A Bookmans Purgatory — Ballade of the Unattainable — Lady Book Lovers.

Diese kurze Inhaltsangabe genügt wohl schon, um zu zeigen, daß der Inhalt gerade von unseren Kollegen besondere Beachtung verdient. Gleichzeitig können wir an dieser Stelle noch alle Kollegen, die Absatz für gute englische Litteratur haben, auf die von Longmans & Co. ausgegebenen vierteljährlichen Verzeichnisse ihrer neuen Publikationen: „Notes on Books, being an Analysis of the Works published during each Quarter“; sowie „Longmans & Co.'s Quarterly List“ hinweisen. Diese Verzeichnisse bilden ein vorzügliches Vertriebsmittel und werden von den Verlegern allen Interessenten gern gratis zugesandt.

Ein anderes ganz außerordentlich schönes und interessantes Buch,

gleichfalls von besonderem Interesse für uns Buchhändler und ohne Zweifel sehr empfehlenswert für die Vereinsbibliotheken und zur Privatlektüre, ist das im Verlage von Grevel & Co. in London erschienene Werk: „The Printed Book. Its History, Illustration and Adornment. From the days of Gutenberg to the present time.“ By Henri Bouchot, of the National Library Paris. Translated and enlarged by Edward C. Bigmore etc. Square 8°. 18 sh.

Das prachtvoll ausgestattete, mit 118 Illustrationen von Facsimiles alter Drucke, Buchdrucker-Marken und -Monogrammen, Beispielen von Buchillustrationen, Muster von alten und neuen Einbänden 2c. geschmückte Werk giebt in gedrängter Form eine vollständige überaus interessante Darstellung der Buchdruckerkunst, wie der ganzen Buchherstellung und bietet eine anregende und fesselnde Lektüre. Die erwähnten Illustrationen verleihen dem außerordentlich empfehlenswerten, schönen Werk, das allgemeinste Aufmerksamkeit, besonders von seiten der Buchhändler, wie aller Bücherfreunde, verdient, noch besonderen Wert und erhöhtes Interesse.

Die englische Originalausgabe ist bereits nahezu vergriffen; dagegen hat die New-Yorker Verlagshandlung von Scribner & Welford einen Teil der Auflage von den Londoner Verlegern käuflich übernommen und giebt das Buch unter ihrer eigenen Firma zum Preise von 2,50 Doll. (also bedeutend billiger) heraus.

Ein mit außerordentlicher Sorgfalt und nicht geringer Mühe zusammengestelltes und für Bibliotheken wichtiges, ja fast unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel ist das im Verlage von Wm. Swan Sonnenschein & Co. in London erschienene Referenzwerk: „The Best Books.“ 740 S. 4°. 21 sh. Dasselbe ist ein für Bücherfreunde zuverlässiger Führer in der Wahl der besten Bücher, indem es gegen 25000 Titel von den bedeutendsten englischen Werken aus allen Zweigen der Litteratur bis zum Jahre 1887 giebt. Außer zahlreichen biographischen Notizen und einem ausführlichen Sachregister enthält es die Angaben der ersten und neuesten Auflage, der Preise, Formate und der Verleger.

Ein „Beitrag zur Geschichte des englischen Buchhandels in seinen Anfängen“ unter dem Titel: „The Dawn of English Bookselling“ von A. Roberts erschien im Publisher's Circular in den Nummern vom 1. Juni, 1. Juli, 1. August und 1. September 1887. Es ist dies ein sehr interessanter Aufsatz, der sicher noch von besonderem Interesse sein wird für die Hörer und Leser des im II. Bd. dieser Zeitschrift erschienenen, im Mai 1886 im „Krebs“ zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Der englische Buchhandel seit der Einführung der Buchdruckerkunst in England durch Wm. Caxton.

Dem Beispiele anderer hervorragender englischer Verlagsfirmen, wie Cassell & Co., Routledge, Fred. Warne & Co., Ward, Lock & Co., Nelson, Macmillan & Co. u. a. folgend, haben nunmehr auch Longmans, Green & Co. eine Filiale in New-York eröffnet. Der Grund für diese mehr und mehr zunehmenden Filial-Eröffnungen — bekanntlich sind auch bereits eine Anzahl amerikanischer Geschäfte durch eigene Branchen in London vertreten, wie Putnam, Appleton, Stechert ꝛc. — ist wohl weniger in einer Zunahme des Bücheraustausches zwischen England und Amerika zu suchen, als darin, daß sich die Verleger durch diese eigenen Zweiggeschäfte wenigstens einigermaßen gegen die Nachdrucks-Konkurrenz zu schützen suchen, indem es ihnen dann natürlich leichter ist, im direkten Verkehr mit den Sortimentern des anderen Landes ihre Originalausgaben gegenüber den Nachdrucken auf dem Markte zu behaupten. Leider ist es trotz fortwährender Anstrengungen noch nicht gelungen, eine litterarische Konvention mit Amerika zu erreichen und ein gesetzlicher Schutz gegen die litterarischen Räubereien wird wohl noch für einige Zeit ein frommer Wunsch bleiben.

Einen wichtigen Beitrag zu dieser Frage, die neuerdings in England und Amerika sehr in den Vordergrund getreten ist, lieferte der Londoner Verleger E. Marston von der Firma Sampson Low, Marston Searle & Rivington in der in diesem Verlage erschienenen, 79 Seiten starken, außerordentlich interessanten Broschüre: „Copyright. National and International. With some remarks on the position of Authors and Publishers. By a Publisher“. Die Schrift ist hauptsächlich auf Grund des 1879 veröffentlichten Report's der von der englischen Regierung zur eingehenden Untersuchung dieser Frage eingesetzten Kommission bearbeitet; auch die neuerdings so brennend gewordene Streitfrage „Authors and Publishers“, die besonders in der englischen Buchhändler- und Schriftstellerwelt so viel Staub aufgewirbelt hat, ist besonders berücksichtigt. Außerdem sind noch 5 auf den behandelten Gegenstand Bezug habende Anhänge beigegeben, deren I. Appendix den Wortlaut der „International and Colonial Copyright Act 1886“ enthält, II.: „Articles of the International Copyright Union“, III.: „A bill to consolidate and amend the law relating to copyright“ (z. Z. beim englischen Parlament vorgelegt) ꝛc. Der Preis der Broschüre, die wir allen sich für das International Copyright Law interessierenden Kollegen aufs angelegentlichste empfehlen, beträgt 2 sh. 6 d.

Ein vollständiger Bericht über die unerquicklichen, im März d. J. in London stattgehabten Konferenzen der Incorporated Society of Authors, mit Erläuterungen erschien im Verlage von Field & Tuer in London unter dem Titel: „The Grievances between Authors and Publishers.“ Preis 2 sh.

Die Nummer 834 vom 21. Januar 1888 des New-Yorker Buchhändlerorgans „The Publishers' Weekly", das stets ein eifriger Vorkämpfer für International Copyright war, ist ganz ausschließlich „Copyright Number". Dieselbe enthält zunächst einige Pro und Contra, dann eine kurze Bibliographie neuerer auf Copyright bezüglicher Litteratur, den Wortlaut des nordamerikanischen Copyright-Laws, ferner eine Reihe interessanter, auf diese Frage bezüglicher Aufsätze und endlich ein Verzeichnis der neueren amerikanischen Schriftsteller mit Angabe ihrer Verleger. Außerdem enthält der ganze Inseratenteil ausschließlich nur Anzeigen von Büchern amerikanischer Autoren. Wir empfehlen diese außerordentlich interessante und wichtige Nummer allen unseren Kollegen aufs angelegentlichste. Außerdem möchten wir hierbei nicht verfehlen, auch auf das wichtige und erschöpfende große Werk: „Copyright, its Law and its Literature; A summary of the principles and laws of Copyright with especial reference to Books by R. R. Bowker; and a bibliography of literary property, being a catalogue of sixty pages of books and articles on the Copyright question, compiled by Thorvald Solberg", 8°, Halbfranz, 3 Doll. netto, Verlag des Publisher's Weekly in New-York, besonders aufmerksam zu machen.

Wirklich merkwürdig ist es, daß die „posthumous" Werke des so rasch berühmt gewordenen Schriftstellers Hugh Conway, Verfassers von Called Back etc., der bereits am 15. Mai 1885 starb, gar kein Ende nehmen wollen; so erschien im Februar 1887 bei J. W. Arrosmith in Bristol wieder ein solches nachgelassenes Werk (und zwar Gedichte) unter dem Titel: „A Life's Idylls", Preis 3 sh. 6 d.

Book-Lore, diese treffliche bei Elliot Stock in London erscheinende Monatsschrift für Bücherfreunde, erzählt uns ein treffendes Witzwort, das über Hugh Conway und seine „nachgelassenen" Werke im Savage-Klub, jenem berühmten Klub Londoner Kritiker, Autoren, Bonvivants und sonstiger geistreicher Männer, gefallen ist. Ein Mitglied warf nämlich an einem Klub-Abend die Frage auf: „Did Conway write living or dead?" („Living or Dead" ist der Titel eines seiner nachgelassenen Romane), worauf ein Hauptwitzbold des Savage-Klub, Mr. Mc. Neill, antwortete: „Oh yes; he wrote some living and more dead." —

Es ist wirklich erstaunlich, bis zu welcher Höhe die Preise für Exemplare der ersten Auflage von hervorragenden englischen Schriftstellern durch Büchersammler, wie sie eben fast nur in England und Amerika zu finden sind, geschraubt werden. So wurde, wie die „Literary World" mitteilt, kürzlich durch einen amerikanischen Händler ein Exemplar der sämtlichen Werke von Charles Dickens in der ersten Auflage um den enormen

Preis von 240 Pfd. Sterl. — also nicht weniger als 4800 Mark — verkauft! — Miltons eigenes Exemplar seines „Paradise Lost", welches außer seinem Namenszug folgendes, von seiner Hand geschrieben, enthält: „Paradise Lost 1668. Quantos tum genitus ipsi sibi quantaque Nobis Volnera; quas lacrymas peperere minoribus nostris" stand in Fr. Harveys letztem antiquarischen Katalog zum Preise von 50 Pfd. Sterl. = 1000 Mark vermerkt. — Wie Book-Lore in seinem Januar-Heft mitteilt, wurde bei einer Auktion kurz zuvor für 1 Exemplar der Kilmarnock-Edition von Burns' Gedichten der Preis von 80 Guineas = 1680 M. erzielt; die erste Ausgabe von Fieldings „Tam Jones" war in einem antiquarischen Katalog zum Preise von 50 Guineas = 1050 M., und die erste Ausgabe von Goldsmiths „Vicar of Wakefield", 2 Bde., 1766 zum Preise von 75 Pfd. Sterl. = 1500 M. ausgeschrieben!

Im Bookseller vom April 1887 zeigt die Firma Houlston & Sons in London das Erscheinen der 75. Auflage des kleinen Universal- (oder Konversations-) Lexikons: „Enquire Within upon Everything", Preis 2 sh. 6 d., an, was einen thatsächlichen Absatz dieses Buches von einer Million Exemplaren bedeutet. Einen ähnlichen Absatz erzielte das Ende 1886 so sehr Aufsehen gemacht habende Buch von Fronde: „Oceana", von dem bis Dezember 1886 nicht weniger als 100 000 Exemplare verkauft wurden.

Zum Schluß dieses Berichtes ziemt es uns noch das Dahinscheiden des bekannten Edinburgher Buchhändlers William Nelson († 10. Sept. 1887), sowie der beliebten Schriftstellerin George Lillie Craik (geb. Dinah Maria Mulock, † 13. Okt. 1887) zu erwähnen.

In William Nelson verlor das weitbekannte Verlagsgeschäft Thomas Nelson & Sons in Edinburgh, London und New-York seinen ersten Chef. Das Geschäft war zu Anfang dieses Jahrhunderts von Thomas Nelson in Edinburgh gegründet. Der Anfang war ein sehr bescheidener, aber Dank der rastlosen Thätigkeit und Energie des Gründers entwickelte es sich rasch aus dem kleinen antiquarischen Buchlädchen zu einem mehr und mehr hervorragenden Verlagshause. Diesen Erfolg verdankte es zuerst der Herausgabe billiger Bücher; es war dies eine Reihe hervorragender religiöser Schriftsteller. Natürlich hatten damals noch mehr als heute die billigen Ausgaben unter dem Vorurteil und der feindlichen Haltung der meisten Sortimenter zu leiden, die einen daraus entstehenden Geschäftsrückgang befürchteten. Aber ebensowenig wie heutzutage, traf dies damals ein, und daß die Herausgabe billiger Bücher doch wohl mindestens so nutzbringend sein muß, oder noch mehr, als das Beharren auf den theuren Bücherpreisen, die die Kauflust doch stets mehr im Zaum zurück-

halten als anreizen, bewies der rasche Aufschwung von Thomas Nelson & Sons; und heute steht die Firma, deren Hauptrichtung jetzt Volks- und besonders Jugendschriften sind, letztere in durchweg mustergültiger Ausstattung zu verhältnismäßigen Preisen, in der ersten Reihe der großen englischen Verlagshäuser. Den Hauptanteil an der gedeihlichen Entwickelung des Geschäftes hatte zweifelsohne der verstorbene William, der älteste Sohn des Gründers Thomas. Er war am 13. Dezember 1816 zu Edinburgh geboren und trat nach Absolvierung der High School und nachdem er noch einige Semester die dortige Universität besucht hatte, bei seinem Vater in das Geschäft ein. Besonders machte er sich hier auf den Reisen nützlich, die er zur rascheren Einführung der Verlagswerke der Firma im ganzen Lande unternahm, und die sich auch in der That als wirksamste Reklame erwiesen. In Nelsons Verlag, und zwar in der Zeitschrift „Family Treasury“ erschien auch, nebenbei bemerkt, zuerst das berühmte Buch: „Chronicles of the Schoenberg-Cotta Family.“ — 1846 wurde das Zweiggeschäft in London und 1856 das in New-York eröffnet, letzteres hauptsächlich auf Veranlassung des inzwischen gleichfalls dem Geschäft beigetretenen jüngeren Bruders Thomas, des nunmehrigen ältesten Chefs des Hauses. In dem großartigen, nach dem Brande des alten, im Jahre 1878 neu aufgebauten Edinburgher Geschäftshause befinden sich mit Ausnahme der Anfertigung der Typen und des Papieres alle zur Herstellung der Bücher notwendigen Geschäftszweige; die Zahl der daselbst angestellten Arbeitskräfte beträgt über 450!

William Nelson hinterläßt außer seiner Frau und drei Töchtern einen Sohn Frederick, der an seines Vaters Stelle als Teilhaber in das Geschäft eintrat.

In der am 13. Oktober in Shortlands in der Nähe von London ganz plötzlich verstorbenen Mrs. Craik betrauert die englische Schriftstellerwelt eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, die berühmte Verfasserin von „John Halifax Gentleman.“ Ihre Laufbahn als Schriftstellerin begann sie in ihrem zwanzigsten Jahre, als sie durch den Tod ihrer Eltern — ihr Vater war ein einfacher Landpfarrer in Staffordshire — gezwungen wurde, durch eigenen Verdienst für den Lebensunterhalt für ihre zwei jüngeren Brüder und sich selbst zu sorgen. Ihr erstes Werk war ein Buch für Kinder, das 1848 erschienene: „How to win love, or Rhoda's lesson.“ Ihr erster Roman „Ogilvie“ erschien 1849, dem 1850 ihr zweiter folgte „Olive.“ Der Erfolg dieser beiden Werke ermutigte sie zu weiteren Arbeiten und so folgten bald „The Head of the Family“ (1851), 1853: „Agatha's Husband“ und 1857 ihr berühmtestes Werk „John Halifax Gentleman.“ Bis dahin hatte sie ihre Schriften unter

ihrem Mädchennamen Dinah Maria Mulock herausgegeben; infolge des enormen Erfolges des letztgenannten Romans veranlaßte sie jedoch ihr Verleger (Macmillan & Co.), auf dem Titel ihrer folgenden Bücher stets anzugeben: „Von dem Verfasser von John Halifax Gentleman." Ihr letzter Roman ist der 1886 erschienene „King Arthur"; ihr letztes Werk das im Jahre 1887, gleichfalls bei Macmillan erschienene Buch: „An unknown country", das Ergebnis ihrer letztjährigen Reise durch Irland. Dieses, sowie ihre 1884 erschienene „Unsentimental Journey through Cornwall" veröffentlichte sie zuerst in Macmillans „English Illustrated Magazine", an dem sie stets thätige Mitarbeiterin war. 1865 heiratete sie Mr. George Lillie Craik, Sohn des gleichnamigen schottischen Schriftstellers und Teilhaber der Verlagsfirma Macmillan & Co. in London. In Mrs. Craik starb unzweifelhaft eine der bedeutendsten englischen Schriftstellerinnen und es sind wohl nur noch zwei überlebende, die ihr ebenbürtig zur Seite gestellt werden können: Miß Yonge und Mrs. Oliphant. Als Anerkennung für ihre Verdienste um die neuere Litteratur bezog Mrs. Craik aus der Zivilliste eine jährliche Pension von 60 Pfd. Sterl. (Mk. 1200).

Zwei Verleger-Briefe an einen säumigen Autor.

Mitgeteilt von

Dr. Adolph Kohut.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Oberlehrer Dr. Th. H. Herrmann in Dresden, des Schwiegersohns des vor zwei Jahren verstorbenen Abgeordneten Professor Dr. Wigard, bin ich in den Besitz von zwei interessanten Verlegerbriefen gelangt, welche, vor 47 resp. 38 Jahren geschrieben, noch immer ihre Bedeutung haben und gewiß auch einem größeren Leserkreise willkommen sein werden, weil sie erstlich von Verlegern herrühren, welche einen sehr geachteten Namen im Buchhandel einnehmen, und weil sie zweitens darthun, welche Not die Verleger zuweilen mit ihren Autoren haben, welche nicht pünktlich Manuskript liefern wollen. Die beiden Buchhändler sind: B. G. Teubner in Leipzig und J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

1. Das erste Schreiben lautet:

„Leipzig, 8. Juni 1840.

Ew. Wohlgeboren

bin ich ganz gegen meine Gewohnheit die Antwort auf Ihre sehr geehrte Zuschrift vom 1. d. schuldig geblieben, und nur der Umstand einer 4-tägigen Abwesenheit in dem durch Brand verunglückten Elsterberg, dem Geburtsort meiner Frau, deren Verwandte ohne Ausnahme zu jenen Unglücklichen gehören, hat diese Pause zu Wege gebracht.

Daher säume ich nicht, Ihnen betreffs des Inhalts der von Ihnen zu bearbeitenden Festschrift meinen Beifall zu zollen, indem ich vollkommen damit einverstanden bin. Sie haben daher von mir Recht und Gewalt, dieselbe nach Ihrem Plane zu bearbeiten. Vor Allem müßte ich Sie aber bitten, die Stärke derselben nicht über 5—6 Bogen in Gr. 8° auszudehnen, da sonst das Schriftchen nicht so leicht verkäuflich ist.

Wie sich aber die Macht der Concurrenz in allen Fällen der Wissenschaft und Kunst einen Weg zu bahnen weiß, ebenso verhält es sich auch mit Ihrer kaum in der Geburt begriffenen Schrift. — Aus sicherer Quelle vernehme ich soeben, daß Brockhaus dasselbe Unternehmen beabsichtigt,

und die zu haltenden Reden u. s. w. der betreffenden Sprecher schon vorher empfängt, bevor sie noch gehalten werden. Das ist nun freilich für diesen Zweck sehr beeinträchtigend!

Indeß dürfen wir uns davon nicht irre machen lassen, wenn schon das merkantile Interesse gespalten wird.

Deshalb schlage ich vor, daß Sie die Güte haben möchten, sobald als nur immer möglich, eine vorläufige literarische Anzeige zu entwerfen, und solche in der Zeitung, Börsenblatte ꝛc. vorher zu veröffentlichen. Nun liegt in meinem Plane, vor dem Titelblatt dieser Schrift das Standbild von Gutenberg in Bronce-, Eisen- und Golddruck trefflich ausgeführt zu heften, am Schlusse des Werkchens aber einige der interessantesten Holzschnitte aus dem Falkensteinschen Werke hinzuzufügen, wodurch das Schriftchen an Werth gewinnt und seinem Gegner in dieser Beziehung überlegen ist. Dabei dürften Sie aber nicht übersehen, daß die Kunst der Stenographie, an Ort und Stelle ausgeführt, in Erwähnung gebracht werden müßte. Diese Anzeige müßte in meinem Namen abgefaßt sein und es dürfte Ihnen dieselbe als dem Verfasser der Schrift leicht werden. Eile bleibt aber die Hauptsache.

Da Herr Obersteuerprocurator Eisenstuck mein gefeierter Gast hier ist, von dem doch jedenfalls eine Rede zu erwarten steht, so bitte ich Sie, deshalb Rücksprache mit ihm zu nehmen.

Indem ich Sie freundlichst bitte, mich recht bald mit Manuscript zu versorgen, sehe ich Ihrer näheren Mittheilung entgegen und verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster
B. G. Teubner.

Dem Vorstand der Königl. Stenographenanstalt Herrn Wigard, Wohlgeboren, Dresden."

2. Der zweite Brief lautet:

„Frankfurt a. M., 17. 12. 1849.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Unterm 17. Oktober, also gerade vor 2 Monaten, bekam ich die erfreuliche Nachricht, daß Sie sicherlich in 14 Tagen das Manuscript des Repertoriums einsenden würden. Bis heute aber habe ich nichts erhalten. Die Sächsischen und Dresdener Zeitungsnachrichten sah ich immer durch, ob nichts von Ihnen darin enthalten; — zu diesem veranlaßt mich ein gestern eingegangenes Verlagsanerbieten eines im Manuscript vollendeten Repertoriums von einem Herrn Läuthäusser, Archivar und Registrator

bei der Bundes-Kanzlei. Ich zeigte demselben sogleich an, daß ich jeden Tag dem Eingang Ihrer Arbeit entgegensehe und daher auf seinen Antrag nicht einzugehen im Stande sei, worauf ich die Antwort erhielt, daß ich ihm die Überzeugung verschafft habe, daß seine Arbeit zu spät angefangen und demnach unnütz sei. Dagegen erbat er sich vor dem Druck Ihr Manuscript auf kurze Zeit zur Ansicht, weil er dabei vielleicht Einiges zu bemerken Gelegenheit fände, was vielleicht einer Berücksichtigung nicht unwerth sein könnte. Da Herr L. als ein rechtschaffener Mann bekannt ist, würde ich ihm, wenn Sie nichts dagegen haben, das Manuscript selbst bringen und gleich wieder mitnehmen. Herr L. weiß aber nicht, daß Sie in diesen Arbeiten so bewandert sind und meint es wenigstens gut.

Indessen ersehen Sie aus diesem Fall wieder, daß eine längere Zögerung Ihre ganze Arbeit gefährdet. Auch nimmt das Interesse dafür eher ab als zu. Ich kann vorher eine Anzeige nicht veröffentlichen, da ich gern über Preis und Umfang etwas Bestimmtes sagen möchte.

Erfreuen Sie mich daher baldigst durch Einsendung des Manuscripts damit ich sogleich die geeigneten Maßregeln ergreifen kann. . . .

Für diesmal muß ich schließen, um die Post nicht zu versäumen. Ich zeichne daher mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus als Ihr treu ergebener

J. D. Sauerländer.

Herrn Professor Fr. Wigard, Wohlgeboren in Dresden."

Diese beiden Briefe werfen ein helles Schlaglicht auf die Rührigkeit der beiden Verleger Teubner und Sauerländer, auf die Noblesse ihrer Gesinnung, auf die kulanten Beziehungen derselben zu ihren Autoren und auf — Geduld, welche ihnen eigen war.

Professor Fr. Wigard, Vorstand des königl. Stenographen-Büreaus, Abgeordneter, Führer der Altkatholiken, war so sehr durch Arbeiten und Geschäfte aller Art in Anspruch genommen, daß er die Wünsche seiner Verleger nicht so rasch befriedigen konnte, wie er es so gern gethan hätte. Wie gern jedoch seine Arbeiten acceptiert wurden, beweisen die obigen Zuschriften. Teubner und Sauerländer wußten, daß Wigard, wenn auch langsam, so doch Ausgezeichnetes biete und sie huldigten daher dem Grundsatze: „Wer ausharrt, der wird gekrönt!"

Zwanglose Rundschau.

Oft geschieht es nicht — und die Freude wäre dann auch nicht so groß, — daß der Buchhandel ein Jubiläum feiern kann. Allein man muß mich nicht mißverstehen, ich meine bei dieser Behauptung nicht die gewöhnlichen Bücherhändler-Jubiläen, die ja in unserem Stande ebenso häufig sind, als in anderen Vereinskreisen, sondern ich habe die Jubiläen der Bücher im Sinne. Daß diese Art von Gedenkfeiern so selten sind, ist nach Wolfgang Kirchbach, wenigstens nach seiner früheren Ansicht, der dumme Buchhandlungsgehilfe schuld, nach einer neueren Ansicht von Felix Dahn jedoch der angeborene Sparsinn und nach meiner allerdings den genannten Männern gegenüber völlig unmaßgeblichen Ansicht die Überproduktion und die Teuerung und die Schlechtigkeit der Bücher schuld. Aber es giebt Gott sei dank, wie schon angedeutet, auch hierin Ausnahmen, und von einer solchen ist diesmal zu berichten. Von Freytags „Soll und Haben" ist kürzlich die 33. Auflage und damit das hundertste Tausend dieses ausgezeichneten Werkes ausgegeben worden. Der Roman ist zum erstenmal im Jahre 1855 erschienen. Es wurden also durchschnittlich im Jahre über 3000 Exemplare, d. h. eine Normalauflage abgesetzt. Gelesen ist das Werk freilich wohl mehr als drei Millionen mal. Das ist mit Hilfe der Leihbibliotheken geschehen und ein solches Resultat kann nur für diese Institute sprechen.

Dennoch sind die Leihbibliotheken noch nicht mit ihren Erfolgen zufrieden, das geht aus folgendem Preisausschreiben hervor, welches die Redaktion des „Leihbibliothekar" im Februar veröffentlichte. Dort heißt es: Der Unterzeichneten Redaktion ist von einem Gönner des „Vereins deutscher Leihbibliothekare" behufs Förderung der Zwecke desselben die Summe von 250 Mark zur Verfügung gestellt worden, mit der Bestimmung, daß diese zu einem Preisausschreiben verwendet werde. Dem entsprechend schreibt die Unterzeichnete für die beste Beantwortung der Frage: „Was kann gethan werden, um den Verein deutscher Leihbibliothekare seinen Mitgliedern in höherem Maße als bisher materiell nutzbar zu machen?" zwei Preise aus und zwar: I. Preis 150 Mk. — II. Preis 100 Mk. Die Preisschriften haben, da es sich hauptsächlich um zweckmäßige neue Einrichtungen handeln wird, selbstverständlich nicht nur eine kurze Beantwortung dieser Frage, sondern auch eine ausführliche Motivierung der Vorschläge, bezw. genau ausgearbeitete Pläne für die praktische Ausführung derselben nebst Kostenanschlag, mit Berücksichtigung aller in Betracht kommenden lokalen und sonstigen Verhältnisse zu enthalten, und sind bis zum 1. Mai a. c. dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn G. A. Laeisz, Hamburg, Großer Burstah 1, ohne Namensunterschrift einzusenden. Sie sind mit einem Motto zu versehen, und

ist ein das gleiche Motto tragendes verschlossenes Kouvert, welches die Adresse des Einsenders enthält, beizufügen. Die mit den Preisen gekrönten Arbeiten sind der Redaktion des „Leihbibliothekar“ zum Zwecke der Veröffentlichung zu überlassen während die übrigen den Einsendern auf deren Verlangen wieder zugestellt werden sollen. Zur Preisbewerbung können nur Mitglieder des Vereins oder solche, welche bis zum Einlieferungstermin (1. Mai a. c.) noch die Mitgliedschaft erwerben, zugelassen werden. Das Preisrichteramt übernehmen die Herren R. Kollmann, A. Last, G. A. Laeisz, R. Maeder und A. C. Reher.

Ein internationales Preisausschreiben hat König Leopold von Belgien für das Jahr 1893 ausgeschrieben. Alljährlich setzt derselbe einen Jahrespreis von 25000 Francs „zur Förderung der Geisteswerke“ aus. Diese Ausschreiben sind teils belgische, teils internationale. Das obenerwähnte bezieht sich auf das Thema: „Art und Weise einer reichlichen und zugleich wohlfeilen Beschaffung des besten Trinkwassers für große Städte und im besonderen für die Bevölkerung der Stadt Brüssel unter Berücksichtigung der voraussichtlichen Vermehrung der Einwohnerzahl.“ Geschriebene oder gedruckte Werke (letztere müssen in den Jahren 1889, 1890, 1891 oder 1892 erschienen sein) können französisch, vlämisch, englisch, deutsch, italienisch oder spanisch abgefaßt zur Konkurrenz eingesandt werden. Ausländer, welche an der Preisbewerbung teilnehmen wollen, müssen ihre Arbeiten vor dem 1. Januar 1893 an das Ministère de l'Agriculture, l'Industrie et des Travaux Publics in Brüssel einsenden. Die Preisrichter werden sich aus sieben Mitgliedern zusammensetzen, von denen drei der belgischen und vier den übrigen Nationen angehören.

Das ehemalige Organ des Schriftstellerverbandes „Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes,“ welches unter der Redaktion von Karl Bleibtreu ganz in den Dienst des jungen Deutschland getreten war, ist nunmehr aus dem Verlag von W. Friedrich an Louis Ehlermann in Dresden übergegangen. Gleichzeitig wechselte die Redaktion: Wolfgang Kirchbach, ein „Kollege“ Bleibtreus trat an die Spitze des Blattes und verlegte daher seinen Wohnsitz von München nach Dresden.

Der neue Verleger zeigte an, daß er das Blatt, dessen Auflage in früheren Jahren über 2000 Exemplare betragen, mit einem Kreise von 850 Abonnenten übernommen habe. In der Haendelschen Inseratenversendungsliste für 1887/88 ist die Auflage mit 3800 und in Rud. Mosses Zeitungs-Katalog für 1887 sogar mit 5000 angegeben. Man sollte wirklich nicht glauben, was für ungetreue Abonnenten es auf der Welt giebt, die selbst einem Bleibtreu nicht treu geblieben sind.

Nicht so einfach ist die Über- und Einsiedelung von Verdis neuester Oper Othello, welche am 5. Februar 1887 im Scala-Theater zu Mailand (s. Rundschau Bd. IV. S. 157/58) die erste Aufführung erlebte. Die Verleger G. Ricordi und Cie in Mailand stellen ganz unerhörte Bedingungen. So zahlt Wien 8000 Gulden für die Partitur außer den Tantièmen. Pollini in Hamburg zahlte 4400 Mark für das dreijährige Aufführungsrecht außer den Tantièmen. Und dabei ist kontraktlich stipuliert, daß keine Kürzung am „Othello“ vorgenommen werden dürfe, noch eine Transposition einer Nummer, die einem Sänger vielleicht zu hoch oder zu tief läge.

Gemütlich ist man übrigens mit dieser „kostbaren“ Oper in Holland verfahren. Das Raubsystem der dortigen Theater hat es so weit gebracht, daß sogar ein Amsterdamer Kapellmeister anderer Leute Opern komponiert, gegenwärtig ist es Verdis Othello. Die Mailänder Originalverleger waren nicht wenig erstaunt, als sie im Februar Anzeigen in den Amsterdamer Blättern lasen, wonach die Vorbereitungen zur Aufführung des Othello stattfanden. Sie veröffentlichten eine Erklärung, worin

sie behaupteten, daß das Werk, welches die Direktion aufzuführen verspräche, nicht das Original von Verdi sein könne, da sich die Orchesterpartitur in ihrem ausschließlichen Besitze befinde. Es solle also dem holländischen Publikum nicht das Original, sondern, wie es scheine, eine Zusammensetzung der Singstimmen aus dem Klavierauszuge mit einer willkürlich neu verfertigten Instrumentation geboten werden. Dies Verfahren müsse nicht nur als eine Verletzung der Eigentumsrechte der Firma Ricordi, sondern als eine Beschimpfung der Kunst und eine Täuschung des holländischen Publikums bezeichnet werden, weshalb die Firma, von Verdi ermächtigt, in seinem Namen gegen jede unbefugte Aufführung seiner Oper protestiere.

Das Haus G. Ricordi und Cie. in Mailand gehört übrigens zu den bedeutendsten italienischen Firmen, was schon aus folgenden Mitteilungen hervorgeht, welche ich dem Export-Journal (vol. I S. 226 u. ff.) entnehme. Danach zählt Tito Ricordi, der jetzige Inhaber der Firma zu den Männern, welche sich dem Streben nach Wiedergeburt der italienischen Musik mit Erfolg nutzbar gemacht haben. Vor 80 Jahren erschienen die ersten Werke des Ricordi'schen Verlages, dessen 52,000 Druckwerke heute einen Katalog von fast 1000 Seiten füllen. Das Autorenverzeichnis weist nicht weniger als 2500 italienische und ausländische Komponisten und Schriftsteller auf. Mehr als 450 Original-Partituren berühmter Meister dieses und des vorigen Jahrhunderts befinden sich in den Händen des Hauses, so von Rossini, Bellini, Verdi, Donizetti rc. Die Firma gehört also zu denen, die 's „Gott sei Dank nicht nötig" haben und demzufolge nach *ihrem* Belieben Bedingungen stellen können.

Die köstlichen „Pessimistbeetblüten jüngstdeutscher Lyrik", welche Schmidt-Cabanis gesammelt und bei Fr. Pfeilstücker herausgegeben hat, sind kaum aufgeblüht, und schon wieder sind wir in den kostbaren Besitz einer Veröffentlichung des allerjüngsten Deutschland gekommen. Der „allgemeine deutsche Reimverein", der unter dem Motto „Reimen muß die Nationalbeschäftigung der Deutschen werden", in Berlin sein heiteres Wesen treibt, erwirbt sich alljährlich das Verdienst, das große Publikum an seinem stillen, aber übermütigen Thun teilnehmen zu lassen. Die bei Freund & Jeckel erscheinende Publikation nennt sich bezeichnend „Äolsharfenalmanach". Doch kann man schon an diesem Titel merken, daß unter jenen Dichtern nicht ausschließlich dieselben verspottet werden, welche Schmidt-Cabanis zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hat. Aber auch der sog. Realismus muß stark daran glauben. So in dem realistischen Sonettenkranz, welcher in der „Theophil Ballheimschen Dicht-Lehr-Anstalt" von fünf Dichtern zusammengedichtet ist und aus dem ich eine kleine Auslese folgen lasse.

Als „einleitende Worte" ist da vorausgeschickt: Der Realismus ist einmal Mode und niemand kann sich ihm länger verschließen, am wenigsten eine Dicht-Lehr-Anstalt, da viele sonst wegbleiben würden. Deshalb hat der Unterzeichnete in seiner ersten Klasse Aufgaben gestellt, welche die reale Wirklichkeit in dichterisch schwerster Form behandeln und gleichzeitig belehrend und fördernd einwirken, damit die Mühe nicht vergebens. Das Dichten muß nützen.

Es war eine Freude, zu sehen, wie die Schüler darangingen. Leider konnten nur sechs Proben des Raumes wegen mitgeteilt werden. Die schönen Sonette: „Das Naschen" — „Die Schaukel" — „Das dünne Eis" — „Die gequälte Katze" — „Die nassen Füße" — finden wohl ein andermal Verwendung.

Da Sonette leicht mißraten, legte der Unterzeichnete hin und wieder bessernde Hand an, aber man sieht doch die ungemeinen Fortschritte der Schüler, von denen

nicht alle gleichmäßig begabt sind. Fleiß aber und tüchtige Anleitung fördern sehr. Th. Ballheim.

Auch die Abteilung „Der Sensations-Roman, oder: Wie schreibt man fesselnd und spannend zugleich? Eine Anleitung von Theophil Ballheim, Inhaber einer Dicht-Lehranstalt für Erwachsene, der gr. Medaille f. V., Ehren- und korrespondierendes Mitglied mehrerer art.-poet. Ges. u. s. w." ist so gelungen, daß ich die Abhandlung, welche auch den Buchhändler angeht, gleichfalls hier folgen lasse. Es läßt sich nicht leugnen, meint Herr Dichterlehrer Ballheim, daß die Litteratur ihre sogenannte praktische Seite hat, nämlich den Erwerb, womit man seine Lebensbedürfnisse bestreiten muß, die, wenn auch in bescheidenem Maße, trotzdem vorhanden sind. Dichten heißt: sich einschränken. Es ist schwer, vom Versmaß allein zu leben, weshalb ich meinen Schülern (und Schülerinnen) empfehle, sich ebenfalls auf den Roman zu legen, der, mit Fleiß und Ausdauer fortgesetzt, immerhin mehr einbringt als nur ausschließlich Reimen, welches oft bedeutende Selbstkosten verursacht. Ja, ja, Dichten ist Luxus. Aber es giebt gottlob immer noch Solche, die ihn sich gestatten können und stets willkommen geheißen werden.

Für diejenigen nun, die davon leben wollen, fragt es sich zuerst: welchen Roman soll man schreiben? Die Antwort lautet: denjenigen, der die weiteste Verbreitung findet. Dies ist der Kolportage- oder Sensationsroman. Er besteht aus Geheimnisvollem, Lieblichem, Gräßlichem und dem moralischen Schluß. Auf die Erzählung selbst kommt nicht viel an, wenn man nur dafür sorgt, daß Vornehme, Reiche und Adelige als vollendete Schurken und Schuste, die unteren Klassen dagegen edel und gut geschildert werden. Sonst mag das Volk den Roman nicht und der Kolporteur-Verleger macht kein Geschäft. Dies bedenke der Schüler jederzeit. Die Hauptsache ist der Titel, an den sich die Kapitelüberschriften reihen.

Die Titel zerfallen in a) Geheimnisvolle, b) Liebliche, c) Gräßliche.

a. 1. Geheimnisvolle Titel

Das Geheimnis { des Schlosses,
der Mühle,
des Klosters,
der Ruine
u. s. w. alle Baulichkeiten durch.

a. 2. Geheimnisvoll-schauerliche Titel

Das Geheimnis { des Sarges,
der Folterkammer,
der Gummizelle,
des Totenkopfes,
der Giftflasche
u. s. w. alle Greulichkeiten durch.

b 1. Liebliche Titel.

Küsters	Anna,
Müllers	Gertrud,
Predigers	Lieschen,
Schäfers	Mariechen,
Waldhüters	Adelheidchen

u. w. alle Stände und Kalendernamen durch.

b 2. Lieblich-schauerliche Titel.

Anna	im Sarge,
Gertrud	in der Folterkammer,
Lieschen	in der Gummizelle,
Mariechen	mit dem Totenkopfe,
Adelheidchen	mit der Giftflasche,

u. s. w. alle Kalendernamen und alle Greulichkeiten durch.

c. 1. Gräßliche Titel.

Der (die) Wahnsinnige,
Der (die) Lebendigbegrabene,
Der (die, das) Verfluchte,
Der (die) Menschenmörder,

Der { zerhackte
zersägte
zerfressene } Leichnam

u. s. w. allen Mord und Totschlag durch.

c. 2. Gräßliche Doppeltitel.

Digitized by Google

Aus dem Vorhergehenden wird es dem Geübteren nicht schwer, die so notwendigen Doppeltitel herzustellen, wie z. B. Das Geheimnis der Mühle oder die Lebendigbegrabene. — Adelheidchen im Sarge oder der Verfluchte. — Schäfers Anna mit dem Totenkopfe oder die Menschenmörder. — Lieschen mit der Giftflasche und der zerhackte Leichnam u. s. w.

Wenn das Volk solche Titel liest, abonniert es, worauf nichts weiter zu thun ist, als den Roman so lang wie möglich auszuspinnen, damit recht viele Lieferungen verfertigt werden können, à 10 bis 20 Pfennig, auf kleinem Papier und mit weitläufigem Druck. Der Schüler achte jedoch darauf, daß der Leser nie gleich erfahre, wie der Held (die Heldin) aus den Gefahren befreit wird, in die er ihn (sie) versetzt, sondern bringe andere, sogenannte aufhaltende Kapitel dazwischen. Schließt z. B. ein Kapitel mit den Worten: „Gertrud fiel durch die heimtückisch geöffnete Klappe in einen mit Molchen erfüllten Abgrund, deren giftiger Hauch ihr die letzte Besinnung raubte", so muß ein neuer Abschnitt beginnen, der etwa folgendermaßen anfängt: „Der gewissenlose Graf saß im seidenen Schlafrock auf der Terrasse seines Stammschlosses und rauchte eine kostbare Havanna-Cigarre zu der dampfenden Morgen-Chokolade." Erst nach vier bis fünf Kapiteln wird die Gertrud aus der Molchenhöhle gerettet. Dies spannt außerordentlich und darf ja nicht vernachlässigt werden.

Nicht minder wichtig als die Haupttitel sind die Kapitel-Überschriften, die der Annehmlichkeit wegen sich in hübschem Wechsel darbieten müssen. Dem allgemeinen Bedürfnisse nachzukommen, ist es notwendig, etwas Sinnlichkeit einfließen zu lassen, jedoch wird dieselbe nur an Vorgeschrittene gegen Schein unter Diskretion verabfolgt.

Der moralische Schluß ist einfach. Nachdem die Lüge ihr Netz gesponnen, der Frieden der Seele geraubt, das bittere Ringen gegen das unerbittliche Schicksal lange genug währt, leuchtet die wahre Liebe über dem Ganzen und das Geheimnis wird entschleiert. An der Seite des (der) Geliebten winkt hoher Lohn und der (dem, den) Schuldigen wird die Larve von dem scheußlichen Gesicht gerissen. Man muß nur nicht laut werden lassen, daß die Gräß- und Abscheulichkeiten als Reiz- und Anlockungsmittel dienen, sondern zum Schlusse sagen, der Sensationsroman sei geschrieben, um die Wahrheit darzulegen, die Sünder zu strafen, die Tugend zu ermutigen und die Moral durch Abschreckung zu heben. Das Publikum liest das Schauderhafte noch mal so gern, wenn ihm gesagt wird, es sei nur wegen der Naturwahrheit geschrieben. Wer dies richtig erfaßt und sich weiter nicht schämt, kann viel Geld damit verdienen.

Die vorstehende Anleitung ist ohne jeglichen Eigennutz verfaßt, nur im Interesse der Litteratur und derjenigen, die sich ihr mit Erfolg zu widmen gedenken. Wer einen ganzen Kursus bei dem Unterzeichneten nimmt, erhält Titel und Kapitelüberschriften zu ermäßigten Preisen. Th. Wallheim.

Ob es etwas nützen wird?! —

Nachdem die „Gartenlaube" bereits 1883 aus dem Verlag ihres Gründers Ernst Keil in Leipzig in denjenigen der Gebrüder Kröner in Stuttgart übergegangen ist, hat im Februar 1888 dieselbe Verlagshandlung den Verlag von Hermann Schönlein in Stuttgart angekauft. Die Übernahme findet am 1. Mai statt. Schönlein gedenkt sich ganz vom Geschäft zurückzuziehen, nachdem er mit seinen populär gehaltenen illustrierten Unterhaltungsschriften seit ca. 25 Jahren großes Glück gehabt hat. Erinnernswert ist der Umstand, daß die „Chronik der Zeit" 1871 aus der „Illustrierten Geschichte des Krieges von 1870—71" hervorgegangen ist. Vor einigen

Jahren haben die Gebrüder Kröner auch ihre Druckerei mit der des J. G. Cotta-schen Verlags verschmolzen.

Italien hat sich in diesem Jahre durch ein Preisausschreiben verdient gemacht, welches wirklich für das Wohlergehen der Völker heilsam werden soll; es ist dies also ein Unikum in der Geschichte der Preisausschreiben. Die Frage heißt nämlich: „Welches sind die Hauptursachen, welche die Herstellung eines sichern und dauerhaften Friedens in Europa verhindert haben und noch verhindern, und welches sind die besten Mittel, diese Ursachen aus der Welt zu schaffen?“ Gemäß den Veröffentlichungen des Komitees der „Unione lombarda per la Pace e l'Arbitrato internazionale“ können auch gedruckte Artikel und Broschüren gesandt werden; sie müssen italienisch oder französisch sein; wer das Geheimnis seiner Autorschaft wahren will, kann in üblicher Weise ein Motto wählen und ein verschlossenes Kouvert beifügen; der Bericht des Preisgerichts wird auf dessen Kosten in italienischer und französischer Sprache veröffentlicht; zum Wettbewerb sind alle Nationen zugelassen; die Arbeiten müssen bis zum 31. Dezember 1888 portofrei an den Sekretär der lombardischen Union, Advokat Angelo Mazzoleni, via Cerva 49 in Mailand, eingeschickt werden. Ob der europäische Friede so lange anhält, bis ein Gelehrter das Geheimnis des ewigen Friedens entdeckt und gedruckt herausgegeben hat?

Einen Fund, welchen die ganze große Gesellschaft der Shakespeare-Forscher in große Aufregung und Freude gestürzt hat, machte im Februar der Schuldirektor Laffan. In Stratford-on-Avon wurde der größte Dichter Englands im April 1564 geboren und sein Heimatsort hat natürlich von jeher in anbetracht der jährlich wiederkehrenden Angriffe auf den ganzen Shakespeare die Litteraturgeschichtenmacher angezogen. Daß heute dort nichtsdestoweniger noch etwas neues entdeckt werden konnte, nimmt füglich wunder und doch ist dies Kunststück dem obgenannten Laffan gelungen. In einem unbenutzten, ganz vergessenen kleinen Raume der Elementarschule der Stadt, — demselben Gebäude, in welchem Shakespeare lesen und schreiben lernte — fand er eine Masse altertümliche Dinge, von Spinnweben überdeckt, namentlich aber verstaubte Aktenbündel. Auch der Boden der Kammer war mit alten Dokumenten bestreut. Gleich das erste Blatt, das der Erstaunte ergriff, trug ein Datum aus der Zeit der Königin Elisabeth. Die Zahl der Dokumente beläuft sich nach dem „Standard“ auf ungefähr 3000, viele sind jedoch infolge ihres defekten Zustandes kaum zu entziffern. Der größere Teil der Papiere ist überdies von vornherein für die Shakespeareforschung wertlos. Aber einige Hundert sollen aus denjenigen Jahren stammen, in denen Shakespeare teils in Stratford lebte, teils in London seine Dramen schrieb. Schon sind auf einzelnen dieser Papiere, die meist den Charakter von Magistrats-Aktenstücken trugen, Namen entdeckt worden, welche der Shakespeare-Forscher als Freunden und Bekannten des Dichters angehörig kennt. Der glückliche Finder machte natürlich sofort Anzeige von seinem Funde und gegenwärtig befinden sich die Papiere im Shakespeare-Museum in des Dichters Geburtshaus, um da von sachkundiger Seite geordnet und gelesen zu werden. Was da nun herauskommt, muß man vorläufig mit Geduld abwarten; wenn's nur keine kleine Maus ist!*)

---

*) Die Befürchtung des Herrn Verfassers ist inzwischen wirklich eingetroffen; man hat nichts, die Shakespeare-Litteratur förderndes unter den Akten gefunden, wenn man nicht die gewichtigen Vermutungen, welche der gelehrte Berichterstatter in seiner Veröffentlichung über das Ergebnis, als solches betrachten will. Hier einige Beispiele zur Erheiterung. In einem der Papiere fand er den Namen eines gewissen William

Über eine andere Entdeckung haben sich die Goethe-Forscher zu freuen Ursache, über welche vor kurzem die Chronik des Wiener Goethe-Vereins, aber nicht etwa im Scherz, sondern mit wissenschaftlichem Ernst, die Welt aufklärte. Ein Goethe-Forscher macht da der staunenden Welt seine gräßliche Entdeckung folgendermaßen kund: „Als 1879 die zweite Ausgabe von Loeper's „Faust" erschien, hatte ich meine Ausgabe mit Einleitung und fortlaufender Erklärung bereits im Manuskript vollendet. In Loepers Ausgabe waren zum erstenmal die Verse gezählt. In meinem Manuskript waren sie auch gezählt. Indem ich nun beide Zählungen verglich, ergab sich, daß Loeper 4252 Verse zählte, ich 4259! Ich war gleich bereit, meine Zählung aufzugeben. Nach eingehender Untersuchung stellte sich aber heraus, daß ich sie beibehalten mußte: Sie beruhte auf der Versabteilung der Originalausgaben und jene andere abweichende auf üblich gewordenen kleinen Änderungen. Indem ich auf den ursprünglichen Text zurückging, mußte meine Zählung entsprechend sich unterscheiden. Ich stellte nun am Rande des Textes meine Zählung rechts, die Loepers links gegenüber. Loeper selbst billigte mein Vorgehen. Da ich das Richtige der Forderung einer Zählung mit Hinzuzählung der einleitenden Dichtungen, die auch im zweiten Teil fortlaufend durchgeführt wurde, erkannte, setzte ich auch eine solche Zählung links am Rande bei. Die neue Weimarsche Ausgabe des „Faust" erster Teil hat diese letztere angenommen. Das Verhältnis ergiebt sich nun wie folgt: Loepers Zählung des ersten Teils ohne die einleitenden Dichtungen ergibt 4252 Verse. Meine Zählung ohne die einleitenden Dichtungen 4259 Verse. Meine Zählung mit den einleitenden Dichtungen 4612 Verse. Erich Schmidts Zählung mit den einleitenden Dichtungen ebenso 4612 Verse. Es wäre damit, da v. Loeper letzteren Zählungen zustimmt, was den ersten Teil anbelangt, Übereinstimmung erzielt, so daß man nur bedauern muß, daß Düntzer in seiner jüngsten „Faust"-Ausgabe wieder abweicht, sowohl von Loeper, als auch von mir und von Erich Schmidt. Er zählt 4256 Verse." Das Beispiel eines richtigen Litteraturmaulwurfs spricht in der That derartig für sich, daß jeder Kommentar die Wirkung nur abschwächen könnte! Dem gegenüber lob' ich mir noch den modernen Bilderstreit, der immer größere Dimensionen annehmen zu wollen scheint.

Kaum ist der vom Professor Levin im September provozierte Skandal über die angebliche Bilderfälschung (vergl. Rundschau Bd. IV S. 493/94) verstummt — die Angelegenheit endete mit einer Broschüre Levins „Zur Frage der Bilderfälschung", in welcher er seine Behauptungen aufrecht erhält und dieselben scharf verfechtet, und endlich mit einstweiliger Suspendierung seiner Düsseldorfer Anstellung — so taucht eine neue Anklage wegen gefälschter Bilder auf. Diesmal betrifft dieselbe eine bedeutendere Sammlung als die Frankfurter, nämlich die berühmte Dresdener Gallerie. In dem, von dem Direktor Dr. Woermann veröffentlichten neuen Katalog übt er eine sehr strenge Kritik nicht nur an älteren, sondern selbst an vielen erst in neuester Zeit erworbenen Bildern von angeblich berühmten älteren Meistern. Er behauptet grade-

---

Gilbard, welcher als Schreiber und Hilfsgeistlicher in Stratford angestellt war und dort um 1610 starb. Auf die Entdeckung hin, daß „Sir William" als Zeuge das Testament von Richard Hathaway, Shakespeares Schwiegervater, unterschrieb, stellt der Enthusiast die Frage: „War er vielleicht der Geistliche, welcher des Dichters Kinder taufte, seinen kleinen Sohn Hamnet beerdigte oder seine Tochter Susannah traute?" Ein andermal kommt der Name William Walker vor, und da handelt es sich denn darum, ob einer der beiden W. Walker vielleicht das Patenkind Shakespeares gewesen sei!! D. Red.

zu, daß eine nicht unbedeutende Zahl auf Grund sorgfältigster neuerer Forschung sich nur als Kopien oder als Werke anderer, unbedeutenderer Maler, ja sogar als Fälschungen herausgestellt haben. Beinahe humoristisch ist, daß von 18 Gemälden älterer Meister, welche in den Jahren 1874—76 aus der auf Sachsen entfallenen französischen Kriegskostenentschädigung angeschafft worden sind, 2 für unecht, 3 für Kopien, 2 als nicht vom Meister, sondern nur aus dessen Schule stammend und je 1 als flüchtige Arbeit des Meisters erkannt wurden, während Woermann für 3 eine ganz andere Autorschaft feststellt! Ferner hat ein Familienporträt aus altniederländischer Schule bisher für ein Werk des Malers David Mytens gegolten, bis sich nun herausstellt, daß ein Maler dieses Namens gar nicht existierte. Dabei sind für die meisten der berühmten Namen — denn anders kauft man ja bei alten Bildern nichts — ganz bedeutende Preise bezahlt worden, als z. B.: 7500, 11200, 13500, 14400, ja 20000 Mark.

Auch das Kölner Museum scheint mit dem Kauf zweier Bilder, eines Cuyp und eines Ostade, welcher vor mehreren Jahren schon abgeschlossen wurde, betrogen zu sein. Nachträglich wurde die Meinung laut, daß man es mit Fälschungen zu thun habe. Der Cuyp, welcher 12000 Mark kostete, ist von einem Pariser Kunsthändler geradezu für unecht erklärt worden. Die städtische Verwaltung will jetzt den Weg der Klage beschreiten. O, diese alten Bilder!

Mit den alten Büchern habens da die Gelehrten bequemer, die werden nicht so leicht gefälscht, wenn auch hierbei schon einzelne Fälle vorgekommen sind. Ein solch alter Schatz ist kürzlich in Gestalt des Originals der Manessischen Handschrift für das deutsche Vaterland auf friedlichem Wege aus Paris zurückerobert worden. Das berühmte Werk enthält die reichste und wertvollste der noch vorhandenen mittelhochdeutschen Liedersammlungen und wurde im 14. Jahrhundert in der Schweiz von verschiedenen Händen geschrieben. Es besteht aus 429 Pergamentfolioblättern mit über 7000 Strophen von 140 Dichtern und ist außerdem noch mit 137 Bildern, welche je eine Seite einnehmen, geschmückt. Die Handschrift verdankt Bodmer ihren Namen; er benannte sie so, weil in ihr ein Lied des Züricher Dichters Johann Hadlaub vorhanden ist, in welchem dieser zwei Baseler, Rüdiger Manesse den Vater, Ratsherrn (1280—1325) und Rüdiger Manesse den Sohn, Chorherrn am Münster, später Scholaster, wegen ihrer Liebe zur vaterländischen Dichtkunst und ihres Eifers im Sammeln deutscher Lieder preist. Das wertvolle Buch wurde 1607 für die Universitätsbibliothek in Heidelberg erworben, teilte aber während des dreißigjährigen Krieges nicht das Geschick der übrigen Schätze der „Bibliotheca Palatina“, nach Rom übergeführt zu werden, sondern geriet in andere Hände und kam schließlich aus französischem Privatbesitz an die Bibliothek zu Paris. Während die 1815 in Paris vorgefundenen, infolge des Friedens von Tolentino (1797) von Rom nach Paris übergeführten Handschriften der Heidelberger Bibliothek an Deutschland ausgeliefert wurden, konnte die Manessische Handschrift, weil sie aus Privatbesitz an die Bibliothek gelangt war, nicht zurückgefordert werden. Im Februar ist es aber endlich dem Buchhändler Trübner in Straßburg gelungen, sie im Austausch gegen andere Handschriften zu erwerben. In Paris erschien 1850 von Matthieu ein Faksimile der Handschrift.

Die Pariser Nationalbibliothek erhielt für die eine Handschrift 166 Manuskripte aus der Ashburnham-Sammlung, welche der merowingischen Zeit angehören und für Frankreich großes nationales Interesse haben. Sie stammen aus der Libri- und der Barrois-Sammlung, welche früher nachweisbar das Eigentum französischer Bibliotheken

gewesen und angeblich durch Diebstahl nach England gekommen ist. Libri war ein in Florenz 1803 geborner Italiener, der nach Paris auswanderte, Herausgeber des „Journal des Savants“, Ritter der Ehrenlegion und schließlich Generalaufseher der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs wurde. In letzter Stellung soll er sich, von 1842 bis 1847, aus den Bibliotheken von Montpellier, Troyes, Grenoble, Lyon und Paris eine hübsche Privathandschriftensammlung im Werte von 20000 Pfd. St. zusammengestohlen haben. 1848 ward der angebliche Betrug entdeckt; Libri floh kurz nach der Revolution nach London und wurde in Abwesenheit zu zehnjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Doch nahm auch eine Anzahl von französischen, englischen und italienischen Gelehrten, u. a. der Bibliophile Jacob und Prosper Mérimée Libri in Schutz. Auch bot das Britische Museum in Übereinstimmung mit der Schatzkammer damals 6000 Pfd. für die Sammlung; doch ging sie schließlich für 8000 Pfd. in den Besitz des seligen Lord Ashburnham über. Um dieselbe Zeit ward die sogenannte Barrois-Sammlung zum Kaufe ausgeboten, und zwar für 6000 Pfd. Auch ihr Besitzer, der Franzose Barrois, soll sie von 1840 bis 1848 in der Nationalbibliothek von Paris zusammengestohlen haben, so wenigstens behauptet der jetzige Oberbibliothekar Delisle. Das Britische Museum ließ die Handschriften untersuchen, fand sie preiswürdig und bot 6000 Pfd.; doch wurde sie, gleich der Libri-Sammlung, das Eigentum Lord Ashburnhams. Die französische Regierung will nun den Verbleib der beiden Sammlungen erst nach Veröffentlichung der Kataloge erfahren haben; jedenfalls erschienen ihr die darin enthaltenen Handschriften so wichtig, daß sie aus freien Stücken im Jahre 1880 dem jetzigen Lord Ashburnham das Doppelte der dafür gezahlten Summe anbot. Trübner zahlte jetzt an Lord Ashburnham 24000 Pfd., von welcher Summe 6000 Pfd. auf Frankreich, der Rest auf Deutschland fällt.

Nichtsdestoweniger hat der Handel bei einigen Chauvinisten gewaltig böses Blut gemacht. So ist z. B. der „Intransigeant“ außer sich vor Zorn, daß Delisle sich erfrechte, mit dem Verleger Trübner „aus Straßburg!“ zu unterhandeln. Das Blatt Rocheforts nennt dies einen Diebstahl, eine „unerhörte That, deren betrügerischer Charakter keinem Zweifel unterliegen kann, eine Ungesetzlichkeit, für welche der Unterrichtsminister wird Rede stehen müssen“, und hofft, daß sich noch ein Abgeordneter finden werde, um die Regierung wegen dieser neuen Speichelleckerei gegen Deutschland zu interpellieren.

Es scheint mit der Zeit Mode zu werden, daß man Bücher zu dem Zwecke herausgiebt, irgend einem Unternehmen, zu dem trotz bedeutender Begeisterung die genügenden Mittel mit Hartnäckigkeit ausbleiben, unter die Arme zu greifen. Man kann sie meist der Form und des Inhalts wegen mit Recht merkwürdige Bücher nennen und sie sind eine Erfindung des letzten Viertels vom 19. Jahrhundert.

Im vorigen Jahre hat der Kapellmeister Bruno Hilpert in Straßburg die erwähnte Idee in die Wirklichkeit übersetzt (vgl. Rundschau Bd. III S. 597) und jetzt liegt ein Unternehmen vor, das ähnlichen Motiven entstammt: Das „Tyroler Dichterbuch. Herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Errichtung eines Denkmals Walthers von der Vogelweide in Bozen“ (Innsbruck, Wagners Universitäts-Buchh.) An diesem Denkmal wird nun bereits seit 1874 gesammelt und noch immer fehlen (es sind 26000 Gulden vorhanden) 10000 Gulden. Der Entwurf Heinrich Natters, des Schöpfers des Zwingli-Denkmals in Zürich und des Haydn-Denkmals in Wien, ist im Sommer des Jahres 1886 angenommen und in Auftrag gegeben worden und 1889 soll die Enthüllung stattfinden. Im Januar dieses Jahres ist ein neuer Aufruf in die Lande gegangen und mit ihm das Tyroler Dichterbuch. Natürlich hat sich

Digitized by Google

auch Anfangs der 70er Jahre ein Walther-Verein gebildet, der noch blüht und gedeiht und sich würdig anreiht an die Goethe- Shakespeare- &c. Vereine und Gesellschaften. Es drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, ob denn die alten Dichter wirklich für die Neuzeit noch von der Bedeutung sind, welche man ihnen beizulegen sich fort und fort bemüht. Es ist mir — trotzdem ich weiß, daß man mich deshalb als Ketzer verschreien wird, beim besten Willen nicht möglich, auf die Frage anders als mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Die alten Dichter sind ihren Anschauungen, ihrem ganzen Wesen nach uns so fremd geworden, daß die Kunst der Altertumsforscher dazu gehört, um sie uns wirklich ansprechend — ich sage wirklich, denn imitierte Bewunderung, „gebildete" ist ja an der Tagesordnung — erscheinen zu lassen. Heute lacht man einen Menschen, der Gedichte macht, worin noch nicht einmal ein Rhythmus zu entdecken ist, mit Recht aus; es ist sozusagen das erste Erfordernis für ein Gedicht, daß es keine schweren Verstöße gegen den Rhythmus enthält und nun sehe man sich einmal die Gedichte jener mittelalterlichen Sänger, den guten Walther nicht ausgenommen, daraufhin an! Und welche platte und unbedeutende Gedanken in diese Formen gebracht werden! Doch genug; chacun à son goût.

Der am 22. Januar ausgebrochene Brand der Wagnerschen Universitätsdruckerei in Innsbruck ist kürzlich noch einmal Gegenstand des Interesses geworden. Der Brand dauerte damals fünf Stunden und zerstörte das dreistöckige Gebäude, in welchem die Setzerei untergebracht war. Nur der Inhalt des Faktorszimmers konnte zum Teil gerettet werden, darunter das seit 1706 geführte Lehrburschenbuch, das sog. „goldene Buch". Dagegen sollten Manuskripte gelehrten Inhalts zu Grunde gegangen sein und der Schaden wurde, das alte Gebäude nicht inbegriffen, auf mehr als 30000 Gulden geschätzt. Unter den verloren gegangenen wertvollen Manuskripten wurden auch die „Publikationen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung" angeführt. Wie sich jetzt aber herausstellt, ist dieses Manuskript, die Regesten Karls des Großen, eine mühsame Arbeit des Professors Dr. Engelbert Mühlbacher in Wien, auf wunderbare Weise gerettet worden. Bei der Wegräumung des Brandschuttes fand man nämlich unter einem Ziegelsteine das Manuskript, welches wohl ganz vom Rauch geschwärzt war und dessen Ränder das Feuer bereits gebräunt hatte, doch so erhalten, daß es mit einiger Mühe ganz leserlich war und zum Drucke befördert werden konnte.

Wieder hat ein neuer Roman von Georges Ohnet einen großartigen Erfolg errungen. Ende Februar erschien „Volonté" und Mitte März hatte er bereits nahe an hundert Auflagen erlebt. Aber diesmal hat der buchhändlerische Erfolg auch die französischen Kunstrichter nicht geblendet. Sie erheben Einspruch gegen die Ohnet-Mode. „Ich weiß in der Welt nichts Unerquicklicheres", sagt der Kritiker des Temps, „als Ohnets Konzeptionen, nichts Ungefälligeres, als seinen Stil . . . Ich sagte vorhin, Ohnet sei unleidlich. Schmeichler, der ich bin! Die Wahrheit ist, daß er mittelmäßig ist. Als Schriftsteller ist er ein völliger Snob." Die Wahrheit wird man auch hier in der Mitte zwischen Verhimmelung und Verdammung zu suchen haben. Es ist eine alte Erfahrung, daß auch das Talent und der Erfolg böses Blut und Feinde macht. Haben wir es doch in den letzten Jahren auch in Deutschland erfahren, daß unsere sämtlichen Dichtergrößen verkleinert und „heruntergerissen" worden sind!

Etwa um dieselbe Zeit wie der Ohnetsche Roman ist in Paris bei Ollendorff ein anderes interessantes Buch erschienen: „La légende de Metz". Zum Verfasser hat es den in Deutschland durch frühere Schriften schon bekannten Graf d'Hérisson, welcher hier an der Hand teils bekannter, teils neu beigebrachter Aktenstücke den

Marschall Bazaine von dem Vorwurf des Verrats zu reinigen versucht. Und er versucht es nicht nur, sondern es gelingt ihm so vollkommen, daß eine französische Voreingenommenheit dazu gehört, sich den Beweisen d'Hérissons für die Ehrenhaftigkeit Bazaines zu verschließen. Wohl mag er nicht als kluger und energischer General aufgetreten sein, aber so war auch die Ansicht Thiers', verkauft hat er nichts. Er ist einfach der Sündenbock für den ganzen verlorenen Krieg geworden und als solcher verurteilte man ihn. Unter welchen Umständen, führt d'Hérisson in seinem Buche an: Mac Mahon und d'Aumale wollten um jeden Preis eine Verurteilung und zwar eine einstimmige. Zwei der Richter erhielten während des Prozesses das Großkreuz der Ehrenlegion und drei (von sechs Richtern, den Vorsitzenden nicht mitgerechnet) ließen sich zu einer Verurteilung erst herbei, als noch vor der Urteilsfällung ein Gnadengesuch von allen Richtern unterzeichnet worden war und der Herzog d'Aumale ihnen die Versicherung gegeben hatte, daß die Todesstrafe nicht vollzogen werden solle. Und auf wessen Betreiben? Auf das des damaligen Obersten, späteren Generals und noch späteren Ordenshändlers d'Andlau, der noch vor kurzem in letzterer Eigenschaft mit Verlust von Amt, Ehren und Titel und fünfjährigem Gefängnis bestraft worden ist. Von den anderen Anklägern ist Aumale verbannt, Hauptmann Rossel als späterer Kommune-General erschossen worden, Gambetta ist tot, Boyenval endete durch Selbstmord, Valcourt, damaliger Sekretär Gambettas, wurde nach abenteuerlichen Fahrten in Belgien wegen Betrugs mit 10 Jahren Gefängnis bestraft, und von den Generälen, die über ihn zu Gericht saßen, gehört auch keiner mehr der aktiven französischen Armee an! Das Buch ist mit großer Überzeugung und eigentlich unwiderleglich geschrieben, aber nichtsdestoweniger wird es die „légende de Metz" in Frankreich nicht aus der Welt schaffen.

Der Umstand, daß aus dem Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg ein Reinertrag von 18000 M. erwachsen ist, hat die direkte Veranlassung zu einer Gesetzesvorlage abgegeben, welche im März an den Bundesrat gelangt ist und den Reingewinn aus kriegsgeschichtlichen Werken des Großen Generalstabs zum Gegenstand hat. Die Gesetze vom 31. Mai 1877 und 12. Juli 1884 bestimmen, daß der Reinertrag aus den vom Großen Generalstab herausgegebenen Werken über die Feldzüge von 1866 und 1870—71 für die wissenschaftlichen Zwecke des Generalstabes verwertet werden soll und auf Grund jenes ersten Gesetzes ist durch Allerhöchste Ordre vom 21. März 1878 eine „Generalstabsstiftung" errichtet worden, in welche jene Reinerträge fließen und nach näherer Bestimmung verwaltet werden. Dasselbe wird nun auch für alle Überschüsse beabsichtigt, welche der Generalstab durch Herausgabe kriegsgeschichtlicher Werke in Zukunft etwa erzielen wird. Die nächste Aufgabe, welche auf eine Reihe von Jahren hinaus die Abteilung für Kriegsgeschichte beschäftigen wird, ist die Darstellung der Kriege Friedrichs des Großen und des Befreiungskrieges. Für dieselbe müssen bedeutende Geldmittel aufgewendet werden. Abgesehen von bereits begonnenen und noch für längere Zeit erforderlichen Forschungen in Wien, Dresden, Paris ꝛc. werden z. B. Forschungen an Ort und Stelle in St. Petersburg, Moskau, London, Stockholm ꝛc. notwendig.

Die Japanesen sind bekanntlich seit einigen Jahren mit Siebenmeilenstiefeln auf dem Wege der europäischen Kultur. Davon zeugt auch das neue Preßgesetz, welches die Regierung vor einigen Monaten erlassen hat, das aber vorläufig wahrscheinlich seiner allzugroßen Liberalität halber nur sechs Monate in kraft bleiben soll. Hiernach müssen jeder Eingabe um Konzessionierung einer Zeitung Namen und Alter des Herausgebers, des Redakteurs und des Druckers beigefügt werden. Die Applikanten müssen

mindestens 20 Jahre alt, japanische Unterthanen und im Vollgenuß ihrer bürgerlichen Rechte sein. Redakteur und Drucker müssen verschiedene Personen sein und haben eine Kaution von 70 bis 200 Dollars zu erlegen, es sei denn, daß ihr Blatt nur der Wissenschaft, Kunst, Statistik oder den Marktpreisen gewidmet ist. Der Redakteur hat jede Berichtigung in extenso aufzunehmen und darf sie nur verweigern, wenn sie anonym oder anstößig ist. Eine Zeitung darf in keinem Falle gegen ein Gesetz schreiben, selbst wenn es anerkanntermaßen schlecht wäre. Amtliche Schriftstücke dürfen nur mit Bewilligung der betreffenden Behörden abgedruckt werden. Der Minister des Innern kann eine Zeitung unterdrücken oder konfiszieren, wenn er glaubt, daß deren Inhalt den öffentlichen Frieden und die Sitten gefährdet. Auf die Übertretung dieser Vorschriften sind schwere Strafen gesetzt.

Schönere Nachrichten kommen aus Amerika. Dort hat Edison schon wieder eine neue Erfindung vom Stapel gelassen und diesmal sollen ihre Segnungen den Buchdruckern zugute kommen. Es handelt sich dabei um ein neues Telephon, welches es dem Buchdrucker ermöglichen soll, das Gesprochene direkt nach dem Diktat des Phonographen zu setzen. Dieser Apparat ist so ausgeführt, daß das Schallrohr in Kopfhöhe des Setzers am Setzkasten angebracht ist, und durch das Auftreten des Fußes auf einen Hebel etwa zehn Worte — so viel der Setzer im Kopfe behalten kann — dem Schallrohr entströmen. Sind diese gesetzt, so bedarf es nur eines neuen Trittes, um im Setzen fortzufahren. Auf gleiche Weise kann der Setzer ihm etwa entgangene Worte sich wiederholen lassen.

Am 14. Februar ist in Salzburg der bekannte, humoristische Schriftsteller Dr. Märzroth im Alter von 70 Jahren gestorben. Märzroth, mit seinem eigentlichen Namen Moritz Bachrach, wurde zu Wien geboren, woselbst er auch die Universität besuchte. Er verfügte über einen liebenswürdigen, ungekünstelten Humor, der ihn zum Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" machte. Seit 1837 arbeitete er an Bäuerles „Theaterzeitung" und Saphirs „Humorist" mit. 1846—47 gab er sodann das humoristische Album „Brausepulver", ferner die humoristischen Zeitschriften „Der Komet" und „Die komische Welt" heraus. Auch einige Lustspiele „Mysterien eines Jagdgewehres", „Zur Statistik der Frauen" verfaßte er Ende der 60er Jahre, die aber heute vergessen sind. Seit 1869, nach dem Tode seiner Tochter, lebte Märzroth in Zurückgezogenheit zu Salzburg.

Kaiser Wilhelm als Freund der Litteratur.

Von
Eduard Bernin.

Im 3. Bande der „Deutschen Buchhändler-Akademie" (S. 177 u. folg.) haben wir die Beziehungen näher betrachtet, in welchen Kaiser Napoleon I. zur Litteratur gestanden hat. Wir suchten darin nachzuweisen, daß der französische Schlachtenkaiser, der sich vor fast keiner einzigen Autorität beugte, doch der Wissenschaft und Litteratur gern seine persönliche Huldigung darbrachte und nicht allein ein aufmerksamer Leser von Büchern und Zeitschriften war, sondern auch selbst zur Feder griff oder sich hierbei eines Vermittlers bediente, um als Schriftsteller zahlreiche Aufzeichnungen geschichtlichen, militärwissenschaftlichen rc. Inhalts zu schaffen, welche als hochbedeutsam anerkannt worden sind.

Von anderer Seite (durch Herrn Richard Julius George) war bereits im 2. Bande dieser Zeitschrift (S. 561 u. folg.) die Stellung König Friedrichs des Großen zur deutschen Litteratur einer Erörterung unterzogen worden, worin besonders der Aufschwung zu erklären gesucht wurde, welchen die Entwickelung des deutschen Geisteslebens durch die Regierung des großen Königs genommen hat.

Heute wollen wir nun die Aufgabe zu lösen suchen, in welcher Art der hochselige Kaiser Wilhelm seine Stellung zur Litteratur aufgefaßt und ausgefüllt hat. Es liegt nahe, bei dem Ableben des Monarchen, welchen die dankbare Nachwelt als den Neubegründer des deutschen Reichs feiert und nicht genug rühmen kann, so daß demselben schon zu seinen Lebzeiten die ehrenvollsten Beinamen beigelegt worden sind, auch der Beziehungen zu gedenken, welche Kaiser Wilhelm zu Litteratur, Buchhandel, Presse rc. eingenommen hat und dieselben mit jenen zu vergleichen, welche seine großen Vorgänger Friedrich II. und Napoleon I. gepflogen haben. Das Ergebnis, welches wir bei diesem Versuche gewinnen, wird hoffentlich dazu beitragen, das Charakterbild zu vervollständigen, das jeder gute Deutsche von seinem unvergeßlichen politischen Oberhaupte zu gewinnen suchen muß, dasselbe kann — was wir sogleich hinzufügen

wollen — nur dazu beitragen, dieses Charakterbild für uns Jünger Gutenbergs noch teurer zu machen, denn Kaiser Wilhelm war ein großer Freund der Litteratur und hat sein Interesse an derselben in mehrfacher Art kundgegeben und bewiesen.

Man kann sich in verschiedener Weise als Freund der Litteratur bewähren, sowohl passiv als aktiv. Unter dem ersteren verstehen wir hier ein aufmerksames Lesen von Büchern und Zeitschriften, unter dem letzteren ein selbständiges Auftreten, bezw. Schreiben, also Schriftstellern. Beide Arten, in denen sich bekanntlich Friedrich der Große und Napoleon I. hervorgethan haben, waren auch dem Kaiser Wilhelm nicht fremd. Wenngleich er nicht so bändereiche Niederschriften hinterlassen hat wie jene beiden Vorgänger, so hat er doch manche hochbedeutsame Aufzeichnungen in die Öffentlichkeit gelangen lassen, die freilich nicht recht allgemein bekannt geworden sind. Es war eine Eigentümlichkeit des großen Kaisers Wilhelm, daß er stets als die Einfachheit und Bescheidenheit selbst erschien und auftrat, so daß er seine Mitteilungen fast niemals mit seinem Namen veröffentlichte. Wir wollen uns nur bemühen, einzelne derselben hier an das Licht zu ziehen, zuvor jedoch — als ersten kleineren Abschnitt unserer Arbeit — in Kürze die vorhin von uns als passiv bezeichnete Art betrachten, in welcher der Kaiser sich als Freund der Litteratur zeigte.

* * *

Das eigentliche Zeitungslesen ist eine Errungenschaft der Neuzeit, dessen Hauptentwickelung mit der Zeit der Freigebung der Presse — in Preußen also mit dem Jahre 1848 — ihren Anfang nahm. Der frühere „Prinz Wilhelm“ und selbst noch der „Prinz von Preußen“ hatte bei der verhältnismäßig erst schwachen Vertretung der periodischen Presse während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wenig Anlaß und Gelegenheit, sich eingehend mit dem Lesen von Tagesblättern zu beschäftigen. Dann aber, als die Ereignisse sich drängten, die Wogen des politischen Lebens hoch zu gehen begannen und sehr bald auch die Tagespresse als Ausdruck der öffentlichen Meinung Geltung und Bedeutung gewann, wurde der Prinz ein aufmerksamer Zeitungsleser und ist es als König und Kaiser bis zum Ende seines Lebens geblieben. Er soll früher regelmäßig die „Spenersche“, später die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und noch ein anderes Berliner Blatt — irren wir nicht: das „Berliner Fremdenblatt“ — gelesen haben, außerdem wurde aber für den späteren König und Kaiser eine besondere Zeitung zusammengestellt und von seiner Umgebung — bis zu seinem Tode besorgte der Geh. Hofrat Louis Schneider dieses Amt — demselben täglich vorgelegt. Dieses Tageblatt

enthielt in einzelnen Ausschnitten aus allen anderen Blättern die Quintessenz dessen, was die Umgebung Sr. Majestät von Interesse für den Monarchen erachtete und zu dem Ende in eine Zeitung ad hoc zusammenfügte. Die genaue Kenntnis alles desjenigen, welches wert erschien, der Aufmerksamkeit des Königs und Kaisers näher gerückt zu werden, brachte zustande, daß ein gar nicht unbedeutendes Material die tägliche geistige Nahrung bildete, zumal da bei dem ausgezeichneten Gedächtnisse, welches dem Kaiser Wilhelm bis in die letzte Zeit seines Lebens stets treu blieb, die Auswahl des Lesestoffes recht weit gegriffen werden konnte. Der erste Gang, welchen der Monarch that, sobald er Morgens in sein Arbeitszimmer trat, war zu der Stelle am Fenster gerichtet, an welcher ein Gedächtnis-Kalender angebracht war, auf welchem alle auf den betreffenden Tag sich beziehenden Ereignisse der Vergangenheit kurz angeführt waren, und auch dieser Tageskalender war bei der Auswahl des Zeitungsstoffes von der Umgebung zu berücksichtigen. Man hat mehrfach bei Besuchen, welche man in Abwesenheit des Kaisers seinen Arbeitszimmern im Palais unter den Linden, in Babelsberg, im königlichen Schlosse zu Coblenz ꝛc. machen durfte, kleine Ausschnitte aus Zeitungen auf dem kaiserlichen Schreibtische bemerkt und hieraus zu erkennen vermocht, welche Gegenstände das Interesse des Monarchen besonders zu erregen vermocht hatten.

Aber auch dadurch bekundete der Kaiser seine rege Aufmerksamkeit auf die Äußerungen der Tagesblätter, daß derselbe in manchen Fällen, in denen er auf Unrichtigkeiten der Mitteilung stieß, sie berichtigen ließ und selbst bisweilen persönlich, d. h. handschriftlich berichtigte. Kaiser Wilhelm war ein zu großer Freund der Wahrheit, als daß er eine ungenaue Meldung hätte ungebessert oder ungerügt hingehen lassen können. Wer aufmerksam Zeitungen liest, die ja in der Regel mit überstürzender Hast hergestellt und gedruckt werden müssen, weiß, wie oft kleine und große Unrichtigkeiten bei den Nachrichten mit unterlaufen. Der Kaiser wünschte aber bei derartigen Ungenauigkeiten, wenn sie von einiger Bedeutung waren, eine baldige Berichtigung auch für das größere Publikum und bewies dadurch, daß er solche veranlaßte, eine große Achtung gegen die öffentliche Meinung und das gedruckte Wort.

Für das Lesen von größeren Werken, Büchern ꝛc. hatte der Kaiser allerdings nicht die erforderliche Zeit. Man wird das leicht begreifen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Kaiser Wilhelm in der Regel eine solche Masse von eingehenden Bittschriften, Briefen, Schreiben aller Art zu lesen hatte, daß er bis in den späten Abend hinein stets an seinem Arbeitstisch sich gefesselt sah.

Es ist bekannt, daß der Monarch bis zu den letzten Jahren seines Lebens alle an ihn gerichteten Schreiben persönlich öffnete, mit Bemerkungen versah und an die verschiedenen Minister ꝛc. verteilte, und leicht erklärlich ist es, daß mit der steigenden Größe des Reichs und seiner Einwohnerzahl die Masse solcher Einläufe sich mehren mußte, so daß die Arbeitslast des Kaisers fortwährend zunahm.

Dazu kam eine besondere Neigung des Monarchen, sich über jeden schwierigen Fall, der beispielsweise wichtige organische Veränderungen im Staats- und besonders Militärwesen, sodann auch persönliche Verhältnisse von hochstehenden Persönlichkeiten, betraf, einzelne Promemorias von geeigneten Männern ausarbeiten zu lassen, welche in der Regel am späten Abend gelesen, oder richtiger studiert wurden. In dieser Weise ist manche wichtige Frage reiflich vorbereitet und dann, nachdem sie wohl erwogen war, in der stillen Nachtstunde im kaiserlichen Kabinett endgültig gelöst worden.

Neben dem Arbeitstische befanden sich nicht viele Nachschlagebücher, jedoch eins war fast stets dort zu finden: die Rangliste des Heeres, und zwar immer in der blauen Lieblingsfarbe des Kaisers eingebunden. Alljährlich durfte der Chef der königlichen Geheimen Kriegskanzlei, welche seit Jahren mit der Bearbeitung und Herausgabe dieses militärischen Jahrbuchs betraut ist, persönlich das erste Exemplar der neuen Rangliste überreichen, und dieses Buch ist wohl stets das vom Kaiser Wilhelm am meisten benutzte gedruckte Werk gewesen. Dasselbe ist ohne Zweifel bei vielen Beratungen mit dem Chef des Militärkabinetts, welcher die Anträge zu allen Personalveränderungen des Heeres der Allerhöchsten Genehmigung zu unterbreiten hatte, als Hilfsbuch befragt worden; wir haben persönlich z. B. in Schloß Babelsberg wahrgenommen, daß die Rangliste die Spuren eifriger Benutzung aufwies.

Von anderen Büchern ist uns nur höchst selten bekannt geworden, daß Kaiser Wilhelm sie aufmerksam gelesen hätte. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel, weshalb wir nachstehenden uns bekannt gewordenen Fall anführen. Im Jahre 1880 erschien die „Geschichte des 1. Garde-Dragoner-Regiments, zusammengestellt von H. v. Rohr, Rittmeister (Berlin, E. S. Mittler & Sohn).“ Als dieses Werk, in groß Quartformat und mit Abbildungen, Karten und Plänen reich ausgestattet, überhaupt in festlichem Gewande dem Kaiser Wilhelm überreicht worden war, vertiefte sich der Monarch — ganz gegen seine sonstige Gewohnheit — so sehr in den Inhalt des Prachtbuchs, daß er fast darüber vergaß — wie er das selbst später offen eingestanden —, rechtzeitig einer Einladung des Offizierkorps des genannten Regiments Folge zu

leisten, da er sich von dem anziehenden Buche mit seinen vielen Erinnerungen „kaum habe trennen“ können, wie er sagte.

Daß Kaiser Wilhelm eine gar nicht unbedeutende Kabinetsbibliothek in dem königlichen Palais in Berlin besaß, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß der Monarch eine besondere Kriegsbibliothek hatte sammeln lassen, welche alle Werke, Broschüren, Zeitschriften, Bilder rc., die sich auf den Feldzug 1870/71 bezogen, in sich schloß, und die vom Geh. Hofrat Schneider systematisch geordnet und in Berlin auch längere Zeit öffentlich ausgestellt worden ist. So viel wir wissen, ist diese ganze Kriegsbibliothek später als ein königliches Geschenk an die große königliche Bibliothek in dem Nachbarhause des Palais am Opernplatz gelangt, wo sie eine sehr schätzenswerte Abteilung für sich bildet; sie umfaßt, wenn wir nicht irren, mehrere tausend Nummern, von denen viele längst vergriffen und also gar nicht mehr zu haben sind. Für das Studium der Geschichte des letzten deutsch-französischen Kriegs ist diese Sammlung von unschätzbarem Werte.

* * *

Nachdem wir in dem Bisherigen den passiven Anteil des Kaisers Wilhelm an der Litteratur in Kürze dargelegt haben, wenden wir uns zu der aktiven Teilnahme desselben, d. h. wir betrachten den Monarchen als Schriftsteller.

Das erste Mal, daß der hohe Herr mit einer eigenen Schrift an die Öffentlichkeit trat, geschah im Januar 1849. Es war Pflichtgefühl gewesen, das dem damaligen Prinzen von Preußen die Feder in die Hand gedrückt hatte, um gegen eine Zeitströmung Front zu machen, welche alte gute Überlieferungen über den Haufen zu werfen drohte. Im Oktober 1848 war nämlich in Berlin der „Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung“ bekannt geworden, welcher von der Frankfurter Bundes-Militär-Kommission ausgearbeitet worden war und viele Seltsamkeiten enthielt. Dieser Entwurf wurde damals mehrfach besprochen und rief einzelne Gegenschriften hervor. Eine derselben machte besonderes Aufsehen, obwohl sie gar nicht im Buchhandel erschienen war und nur von Hand zu Hand ging. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß der Prinz von Preußen der Verfasser sei und sie nur deshalb habe drucken lassen, um sie in die Hände von Sachverständigen zu bringen, da das viele Abschreiben zu viel Zeit erfordert haben würde. Die Denkschrift gewann größeres Interesse und wurde mit Hilfe der folgenden Ereignisse so wirksam, daß der Frankfurter Entwurf einstweilen auf unbestimmte

Zeit bei Seite gelegt wurde und auch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.*)

Man hat diese Denkschrift „das militärische Glaubensbekenntnis" des späteren Königs und Kaisers genannt und ganz mit Recht. Denn die Schrift, welche den Titel führt: „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung",**) enthält in der That die wichtigsten militärischen Glaubenssätze des hohen Verfassers und verdient noch jetzt die allgemeinste Aufmerksamkeit. Wir werden zur Kenntnisnahme des Geistes, der in der Schrift weht, einige Abschnitte desselben hier wiedergeben und beginnen mit jenem, welcher gleich im Eingange das damalige preußische Wehrsystem gegen eine irrige Auslegung in Schutz nimmt.

Die Frankfurter Kommission hatte nämlich gesagt, daß sie sich bei ihrem neuen Entwurfe besonders die preußische Wehrverfassung zum Vorbilde genommen habe, jedoch gleich darauf das stehende Heer in einen ersten Heerbann, die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots in einen zweiten und dritten Heerbann und die Bürgerwehr in einen vierten Heerbann eingeteilt. Die Dienstzeit bei der Infanterie wurde auf 6 Monate verkürzt, die Beförderung außer der Reihe durch die Wahl gleichgestellter Kameraden, die Wahl der Vorgesetzten bei der Landwehr durch die Untergebenen bestimmt. Ferner wurde die Aufhebung aller militärischen Erziehungsanstalten und der allgemeinen Kriegsschule (heute Kriegsakademie), die Abschaffung der Ehrengerichte, die Überweisung der Soldaten an die bürgerlichen Gerichte wegen Bestrafung der im Frieden verübten gemeinen Verbrechen, die Aufhebung der Bildungsanstalten für Militärärzte und noch verschiedenes andere beantragt, das eine gründliche Umkehrung der bestehenden Militärverhältnisse zur Folge gehabt haben würde.

„Das ist nicht das preußische System!" rief damals der Prinz von Preußen in seiner Schrift aus und fuhr dann fort: „Wenn man dessenungeachtet die Versicherung an die Spitze des Entwurfs gestellt, daß man sich das preußische System zum Vorbild genommen habe, so kann es nur in der Absicht geschehen sein, einen guten Eindruck damit hervorzubringen, wenn man eine der preußischen ähnliche Wehrhaftigkeit als das zu erreichende Ziel aufstellte, weil Deutschland seit langer Zeit mit Vertrauen und das Ausland mit Anerkennung auf eine Wehrbereitschaft

---

*) In der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich ein Exemplar dieser höchst selten gewordenen Schrift, welches die eigenhändige Unterschrift des Prinzen von Preußen trägt, so daß die Autorschaft dadurch offen ausgesprochen worden ist.

**) Dieselbe ist bei A. W. Hayn in Berlin gedruckt und in der Stärke von 108 Druckseiten zu Anfang des Jahres 1849 ausgegeben worden.

sieht, in welcher Preußen die schwierige Aufgabe gelöst, mit den geringsten Kosten und unverhältnismäßig schwachem Friedensstande doch eine nicht allein zahlreiche, sondern auch wohlgeübte und vollständig disziplinierte Armee für den Krieg aufzustellen. Nur wenn man glaubt, daß alle diese Einrichtungen, welche der Gesetzentwurf abschaffen will, jede nach ihrem Teile nichts zu dem beigetragen haben, was die preußische Armee im Laufe der Zeit geworden, — nur dann würde eine Aufhebung oder wesentliche Veränderung derselben gerechtfertigt sein. Wir erheben uns aber entschieden gegen eine solche Annahme und erkennen vielmehr in der geordneten und sorgfältig überwachten Zusammenwirkung aller dieser Einzelheiten, sowie in dem ungestörten Ineinandergreifen derselben als Mittel zum Zweck den einzigen Grund, welcher der preußischen Armee die so schmeichelhafte Anerkennung des Wehrausschusses überhaupt verschaffen konnte, ihren Einrichtungen als einem Vorbilde nachzustreben. Wer diese Mittel ändert, erdrückt den echten militärischen Geist des Heeres und überläßt sich Täuschungen, über die er dereinst und dann wahrscheinlich zu spät — weil auf dem Schlachtfelde — enttäuscht werden dürfte.“

Von den einzelnen Abschnitten, mit denen sich die Denkschrift des Prinzen von Preußen eingehend beschäftigt, greifen wir zunächst den heraus, welcher sich auf die militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten bezieht, zumal da derselbe auch heute noch ganz zeitgemäß ist und bei den Reichstagsverhandlungen der letzten Jahre erneutes Interesse erlangt hat. Der frankfurter Entwurf hatte kurzer Hand gewünscht: „Alle einseitig militärischen Erziehungsanstalten sind eiligst und schleunigst aufzuheben.“ Hierauf entgegnete der Prinz von Preußen:

„Das Aufgeben aller einseitig militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten und die empfohlene Errichtung von Lehrstühlen der Kriegswissenschaften an den Universitäten setzt bei den Vorschlagenden die Ansicht voraus, daß eine besondere Erziehung für den Kriegerstand überflüssig sei. Diese Ansicht ist aber nur dann richtig, wenn man überhaupt keinen Wert auf diesen Stand legt und glaubt, daß sich eine Armee mit dem Geiste der Ordnung, Disziplin, Ausdauer und des Gehorsams — deren Träger ein durchgebildetes Offizierkorps ist — im Augenblicke des Bedürfnisses improvisieren lasse. Noch sieht man sich vergebens nach einem Beispiele in der Geschichte um, wo ein dergleichen improvisiertes Heer einem andern geistig und praktisch durchgebildeten Heere mit Erfolg entgegengetreten wäre, wenn nicht Terrain, Klima oder Nationalität eingewirkt. Wie kann man also Einrichtungen aufgeben wollen, die sich durch Erfahrung nicht allein nützlich, sondern unumgänglich notwendig erwiesen haben! Die

Berufspflichten des Offiziersstandes sind schwere, und nur dann vorwurfsfrei und mit Erfolg zu erfüllen, wenn man diesen Stand mit Vorliebe ergriffen hat oder von früh an dafür erzogen wurde. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß Anstalten bestehen, aus denen Offizier-Kandidaten hervorgehen können, die von Kindheit auf an strenge Zucht, Ordnung, Entbehrungen und Gehorsam gewöhnt werden, als diejenigen Erfordernisse, welchen sie selbst ihr Lebelang genügen müssen, um ihren Untergebenen ein Beispiel zu werden und ihren Kameraden von der Landwehr ermutigend voranzugehen. Ohne dieses Beispiel wird die genügende Ergänzung der Landwehr-Offiziere immer eine sehr schwierige und nie ganz erquicklich zu lösende Aufgabe bleiben. Trotz aller angewandten Fürsorge und Vorsicht dürfte man in Preußen manche bittere Erfahrung in dieser Beziehung gemacht haben.

Darum haben wir nach unserer Überzeugung sowohl den § 62 als den damit in Verbindung stehenden § 66 gänzlich gestrichen, weil dieser verlangt, daß die Kriegswissenschaften künftig nur an Universitäten gelehrt werden sollen. Zunächst entsteht die Frage, wer die Lehrer sein sollen. Professoren? Unmöglich, denn Kriegswissenschaften können mit Erfolg nur von kriegserfahrenen Männern gelehrt werden, die selbst erlebt und aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, was sie ihren Schülern mitteilen sollen. Wer nicht mit den Soldaten gelebt, wer nicht Freude und Leid, Gefahr und Entbehrungen mit ihnen geteilt hat, der kann nicht mit der nötigen Lebendigkeit und Eindringlichkeit von Dingen reden, die er nur von Hörensagen oder aus Büchern kennt. Aber selbst Offiziere, die in die Kategorie von Universitäts-Dozenten übertreten und gegen Honorar Kollegien lesen wollten, würden nicht genügen, weil sie eben nur dozieren können, ohne daß ihnen eine Kontrolle darüber möglich wäre, welchen Erfolg ihre Vorträge auf die zuhörenden Offiziere haben, weil sie nie darüber zu urteilen vermögen, ob die Zeit, während welcher die Offiziere dem praktischen Dienst entzogen und deren Kameraden gezwungen sein würden, den Dienst für sie zu versehen, auch nützlich und erfolgreich angewendet worden ist. Der Offizier studiert die Kriegswissenschaften nicht wie jeder Student seine Fachwissenschaft, denn er wählt sich den Beruf nicht erst nach Vollendung seiner Studien, sondern er ist bereits im Dienste, wenn er sie beginnt, und soll sich nur im höheren Grade dazu geschickt machen. Da sein Kriegsherr ihm nun Gelegenheit dazu verschafft, so hat dieser auch ein Recht, danach zu fragen und sich zu überzeugen, wie der so Bevorzugte die ihm gewordene Begünstigung benutzt hat. Das alles ist aber auf der Universität nicht möglich, da wir annehmen müssen, daß der Lehrstuhl für Kriegswissenschaften gerade des-

halb dort beliebt wird, um die mit der Art des Universitäts-Unterrichts verbundenen Eigentümlichkeiten auch den Offizieren zu teil werden zu lassen. Wollte man aber Einrichtungen treffen, welche diese Eigentümlichkeiten zu beseitigen bestimmt wären, so würden diese nicht allein der bisherigen akademischen Praxis entgegenstehen, sondern man würde auch vollends nicht begreifen, weshalb man dann die bestehenden höheren Militär-Lehranstalten aufgeben soll. Sonach erscheint der § 66 einer Theorie zu Liebe entstanden zu sein, und bei Streichung desselben ist auf die praktische Seite Rücksicht genommen worden."

Noch einen Abschnitt aus dem Schlusse der Denkschrift wollen wir hier wiedergeben, welcher einen gleichfalls sehr wichtigen Gegenstand behandelt, der auch vielfach bei den Reichstagsverhandlungen erörtert worden ist, nämlich die Ehrengerichte. Der frankfurter Entwurf hatte in seinem § 70 kurz und bündig die Bestimmung aufgenommen: „Die Ehrengerichte sind abgeschafft."

Darauf nun erwiderte die Denkschrift des Prinzen von Preußen folgendes:

„Vergebens sucht man beim ersten Anblick der inhaltsschweren Bestimmung: „die Ehrengerichte sind abgeschafft" in den Motiven nach den Gründen derselben. Wir können auch hierin nur eine Zeitkonzession erkennen. Liegt es denn aber in den Zeit-Erfordernissen, daß die Ehre nichts mehr gelten soll? Wir glauben im Gegenteil: je freier die Handlungen der Menschen sein dürfen, je mehr müssen sie sich den Forderungen der Ehre und der Ehrenhaftigkeit unterwerfen. Und da wo geschlossene Sonderungen bestehen, ist es wohl ganz natürlich, daß in derselben der eine über den anderen wacht, damit jenen Forderungen Genüge geleistet, jeder Verstoß gegen dieselben zur Verantwortung gezogen und nach Befund Strafe verhängt wird.

Alle Vergehen, welche den gewöhnlichen Strafgesetzen nicht unterliegen, dessen ungeachtet aber nicht ungeahndet bleiben dürfen, wenn die konventionellen Bedingungen aufrecht erhalten werden sollen, ohne welche keine geschlossene Sonderung bestehen kann, gehören vor das Forum einer Beratung und Entscheidung der Standesgenossen.

Zu solchen geschlossenen Sonderungen zählt nun aber der Stand des Offiziers. Wollte man selbst das Prinzip der Nivellierung so weit ausdehnen, alle Standes-Unterschiede zu vernichten, so wird es doch wahrlich nie gelingen, auch einen Stand in den Kreis dieser Nivellierung hineinzuziehen, dessen Lebensaufgabe es ist, jeden Augenblick für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit das Leben einzusetzen und sich gerade hiermit von anderen Genossenschaften unterscheidet, deren

Lebensaufgabe eine durchaus andere ist. Wer sich aber einem Berufe widmet, der das Einsetzen des eigenen Lebens für allgemeine Zwecke verlangt, wer zugleich die Verantwortung übernimmt, andere durch seinen Befehl in den Tod zu führen, der muß sich auch eine Gesinnung und Richtung bewahren, die nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden kann. Diese Bewahrung bedarf aber einer ganz besonderen Überwachung. Ohne eine solche würden Ausschreitungen der rohesten und unedelsten Art den Stand in die Zeiten der Barbarei zurückversetzen. Ist doch die Geschichte der neuesten Zeit nicht arm an Beispielen, zu welchen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten bewaffnete Massen sich hinreißen lassen, wenn keine Führer an ihrer Spitze stehen, welche von dem Prinzip der Ehre durchdrungen sind. Will man daher die Heere auf dem Standpunkt der Gesittung erhalten, so stelle man auch Führer an ihre Spitze, welche diese Gesittung vor allem nicht allein in sich erhalten, sondern auch bei ihren Untergebenen zu beleben wissen.

Die Standes- und Ehrengerichte entstanden nun aus der Überzeugung, wie diese wieder aus dem Gefühl und dem Bedürfnisse, daß gewisse Vergehungen, ja selbst nur Unterlassungen innerhalb des Standes selbst und unter einander erwogen und gerichtet werden müssen. Überall, wo die militärischen Ehrengerichte gewirkt, haben sie nur zum wahren Wohl und Besten des Offizierstandes beigetragen und sind im Laufe der Zeit bei einzelnen dieser Gerichte Erscheinungen vorgekommen, durch die man sich berechtigt glaubte, sie mißliebig zu machen, so findet das seine Erklärung in dem Umstande, daß Fälle vor deren Forum gebracht worden sind, die nicht dahin gehörten. In der preußischen Armee haben diese Ehrengerichte eine besondere Pflege erfahren, aber auch wesentlich dazu beigetragen, die Offizierkorps auf der Stufe der Bildung, des Ehrgefühls und der Gesittung zu erhalten, welche freilich den Feinden jeder gesetzmäßigen Ordnung ein Dorn im Auge ist. Dieser Bildungszustand der Offiziere, der Träger der Ehre einer Armee, d. h. der Treue und des Gehorsams gegen den Herrscher, den Erhalter der Ordnung, weil sie die ausübende Gewalt der Machthaber sein müssen, ist jenen Aposteln der Anarchie im höchsten Grade zuwider. Sie richten daher ihr Hauptaugenmerk darauf, die Offiziersehre zu untergraben, weil sie so am sichersten hoffen können, die Treue der Armee wankend zu machen. Daraus erklären sich die Anfeindungen und Verunglimpfungen, welche seit Jahren die Offiziere aller Armeen zu erdulden gehabt haben, — daraus die Erfindung des Wortes „Junkertum“, um in dieser Bezeichnung einen stereotypen Begriff des Gehässigen zusammenzufassen, — daraus der Eifer, mit welchem einzelne Auswüchse und vorkommende Exzesse unter Offizier-

korps zur Anschuldigung der stehenden Heere überhaupt vergrößert und im übelsten Lichte dargestellt wurden. Bedenkt man, daß unter tausenden und abertausenden junger, lebensfroher Männer immer nur ganz einzelnstehende Fälle zu deren Nachteil ausgebeutet werden konnten, so müßte dies eigentlich zur Ehre und zum Lobe des Gesittungs-Standpunkts aller ausschlagen. — Fern sei es von uns, damit behaupten zu wollen, daß unter einer so außerordentlich großen Zahl von jungen Männern nicht wirklich zuweilen Dinge vorfallen, die strenge Ahndung erheischen, aber ungerecht ist es, durch das geflissentliche Ausbeuten solcher Einzelfälle dem Offizierstande im Ganzen schaden zu wollen und vom Einzelnen Rückschlüsse auf die Totalität zu machen.

Glücklicherweise hat alles seine Zeit, und jetzt schon erfährt das so verschrieene Junkertum die Genugthuung, auch wieder gerecht beurteilt zu werden. Oder sind etwa die Truppen, welche in Schleswig, Posen, Berlin, Frankfurt a. M., Süddeutschland, Prag, Wien, Italien gesiegt, von anderen als solchen Offizieren in den Kampf geführt worden, die man so freigebig mit jenem Spottnamen bezeichnet? — Ja, ist die Zeit nicht schon da, wo Leute, die früher am lebhaftesten gegen stehende Heere und Offiziere im allgemeinen ankämpften und jetzt ihre Theorien durch revolutionäre Praktiker weit überflügelt sehen, sehr froh sind, daß es doch noch eine Macht giebt, die dem alles zerstörenden Strom der Anarchie entgegenzutreten versteht? . . ."

„Wenn wir aus allen diesen Betrachtungen eine Schlußfolge ziehen sollten — so heißt es am Ende der Denkschrift —, so würden wir sie in folgendem Satze zusammenfassen:

Wem es mit dem Bestehen einer ehrenhaften und gesitteten Armee Ernst ist, der sollte vor allem darauf bedacht sein, die Gesinnung für Ehrenhaftigkeit und Gesittung unter den Offizieren lebendig zu erhalten, und damit dies geschehen könne, zu Vorkehrungen die Hand bieten, welche geeignet sind, alle Vorkommenheiten, die, ohne gerade den gewöhnlichen Strafgesetzen zu verfallen, doch nicht im Einklange mit den Anforderungen an den Offizierstand stehen, für das Ganze unschädlich zu machen. Weil nun Standes- oder Ehrengerichte das beste Mittel dazu und also eine Notwendigkeit sind, so ist der ganze § 70 gestrichen worden."

Diese Denkschrift zeigt uns, daß ihr hoher Verfasser dann, wenn es galt, Anschauungen über militärische Angelegenheiten entgegenzutreten, welche nach seiner Überzeugung einen unheilvollen Einfluß äußern konnten, nicht gezögert hat, selbst für seine Ansichten in die Schranken zu treten. Wir ersehen ferner schon aus dem hier wiedergegebenen Bruchstücke, in welch' fester und überzeugungsvoller Art der Prinz von Preußen, der sich

von früher Jugend an mit Leib und Seele dem Soldatenstande gewidmet hatte, das einmal als richtig Erkannte zu verfechten wußte. Und daß es richtig war, ergiebt sich einfach daraus, daß alle jene militärischen Einrichtungen, für die sich der hohe Herr schon vor 40 Jahren mit Wärme aussprach, — also die militärischen Bildungs- und Erziehungsanstalten, die Ehrengerichte und anderes — noch heute bestehen und mit Erfolg wirken.

Dasselbe war bekanntlich mit der geradezu berühmt gewordenen Reorganisation des Heeres vom Jahre 1860 der Fall, dem eigensten Werke des Königs Wilhelm, durch welches, nachdem es trotz des Widerstandes der Landesvertretung durchgeführt worden war, es allein möglich gemacht wurde, daß Preußen und Deutschland die Kraft und Fähigkeit erlangten, um im Kriege den Feind niederzuschlagen und zu der heutigen Weltstellung zu gelangen.

* * *

Einen weiteren Beweis für das Interesse und die Teilnahme, die Kaiser Wilhelm stets den Bestrebungen der Litteratur besonders auf dem Felde der nationalen Geschichte und des Heerwesens gewidmet hat, wollen wir in folgendem beibringen. Als das berühmte Werk des Geheimrats G. H. Pertz „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau“ zu erscheinen begann und die wichtigsten Aufschlüsse über die geschichtlich so bewegte Zeit von 1806—15 brachte, fand dasselbe sehr bald einen ebenso aufmerksamen wie gewählten Leserkreis. Nun hatte derselbe Verfasser schon in seinem früheren Werke „Steins Leben“ (Band III) unter anderem auch eine Beurteilung der Konvention von Tauroggen gegeben, welche bekanntlich eine sehr verschiedene Auslegung gefunden hat. Zur Klarlegung des wirklichen Sachverhalts griff nun König Wilhelm selbst zur Feder und hat über die Vorgänge einen Aufsatz geschrieben, welcher dem Geh. Rat Pertz für sein Werk zur Verfügung gestellt und in dem 3. Bande von Gneisenaus Leben veröffentlicht worden ist. Derselbe ist besonders von geschichtlichem Interesse und möge hier als ein weiterer Beitrag zur Würdigung des königlichen Schriftstellers folgen; er trägt die Überschrift: „König Friedrich Wilhelm III. und der Vertrag von Tauroggen“ und lautet in der wohl von Pertz verfaßten Einleitung wie folgt: „Im Leben König Friedrich Wilhelms III, — sowie zugleich in der gesamten preußisch-deutschen Geschichte — einen der wichtigsten Wendepunkte bildet die Konvention von Tauroggen, der vom General York am 30. Dezember 1812 auf der Poscheruner Mühle mit General Diebitsch abgeschlossene Neutralitäts-Vertrag. Das Bündnis mit Frankreich, das Preußen, wenn auch wider Willen eingegangen, doch

bis dahin streng und ehrlich gehalten hatte, erschien durch diesen Vertrag mit einemmale als aufgelöst, und die preußische Politik fand sich — auf dem Wege weniger des Entschlusses als des Ereignisses — zu einer Entscheidung hingedrängt, die seit 5 Jahren von allen Patrioten ebenso lebhaft ersehnt als — angesichts der französischen Übermacht und der Unzuverlässigkeit aller andern europäischen Verhältnisse — von dem König und seinen leitenden Staatsmännern für unrätlich, ja unmöglich erachtet worden war. — Und wie, fragt der Biograph, begegnete der König nun der großen unerwarteten Wendung? Mit welchen Gefühlen und Gedanken nahm er ein Ereignis auf, das mit allen dasselbe unmittelbar begleitenden Gefahren der Himmel ihm nicht minder zur Prüfung als zur Rettung in den Weg gestellt zu haben schien?" Hierüber lesen wir nun das Folgende:

„Der König, unser Vater — so lautet die von Sr. Majestät ursprünglich mündlich mitgeteilte, dann aber auch schriftlich berichtigte Erzählung — war eben im Begriff, mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich und mir seinen gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergang vorzunehmen, als — gegen 3 Uhr — Graf Henkel vor der Orangerie des neuen Gartens, in der das Diner eingenommen worden war, mit seinen Depeschen (am 26.) eintraf und sofort von dem Könige, der uns warten hieß, demselben nach einer entfernteren Stelle des Platzes zu folgen befehligt wurde. Ungefähr nach einer halben Stunde, welche Zeit wir in der äußersten Spannung verbrachten, kam der König zurück, und zwar mit einem Ausdruck der Befriedigung, den wir seit lange nicht an ihm bemerkt hatten, und der uns um so mehr in Erstaunen setzte, als er mit der jetzt an uns und die umgebenden Adjutanten und Gouverneure gerichteten Äußerung in offenem Widerspruch zu stehen schien.

„Graf Henkel — sagte der König — hat mir eine schlimme Nachricht gebracht. York hat mit seinem Korps kapituliert, und ist dasselbe in russischer Gefangenschaft: die Zeit von 1806 scheint sich wiederholen zu sollen." Wir waren wie versteinert. Der König aber befahl nun, während Graf Henkel nach Berlin gesandt wurde, die Promenade anzutreten und erzählte uns während derselben, mit welchem Geschick und welcher Schnelligkeit General Diebitsch das Yorksche Korps mit starken Truppenmassen umgangen, ihm den Rückzug abgeschnitten und es so zur Kapitulation genötigt habe. Demungeachtet aber dauerte die gehobene Stimmung unseres Vaters sichtlich fort und verriet sich im Laufe des Tages noch durch einen anderen kleinen Vorfall. Wir waren abends zu einem Ball beim Oberpräsidenten v. Bassewitz eingeladen, hatten aber beschlossen, nach Eingang einer so schmerzlichen Nachricht nicht

hinzugehen. Als der König uns nun zu seiner Theestunde eintreten sah, fragte er: „ich denke, ihr geht zum Balle?“ und als der Kronprinz den Grund angab, warum wir nicht gehen wollten, antwortete er: „das hätte euch nicht abhalten sollen!“ Diese Äußerung, zusammen mit der erwähnten heiteren Stimmung, die den ganzen Abend ungestört fortdauerte, machte uns beide so verwirrt, daß wir nach dem Thee unsere Gouverneure um eine Erklärung befragten, dieselbe aber auch von ihnen, die von dem wahren Verhalt der Sache keine Ahnung hatten, nicht erhalten konnten. Dagegen erzählten sie uns am andern Morgen von einem seltsamen Gerücht, das auf dem gestrigen Ball ausgesprochen worden sei, — und das natürlich nicht minder unglaublich klang als die Kapitulation, — dem Gerücht, York habe gar nicht kapituliert, sondern sei zu den Russen übergegangen, oder habe mit ihnen Frieden auf eigene Hand geschlossen. Und in der That war dies die Auffassungsweise, in der sich durch verschiedene von Graf Henkel mitgebrachte und aus Unvorsicht sogleich verteilte Privatbriefe die Nachricht von Yorks Entschluß bereits in weiteren Kreisen verbreitet und überall, namentlich auf dem Ball, einen unverhohlenen Jubel erregt hatte, den der König, obgleich innerlich ihn teilend, doch jetzt noch weniger als zuvor öffentlich verraten durfte. Vielmehr scheint es, falls man nicht Frankreich voreilig reizen und namentlich seitens des Marschalls Augereau einen plötzlichen, Stadt, Land und Thron gefährdenden Generalstreich hervorrufen wollte, dringend notwendig, daß der König seine (scheinbare) Mißbilligung der Kapitulation sofort öffentlich und energisch ausspreche. Dies aber geschah bereits am folgenden Tage (3. Jan.) in der Weise, daß, als man sich (nach damaligem Dienst) um 11 Uhr zur Parole-Ausgabe beim König versammelte, dieser in sehr ernstem Ton den Kommandanten Obristen v. Kessel folgendermaßen anredete: „Ich höre, daß auf dem gestrigen Ball ganz falsche Nachrichten über das Yorksche Korps verbreitet worden sind; ich allein habe die richtige Nachricht: York hat kapituliert und wird vor ein Kriegsgericht gestellt, sorgen Sie dafür, daß diese allein richtige Nachricht verbreitet werde und jedes andere Gerücht verstummen müsse.“ Gleich darauf indessen nahm der König seine heitere Stimmung wieder auf, und jedermann verstand, wie seine Worte gemeint gewesen seien, — nur wir jugendliche Gemüter noch eine Weile nicht, bis auch uns nach und nach von unsern Gouverneuren das Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit erklärt wurde.“

Durch diese Erzählung Sr. Majestät ist, wie G. H. Pertz sehr richtig bemerkt, das Bild des königlichen Vaters in dieser Frage voll-

kommen rein hergestellt worden. Es erscheint hiernach König Wilhelm als ein Förderer der Geschichtswissenschaft, der durch diesen äußerlich zwar kleinen, aber innerlich hoch bedeutsamen Beitrag zur historischen Litteratur der letzteren einen nicht geringen Dienst erwiesen hat.

* * *

Zum Schlusse wollen wir noch einen Beleg dafür beibringen, daß Kaiser Wilhelm auch gern bemüht war, zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit mitzuhelfen und vermöge seines vorzüglichen Gedächtnisses, seiner ausgebreiteten Kenntnisse anderen Schriftstellern ein thätiger Gönner wurde. So unternahm sehr bald nach Beendigung des letzten deutsch-französischen Kriegs der Generallieutnant Freiherr v. Troschke, eine kleine Schrift über das eiserne Kreuz zu verfassen und zum Besten der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden durch den Druck herauszugeben. Nach Ausarbeitung derselben reichte der Verfasser sie dem königlichen General-Adjutanten General der Infanterie v. Bonin mit der Bitte ein, sie dem Kaiser Wilhelm unterbreiten zu wollen, damit alle Änderungen, welche der Monarch für angemessen hielte, noch vor dem Drucke vorgenommen werden könnten. Der Kaiser entsprach gern diesem Gesuche und sandte das Manuskript mit folgendem Handschreiben zurück:

„Indem ich Ihnen das sehr gelungene Werkchen über das eiserne Kreuz remittiere, lege ich ein Blättchen bei mit einigen Bemerkungen, die ich zu berücksichtigen wünschen muß, falls ich nicht selbst mich Irrungen hingegeben habe, die ich mir anzugeben bitte, um mich zu belehren. Dann stände der Veröffentlichung des Werkchens nichts mehr entgegen."

Diese einfach-schönen Worte ehren den hohen Verfasser ebensosehr, wie sie gleichzeitig einen Grad von Teilnahme für litterarische Arbeiten bekunden, der selbst eine persönliche Mitwirkung in sich schließt. Auch hierdurch hat der Kaiser sich den aufrichtigen Dank aller, die zur litterarischen Zunft sich zählen, verdient, und von derartigen Zügen ließen sich noch manche andere anführen.

* * *

Vorstehende Mitteilungen dürften wohl genügen, um den von uns angestrebten Zweck zu erfüllen, den Kaiser Wilhelm als einen aufrichtigen Freund der Litteratur erscheinen zu lassen. Die Lösung dieser Aufgabe wollten wir zugleich mit der weiteren verbinden: den Dank der litterarischen Genossenschaft für die Förderung ihrer Bestrebungen seitens des erhabenen Herrschers auszusprechen. So haben denn auch alle Jünger Gutenbergs Anlaß, dem hohen Protektor der Wissenschaft und Litteratur ein dankbares Andenken zu weihen! — —

Unsere Volks-Litteratur.

Der wichtigste Faktor in der Existenz eines Kulturvolkes ist die Entwicklung seiner Litteratur. Jedermann weiß es, daß schon von jeher die Geisteswerke der größten Dichter, sei es in poetischer oder prosaischer Form, unendlich viel zur Veredlung und Bildung des Volkscharakters beigetragen haben und daß die Pflege der Litteratur dieser edelsten aller Künste und Wissenschaften, stets aufs engste mit der Pflege des allgemeinen Staatswohles verbunden sein mußte. Ein Sprichwort sagt, Natur sei die beste Lehrmeisterin; wir wollen diesem Wahrworte auch seine volle Gültigkeit lassen, indes noch hinzufügen, auch die Kopieen der Natur seien berufen, diese Lehrstelle zu vertreten, und unter diesen besonders wieder die geistige Vertreterin der Natur — die Litteratur. Nicht jedem ist es gegeben, zumal in unserem prosaischsten aller Zeitalter, an den Brüsten der Natur Weisheit einzusaugen, an der Quelle des Lebens seinen dürstenden Geist zu laben und nach der unsterblichen Mutter Natur sein seelisches Ich zu bilden und zu bessern. Wer anders denn, als der Dichter, der in heiliger Glut die Züge der Natur nachahmt, als der Schriftsteller, der mit forschendem Geiste den Zustand des Vergangenen und des Zukünftigen aufdeckt, wäre in der Lage, lern- und wißbegierigen Menschen, denen nicht die Gottesgnade eines dichterischen Genies gegeben, die Natur in allen ihren Zügen richtig darzustellen, und so Ehrgeiz und Thatkraft anzuspornen zu höherer geistiger Thätigkeit. Der Mensch, und sei er auch vom unkultiviertesten Stamme, fühlt stets das Bestreben, sich geistig zu erheben und durch geistige Arbeit seine körperlichen Zustände zu verbessern, sich zu veredeln, und wie könnte er es leichter thun, als wenn ihm von der Hand berufener Geister der Weg zum Guten klar und verständlich dargelegt wird und er nicht selbst dem unerforschlichen Wesen der Natur nachzuspüren braucht und erst durch eigene, oft falsche oder beschränkte Anschauung sich die nötige Belehrung schaffen muß. So bildet die Litteratur teils in historischer Darstellung geschehener Ereignisse, teils in

nach allen Regeln der Natur und der höheren menschlichen Gefühle ausgebildeten Phantasie-Dichtungen das getreueste Bild der Natur in ihrer langsamen Entwicklung durch die Thätigkeit vieler Menschengeschlechter in einer kürzeren Darstellung, als es der Geist eines einzelnen Menschen zu fassen vermag. Je mehr es ihr gelingt, sich zu allgemein verständlicher und präziser Darstellung auszubilden, desto mehr vertritt sie den Charakter dessen, was sie sein soll — einer Volkslitteratur. Dies Ausgesprochene ist die einzig richtige Grundidee einer Volkslitteratur. Frei von jeder wissenschaftlichen Ausarbeitung und lyrischer Gefühlständelei soll sie, ganz in der Art und Weise des Volkes, für das sie bestimmt ist, lehrreiche und veredelnde Stoffe geben, an denen die Menschheit lernt und sich bildet. Schon in ältester Zeit sah man die Notwendigkeit einer Volkslitteratur ein, und manche Bestrebungen des Altertums zeugen von der richtigen Auffassung dieser Idee schon in damaliger Zeit.

Nach den ersten Anfängen europäischer Kultur gab sich bereits der heiße Drang nach Wissen in allen Schichten der Bevölkerung des südlichen Europas kund, und viele Zeugnisse alter Kultur und Dichtung sind uns bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem Bestreben, Geisteswerke in haltbarer Form aufzubewahren, liegt der Hauptgrund der verschiedenen Erfindungen, — der Schrift, des Schreibmaterials und ihrer vielfachen, stets zunehmenden Verbesserungen, und viele solche Kulturdenkmale sind uns von den Griechen und Römern erhalten. Die herrlichsten Blüten der Poesie entstammen jener längst entschwundenen Zeit; ein Ovid und Anakreon wußten ihrem Volke vom hohen Lied der Liebe zu singen, daß sich die Menschen im Lob der Liebe schier Götter schienen; ein Homer und Virgil besangen in begeisterten Epen die Heldenthaten großer Männer und hoben so in ihrem Volke die Liebe zu Gott und zum Vaterlande. Das Altertum hatte Historiker wie Livius, Herodot, Xenophon; Lyriker wie Sappho Anakreon, Ovid, die alle ihrem Volke so durch und durch bekannt waren, daß ihre Litteratur mit dem Volke völlig verwuchs. Die hohe Kulturstufe, welche Griechen und Römer einst erreicht hatten, war nur die Folge ihrer geistigen Entwicklung durch die Litteratur.

Jedes Volk bewahrte als Heiligtum die Schätze seiner Litteratur; die Deutschen hatten ihre Nationaldichtungen, das „Nibelungen-Lied“, die „Edda“, „Gudrun“, die Lieder eines Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, dann die gottbegeisterten Predigten eines Martin Luther, die urdeutschen Komödien eines Hans Sachs, die satyrischen Dichtungen eines Sebastian Brant, die unsterblichen Dichterwerke eines Schiller, Goethe, Lessing, Wieland, Herder und anderer Heroen

der Litteratur, die geistiges Gemeingut des deutschen Volkes für Ewigkeiten bleiben werden. Nach dem Tode Schillers und Goethes versiegte geradezu die Produktion unserer klassischen Poesie; mit dem Jenaer, Weimarer und Göttinger Dichterbund schien die deutsche Litteratur schlafen gegangen. Einige begeisterte junge Dichterhelden (sie sind unter dem Kollektivnamen „Das junge Deutschland" bekannt) begannen in ihren vortrefflichen Dichtungen mehr und mehr unverständlich zu werden; die einen wandten sich immer mehr zur politischen Dichtung, bis sie durch den Strudel der großen Revolution dem Gesichtskreise des Volkes völlig entrissen wurden, andere wurden in ihren Dichtungen so entsetzlich geistvoll, daß die große Mehrzahl des deutschen Volkes solche Kost nicht mehr vertragen mochte. Die riesige Menge mehr oder weniger bedeutender Schriftsteller in Deutschland half stets der einen oder anderen Partei in ihrer Abwendung vom Volke und so kam es in Deutschland bald dazu, daß Schriftsteller nicht mehr fürs Volk, sondern nur für ihresgleichen arbeiteten. Warum denn eigentlich nicht? Leser gab es so die Menge und als enragierter Nachtreter auf dem Gebiete des betreffenden Litteraturzweiges konnte jeder Litterat seinem Vorbild auch seinen Beifall nicht leicht versagen. Kurz und gut, in der neuesten Zeit, wir meinen die Jahre 1870 bis auf den heutigen Tag, hat das deutsche Volk aufgehört, eine lebende und wirkende Volkslitteratur zu besitzen. Selbst die wenigen vorkommenden Ausnahmen sind ganz dazu angethan, diese Aussage zu bestätigen. Wir haben keine Volkslitteratur: und will das Volk mit der herrschenden Zeitströmung an der Hand der Litteratur vorwärts eilen, so findet es keinen passenden Führer und verliert so mehr und mehr seine geistige Stütze. Wie schön war es doch für das deutsche Volk, als ein Berthold Auerbach seine herrlichen Schwarzwälder Dorfgeschichten erzählte, in die sich das deutsche Herz versenkte und in denen es den Glauben an seine Macht und Stärke fand, — wie schön, als Schmid seine Schilderungen aus dem schönen Bayerlande veröffentlichte, P. K. Rosegger sich durch seine reizenden Schilderungen aus dem Gemütsleben der österreichischen Alpenbewohner die Herzen seines Volkes gewann! Doch was bedeuten diese wenigen Goldkörnlein, wenn eine so große Nation lange davon genießen soll. Diese Werke leben noch immer in aller Herzen fort und werden auch fortleben, so lange man noch Sinn haben wird für die Poesie des menschlichen Lebens — doch Neues bedarf das Volk, es ist nicht gesättigt von dem wenigen Gebotenen. Der fleißige Arbeiter, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, will gerne nach gethaner Tagesarbeit ein Weilchen der Ruhe pflegen und geistigen Genüssen nachgehen. Wie könnte er dies anders, als durch Lektüre? Er

greift sehnend nach dem ererbten Schatze seiner Familie, nach der Bibel. Doch wer könnte, wäre er nicht ein scheinheiliger Frömmler, stets in der heiligen Schrift seine Belehrung suchen, wer sollte immer und immer wieder dieselben schönen Worte wiederholen, bis sie ihm zu viel werden. Er greift nach den Klassikern, Schiller, Goethe, Herder u. a., doch alle, alle kennt er schon zur Genüge; freilich wird man bemerken, ein großer Teil unseres Volkes kenne seine Klassiker noch nicht oder nur teilweise. Dies ist allerdings wahr, doch ist es meist nur dort der Fall, wo der Bildungsgrad des Betreffenden ein zu geringer ist, um den Geist der Klassiker zu begreifen und seine Lektüre darin zu wählen. Das Volk verlangt Neues, ewig nur Neues. Und mit Recht, denn der Dichter sagt „Wer die Dichtung will verstehen, muß ins Land der Dichter gehen," und wie anders wäre die Befolgung dieses Spruches möglich, als wenn man nur die Werke *seiner Zeit*, die jeder selbst miterlebt, zur Lektüre erwählte? Die Dichterwerke früherer Zeiten, also auch die unserer Klassiker, zu verstehen, erfordert mehr als bloße Aufmerksamkeit, erfordert eine spezielle Lehre und das Studium von Kommentaren, lauter Bedingungen, die zu erfüllen dem einfachen Leser zu schwer werden — und darum bieten die besten Werke früherer Zeiten niemals eine geeignete Lektüre für das Volk. Es heißt also bei der Gegenwart bleiben, und wollen wir nun einmal die Verhältnisse der modernen Litteratur näher betrachten, um alsdann auf den Punkt der Volkslitteratur zurückzukommen. —

Nach den langen Kämpfen der Reinigung, die unsere Litteratur seit ihrer Blütezeit am Anfange unseres Jahrhunderts zu bestehen hatte, ist ihr Zustand jetzt als ein deutlich sicht- und faßbarer hervorgetreten. Wir Deutsche besitzen gegenwärtig eine Litteratur, auf die wir mit Recht stolz sein können, doch ist dieselbe trotz ihrer schönen Entwickelung mit so vielen Mängeln behaftet, daß ihr ganzer Glanz unter dem Schatten ihrer Fehler verloren geht. Nicht der geringste Fehler ist es, daß von allen den Litteraturzweigen, die bei uns betrieben werden, kein einziger für das Volk geschaffen ist und dasselbe ohne einen anderen geistigen Halt, als ihr eigenes Wesen, der geistigen und sozialen Verkümmerung preisgegeben ist. Unsere großen Geister (die Namen hier aufzuzählen mag wohl nicht notwendig sein) leisten alle auf ihren Gebieten Vorzügliches: Beweis dafür die schönen Schätze unserer Litteratur, an denen unsere Wissenschaft so reich — unser Volk aber so arm ist. Wir haben auf allen Gebieten der Dichtung die größten und besten Vertreter, wir zählen Lyriker wie Rittershaus, Bodenstedt, Geibel, Baumbach u. a. zu den unsern; haben Epiker wie Hamerling, Scheffel, Kastropp; Dramatiker wie Freytag, Laube, Wilbrandt, Wildenbruch u. a. und eine Unzahl Romanschriftsteller und

Novellisten, von denen wir nur Spielhagen, Eckstein, Marlitt, Werner, Ebers, Freytag, Hackländer u. a. nennen. Auf allen Gebieten der Wissenschaft vereinigen wir die schönsten Namen: Historiker wie Weber, Rotteck, Schlosser, Ranke, Weiß, Krones haben durch Riesenwerke ihrer Nation Schätze begründet, und doch war es nur allein Schlossers Werk, das weiteren Eingang gefunden hat im deutschen Volke, weil es an Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung die anderen, wissenschaftlich bedeutenderen Werke übertraf. Die allgemeine Erd- und Weltkunde, sowie die Naturwissenschaften zählen in unserm Lande auch ihre bedeutendsten Vertreter, kurz und gut, in geistiger Beziehung ist Deutschland allen anderen europäischen Kulturvölkern gleich oder auch voraus und nur eine Popularität der Litteratur fehlt dem Ganzen zur festen Grundlage. Verschiedene Umstände haben diesen Schaden hervorgerufen. Einer der ersten Gründe mag in der sozialen Entwickelung des deutschen Volkes liegen, das durch die kriegerischen Ereignisse von der großen Revolution 1848 angefangen bis in die letzte Zeit abgehalten wurde, in friedlicher Muße einer steten geistigen Entwickelung nachzugehen und so dem während der Zeit errungenen Standpunkte der Litteratur nicht nachzueilen vermochte. Der zweite, nicht minder wichtige Grund liegt in der Art der Dichter, welche leicht wie folgt erklärt werden kann. Als die Dichtkunst anfing, ihre ersten Erzeugnisse zu verbreiten, geschah dies stets nur durch Mitteilung an das Volk und jeder Dichter schuf so für sich und sein Volk seine Werke, ohne jeden weiteren Nebenzweck zu verfolgen, eine andere geistige Wirkung zu erzielen, als die Belehrung seines Volkes. Dies wurde im Laufe der Zeit anders. Die Schriftsteller fingen an, nicht mehr für ihr Volk zu schreiben, sondern betrachteten ihre Arbeit stets mehr und mehr als einen Wettkampf zwischen Berufsgenossen und ließen so das Publikum nicht mehr als teilnehmend, sondern nur als beobachtend mitwirken. Dies erklärt sich folgendermaßen. Das Bestreben, sein Volk zu belehren, faßten die Schriftsteller geradezu nicht mehr als eine heilige Gottesgabe auf, sie fingen an, in ihren Leistungen einer den anderen überbieten zu wollen und so kam es, daß das Interesse des Volkes bald ganz außer acht gelassen wurde. Die Schriftsteller begannen nur mehr Konkurrenzleistungen zu bieten und wollte ein anderer als ein direkt beteiligter davon genießen, so mußte er mehr, als bloß zusehen, er mußte mitschaffen, d. h. mitdenken und dichten, wie der Dichter gedacht, und das war vom Volke zu viel verlangt. Die Litteratur begann sich zu verkünsteln und hat dabei so sehr von ihrer Natürlichkeit eingebüßt, daß sie für den größten Teil unseres Volkes verloren ist.

Ein weiterer und gewichtiger Grund liegt in den Verhältnissen unseres

Buchhandels und der Bücher überhaupt. Wir besitzen so manches gute Werk in unserer Litteratur, bei dem nur der Buchhändler daran schuld ist, daß es nicht seinen Weg ins Volk gemacht hat. Der Grund ist die unverhältnismäßige Höhe deutscher Bücherpreise, über die schon unzählige Male an anderen Stellen geschrieben worden ist. Es ist wahr, ein gutes Werk von Heyse, Ebers, Freytag, Spielhagen, von nur wenigen schwachen Bänden, kostet bei anständiger Ausstattung 12—15 Mark, für welchen Preis 2, höchstens 3 Bände geboten werden. Die Schuld an diesen hohen Preisen trägt hauptsächlich der Autor, der seinen guten Namen und sein Werk mit schwerem Golde sich bezahlen läßt und oft auch die Gewinnsucht des Verlegers. Wir wollen einmal den Fall annehmen, irgend ein Roman eines beliebten Autors würde bei minder schöner Ausstattung statt wie jetzt 12 Mark nur 2—3 Mark kosten. Was wäre die notwendige Folge davon? Der Autor würde geistig und materiell gewinnen, da sein Werk stets weiter verbreitet werden und mehr Auflagen erleben würde, was einen öfteren Verdienst an Geld in Aussicht stellt, und der Verleger würde bei so vervielfachtem kleineren Nutzen aufs bestimmteste seine Rechnung finden. Die verschiedenen Unternehmen, billige Bücher zu liefern, haben trotz aller Anerkennung ihrer bisherigen Leistungen noch nicht ihren Zweck erfüllt und sind die Preisverhältnisse unserer modernen Bücher noch immer einer Reform gewärtig.

Die angeführten Gründe sind es, welche den Mangel einer deutschen Volkslitteratur hervorrufen. Der rastlose Geist der Nation konnte jedoch dem gegenüber nicht müßig bleiben und suchte und strebte stets nach einem Ersatze für die verlorene Litteratur. Der Schwindelgeist unseres Jahrhunderts hat sich des verwaisten Volkes angenommen und bietet ihm, im Zusehen der ganzen geistigen Repräsentanz unserer Nation eine Litteratur, die ganz darnach angethan ist, die guten Keime in unserem wackern Volke zu ersticken und zu geistigem und sozialem Verderben zu führen. Die herrschenden Mißstände in unserer Volkslitteratur bewogen mich, mit dieser kleinen Schrift hervorzutreten und auf das Treiben elender Spekulanten aufmerksam zu machen, denen das Wohl und Wehe unseres Volkes in die Hand gegeben ist. Ich will in folgendem an der Hand meiner gewonnenen Erfahrungen das Wesen der Erzeuger, Vermittler und Verbreiter unserer Volkslitteratur und ihrer verschiedenen Ränke und Kniffe aufdecken. Meiner schwachen Kraft wird es zwar nicht gelingen, irgend etwas zu verbessern, doch hoffe ich, daß sie mächtigere Kräfte anregen wird, das zu thun, was so dringend notwendig wäre und noch von keiner Seite geschehen ist — unser Volk vor einer geistigen Verderbtheit zu retten. —

(Schluß folgt.)

Die Druckerei zum Färbefasse in Erfurt.

(1523 und 1524.)

Von

J. Braun.

Als im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Kirchenreformation begann, als aus dem Auftreten Luthers ein Weltstreit entstand, in dessen Verlaufe das mittelalterliche Rom fallen mußte und Päpste, Kaiser und Fürsten in Mitleidenschaft gezogen worden, da wurde bald die Presse einer der wichtigsten Hebel zu ihrer Förderung. Luther selbst war von seinem ersten öffentlichen Auftreten an von der Erkenntnis der Macht und Tragweite der Druckkunst, die damals gerade ein halbes Säkulum in Ausübung war, vollständig durchdrungen. Wie bisher die alten Klassiker und Kirchenväter, so beherrschten plötzlich die Schriften der Reformationspartei und deren Gegner fast ausschließlich den Büchermarkt. Flugschriften aller Art erschienen, besonders die Schriften Luthers fanden eine bis dahin noch nie dagewesene Verbreitung und wurden schnell Gemeingut des deutschen Volkes. Nach der im Jahre 1870 veröffentlichten und von A. Kuczynski katalogisierten Weigelschen Sammlung umfaßt die Reformationslitteratur des 16. Jahrhunderts ungefähr 3000 Schriften, unter denen die Arbeiten Luthers nicht nur den selbstverständlich hervorragendsten, sondern auch einen verhältnismäßig breiten Raum in Anspruch nehmen. Abgesehen davon, daß Luther der Urheber unserer deutschen Sprache und der Schöpfer der deutschen Litteratur war, wodurch er sich ein unschätzbares Verdienst neben vielen anderen erworben hat, so ist es auch schon von einer nie genug zu würdigenden Bedeutung, wie der Reformator durch seine eigene, geradezu staunenswerte Thätigkeit auf litterarischem Gebiet die Druckkunst und den Buchhandel gefördert hat.

Luthers erster Drucker war (nach Kapp) Johann Weißenburger aus Nürnberg, welcher sich 1513 in Landshut niedergelassen hatte. Bald darauf trat er mit Johann Grunenberg in Wittenberg und gleichzeitig mit Melchior Lotter zu Leipzig in Verbindung, dessen Söhne Melchior und Michael 1520 auf Veranlassung Luthers in Wittenberg eine Druckerei

in drei Sprachen einrichteten, um neben dem später hinzugekommenen Hans Lufft Luthers Schriften zu drucken. Außer diesen beschäftigten sich damals aber bekanntlich noch viele Druckereien an den verschiedensten Orten mit deren Vervielfältigung und dabei nahm der Nachdruck so überhand, wurde er so frech, offenkundig oder unter fingierter Firma betrieben, daß sich Luther zu seiner Ermahnung an die Drucker genötigt sah.

In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts war es neben anderen besonders auch die Stadt Erfurt, deren Buchdruckereien sich mit der Herstellung von Luthers Schriften beschäftigten. Eine Nachricht*) besagt, daß zu jener Zeit in Erfurt allein vier Druckereien mit dem Druck und der Herausgabe von Luther-Schriften sich befaßt haben sollen. Natürlich bleibt die Zahl der mit „Erfurt" bezeichneten Drucke weit hinter der Zahl derjenigen zurück, auf welchen „Wittenberg" genannt ist,**) aber die betriebsamen Nachdrucker jener Zeit fälschten ja auch den Druckort, setzten als solchen „Wittenberg" auf ihre Produkte, was jedoch nur um zu täuschen geschah, denn nachweislich sind viele derartige Drucke, welche auf dem Titelblatt „Wittenberg" tragen, nicht daselbst, manche von ihnen vielmehr in Erfurt gedruckt. Die damaligen Zensurverhältnisse in Erfurt***) mögen auch dabei von besonderem Einfluß gewesen sein, daß man sich scheute, seinen Namen auf die Schrift zu setzen, wie es, um nur ein Beispiel anzuführen, Konrad Treffer in Erfurt 1529 bei dem kleinen Katechismus Luthers gethan hat.

Die vier Buchdruckereien in Erfurt, welche nach obiger Angabe die Vervielfältigung der Lutherdrucke daselbst besonders gepflegt haben, sind unzweifelhaft diejenigen von Matthes Maler, Wolfgang Stürmer, Johann Lörsfeld und die „Druckerei zum Färbefasse in der Permenter-(Pergamenter) Straße." Über die erstgenannten drei Drucker habe ich in meiner „Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurts im 15. bis 17. Jahrhundert†) bereits Näheres mitgeteilt, während die letztere Offizin darin mangels besseren Materials nur verhältnismäßig kurz erwähnt wurde. Da ich unterdessen Notizen über jene Druckerei gesammelt habe, die meine damaligen Angaben nicht unwesentlich ergänzen und berichtigen, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn ich eine kurze Geschichte dieser anonym thätig gewesenen Offizin und ihres Besitzers hier zum Abdruck bringe.

---

*) Koch, „Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges." Stuttgart 1847. I. S. 59.

**) Bei Weller, sowohl in seinem Repert. typogr. als auch in seiner Abhandlung über die Ausgaben Lutherscher Schriften im „Serapeum" 1863.

***) Siehe „Zensur- und Preß-Verhältnisse in Erfurt seit dem Mittelalter" von F. Braun. Börsenblatt 1886. Nr. 146—154.

†) Im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels." Bd. X.

In Halberstadt lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Kaufmann Ludwig Trutebul, der ein eifriger Anhänger Luthers war und schon 1520 oder 1521 zur protestantischen Kirche übertrat. Er scheint ein Freund des Kirchengesanges gewesen zu sein, was man daraus schließen kann, daß er, wie der Oberdomprediger Dr. Augustin in Halberstadt an Wackernagel schrieb, bereits im Jahre 1511 eine Stiftung von 300 Gulden für die Martinskirche zu Halberstadt machte, um von den Zinsen dieses Kapitals das Absingen des „Salue regina“ an jedem Nachmittage zu bewirken. Im Jahre 1520 errichtete er daselbst eine Buchdruckerei, die erste in Halberstadt, und gab nun bis Anfang 1523 verschiedene Reformationsschriften heraus. Sein erster Druck scheint das 1520 erschienene „Van dem pawestdom tho Rome wedder den hochberompten Romanisten tho Lyptzick Doctor Martinus Luther. Augu. Wittenberch“ gewesen zu sein*), eine Ausgabe in plattdeutscher Sprache des in demselben Jahre im Original bei Melchior Lotter in Wittenberg erschienenen Buches. Druckort und Firma sind nicht genannt, aber es ist unzweifelhaft, daß Trutebul der Drucker war, da sich seine sämtlichen Drucke durch eine charakteristische Schwabacher Schrift unschwer erkennen lassen. Ein anderes aus seiner Offizin stammendes Werk erschien in dem gleichen Jahre 1520; es ist dieses gleichfalls eine Ausgabe einer Schrift Luthers in niederdeutscher Sprache, betitelt: „An den Christlicken Adel dutscher Nation van des Christlicken standes beteringhe D. Martinus Luther. Wittenberch.“ Auch dieser Druck ist ohne Bezeichnung des Druckers, und enthält nur den Ortsnamen „Wittenberg“; doch scheint die Absicht des Druckers in diesem Falle nicht etwa gewesen zu sein, seinem Werke einen Anstrich von Echtheit zu geben, wie es damals vielfach von Nachdruckern geschehen, sondern hier soll wohl mit Wittenberg nur der Wohnsitz des Verfassers gekennzeichnet werden. Als drittes Druckwerk aus dem Jahre 1520 brachte Trutebul Luthers „Unterweisung, wie man sich würdig auf den Empfang des heiligen Abendmahls vorzubereiten habe.“ Ferner ging aus der Presse Trutebuls 1522 eine Ausgabe der Bibel mit mehreren Holzschnitten hervor, die später unter dem Namen einer „Halberstädter Bibel“ bekannt wurde, und die deshalb von besonderem Interesse ist, weil dieses wie die vorgenannten Drucke Trutebuls in niederdeutscher Sprache erschienene Werk „Biblia dudesch“ die letzte deutsche, und zwar die 17. Bibel vor der Lutherschen Bibelübersetzung war.**) Auch hier ist der Drucker nicht

*) Näheres darüber in dem kürzlich erschienenen Werke: „Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek. 1516—1523.“ Von A. v. Dommer. Leipzig 1888. Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

**) S. R. Muther, „Die ältesten deutschen Bilderbibeln“. München 1883. S. 15. 16.

genannt, am Ende findet sich nur ein Holzschnitt mit zwei von Amoretten umgebenen Schilden, auf dem linken ein Fisch, auf dem rechten eine Blume, darunter 1520. Die beiden Wappen oder Embleme auf den Schilden könnten wohl ein Druckerzeichen sein, es ist deshalb auch nicht unmöglich, daß Trutebul damals einen Kompagnon namens Fischer gehabt hat, zumal auf dem in Hamburg befindlichen Exemplar (nach v. Dommers Angabe) von einer nicht modernen Hand „Bei Fischer und Trutenbuhl" unter den Holzschnitt geschrieben ist, und der Wappenfisch läßt ja auch vermuten, daß dieser Name nicht aus der Luft gegriffen sei. Der Bibel Trutebuls scheint im Jahre 1521 eine Ausgabe der Schrift Luthers „Von den guten Werken" vorausgegangen zu sein.*) Der letzte von Trutebul in Halberstadt ausgeführte Druck ist eine plattdeutsche Übersetzung der Taulerschen Predigten, die 1523 unter dem Titel „Joannis Tauleri des hilligen lerers Predige faste fruchtbar vnd mutlick to einen rechten Christlyken leuende" erschien. Außer den genannten Werken hat Trutebul in Halberstadt noch einige Schriften von dem Prediger Johannes Lange zu Erfurt gedruckt. Was den rührigen Buchdrucker veranlaßt hat, die Stadt Halberstadt zu verlassen, deren erster und lange Zeit einziger Drucker er war, ist nicht bekannt, doch steht es fest, daß er noch im Jahre 1523 seinen Wohnsitz verlegt hat.

In diesem Jahre 1523 beginnt in Erfurt die Thätigkeit der „Druckerei zum Färbefaß in der Permentergasse" und die aus derselben hervorgegangenen Drucke lassen durch die Typen-Gleichheit erkennen, daß der Besitzer derselben Ludwig Trutebul aus Halberstadt war, obgleich er sich hier wie dort nie mit seinem Namen auf den Werken genannt hat. Trutebuls Wirksamkeit in Erfurt erstreckt sich nur über die beiden Jahre 1523 und 1524. Ob er bei Verlegung seiner Druckerei nach Erfurt geplant hatte, sich hier dauernd niederzulassen, und ob er das Haus in der Pergamentergasse zu seinem Zweck käuflich erworben, läßt sich nicht mehr entscheiden, da die Erfurter Grundbücher aus den vorgenannten Jahren leider fehlen. Im Jahre 1509 besaß das Haus ein Ulrich Worm, und im Jahre 1530 wird ein Hans Lutze als Eigentümer genannt. Immerhin kann man wohl annehmen, daß die Ursache der Verlegung seiner Geschäfte nach Erfurt in seiner protestantischen Richtung lag, und daß ihm aber auch hier schon bald Unannehmlichkeiten begegnet sind, infolge eines später noch zu erwähnenden von Luther nicht gebilligten Druckes, die ihn veranlaßten, sich gänzlich von seiner Druckerei zurückzuziehen.

Während der beiden Jahre 1523 und 1524 sind aus der Erfurter

*) S. Wiechmann-Kadow „Archiv f. d. zeichn. Künste". II. 252.

Offizin gleichwie in Halberstadt größtenteils niederdeutsche Ausgaben Lutherscher Schriften hervorgegangen.*) Soweit ich dieselben erlangen konnte, mögen hier die Titel derselben zusammengestellt werden. Aus dem Jahre 1523 sind es folgende: „Eyn Sermon ;vp dat Euangelion van den Ryken manne vnd armen Lasaro Luceam. M. Luther." — „Eyn Sermon von dem gleißner vnd offenbaren sunder Luceam. Geprediget durch D. Martinum Luther zu Wittenberg." — „Wydder den gewaffeten man Cocleum D. Martini Luther, schoner bescheyd van glauben vnd wercken. Wittemberg." — „Van anbeden des Sacramentes des hyllighenn lychnams Chrysti. Martinus Luther." — „Eyn Sermon von dem nygen geboren Kyndeken Jesu, geprediget vp Wynachten dach namiddage dorch D. Martin Luther Wittemberch." — „Eyn Sermon von den syben broten gepredygett durch D. Marti. Luther. Wittemberg. — „Clagen gen den Adel des Reichs." **) — Aus dem Jahre 1524 seien erwähnt: „Ein betbuchlin vnd leßebüchlin. Mar. Luther, gemehret vnd gebessert. Wittenberg." — „Eyn Enchiridion oder Handbuchlein eynem ytzlichen Christen fast nutzlich bey sich zuhaben, zur stetter vbung vnd trachtung geystlicher gesenge vnd Psalmen, Rechtschaffen vnd kunstlich verteutscht." — „Eyn Seremon von der betrachtung des heyligen leydens Christi. Mar. Luther. Wittenberg." ***) — Neben den Schriften und Predigten Luthers erschienen bei Trutebul auch noch Predigten von Jakob Strauß zu Eisenach, Heinrich Kettenbach, Johann Eberlin von Güntzburg, eine Schutzrede von Johannes Lange zu Erfurt, die sieben Bußpsalmen und dergleichen Schriften evangelischen Inhalts. Was das oben genannte „Enchiridion" betrifft, so sei erwähnt, daß nach Wackernagel†) die kräftige Vorrede zu dem Buche möglicherweise von Trutebul herrührte. Wenn vielleicht Justus Jonas die Herausgabe des „Enchiridion" unternommen, und dies eines der Geschäfte war, zu deren Besorgung er im Juli 1524 nach Erfurt reiste, und von Luther an Johann Lange daselbst, der ihn unterstützen möchte, empfohlen ward††), so konnte der Druck gewiß niemand so wohl als dem Trutebul übertragen werden, der schon in Halberstadt Schriften von Lange gedruckt hatte. Aber man kann vielleicht noch weiter gehen, und diesem

*) S. Panzer, Annalen. II. Nr. 1661. 1747. 1750. 1751. 1769. 1772 1774. 1796. 1863. 1919. 1985. 1987. 2139. — Weller, Annalen Nr. 2580. 2588. 2862. 2863. Suppl. 265. — Wackernagel Nr. 157. 158.

**) Fehlt bei Panzer und Weller. Befindet sich in der Hofbibl. zu Darmstadt.

***) Fehlt bei Panzer und Weller. Besitzt die Königl. Bibl. in Erfurt.

†) S. Th. Wackernagel, Bibliogr. z. Gesch. d. Kirchenliedes. Frankfurt a./M. 1855. S. 59. 60.

††) Vgl. de Wette, „Briefe Luthers." II. 528.

feingebildeten, reichen und betriebsamen Mann, der, wie schon erwähnt wurde, ein Freund des Gesanges und somit über die kurz nach seinem Übertritt zur protestantischen Kirche aufkommenden herrlichen Lieder erfreut war, die ganze Unternehmung zuschreiben. Man darf annehmen, daß er nicht nur die schon einzeln gedruckten Lieder sorgfältig gesammelt, sondern sich auch in Besitz der noch nicht gedruckten zu setzen gewußt hatte, namentlich der Lieder Luthers und eines solchen von Justus Jonas,*) und daß jene Reise des letzteren vielleicht die genauere Einsicht, vielleicht aber die Hinderung des von Luther nicht gebilligten Unternehmens bezweckte.

Bemerkenswert ist es, daß Trutebul, der doch besonders aus Interesse für Luthers Sache eine Druckerei betrieben, sich nach dieser Zeit von der Buchdruckerei zurückgezogen hat, denn es ist in der Permentergasse in keinem späteren Jahr mehr ein Werk gedruckt worden. Allerdings befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Erfurt ein Druck ohne Angabe des Ortes und Druckers, der im Jahre 1525 den Typen nach von Trutebul stammen könnte, es ist das die „Antwurt hern Johan Bugenhagen Pomern Pfarrer zu Wittemberg vber eyn frage von Hochwürdigen Sacrament. Auch eyn vnderricht von der Beicht vnnd Christlicher absolution. Wittenberg“; doch dürfte hier erst eine genauere Untersuchung ergeben, ob die Schrift wirklich von Trutebul gedruckt, und dieser also auch noch 1525 thätig war. Eine Schlußschrift findet sich hier, wie beinahe bei allen seinen Drucken nicht vor, wo aber ein Impressum ist, lautet dasselbe stets nur: „Getruckt yn Erffurdt ynn der Permentergassen zum Farbefasse.“ Aus welchen Gründen er seine Druckerei so genannt hat, ist nicht bekannt, doch wäre es nicht unmöglich, daß Trutebul, wie er ja auch schon früher in Halberstadt nebenbei Kaufmann war, auch einen Handel mit Druckerschwärze betrieben hat; Druckfarbe, wenigstens Ruß, kam ja schon damals vielfach aus dem Thüringer Wald.**) Wie aus Godofredi Suevi Academia Vitebergensis ab anno 1502 bis 1555 ersichtlich ist, war Ludwig Trutebul im Jahre 1528 Licentiat der Rechte und späterhin Syndikus der Reichsstadt Goslar geworden; in dieser Stadt befindet sich auch das einzige Exemplar seines „Enchiridion“, das noch zu existieren scheint.

---

*) Im „Enchiridion“ Nr. 227.

**) O. v. Hase, „Die Koberger“. S. 415. Anm. z. S. 107. 1.

Wie soll der Sortimenter sein Lager einrichten und ordnen?

Neben einer korrekten, übersichtlichen Buchführung, über welche die „Buchhändler-Akademie" bereits eine ganze Reihe von Abhandlungen gebracht hat, ist das Lager ein Hauptfaktor im geschäftlichen Leben des Sortimenters; ist doch von der rationellen Einrichtung und Ordnung desselben, wie es wohl weiter keiner Frage bedarf, unendlich viel abhängig.

Leider ist es jedoch mit dem Lager vieler Sortimenter recht böse bestellt, und greifen wir wohl nicht fehl, wenn wir gerade diesem Umstande den geschäftlichen Rückgang manches einst blühenden Sortimentes zur Last legen, so daß eine eingehendere Beantwortung der Frage, wie der Sortimenter sein Lager einrichten und ordnen solle, sehr wohl am Platze sein dürfte.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß viele Sortimenter nicht Schritt mit dem Geiste der Zeit halten, was sich schon auf den ersten Blick bei der Betrachtung ihrer Ladeneinrichtung ergiebt. Wer mit Geistesprodukten handelt, darf in falsch verstandener, übel angebrachter Sparsamkeit diese nicht auf Regalen ausstellen, die an eine Grünkramhandlung erinnern. Dies schreckt die Käufer nur ab, während ein elegant eingerichteter, zum mindesten freundlicher Laden die Käufer zum Bleiben anregt, und die Kauflust in ihnen erweckt.

Schon das Schaufenster vieler Sortimentsbuchhandlungen, selbst in Großstädten, ist wenig geeignet, die Lust zum Eintritt in dieselben entstehen zu lassen. Das Schaufenster ist — wenn wir uns eines bildlichen Ausdrucks bedienen dürfen — gleichsam das Gesicht eines Ladens, und wie ein menschliches Gesicht durch Schmutz und Staub entstellt wird, so ist es auch jeder anständigen Handlung unwürdig, wenn die Bücher, die im Schaufenster ausgelegt sind, von jenen strotzen. Man prüfe aber einmal darauf hin die meisten Schaufenster! Abgesehen hiervon geschieht auch die für sie getroffene Auswahl der Bücher nur selten nach rationellen Grundsätzen. Wir finden zumeist eine ganz willkürliche Zusammen-

Digitized by Google

stellung, in der kein Mensch irgend ein System zu entdecken vermag; man hat eben ausgestellt, was einem gerade unter die Hände kam, was vielleicht sonst im Wege gestanden hätte.

Die Prinzipien, nach denen das Schaufenster einer Sortimentshandlung zu dekorieren ist, sind ungemein einfache, da aber wie gesagt so unendlich oft gegen sie gefehlt wird — meist besorgen Lehrlinge ohne Aufsicht die Dekorierung — so glauben wir nicht, Eulen nach Athen zu tragen, wenn wir diese Prinzipien hier namentlich anführen:

1. Der Inhalt des Schaufensters muß ein getreues Bild dessen bieten, was bei dem betreffenden Sortimenter zu kaufen ist; ein allgemeines Sortiment, d. h. ein solches, welches nicht gewisse Spezialitäten der Litteratur pflegt, wird daher ausstellen: Klassiker, Globen, Jugendschriften, Schulbücher, Bilderbücher, Gebetbücher, die hervorragendsten Erscheinungen der schönen und Geschenklitteratur; ist mit dem eigentlichen Buchhandel der Handel mit Musikalien, Landkarten, Schreibmaterialien verbunden, so müssen auch diese Spezialitäten im Schaufenster durch einige Beispiele repräsentiert werden.

2. Der Inhalt des Schaufensters, soweit derselbe in Novitäten besteht, muß vorzugsweise die die Gegenwart interessierenden Fragen berücksichtigen; zur Zeit dürfen z. B. in keinem Schaufenster Biographien vom Kaiser Wilhelm und vom Kaiser Friedrich fehlen; zeitgemäß sind ferner — um einige weitere Beispiele anzuführen — Broschüren über Boulanger, die Krebskrankheit, das preußische Schullastengesetz u. s. w. u. s. w. Dieser wichtige Punkt beweist, daß man das Dekorieren der Schaufenster nicht so ohne weiteres Lehrlingen überlassen darf, es sei denn, daß dieselben in höherem Grade intelligent seien und bereits die Zeitereignisse mit offenem Blick verfolgen können; ferner schließt es die Notwendigkeit in sich, die Dekorierung häufig vorzunehmen; ja, schon die durchaus unvermeidliche Abstäubung der Bücher erfordert eine allwöchentliche Herausnahme derselben aus dem Schaufenster.

3. Die Anordnung der Bücher muß eine möglichst symmetrische sein; es sieht entsetzlich aus, wenn die Bücher eines Schaufensters wie Kraut und Rüben durch einander liegen, wenn Oktav-, Quart- und Sedezformat mit einander wechseln. Neben der Symmetrie ist vor allem auch die Regel zu beobachten, daß im Schaufenster Gleiches bei Gleichem steht, d. h. daß nicht ein Klassiker neben einer Broschüre zu stehen kommt, an die sich gleich wieder ein Bilderbuch anschließt; es müssen vielmehr die Klassiker eine Reihe bilden, ebenso die Bilderbücher, die Gebetbücher u. s. w. u. s. w. Originelle Artikel — es sei nur an die Bagelschen „ausgegrabenen“ Bücher, an die Aufstell-Bilderbücher von

Braun & Schneider erinnert — sind so zu plazieren, daß die Originalität zu Tage tritt.

4. Die ausgestellten Bücher müssen sämtlich Preisangaben (Laden- und Verkaufspreis) enthalten. Es ist am besten, wenn man in jedes Buch einen Zettel mit diesen Angaben (aus festerem Papier) steckt, da Broschüren durch eine deutlich bemerkbare Auszeichnung verunziert werden, und es durch diese häufig zu Differenzen mit den betreffenden Verlegern kommt.

Als eine falsche Sparsamkeit müssen wir es zuguterletzt hinstellen, daß viele Sortimenter ihr Schaufenster im Winter so mangelhaft beleuchten; es macht einen geradezu traurigen Eindruck, wenn man in der Mitte desselben nur ein kümmerliches Flämmchen erblickt. Da ist die Mode, die sich hier und da in Großstädten Bahn bricht, die Jalousien der Schaufenster nachts gar nicht herunter zu lassen und das Gas die ganze Nacht brennen zu lassen, schon eher dem heutigen Zeitgeiste entsprechend. Die Pfennigfuchserei führt doch zu nichts, und mag die Gasrechnung auch am Ende des Quartals um einige Mark teurer sein — ein hell erleuchtetes Schaufenster giebt einem Laden gleich ein ganz anderes Aussehen, nötigt die Passanten zum Stehenbleiben und lockt sie in den Laden. Ist in diesem ein gewandter Verkäufer, so hat dieses Lockmittel einen ungleich höheren Wert als das so kostspielige Inserieren, als die so mühevollen Ansichtssendungen. Daher sind wir der Meinung, daß jeder Sortimenter auf alles, was auf sein Schaufenster Bezug hat, sein besonderes Augenmerk richten muß, daß dem Schaufenster eine sehr große Bedeutung innewohnt; und diese Ansicht, mit der wir wohl nicht vereinzelt dastehen, hat uns veranlaßt, dieses Thema, über welches unseres Wissens noch niemals etwas geschrieben worden ist, hier auf Grund einer langjährigen Praxis eingehender zu erörtern. „Kleine Ursachen, große Wirkungen!" dieser Satz gilt auch für das geschäftliche Leben.

Soviel über das Schaufenster des Sortimenters. Ebenso wichtig wie die Einrichtung des ersteren ist auch die des eigentlichen **Ladens**. Viele Buchläden bieten beim Eintritt ein wenig erquickliches Bild dar und können auf jede andere Bezeichnung als auf die der Eleganz Anspruch erheben. Wir sind weit davon entfernt, hier einem übertriebenen Luxus, einer überflüssigen Verschwendung das Wort zu reden. Aber es bedarf wohl keiner Frage, daß der Bücherfreund in einem elegant, zum mindesten freundlich ausgestatteten, vor allen Dingen reinlichen Raume lieber verweilt als in einem solchen, dem die entgegengesetzten Eigenschaften zuzuerteilen sind. Eine Handlung, in deren Laden sich ein eleganter Ladentisch, ein Tisch zur Schaustellung von Prachtwerken befindet, in der die

Regale, soweit sie dem Publikum sichtbar sind, von einem guten Kunsttischler herrühren, macht von vornherein einen ganz anderen Eindruck. In der Nähe des Auslagetisches sollten zwei bis drei Stühle niemals fehlen. Von selbst versteht es sich wohl, daß in dem eigentlichen Laden, der den Blicken des Publikums zugänglich ist, vorzugsweise die Geschenklitteratur Aufstellung finden muß. Gerade die eleganten Einbände, wie der Buchhandel sie bei den Klassikern, den Romanen u. s. w. anwendet, sind es, die auf den Laien jenen bestrickenden Reiz ausüben und in ihm die idealsten Vorstellungen von dem Berufe des Sortimenters erwecken. Die Novitäten und die broschierte wissenschaftliche Litteratur älteren Datums machen im Gegensatze zu der Geschenklitteratur niemals jenen freundlichen Eindruck, und da wir der wohl ganz richtigen Ansicht sind, daß der Laden eines Sortimenters ein kleiner Schmuckkasten sein muß, so ist es ganz natürlich, daß man broschierte Sachen in den Teilen des Ladens aufstellen wird, die das Publikum nicht sieht, im Packraume, den Kontorräumlichkeiten u. s. w.

Für gebundene Werke empfiehlt es sich sehr, wenn die Regale, in welchen dieselben stehen, mit Glasthüren, oder besser mit verschiebbaren Glasrähmen verschlossen sind, da diese die Einbände gegen Staub, gegen die Einflüsse des Sonnenlichts ungemein schützen. Dieser Glasverschluß ist bei broschierten Werken nicht erforderlich. Als eine ungemein praktische Einrichtung bei Bücherregalen sind die verstellbaren Querbretter hinzustellen, wie sie z. B. im großen Lesesaale der Kgl. Bibliothek zu Berlin nach dessen Neu-Organisation in Anwendung gekommen sind. Der Mechanismus dieser Querbretter, die sich jedem Formate anpassen lassen, ist ebenso einfach wie billig: der Tischler läßt in die Seitenwände an der Vorder- und Hinterkante je eine leichte Eisenschiene ein, die durchlöchert ist; in jene Löcher werden nun sich erweiternde Eisenstifte gesteckt, von denen je vier die Grundlage eines Querbrettes bilden. Auf diese Weise kann der Sortimenter aus einem Fache für Foliobände sehr leicht und schnell ein solches für Sedezbände herstellen; bemerken wollen wir hierzu noch, daß die Löcher in den Eisenschienen am besten die Entfernung von je 2 cm haben, da dieser Abstand sich den gebräuchlichen Formaten am besten anpassen läßt.

Nachdem wir im vorstehenden einige Winke über die Einrichtung des Sortimenterlagers gegeben, soweit allgemeine Gesichtspunkte dabei zu berücksichtigen sind, wollen wir in einem weiteren, umfangreicheren Artikel auf die eigentliche Ordnung, auf das System, nach dem die letztere zu erfolgen hat, eingehen.

Zwanglose Rundschau.

Der diesjährige Kantate-Sonntag, der 29. April, wird in der Geschichte des Buchhandels und speziell seines Börsenvereins in mehrfacher Hinsicht als ein Markstein betrachtet werden müssen. Es ist der Tag, an welchem die neuen Statuten des Vereins in Kraft traten, mit welchen den Schleuderern endgültig das Lebenslicht ausgeblasen ward und gleichzeitig bezog der Verein sein neues Heim: das neue Buchhändlerhaus in Leipzig. Die Besitzergreifung desselben ist unter großen Feierlichkeiten vor sich gegangen.*)

Schon am Abend vorher nahmen sie ihren Anfang. Ein Konzert unter Leitung des Kapellmeisters Prof. Reinecke versammelte die von nah und fern herbeigeeilten Kollegen zum erstenmal im Gewandhaus, worauf man in üblicher Weise im Krystallpalast langen Schluß machte. Am nächsten Morgen um 1/2 9 Uhr hatten sich sodann die Börsen-Vereinsmitglieder zum letztenmal in der alten Börse in der Ritterstraße zusammengefunden. Der Vorsitzende, A. Kröner, machte die Versammlung mit dem Geschäftsbericht des Jahres 1887 bekannt, wonach die jetzige Mitgliederzahl 1815 (gegen 1636 zu Kantate vorigen Jahres; vergl. Rundschau IV. S. 390 u. ff.) beträgt. Außer dem bisherigen Generalsekretär, Rechtsanwalt Dr. Paul Schmidt tritt auch der Kastellan Fr. Bogen aus den Diensten des Vereins, in denen er 45 Jahre ausgehalten hat. Der Vorstand hat dafür gesorgt, daß der im 80. Lebensjahre stehende pflichttreue Beamte seinen Lebensabend ohne Sorgen verbringen kann. Sodann wird mitgeteilt, daß der Bau des neuen deutschen Buchhändlerhauses in der festgesetzten Zeit vollendet und im allgemeinen zu der in der Hauptversammlung von 1886 angegebene Summe von 900000 M. ausgeführt worden sei. Die alte Buchhändlerbörse ging am 1. Mai d. J. gegen Zahlung von 247500 M. in den Besitz der Universität zu Leipzig über. Nach dem von Paetel-Berlin vorgetragenen Bericht des Rechnungsausschusses hat sich im Jahre 1887 eine Vermehrung des Vereinsvermögens von 36709 M. ergeben, so daß dasselbe am Schlusse des Jahres 674332 M. betrug. In dem Voranschlag für 1888/89 sind die Einnahmen mit 117340 M., die Ausgaben mit 202235 M. eingestellt. Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles überreichte eine Deputation dem verdienten Vorsitzenden Ad. Kröner im Namen der Mitglieder des Vereins eine Dankadresse und den Ertrag einer Sammlung, welche die Summe von 10000 M. ergeben hat, unter dem Namen Kröner-Stiftung, mit dem Anheimgeben, über die Verwendung selbst Bestimmung zu treffen. Von den Beiwohnenden der am 25. September 1887 in Frankfurt stattgehabten Hauptversamlung (vergl. Rundschau IV S. 539 u. ff.) wurde Herrn Kröner ein Prachtalbum mit den betreffenden Photographien überreicht.

*) Wir bringen im nächsten Heft eine ausführlichere Schilderung der Feierlichkeiten aus der Feder des Herrn Eduard Zernin. D. Red.

Bald darauf fand der feierliche Umzug in das neue Haus und dessen Einweihung statt. Einige Worte über das Haus mögen hier gesagt sein. Der Entwurf des an der Plato-Hospitalstraße und am Gerichtsweg gelegenen Gebäudes stammt von den Architekten Kaiser und Großheim in Berlin. Der Platz im Werte von 400 000 M. wurde von der Stadt schenkungsweise überlassen. Am 23. Mai 1886 wurde der Grundstein zu dem neuen Gebäude, welches eine bebaute Grundfläche von 2650 Quadratmeter enthält, gelegt. Die an der Hospitalstraße gelegene Hauptfront nimmt eine Länge von 100 Meter ein. Der Stil des in Ziegelrohbau ausgeführten Hauses ist in der Art der niederdeutschen Gilden- und Rathäuser des endenden 16. Jahrhunderts; ein Gruppenbau, dessen Hauptfront von dem 500 Quadratmeter fassenden großen Börsensaale eingenommen wird. Er geht durch die Gesamthöhe des Hauses bildenden zwei Stockwerke. Auf der linken Seite der Hauptfront befindet sich der Sitzungssaal des Vorstandes, die Bibliothek nebst Lesezimmer, das Arbeitszimmer des Bibliothekars und das Sitzungszimmer der Ausschüsse. Der linke Flügel des neuen Hauses enthält die Redaktion und Expedition des Börsenblattes, die Geschäftsstelle des Börsenvereins sowie die an die Buchdruckerberufsgenossenschaft vermieteten Räume. In dem rechten Flügel sind das Buchgewerbemuseum mit der Klemmschen Sammlung und Räume für Ausstellungszwecke untergebracht. Im Erdgeschoß des Mittelgebäudes befindet sich der, bereits am 1. April eröffnete Gutenbergkeller. In der Nische des Mittelgiebels ist in weißem Sandstein die allegorische Figur des Buchhandels angebracht, ein Werk des Leipziger Professors Zur Straßen und auf den Verdachungen der beiden Seitenportale treten uns die Büsten Gutenbergs und Dürers entgegen. Das Innere des großen Saales zeichnet sich namentlich durch die geschmackvolle Deckenmalerei sowie durch das große Mittelfenster aus, auf denen die allegorischen (etwas schläfrigen) Frauenfiguren der Lipsia, Francofurtia, Vindobona, Berolina und Stuttgardia dargestellt sind.

In dies, jetzt natürlich festlich geschmückte Haus zog also die Gesellschaft in feierlichem Zuge um 10 Uhr ein. Außer dem König Albert von Sachsen wohnten auch viele Vertreter der Wissenschaft, der Oberbürgermeister und andere Honoratioren der Festlichkeit bei, welche mit der Ouverture „Die Weihe des Hauses" von Beethoven eröffnet wurde. Da die Festrede A. Kröners, wie man erwarten konnte, ein Meisterwerk war, möge einiges daraus hier eine Stelle finden. Der Verein, so sagte er, zählte in seinem Gründungsjahre 1825/26 108 Mitglieder, heute 1815, und während der ganzen dazwischen liegenden Zeit ist ein stetiges Anwachsen zu bemerken gewesen Zu keiner Zeit aber von dem Tage seiner Gründung an hat unser Verein eine so große Vermehrung seiner Mitgliederzahl aufzuweisen als in den sieben Monaten seit Annahme seiner neuen Satzungen im September vorigen Jahres, jener Satzungen, deren hauptsächlichste neue Bestimmungen früher von manchen als gefährlich für seinen Fortbestand angesehen wurden. (Rudolf Mayer in Berlin erhob Beschwerde gegen die Eintragung der neuen Satzungen des Börsenvereins in das Leipziger Genossenschaftsregister, allein das Kgl. Oberlandesgericht zu Dresden verwarf den Einspruch durch Verordnung vom 13. März 1888.) Die ersten Satzungen unseres Vereins vom Jahre 1825 geben sich bescheiden als eine „Börsenordnung" mit dem Hauptzweck der Beschaffung und Unterhaltung einer entsprechenden „Einrichtung des Börsenlokals", der Fernehaltung „Ungeeigneter", „Bekanntmachung der Geldkurse", „Handhabung der Ordnung" bei den Abrechnungen. Des weiteren aber war dem Börsenvorstand aufgegeben, „das Interesse des Buchhandels nach Kräften zu vertreten, zu welchem Zwecke auch die jährlichen Überschüsse der Kasse dienen sollten."

Auf Grund der letzteren ziemlich allgemein gehaltenen, aber in ihrer Keimkraft schon damals richtig erkannten Bestimmungen schreitet der junge Verein im Jahre 1827 auf Antrag von Fr. Perthes gegen den Verleger von „Althings nachgelassenen Schriften“ als von Litteratur-Erscheinungen ein, welche — wie der Antragsteller sich ausdrückt — der Unschuld zum Ärgernis dienten und die Sittlichkeit verpesteten“. Er verbrennt feierlich am Tage nach der Hauptversammlung (14. Mai 1827) im Börsenlokale diejenigen Exemplare der fragl. Schriften, welche von dem Verleger unverlangt an Perthes gesandt und von diesem, um ferneren Schaden zu verhüten, dem Verein übergeben worden waren. Die Hauptversammlung beschließt dabei, „daß es in ähnlichen Fällen immer so gehalten werden solle, und daß die Börsenkasse alle Folgen zu vertreten habe.“

Wenn uns heute die hier angewandte Prozedur auch allzu summarisch, drastisch und darum entschieden bedenklich erscheinen muß, so beweist dieses Beispiel doch, daß unser Verein schon auf Grund seiner ersten Satzungen sich berechtigt und verpflichtet glaubte, nicht etwa nur Nützlichkeitszwecke zu verfolgen, sondern auch höheren, das Allgemeinwohl fördernden Bestrebungen Geltung zu verschaffen. Ganz deutlich spricht sich diese Auffassung in der von C. Duncker und W. Perthes entworfenen, in der Hauptversammlung 1831 angenommenen neuen Börsenordnung aus, welche den Mitgliedern die Verpflichtung auferlegt, sich des Nachdrucks zu enthalten. Und hiermit beginnt nun diejenige Thätigkeit unseres Vereins, welche durch Jahrzehnte hindurch seine hauptsächlichste Aufgabe geblieben und mit Recht als sein „Hauptwerk“ bezeichnet worden ist: seine Thätigkeit für Herbeiführung einer einheitlichen deutschen Nachdrucksgesetzgebung. Der Begriff eines Urheberrechts hat erst nach und nach aus Zweifeln und unklaren Vorstellungen sich durchringen können. Früher kannte man nur ein Verlagsrecht, welches als Attribut der Staatsgewalt betrachtet und von dieser durch Privilegien auf die Verleger übertragen wurde. Erst das Privilegium machte das bis dahin schlummernde Recht zu einem wirksamen. Wie wenig Schutz aber auch diese Privilegien gewährten, selbst in dem Lande, für welches sie erteilt waren, ist hinlänglich bekannt. Nicht einmal die Überzeugung von der Widerrechtlichkeit des Nachdrucks war allgemein; Verteidiger hat derselbe sogar in buchhändlerischen Kreisen gefunden. So konnte der Nachdruck fast ungestört wuchern. Vor allem in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz betrieben, dehnte er sich zuletzt sogar über Norddeutschland aus, und als nach Zusammenbruch des römisch-deutschen Reiches nicht einmal mehr die, übrigens oft wirkungslosen, kaiserlichen Privilegien erteilt werden konnten, trat allgemeine Rechtsunsicherheit ein; denn die wohlwollenden Absichten einzelner Regierungen hatten ja doch mit den Landesgrenzen auch die Grenzen ihrer Wirksamkeit erreicht. Diese Zustände gebessert zu haben, ist ein Verdienst des deutschen Buchhandels und vor allem des Börsenvereins.

Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle alle Beratungen, Vorstellungen, Druckschriften u. s. w. zum Zwecke der Ordnung der litterarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland aufzählen, welche unseren Verein seit Anfang der 30er Jahre teils aus eigener Initiative, teils auf Anregung und Aufforderung der königl. sächsischen Regierung und späterhin des Bundeskanzleramts des Norddeutschen Bundes und des Reichskanzleramts beschäftigen. Es ist ja auch bereits allgemein bekannt und gewürdigt, welch erfolgreichen Anteil der Börsenverein der deutschen Buchhändler an der Herbeiführung der heutigen, durch die Urheberrechtsgesetze vom 11. Juni 1870, sowie vom 9. und 10. Januar 1876 gesicherten litterarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland hat.

Wie auf dem Gebiete der einheimischen litterarischen Rechtsverhältnisse, so war der Verein fortgesetzt thätig für die Regelung des internationalen Urheberrechtsschutzes. Gleichfalls schon in den 40er Jahren wurde die Frage des Abschlusses einheitlicher internationaler Litteraturverträge ins Auge gefaßt und in den 50er Jahren noch eifriger verfolgt. Eine wesentliche Förderung dieser Aufgabe trat ein seit Begründung des Norddeutschen Bundes, durch welchen mit Italien und der Schweiz einheitliche Litterarkonventionen abgeschlossen wurden. Eine Eingabe an das Bundeskanzleramt im Jahre 1871, betr. die Unifizierung und Revision der bis jetzt abgeschlossenen Litteraturkonventionen, gab demselben Veranlassung, vom Börsenvereinsvorstande eine Darlegung der Mängel jener Konventionen einzufordern. Der Vorstand entsprach dieser Aufforderung, indem er behufs Feststellung dieser Mängel, sowie Beratung eines Entwurfs zu einem Normalvertrage des Deutschen Reichs mit fremden Staaten über gegenseitigen Schutz des Urheberrechts an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen, dramatischen Werken und Werken der bildenden Künste im September 1871 eine Konferenz von Sachverständigen aus ganz Deutschland nach Heidelberg zusammenberief und die Protokolle der Verhandlungen derselben dem Reichskanzleramte vermittelst Eingabe vom 16. September 1871 überreichte. Diese Eingabe hat leider keinen Erfolg gehabt, und noch bei Beginn der Vorstandsperiode 1882 lagen die Dinge so, daß seitens einzelner deutschen Bundesstaaten überhaupt nur mit fünf Staaten des Auslandes, nämlich mit Belgien, Großbritannien, Frankreich, Italien und der Schweiz, Litterarkonventionen bestanden. Mit den genannten fünf Staaten hatten aber nicht etwa die sämtlichen deutschen Bundesstaaten Litterarkonventionen, sondern immer nur einzelne mit einzelnen derselben abgeschlossen. Die Zahl der hier in Betracht kommenden Einzelverträge betrug nicht weniger als 36!

Um eine Beseitigung dieser geschäftshemmenden, zersplitterten Verhältnisse herbeizuführen, wandte sich der Vorstand unter Beiziehung weiterer Interessentenkreise an den Reichskanzler Fürsten Bismarck in einer erneuten Eingabe, auf welche am 17. Juni 1882 die erfreuliche Antwort erfolgte, daß „Verhandlungen mit fremden Staaten zum Zwecke sowohl des Neuabschlusses von Litterarverträgen mit dem Reiche, als auch der Unifikation schon bestehender Verträge der deutschen Einzelstaaten teils im Gange, teils in Aussicht genommen seien“.

Neben diesen auf den Abschluß von Reichsverträgen mit einzelnen Staaten des Auslandes gerichteten Schritten wurde seitens des Börsenvereins bei Gelegenheit des internationalen Kongresses in Rom durch seinen dorthin entsandten Generalsekretär der Standpunkt geltend gemacht, daß es sich zur umfassenden Regelung des Urheberrechtsschutzes empfehle, auf die Begründung eines internationalen Verbandes zum Schutze von Werken der Kunst und Wissenschaft nach Analogie des Weltpostvereins hinzuwirken. Dieses Vorgehen war die Veranlassung der Berner Konferenzen der nächsten Jahre und führte schließlich zu der 1886 in Bern abgeschlossenen und am 9. Dezember in Kraft getretenen internationalen Übereinkunft, durch welche Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Belgien, Spanien, Haiti, Liberia, Schweiz und Tunis einen Verband zum Schutze von Werken der Litteratur und Kunst gebildet und allen übrigen Staaten den Zutritt zu demselben offen gelassen haben.

Inmitten solcher weittragenden Arbeiten versäumte es der Verein nicht, an seiner inneren Verfassung weiterzubauen. In diesem Sinne ist gestern durch Beschluß der A.-O. Hauptversammlung die erste Grundlage einer Verkehrsordnung geschaffen worden, welche sich nun nach den Erfahrungen der Praxis mit Naturnotwendigkeit weiter entwickeln wird. Diese Satzungen, mit ihren auf den Schutz eines ausreichenden soliden

Sortimentshandels gerichteten Bestimmungen werden, wie ja sogar die Gesetze des Staates, vielfach umgangen werden. Könnte das aber ein Grund sein, sie nicht zu schaffen? Wenn immer aufs neue wieder Wasserfluten die Dämme durchbrechen, kann das ein Grund sein, dieselben verfallen zu lassen oder nicht aufzurichten? Gewiß nicht. Und in diesem Sinne haben wir die betr. Bestimmungen in unseren neuen Satzungen aufgestellt als Dämme, die wohl da und dort überflutet werden, aber bei aufmerksamer Wacht doch dazu dienen können, die vorhandenen Übel zu verringern. Eine Unterstützung, auf welche wir gerechnet haben, darf uns allerdings nicht fehlen, wenn diese Aussicht sich erfüllen soll: die Unterstützung der Regierungen, der Behörden.

Neben seinen neuen Satzungen beschäftigte den Verein schon seit einer Reihe von Jahren die Frage der Erbauung eines neuen Buchhändlerhauses. In einer gemeinschaftlichen Sitzung des Börsenvereins-Vorstandes und des Verwaltungsausschusses am 12. Oktober 1882 wurde der Gedanke von dem damaligen Vorstandsmitglied E. Morgenstern in Breslau zum erstenmale offiziell angeregt, nachdem die sich mehr und mehr fühlbar machenden Mängel des alten Hauses immer aufs neue wieder Beratungen mit darauf folgenden schwierigen und doch nicht ganz genügenden Auskunftsmitteln nötig gemacht hatten. Nachdem dann im Jahre 1883 der Rat der Stadt Leipzig seine Geneigtheit zu erkennen gegeben hatte, dem Verein einen entsprechenden Bauplatz zu überlassen, kam die Angelegenheit rasch in Fluß.

Die Hauptversammlung des Jahres 1885 ermächtigte den Vorstand, vom Rate die Schenkung eines Bauplatzes zu erbitten und dieselbe eventuell anzunehmen, und am 25. März 1885 genehmigten die Stadtverordneten die vom Rate beantragte Schenkung des 8000 Quadratmeter umfassenden Platzes, auf welchem sich unser heutiges Buchhändlerhaus erhebt. Eine Gruppe von Leipziger Kollegen und an ihrer Stelle später der Verein Leipziger Buchhändler erklärte sich zur Leistung eines jährlichen Beitrags von 5000 Mark auf zehn Jahre bereit. Trotz dieser dem Projekte günstigen Momente herrschte noch vielfache Meinungsverschiedenheit unter den Mitgliedern über die Notwendigkeit und Art der Ausführung des Baues, und noch am Tage vor der entscheidenden Hauptversammlung 1885 und in dieser selbst schien es eine Zeit lang unsicher, ob die Ermächtigung zur Inangriffnahme des Baues erfolgen würde. Aber schließlich siegte doch wie immer in wichtigen Momenten unseres Vereinslebens der Geist thatkräftigen Vorwärtsstrebens und das Gefühl der Solidarität der Interessen aller. Ein aus Oberbaurat v. Egle in Stuttgart, Geh. Reg.-Rat Ende in Berlin, Stadtbaudirektor Licht, Kommerzienrat Franz Wagner und den drei ersten Vorstandsmitgliedern bestehendes Preisgericht bestimmte endlich unter den eingegangenen Plänen den von Kaiser und von Großheim in Berlin gelieferten zur Ausführung, und übertrug diese der Firma Bauer u. Roßbach in Leipzig.

Möge Gottes Segen, so schloß Herr Kröner seine treffliche Rede, möge Gottes Segen auf dem Hause ruhen, möge es im Wechsel der Zeiten feststehen in der treuen Hut Leipzigs als dauernde Vereinigungsstätte eines sich seiner Kulturaufgabe bewußten, ehrenhaften und kräftig vorwärts strebenden deutschen Buchhandels!

Nach der auf die Rede folgenden Schlüsselübergabe an den Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Köhler, ergriff Oberbürgermeister Dr. Georgi das Wort und überreichte schließlich dem verdienten Kommerzienrat Kröner eine künstlerisch ausgestattete Urkunde, mit welcher ihm seitens der beiden städtischen Kollegien das Ehrenbürgerrecht der Stadt Leipzig verliehen wurde. Als Stifter sind noch zu nennen: Dr. Eduard Brockhaus, welcher zur Aufstellung im Festsaal die von Werner Stein gefertigte Büste

Sr. Majestät des Königs Albert überreichte; der Verein der schweizerischen Buchhändler welcher eine Glas-Wappenscheibe stiftete; die Stadt Leyden und die holländischen Buchhändler mit einer gleichen Gabe; die Stuttgarter Buchhändler sorgten für einen prächtigen Pokal, aus dem jedesmal beim Kantatefestmahl die Gesundheit des Kaisers, des König und des Börsenvereins getrunken werden soll, während Herr Koch-Stuttgart, Prokurist der Cottaschen Buchhandlung, eine Büste des Freiherrn Johann Friedrich von Cotta überreichte. Ferner stiftete die Firma Friedrich Fleischer in Leipzig ein kostbares Glasfenster.

Später am Nachmittag fand dann das berühmte und gewaltige Kantate-Festessen statt. Den Teilnehmern wurde diesmal noch eine besondere Überraschung, indem jedem derselben ein Gedenkbuch „Das alte und das neue Buchhändlerheim" zur Erinnerung an die feierliche Einweihung des deutschen Buchhändlerhauses überreicht wurde. Dasselbe ist auf Veranlassung des Festausschusses noch in später Stunde von den Herren Adolf Titze, B. Nauhardt und Arthur Seemann hergestellt worden.

Allein dies Buch ist nicht das einzige Erinnerungszeichen an jenen denkwürdigen Tag; ein prächtiges Festblatt von bedeutendem Kunstwert wurde noch geschaffen. Es ist von Max Koch in Berlin, demselben, der die Deckenmalerei im großen Saale des neuen Hauses ausführte, komponiert und durch die Kunstanstalt von Heinrich Riffarth in Berlin auf photochemigraphischem Wege vervielfältigt worden. Unter den Worten: „Einigkeit macht stark" schauen wir u. a. die Bildnisse aller früheren Vorsteher des Börsenvereins seit seiner Gründung.

Die Riffarthsche Kunstanstalt bietet das Festblatt zu Gunsten des „Unterstützungsvereins Deutscher Buchhändler und Buchhandlungsgehilfen" aus. Die Drucke auf Chinapapier kosten 12 Mark, in Eichenholzrahmen mit Wappenkrönung 32 Mark. Von diesen Drucken wurden 30 Remarquedrucke auf Japanpapier und vom Künstler unterzeichnet zum Preise von 25 Mark hergestellt.

Lange habe ich keine Veranlassung mehr gehabt, auf besonders interessante Erzeugnisse der französischen Litteratur hinzuweisen. Die ersten Tage des Mai haben uns in dieser Hinsicht eine Überraschung gebracht, welche manches wett macht. Der Bilderbogen-Exgeneral Boulanger verschmäht kein Mittel, um seinen großen Namen im Ausland noch mehr lächerlich zu machen. Zu diesem Zwecke hat er ein Buch geschrieben, das er „L'Invasion Allemande" nennt und dessen erste Lieferung bei Rouff in Paris am 3. Mai erschienen ist. Diese erste Lieferung ist in 2,500,000 Exemplaren in ganz Frankreich gratis verteilt worden. Das Werk soll eine illustrierte „populäre Geschichte" des letzten deutsch-französischen Krieges werden, womit der Held, welcher als General hinkend und mit blauer Brille ohne Urlaub in Paris so genial für seine Sache Propaganda machte, jetzt für die „heilige Sache der Revanche" dasselbe thun will. Das Titelblatt zeigt einen französischen Infanteristen in Felduniform, mit der Pluderhose in den Gamaschen, mit gekreuzten Armen und Gewehr bei Fuß auf Wachtposten wenige Schritte von der Grenze. Am Horizonte, hinter dem Schwarzwald, geht die Sonne auf, und vom Glorienscheine ihrer Strahlen umgeben ragt in der Ebene das Straßburger Münster. „Dieses patriotische Buch," so besagt eine Notiz des Verlegers, „ist vom General Boulanger besonders für unsere Leser geschrieben worden und wird unermeßliches Aufsehen erregen. Es ist ein höchst nationales Werk, das allen Franzosen unmittelbar zu Herzen gehen wird." Nun wird jedoch von verschiedenen Seiten stark bezweifelt, daß das Buch von dem Exgeneral „besonders zum Lesen" geschrieben wurde, sondern man sagt, und das ist auch sehr glaubhaft, dasselbe sei nur unter seiner Leitung von einem seiner journalistischen

Vertrauten verfaßt und der Berühmte hätte nach vielen (auch deutschen) Mustern für 100,000 Francs den Namen dazu hergegeben. Man nennt als die Verfasser den bekannten militärischen Schriftsteller und Verfasser von „Avant la bataille“, Barthelemi und einen gewissen Judet, Redakteur am „Petit Journal“. Doch bildet ein eigenhändiger, autographierter Brief von dem Helden selber die Einleitung der ersten Lieferung: „Lieber Leser!“ so schreibt der General, „meine Gegner stellen mich als den Apostel des Krieges dar. Ihr möget darüber urteilen, wenn Ihr dieses Buch eines Patrioten leset, welcher keiner anderen Eingebung folgt, als seiner hohen Empfindung der nationalen Würde. General Boulanger. 15. April 1888.“ — Der 15. April ist der Tag, an welchem der Verfasser im Norddepartement zum Deputierten gewählt wurde.

Charakteristisch für den abgedankten General ist die folgende Stelle: „Einige kurzsichtige Leute“, so schreibt er, „suchen in unserem Lande die Lehre einzubürgern, daß das Heer nur dazu da sei, zu schweigen und sich zu schlagen. Wenn das Heer den Degen trägt, so ist es doch die Politik, die ihm befiehlt, die Wehr in der Scheide zu lassen oder blank zu ziehen. Kann man aber wohl in unserer Zeit, da die Armeen nichts anderes als die zum Kampfe wider einander bereiten Nationen sind, den Mannschaften die zur Verzweiflung treibende Pflicht auferlegen, schweigend und thatlos dem jämmerlichen Schauspiel von Irrtümern und Fehlern beizuwohnen, welche sie als im höchsten Grade gefährlich fürs Vaterland erachten und kann man ihnen dann in der Entscheidungsstunde zurufen: „„Wir zählen jetzt nur noch auf Euch, um uns vom Verderben zu retten; gehen wir unter, so ist es Euere Würde, Euere Ehre, die zuerst im Unheil zusammenbrechen!““ Ich für mein Teil will nicht den Sündenbock spielen!“

Nach solchen Ergüssen erzählt das erste Heft die landläufige Vorgeschichte des Krieges, die Kandidatur des Hohenzollern zum spanischen Königsthron, die „Unwissenheit der französischen Diplomatie“, „Napoleons III. Fehler“, „die von Bismarck den Franzosen gestellten Fallen“ ꝛc. Den Schluß des Werkes sollen „Worte der Zuversicht und der Hoffnung“ bilden.

Was den ferneren Inhalt der ersten Lieferung betrifft, so ist es bemerkenswert, daß der oder die Verfasser naiv genug sind, zu behaupten, die 1867er Pariser Weltausstellung trage die Mitschuld an dem 70/71er Kriege. Es heißt mit Bezug darauf: „Wie viele unserer Nachbarn sahen in der großen friedlichen Kundgebung von 1867 nichts anderes als eine gegen ihre Armut gerichtete Herausforderung! Haben einige unter ihnen sich nicht verschworen, uns mit den Waffen in der Hand zu überfallen und zu berauben, nachdem sie sich durch eigenes Sehen überzeugt hatten, daß wir keine Vorkehrungen getroffen hatten, um unsere Ersparnisse gegen ihre Begehrlichkeit zu schützen! Wußte man nicht, daß der erste Besuch des Königs von Preußen den Buttes Chaumont gegolten hatte, von deren Höhe er als Jüngling in 1814 der Eroberung von Paris und dem Einzuge der Verbündeten beiwohnte? Wußte man nicht, daß durch ein auffallendes Zusammentreffen bei jenem großen Wettkampf der zivilisierten Nationen, zu dem wir die ganze Welt eingeladen hatten, das Hauptstück der Preußischen Industrie jene Riesenkanone war, die ihre Mündung auf den Trocadero richtete, wie auf ein Fort, das sie bombardieren will?“ Dieser Blödsinn genügt wohl allein, um den Wert der „populären Geschichte“ zu kennzeichnen.

Zwei andere französische Bücher, deren Existenz allerdings nicht so verbürgt ist, als das Boulangersche, sind als einzig dastehende erwähnungswert. Das erste ist ein Buch aus Seide, dessen Text nicht gedruckt, sondern gewebt ist. Es wird von

dem Buchhändler Roux zu Lyon in 25 Lieferungen zu je 10 Francs herausgegeben. Jede derselben enthält nur zwei Blatt, so daß das ganze Buch aus nur 50 Blättern bestehen wird, welche den Gottesdienst der Messe, sowie Gebete enthalten. Jedes Blatt ist mit einer eigens entworfenen Einfassung im mittelalterlichen Stile eingerahmt, und die Textschrift ist gotisch; alles aber, Schrift wie Einfassungen, sind in schwarzer Seidenweberei auf weißer Seide ausgeführt.

Das zweite soll noch merkwürdiger sein, und in einem der größten Museen Frankreichs verwahrt werden. Es ist ein Buch, das nie geschrieben und nie gedruckt wurde und führt den Titel „Das Leiden Christi". Jeder Buchstabe des in französischer Sprache abgefaßten Textes ist in dem weißen Papier ausgeschnitten und die einzelnen Textblätter sind mit dunkelblauem Papier unterlegt, so daß die Schrift deutlich hervortritt und wie Gedrucktes lesbar ist. Die ganze Ausführung ist von peinlicher Sauberkeit und Gleichmäßigkeit, so daß man glauben möchte, das Buch sei auf mechanischem Wege hergestellt. Doch ist verbürgt, daß die Herstellung durchgängig durch Handarbeit erfolgt ist. Das seltene Werk soll einem Kloster entstammen.

Zur Kenntnis der Handhabung englischer Zollgesetze, welche die Interessen des Buchhandels berühren, seien zwei vor kurzem vorgekommene drastische Fälle hier mitgeteilt. Die Verlagsbuchhandlung Bentley Söhne in London hatte die Selbstbiographie des Schauspieldirektors Bancroft und seiner Frau mit deren Porträts veröffentlicht, welche in Paris hergestellt waren. Bei der nötig gewordenen dritten Auflage mußten jedoch die Bilder aus dem Grunde fortbleiben, weil die Zollbeamten die in Paris angefertigten Photogravüren zurückgewiesen haben, da sie nur den Namen der Londoner Firma und nicht den des Pariser Hauses tragen, das sie herstellte. Dasselbe Malheur ist der Verlagshandlung Cassell & Cie. begegnet; sie hatte in Deutschland für ihre illustrierte Jahresschrift eine autorisierte Nachahmung eines Gemäldes von Burton in Farbendruck anfertigen lassen; die Bestellung war für viele Tausende Exemplare. Da sie aber nicht den Namen der deutschen Firma tragen, können sie nicht über die Grenze!

Rußland dagegen emanzipiert sich: die Zensur für ausländische Drucksachen hat Heines sämtliche Werke, welche bisher verboten waren, nunmehr freigegeben. Außerdem sind ferner erlaubt worden: „Das freie Rußland" von Mackenzie-Wallace; „Die Geschichte der französischen Revolution" und „Geschichte Friedrichs des Großen" von Thomas Carlyle, endlich sogar „Therese Raquin" von Emile Zola!

Während man allüberall den Schutz des geistigen Eigentums gesetzlich in der Weise zu regeln im Begriffe ist, daß jede unbefugte Benutzung desselben polizeilich geahndet werden kann und während man in Deutschland nach einem Gesetz für das musikalische Eigentum ruft, zeigt sich in England das Bestreben, die Geister, welche die bestehende „Copyright Bill" gerufen hat, wieder los zu werden. Die Komponisten, welche mit Hilfe jenes Gesetzes ihr Recht bis auf das I-tipferl mit Argusaugen bewachen und behaupten und vor keinen Konsequenzen zurückschrecken, haben sich dadurch den schönen Namen „musikalische Geier" erworben. Jeder Komponist hat nämlich in England das Recht, für jede Aufführung seiner Kompositionen, die ohne seine ausdrückliche Erlaubnis veranstaltet worden ist, mindestens 40 Schilling Entschädigung zu verlangen. Dazu kommen für den Beklagten noch die Gerichtskosten. Dies Recht ist indes nicht auf größere Werke beschränkt, wofür ja eine Berechtigung vorliegen würde, sondern auf die unschuldigsten Sachen, wie folgender Fall beweist. In einem Wohlthätigkeitskonzert tritt ein 13 jähriges Kind auf und singt ein Lied. Der Komponist oder sein Agent verklagt die Konzertunternehmer und erhält nun seine

40 Schillinge. Die Kosten dazu gerechnet, kam eine Summe heraus, welche den ganzen Konzertertrag verschlang! Das neue Gesetz, welches am 24. April im Oberhause in zweiter Lesung angenommen worden ist, schafft hierin Wandel. Danach ist die Minimalsumme abgeschafft, dagegen wird es in das Ermessen des jedesmaligen Richters gestellt, die Höhe der Entschädigung in jedem einzelnen Falle festzustellen. Ferner können die Kosten dem Beklagten auch erlassen werden. In der Debatte ward von einem „Raubsystem", von systematischer Ausbeutung des Urheberrechts gesprochen. So hatte ein Mr. Wall ein angebliches Rechtsschutzbüreau für Autoren und Komponisten eingerichtet. Bei näherem Zusehen fand es sich, daß er drei Tonsetzer, sage drei, vertrat. Wo nun von diesem Kleeblatt eine Note ohne Erlaubnis gesungen wurde, schritt er mit unerbittlicher Schärfe ein! Für das neue Gesetz waren als musikalische Autoritäten auch Sir Arthur Sullivan, der Komponist des „Mikado" und die Herren Boosey um ihr Gutachten angegangen worden. Auch sie hatten sich für die Notwendigkeit einer Revision des Gesetzes ausgesprochen.

Jetzt hat auch der amerikanische Senat das Gesetz über den internationalen Schutz litterarischen und künstlerischen Eigentums mit 35 gegen 10 Stimmen angenommen. Allein man mache sich von diesem Schutzgesetz keine großen Vorstellungen. Der Hauptgrundsatz desselben, durch welchen die Vorteile des Schutzes für fremde Schriftsteller wesentlich eingeschränkt werden, besteht darin, daß nur Werke geschützt werden, welche in den Vereinigten Staaten mit amerikanischem Satze hergestellt sind. Fremdsprachliche Bücher, deren englische Übersetzung geschützt ist, können im Original eingeführt werden. Fremde Schriftsteller müssen also die Auflage ihrer Werke in Amerika besonders drucken lassen und, was die deutschen angeht, so würden sie behufs ausreichenden Schutzes sowohl das Original wie die etwaige englische Übersetzung in Amerika drucken lassen müssen, wenn sie ausreichend geschützt sein wollen. Das nennt man in Amerika nicht etwa Papierschutz-, sondern Schutzgesetz des geistigen Eigentums!

Die Überschwemmungen, welche die Elbe, Oder und Weichsel im März und April veranlaßt haben, sind in einer Beziehung für die Kunst bedeutsam geworden. Zur Linderung der entstandenen großen Not hat die Familie Daniel Chodowieckis (1726 bis 1801) der Kunsthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin 50 Exemplare des von dem Meister 1785 radierten Blattes „Herzog Leopold von Braunschweig geht seinem Tode in der Oder entgegen" zum Verkauf übergeben mit der Bestimmung, daß der Erlös der Unterstützung der Überschwemmten zufließen soll. Durch seine Geschichte ist der Stich besonders dafür geeignet. Chodowiecki hatte dieses Bild welches den Herzog in dem Augenblicke darstellt, wo er den Kahn besteigen will, um zur Rettung der in Gefahr Schwebenden nach der Dammvorstadt in Frankfurt a. d. O. hinüber zu fahren, sogleich nach dem Tode Leopolds vollendet. Es ist mit den letzten Worten des Herzogs bezeichnet: „Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an," und außerdem enthält die Inschrift: „Den durch die Überschwemmung Verunglückten gewidmet von Daniel Chodowiecki." Der Meister kündigte das Erscheinen dieser Radierung, von welcher 4000 Abdrücke gemacht wurden, mit dem Bemerken an, daß der ganze Ertrag des Verkaufs der in Frankfurt a. d. Oder zusammengetretenen Gesellschaft zur Unterstützung der Überschwemmten überwiesen werden solle. Nach einer im Jahre 1786 erschienenen Nachricht über das Ergebnis der Sammlungen betrugen die eingegangenen Unterstützungen im Ganzen 4319 Thlr., wozu Chodowiecki durch den Vertrieb seines Blattes allein mehr als ein Dritteil, nämlich 1759 Thlr., beigetragen hatte. Aber auch später noch bekundete er seinen

patriotischen Sinn und seine Freude dem Wohlthun in dieser Angelegenheit. Als er erfuhr, daß Probeabdrücke seines Blattes, und zwar solche, auf denen der Herzog ohne Schärpe dargestellt ist und im Hintergrunde schwimmende Menschen zu sehen sind, von Liebhabern besonders begehrt und teuer bezahlt würden, stellte er auch die davon in seinem Besitz befindlichen Exemplare zum Verkauf.

Die Kunst hat wieder einmal einen Skandal erlebt. Diesmal betraf er den bekannten und in seinen Gemälden recht liebenswürdigen Pariser Maler Jan van Beers. Derselbe hielt sich im August 1887 im Seebade Ostende auf. Hier sah er bei einem Kunsthändler vier mit seinem Namen unterzeichnete Gemälde und erklärte sie für gefälscht. Die Ostender Polizei belegte sie denn auch sofort mit Beschlag. Eine gerichtliche Untersuchung wurde eingeleitet und das Gericht in Brügge lud Van Beers und mehrere Pariser Maler als Zeugen vor: Allein die gerichtliche Verhandlung gegen jenen Kunsthändler enthüllte unglaubliche Thatsachen. Aus den Zeugenaussagen, die Van Beers nur in unwesentlichen Punkten bestreiten konnte, ging hervor, daß derselbe von anderen Malern seine Gemälde massenhaft kopieren läßt und sie, mit seinem Namen unterzeichnet, in den Handel giebt. Nur hin und wieder retouchierte er einzelne Kopien. Schlecht geratene Kopien, auch von anderen Malern gefertigte Originale, ließ er, um sie ableugnen zu können, von anderen, selbst von seinem Bedienten unterzeichnen. „Wir wollen daraus einen falschen Van Beers machen“ ist seine ständige Redensart. Nicht genug damit, besteht seit acht Jahren unter seiner eigenen Direktion in Paris eine Gesellschaft, „um Van Beers zu fabrizieren“. Sechs Maler arbeiten zu diesem Zwecke in seinem Atelier. Dieselben sollten stets die Hälfte des Erlöses aus den Gemälden erhalten, da aber Van Beers sie meist betrog, so übernahmen sie schließlich die Arbeit nur nach vorher festgestellten Preisen, wofür sie auch die Kopien oft unterzeichnen mußten. Das Atelier des Herrn Van Beers ist also nach der Erklärung des Gerichts-Präsidenten nichts als eine „Gemälde-Fabrik“. Der Staatsanwalt zog die Klage gegen den Kunsthändler zurück und erklärte, wenn jemand gerichtlich zu belangen sei, so wäre es Van Beers, der überführt sei, seine eigenen Werke zu fälschen. Das Brügger Gericht sprach ohne jede Beratung den Ostender Kunsthändler frei. Man glaubt in der That die Kopie einer Episode des neuen Romans „Robert Leichtfuß“ von Hans Hopfen zu lesen, worin ein Pariser Kunsthändler von diesem Maler echte „Tiburtins“ verlangt!

Inzwischen hat sich der belgische Maler in einem Briefe an das Journal de Bruxelles diesen Vorwürfen gegenüber zu rechtfertigen gesucht. Es heißt darin: Ich hatte früher zur Vorbereitung von Gemälden, namentlich von Frauenköpfen, mehrere junge Malgehülfen (rapins) beschäftigt. Stets aber habe ich die Köpfe selbst gemalt, ehe ich sie unterzeichnete und verkaufte. Wenn ich diese Arbeiten nun bei mir vollführen ließ, und wenn ich bestätige, daß ich kein einziges Bild mit meinem Namen verkauft habe, ohne die ganze Verantwortlichkeit dafür auf mich zu nehmen, und zwar durch vollständige Ausmalung und durch eine dem Käufer gegebene Quittung von meiner Hand, ist das ein Grund, ich ließe als echte Bilder Kopieen ausbieten, die mehr oder minder neu und auf meinen Namen fabriziert worden sind? Jedermann weiß, daß, wie in andern Staaten, auch in Belgien geheime Ateliers vorhanden sind, wo mißbräuchlich die besten Bilder bekannter Maler kopiert werden und namentlich auch solche von mir. Übrigens, ist die Verwendung von Gehülfen zu Nebenarbeiten etwas anderes, als was Rubens und Dumas Père gethan haben, um nur ein paar ganz berühmte, bekannte Fälle zu nennen? Trotz meiner Bescheidenheit bin ich da in guter Gesellschaft. Wird man endlich, um ein Gleichnis zu brauchen,

behaupten, ein Rechtsanwalt, der seine Akten durch Schreiber bearbeiten läßt und seine Verteidigung nach ihren Anmerkungen einrichtet, habe eine Fabrik für Plaidoyers!"

Ein bißchen „helfen" lassen sich freilich alle berühmten Maler. Es fragt sich dabei nur, in welchen Grenzen diese Hilfe sich bewegt. Wenn van Beers nur ein Teil der Köpfe seiner Bilder selbst malt, ist seine große Fruchtbarkeit leichter zu begreifen, allein es bleibt, wie das die Ausstellung dieses Malers in deutschen Städten gezeigt hat, außer den Köpfen doch noch sehr vieles auf seinen Bildern zu malen! Die Geschichte hatte übrigens noch ein weiteres Nachspiel. Der Pariser Bilderhändler Sedlmeyer hatte nämlich vor längerer Zeit mit Beers einen Vertrag geschlossen, demzufolge er einen seiner Säle auf vier Wochen zur Veranstaltung einer Ausstellung von Beers Bildern vermietete. Als nun die skandalösen Enthüllungen erfolgten, weigerte sich Sedlmeyer, seinen Saal für die Ausstellung herzugeben, weil er befürchten müsse, daß man aus der Veranstaltung einer solchen Ausstellung schließen könne, er stehe mit Beers bezw. seiner Bilderfabrik in nähern Beziehungen und auch, weil er befürchtete, daß diese Ausstellung zu peinlichen Auftritten führen könne. Beers, der seine moralische Vernichtung in Ostende nicht tragisch aufzufassen scheint, hat hierauf vor Gericht gegen Sedlmeyer Klage auf Herausgabe des Saales erhoben. Das Weitere hierin hat man abzuwarten.

Die Reklame, das in neuerer Zeit am meisten beliebte Vertriebsmittel, angewandt für Wertvolles und Nichtswertiges, hat sich in der That als sehr wirksam erwiesen und auch den Buchhandel, der ja mit allem Neuen erst ein paar Jahrzehnte nachhinkt, macht nach und nach darin Fortschritte. Freilich ist der deutsche Buchhandel noch nicht so weit, er steckt noch in den Kinderschuhen der Reklame gegenüber seinen ausländischen vor allem den amerikanischen Kollegen. Man kann ja verschiedener Ansicht sein über die Moralität der Reklame und die deutsche Engherzigkeit und geistige Steifheit neigt vielleicht lieber dem bequemeren status quo zu. Je weniger die Reklame jedoch bei uns im Buchhandel angewandt wird, um so größere Wirksamkeit wird sie behalten, vorausgesetzt, daß sie geschickt inszeniert wird. Das Endziel aller Reklame ist, daß das Erzeugnis, um dessenwillen sie arbeitet, genannt, bekannt, besprochen wird. Wie das erreicht wird, ist gleichgiltig. Man denke nur an die größte Reklameheldin der Neuzeit, Sarah Bernhard, die ihre Person durch die unglaublichsten Dinge stets vor dem Vergessenwerden zu sichern weiß. Ob nun die Zeitungen ihre Reklamen als solche brandmarken oder nicht, der Zweck wird allein durch den Abdruck erreicht; ja die Reklame wird um so wirksamer, wenn darüber gelacht wird, denn heitere oder unglaubliche Berichte prägen sich dem Gedächtnis nachhaltiger ein, weil sie mehr Stoff zum Gespräch liefern und besprochen sollen sie ja werden. Eine in Reklamen mustergiltige Firma ist die Webstersche in Newyork; einige Proben habe ich bereits früher an dieser Stelle davon gegeben. Man hätte glauben sollen, nach den Veröffentlichungen über den Kleisterverbrauch für die Memoiren Grants wären wohl die Motive erschöpft; aber nichts weniger als das ist der Fall. Dem Reklamekundigen gehen überhaupt die Motive nicht so leicht aus und ich bin überzeugt, daß von tausend Lesern der neuesten Reklame dieser Firma kaum zehn sich befinden, welche des Pudels Kern durchschaut haben, als sie in den Blättern lasen: „In Amerika ist die litterarische Welt in bitterm Kampfe wegen der Autorschaft von General Grants Denkwürdigkeiten begriffen. General Adam Badeau hat einen Prozeß gegen die Familie des Generals Grant eingeleitet, in welchem er um Bezahlung für seine Dienste als Mitarbeiter an der berühmten Autobiographie einkommt. Er gründet sein Vorgehen auf das Vorhandensein eines Vertrags in General

Grants Handschrift. Die Familie Grants giebt vor, Badeau sei von Grant selbst entlassen worden, weil er schon zu Lebzeiten des letzteren seine litterarischen Dienste so sehr überschätzte, daß er sich als Verfasser der Denkwürdigkeiten ansah. Badeau besteht seinerseits darauf, die Familie Grants habe ihm eine Summe Geldes angeboten, durch die sein Schweigen über die Urheberschaft erkauft werden sollte. Die öffentliche Meinung kehrt sich gegen General Badeau." Ist das nicht ein leuchtendes Muster einer vollendeten Reklame über die „berühmte Autobiographie"? Ja wir können noch viel lernen!

Schon im letzten Hefte habe ich an einem Beispiele gezeigt, daß die Japanesen gewaltige Kulturfortschritte machen. Die Einführung der lateinischen Schrift ist bereits seit einigen Jahren mit Erfolg angebahnt und nun konnten die guten Japanesen am 3. Februar in Tokio ein bedeutsames Fest feiern, das Fest der Vollendung der Übersetzung der Bibel in ihre Sprache. Zahlreiche Europäer und japanische Christen beteiligten sich an der aus diesem Anlaß stattfindenden Feier. Dabei gab der amerikanische Missionsarzt und bekannte Lexikograph Dr. Hepburn einen Rückblick auf die Geschichte dieses Werkes. Im Jahre 1872 wurde ein Kommission von Missionären in Yokohama ernannt, um das neue Testament zu übersetzen, und 1876 bildete sich auch eine solche für die Übertragung des alten Testaments. Um die Einheitlichkeit des Stils und Charakters der Übersetzung zu wahren, arbeiteten alle Subkommissionen unter der Oberaufsicht und der Oberredaktion der in Tokio gebildeten Zentralkommission. Begreiflicherweise verursachte die Übertragung der in der Bibel vorkommenden Bezeichnungen für Tiere, Pflanzen und Mineralien bedeutende Schwierigkeiten. Die Kosten der Übersetzung des alten Testaments wurden von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft und der nationalen schottischen Bibelgesellschaft getragen, während die amerikanische Bibelgesellschaft die Kosten für die Übertragung des neuen Testaments bestritten hat.

In China schreitet die europäische Kultur etwas langsamer, wie das in der Natur der hartköpfigen und zöpfigen Himmelssöhne begründet ist. Selbst der neuernannte chinesische Gesandte am deutschen Hofe hat dafür einen Beweis geliefert, indem er sich weigerte, die Reise nach Europa an einem Tage anzutreten, den der „Almanach" als unglücklich bezeichnete, weshalb sogar die Abfahrt des deutschen Postdampfers verschoben werden mußte. Dieser „Almanach" ist nämlich das wichtigste Buch der Chinesen. Derselbe enthält nützliche astronomische Mitteilungen, aber seine große Aufgabe ist vollkommene und genaue Auskunft zu geben über die Wahl glücklicher Plätze für die Vollziehung aller großen und kleinen Handlungen des Alltagslebens. Er wird von der Regierung herausgegeben und der Verkauf aller „Almanache", außer dem autorisierten, ist verboten.

In Frankreich machte George Ohnet wieder einmal von sich reden. Man ist mit diesem Schriftsteller, der so kolossale Erfolge zu verzeichnen hat, gar nicht zufrieden. „Man weiß, schreibt man aus Paris, daß die Verirrung der Akademie, welche einmal einen Roman Ohnets preisgekrönt hat, umsoweniger bedeuten will, als dieselbe Akademie seiner Zeit Balzac und Alfred de Musset als zu geringwertig zurückzuweisen für gut befand. Man weiß ferner, daß die Akademie stiftungsmäßig mehr als zwanzig Romane jährlich auszeichnen muß und nicht immer in der Lage ist, eine solche Anzahl wirklich guter Erzählungen aufzutreiben. Allein für Ohnet wurde das Votum der Akademie zum Piedestal, auf dem er von der großen Masse gesehen werden konnte. Sie hat seitdem ihr Auge nicht von ihm abgewendet, und so erleben wir denn das zwar nicht neue, aber immer merkwürdige Schauspiel, daß

der materielle Erfolg und die Popularität dieses „Dichters“ in dem Maße wachsen, in der die Geringschätzung, die ihm die wahrhaft litterarische Welt widmet, zunimmt. Und während alle namhaften Kunstrichter Frankreichs, Jules Lemaitre, Anatole Franca, Lapommeraye und Edm. Scherer obenan, seit Jahren den Kampf gegen die Hohlheit, Nichtigkeit, Flachheit und handwerksmäßige Fingerfertigkeit Ohnets führen, während alle mit Recht gefeierten Namen des gegenwärtigen Frankreich von Goncourt bis Maupassant jede Gemeinschaft mit diesem Kollegen ablehnen und alle Kreise, welche sich noch ein bischen Geschmack und selbstständige Urteilskraft bewahrt haben, ihn und seine Schreiberei auf den Index setzen, reißen sich jene dunklen Millionen, die an jedem litterarischen Ereignis nur die einzige Thatsache interessiert, ob der Hans die Grete kriegt, seine Bücher aus der Hand und stürmen die Pforten, wenn eines seiner Stücke auf dem Theaterzettel steht. Die riesigen Vorteile, die ihm die Eroberung des Plebiszits sichert, mögen Ohnet darüber trösten, daß er kein Dichter von Gottes Gnaden ist. Es ergeht ihm darin wie Napoleon, dem die Volksabstimmung die Legitimation ersetzen mußte. Wenn aber diese Usurpation einmal ein jähes Ende genommen hat, werden allerdings auch die dunklen Millionen dahinter kommen, welchem Götzen sie gehorcht hatten. Für uns in Deutschland wäre es gut, wenn wir früher zu dieser Erkenntnis kämen. Wir haben an unserer Marlitt genug; wozu noch eine ausländische importieren!“ Das Urteil ist doch wohl ein wenig hart. Gerade, wie der Erfolg von der Menge angebetet wird, erzeugt er auch böses Blut, und Preisrichter, das ist eine überaus bekannte Sache, können es unmöglich allen recht machen und brauchen für Kritik nicht zu sorgen. Das hat auch Julius Stinde erfahren müssen.

Ein englisches Urteil über die Familie Buchholz zu hören, ist umso interessanter, als dasselbe von den in Deutschland gang und gäbe gewordenen Beurteilungen der Stinde-Bücher gründlich verschieden ist. Es liegt dies zum Teil an der falschen Auffassung, welche die doch sonst gar nicht so zimperlichen Amerikaner von den Schilderungen gewonnen haben.

Die in New-York erscheinende weitverbreitete und angesehene anglo-amerikanische Zeitschrift „The Nation“ urteilt über die „Frau Wilhelmine“ in folgender Weise: „Frau Wilhelmine“ bildet den Schluß der Serie „Familie Buchholz“. Hier liegt für uns der einzige Trost darin, daß all die absurden, selbstsüchtigen, engherzigen Geschöpfe einer anderen Nation angehören. Da die Deutschen Herrn Stinde in ihr Herz geschlossen und ihn als den Propheten ihrer Mittelklassen gefeiert haben, kann ein Ausländer nicht wohl annehmen, daß diese in irgendwelcher Weise anziehender seien, als sie hier gezeichnet sind. Wenn irgend jemand über den Sinn des Wortes „gemein“ (vulgar) im Zweifel ist, der möge auf die Familie Buchholz hingewiesen werden; dort findet er die genaue Definition. Das Gemeine liegt nicht nur in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, welche abscheulich sind, sondern auch in ihrer Denk- und Gefühlsweise. Ihre Vorbilder oder Ideale, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind niedrig, ihr Urteil engherzig, ihre Motive erbärmlich. Sie haben keine Manieren und ihre Unterhaltung, besonders die der Frauen untereinander, ist unsäglich roh. Die Höflichkeiten des Lebens sind ihnen unbekannt, die Schicklichkeit wird ignoriert und das Anstandsgefühl beleidigt. Sie sind neidisch, hämisch, naseweis, feil und geizig — und danken dabei dem Himmel, daß sie den gebildeten Ständen angehören! Wenn die Familie Buchholz den Deutschen als das erschiene, was sie wirklich ist, so würde sie wohl kaum so günstig aufgenommen worden sein. Hätte Stinde gedacht, daß sie im geringsten anstößig wäre, so könnte er sich nicht so ganz

mit ihrem trivialen Wesen identifiziert haben. Darum muß ein Ausländer dies Werk für das nehmen, was es zu sein scheint: das genaue Abbild einer Lebenserscheinung, von welcher Stinde selbst ein Teil ist. Wenn der Autor auch nur im geringsten ahnte, welchen Eindruck die Frau Buchholz und ihre Sippe auf das Gemüt eines Ausländers macht, so kann er derartiges nur geschrieben haben, um einen unauslöschlichen Abscheu gegen das ganze deutsche Volk hervorzurufen. — Das Buch ist trefflich übersetzt, so daß die Reize des Originals in keiner Weise geschädigt sind."

Anfangs März veranstaltete die Firma Christie, Manson und Woods in London eine Auktion durch ihr Alter „wertvoller" Bücher aus der Bibliothek des verstorbenen Earls von Aylesford, welche einen Gesamterlös von 10754 Pfd. lieferte. Die Büchersammlung enthielt u. a. mehrere interessante frühe Ausgaben der Werke Shakespeares, die ungewöhnlich hohe Preise erzielten. So wurde die erste Ausgabe von 1623, die mit Ausnahme einiger befleckter Blätter gut erhalten und vollkommen ist, mit 200 Pfd. bezahlt. Eine zweite Ausgabe von 1623, die einst Dr. Johnson gehörte, wurde von Henry Irving für 140 Pfd. erstanden. Die dritte Ausgabe von 1664, die sehr selten ist, da so viele Exemplare derselben bei der großen Feuersbrunst in London verbrannten, brachte 93 Pfd. und die vierte Ausgabe von 1685 29 Pfd. Es muß auch solche Käuze geben, sagt Göthe!

Ein merkwürdiges Buch ist auch eine vor kurzem bei Robert Oppenheim in Berlin erschienene Autobiographie Heinrich Heines, die nicht dieser selbst, sondern sein bekannter Biograph Gustav Karpeles geschrieben, d. h. aus den Prosawerken, Gedichten, Briefen, Gesprächen und bisher unbekannten Mitteilungen Heines derartig zusammengestellt hat, daß sie eine vollständige Lebensbeschreibung bietet und des Dichters Leben und Schaffen nach allen Seiten hin so klar beleuchtet, wie dies bei diesem Dichter möglich ist.

Die Enthüllung eines Eichendorff-Denkmals fand am 2. Mai in Neisse statt. Im Verlauf der üblichen Feierlichkeiten legte u. a. der Lehrer Reichel einen Lorbeerkranz an dem Monument nieder mit der Widmung: „Den Manen Eichendorffs die Mitglieder der Breslauer Dichterschule". Der Sängerchor stimmte zum Schluß das Lied: „O Thäler weit, o Höhen!" an. Auf den ursprünglich in Aussicht genommenen Festkommers wurde der Krankheit des Kaisers Friedrich wegen verzichtet. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Seeger. Auf Stufen von hellgrauem Granit erhebt sich ein schlankes Postament von dunkelgrünem Syenit aus dem Fichtelgebirge. Das Postament trägt die vorzüglich gelungene Bronzebüste des Dichters und an der Vorderseite die Inschrift: „Joseph von Eichendorff 1788/1857", umrahmt von einem bronzenen Eichenkranze mit Harfe und dem Eichendorffschen Familienwappen. Der Platz, auf welchem das Denkmal steht, trägt den Namen des Dichters. An einer Seite liegt das Haus, in welchem der Dichter gestorben ist; man sieht von dort den „Jerusalemer" Friedhof, auf dem der Dichter mit seiner Gattin die letzte Ruhestätte gefunden hat. (Näheres über Eichendorff s. Rundschau V, S. 154 u. ff.)

Schon früher konnte ich an dieser Stelle auf die praktische Ausführung eines Vorschlags der Akademie betr. Bücherstützen hinweisen. Jetzt hat M. Waldbauers Buchhandlung (Max Coppenrath) in Passau gleichfalls die Idee in die Wirklichkeit übersetzt. „Im Jahre 1880, schreibt Hr. Coppenrath, besuchte ich öfter den cercle de la librairie und dort sah ich die Einrichtung zum erstenmale. Indes scheiterten meine wiederholten Versuche, die Stützen bekannt zu machen." Diese letzteren sind insofern praktischer als die Tagleichtschen früher erwähnten, als sie nicht, wie diese, besondere Stützen besitzen, welche das Zwischensetzen in eine Reihe von Büchern ver-

hindern. Außerdem sind die Coppenrathschen billiger. Ein Paar eiserne, schwarzlackierte und verzierte Stützen kostet nur 1 Mark, das Dzd. Paare 10 Mark.

In Köln starb am 9. März der als überaus fruchtbarer Romandichter bekannte Ewald August König. Er war am 22. August 1833 in Barmen als der Sohn eines Kaufmanns geboren und sollte dem Vater in seiner Stellung nachfolgen. Allein nach beendeter dreijähriger Dienstzeit bereits brach die dichtende Ader auf und König veröffentlichte 1867 heitere Skizzen aus dem Soldatenleben, die eine freundliche Aufnahme fanden. Ein weiteres Bändchen verriet noch mehr gesunden Humor und Erzählertalent. Bald darauf schrieb ein New-Yorker belletristisches Blatt für einen spannenden Roman einen Preis aus, den Ewald August König gewann. Durch diesen Erfolg ermutigt, verließ er sein kaufmännisches Geschäft, um sich nun ganz dem Romanschreiben zu widmen. Bald war er der Lieblings-Lieferant der Wochenschriften, der bevorzugte Schöpfer der Fortsetzungsromane für Tagesblätter, der Liebling der Leihbibliotheken und ihrer Stammgäste, ja er war und ist noch in Wahrheit ein König im Staate der Leihbibliotheken.

Drei Tage ging ihm die bekannte amerikanische Jugendschriftstellerin Louisa M. Alcott voran. Sie starb im Alter von 56 Jahren in Concord, Massachusetts, nachdem einige Tage zuvor ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte. Ihr erstes Buch, „Blumenfabeln“, erschien 1855. Ihre Berühmtheit verdankt sie jedoch dem 1867 erschienenen Werke „Kleine Frauen“, in welchem sie unter dem Namen Jo, Beth und Meg sich selbst und zwei Schwestern schilderte. 1869 erschien von ihr „Ein Mädchen aus der alten Schule“ und 1871 „Kleine Männer“.

Ein echt bayerischer Dichter und Schriftsteller ist mit Ludwig Steub am 16. März in München heimgegangen. Er gehörte zu der großen Klasse der schon von Platen gewürdigten dichtenden Juristen. Schon mit 10 Jahren kam er von seinem Geburtsort Aichach in Oberbaiern, wo er am 20. Februar 1812 das Weltlicht erblickt hat, nach München. Dort hatte er die Rechte studiert; aber 1834 unternahm er eine Reise nach Nauplia in Griechenland, wo er zur Zeit, als der minderjährige Prinz Otto von Baiern zum König von Griechenland ernannt ward, als junger Beamter mit regierte. Später wurde er nach Athen versetzt und eine Frucht seines zweijährigen Aufenthaltes daselbst waren die „Bilder aus Griechenland“, welche 1841 erschienen. Auf seiner Rückreise aus Griechenland nach München besuchte er Rom, Florenz, Venedig ꝛc. 1845 wurde Steub dann ehrsamer Anwalt und 1863 zum Notar in München ernannt.

Die meisten Veröffentlichungen Steubs sind Reiseschilderungen, die er unter den Buchtiteln „Drei Sommer in Tirol“ (1846), „Das bayerische Hochland“ (1860) „Wanderungen im bayerischen Gebirge“ (1862), „Herbsttage in Tirol“, „Altbayerische Kulturbilder“, ꝛc. zusammenfaßte. Auch auf novellistischem Gebiete versuchte er sich mit Glück; nach den „Novellen und Schilderungen“ (1853) und dem Roman „Deutsche Träume“ (1858) ließ er im Alter die humoristische Erzählung aus dem Volksleben des Hochgebirgs „Die Rose von Sewi“ folgen. Rein wissenschaftlichen Charakter hatten die Schriften „Über die Urbewohner Rhätiens“ und „Zur rhätischen Ethnologie“, sowie „Die oberdeutschen Eigennamen“.

Der unter seinem Pseudonym Dranmor bekanntgewordene Dichter Ferdinand v. Schmid ist am 17. März in Bern an einem Schlagfluß gestorben. Derselbe hat lange Jahre als Chef des Handelshauses F. Schmid, Groß & Co. in Rio de Janeiro gelebt, ehe er im Jahre 1860 unter dem genannten Namen einen Band „Poetische Fragmente“ herausgab, der ihn nicht nur als Meister der poetischen Form, sondern

auch als eine scharfausgeprägte, eigenartige Poetennatur kennzeichnete. Schmid war am 22. Juli 1823 zu Muri bei Bern geboren und nach vollendeter Lehrzeit nach Brasilien gegangen, wo er 1852 österreichischer Generalkonsul wurde. Dem Gedächtnis des unglücklichen Kaisers von Mexiko, mit dem er in Beziehungen stand, ist die 1869 erschienene Dichtung „Kaiser Maximilian“ gewidmet. 1870 folgte derselben die philosophisch-psychologische Dichtung „Requiem“. 1873 erschienen Dranmors „Gesammelte Dichtungen“. Auch über die politischen und sozialen Zustände Brasiliens und kolonialpolitische Fragen hat Schmid geschrieben.

Am 29. März hat eine der bedeutendsten Buchhändlerfirmen den Chef verloren: Dr. Rudolf Engelmann ist an diesem Tage gestorben. Er war im Jahre 1841 zu Leipzig als Enkel des Gründers der Firma Wilhelm Engelmann geboren und widmete seine Studienzeit der Astronomie. Bis 1874 bekleidete er das Amt eines Observators an der Leipziger Sternwarte und veröffentlichte 1865 „Messungen von 90 Doppelsternen, an sechsfüßigen Refraktor der Leipziger Sternwarte ausgeführt“ und 5 Jahre später „Resultate aus Beobachtungen auf der Leipziger Sternwarte. I. Beobachtungen am Meridian-Kreis“. Seine Habilitation erfolgte 1871 mit der Arbeit „Über die Helligkeitsverhältnisse der Jupiterstrabanten.“ Seit 1874 beteiligte er sich an dem buchhändlerischen Geschäft und nach dem 1878 erfolgten Tode seines Vaters übernahm er dasselbe ganz. Der aus Lemgo stammende Großvater hatte es 1810 gegründet und 1833 dem Sohn Dr. Wilhelm Engelmann, überlassen. Als Astronom war der Verstorbene außerdem Herausgeber von Bessels „Abhandlungen“ (1875—76) und „Rezensionen“ (1878) und einer Übersetzung von Newcombs „Populärer Astronomie.“ Er gab dem Verlag eine vorherrschend naturwissenschaftliche Richtung. Webers Weltgeschichte, die Werke von Gervinus, Naglers Künstler-Lexikon sind ältere, aber immer noch zu den besten gehörende Verlagsartikel der Firma. Bekannt sind auch ihre bibliographischen Unternehmungen: Bibliotheca scriptorum classicorum, geographica, historica-naturalis et zoologica etc.

Am 15. April hat die kleine Welt einen bedauernswerten Verlust erlitten durch den Tod des liebenswürdigen Kinder-Schriftstellers Ernst Lausch. Derselbe war geboren zu Friedersdorf bei Bitterfeld und starb als Lehrer zu Wittenberg, im Alter von 52 Jahren. Er hatte als Pädagog und langjähriger Herausgeber des Schulblattes der Provinz Sachsen einen guten Ruf. Durch seine Volksmärchen, Kinder-Erzählungen, Lieder und Reimsprüche, sein Rätselbuch hat er sich jedoch in gewisser Beziehung berühmt gemacht und sich für immer einen Platz und ein Andenken unter den beliebtesten deutschen Jugendschriftstellern erworben.

Einer der angesehensten englischen Dichter, der Kritiker und Theologe Matthew Arnold, starb am 16. April auf einer Reise in Liverpool am Herzschlag. Seit vielen Jahren hat Arnold unter die ersten Schriftsteller Englands gezählt, und jedes seiner Werke, sei es ein kleines Gedicht oder ein theologisches Werk, wie sein berühmtes „Litteratur und Dogma“, oder ein geistsprühender Zeitungsartikel, wurde von der ganzen litterarischen Welt Englands stets mit größter Aufmerksamkeit aufgenommen. Als Förderer der Volksbildung hat sich Arnold besonders den Dank der unteren Klassen erworben.

Zu Dresden starb am 22. April im Alter von fast 82 Jahren der Schriftsteller Dr. Gustav Kühne, der dadurch, daß er in den Litteraturgeschichtskompendien stets als einer durch den deutschen Bundestag mit Acht und Bann belegten Schriftsteller vom „jungen Deutschland“ aufgezählt wird, berühmter geworden ist, als im Grunde der Bedeutung seines Wirkens entspricht. In Wirklichkeit war jedoch seine Verbindung

mit dem Kreis der Schriftsteller, welche in die litterarische und politische Stagnation der dreißiger Jahre mit Werken voll liberaler Ideen und den Forderungen einer neuen „jungen" Litteratur, eines „jungen" litterarischen „Deutschlands", hervortraten und dadurch den Argwohn Metternichs weckten, eine recht lockere. Zu denen, welche 1835 die litterarische Acht traf, d. h. das Verbot, nichts mehr in Deutschland drucken lassen zu dürfen, gehörte er nicht. Sein Verhältnis zu Gutzkow wurde dadurch zu einem gespannten, daß eines seiner Erstlingswerke „Eine Quarantäne im Irrenhause" (1835) auf eine Nachahmung von Gutzkows Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin" hinauslief. Mit Heinrich Laube war er dagegen von Leipzig her persönlich befreundet und als dieser 1835 die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" infolge der litterarischen Acht Metternichs niederlegen mußte, wurde Gustav Kühne sein Nachfolger. 1846 übernahm er die Redaktion der „Europa" in Leipzig, welche Stelle er aufgab, um eine Sammlung seiner in Zeitungen und Zeitschriften zerstreuten Schriften herauszugeben. Schon vorher, 1836, war er, durch seine Verheiratung wohlhabend geworden, nach Dresden übersiedelt, in dessen Nähe er während des Sommers seine Villa Hosterwitz bewohnte. Kühnes meiste litterarische Erzeugnisse sind teils biographisch-kritische Arbeiten, teils Dramen und s. Z. vielgelesene Erzählungen: „Die Rebellen in Irland" (1840), „Klosternovellen," „Wittenberg und Rom," „Die Freimaurer" 2c. Auch eine Fortsetzung von Schillers „Demetrius" rührt von ihm her. Auch zu Lorcks Sammelwerke „Männer der Zeit" hat Kühne die Mehrzahl der Schriftsteller-Biographien geliefert. Seine Freunde: Heine, Börne, Laube, Mundt 2c. hat er alle überlebt.

Zum Schluß noch etwas Hübsches. „Buchhändler ist ein honetter Titel", hat Friedrich der Große einmal gesagt. Das scheint sich auch der Schreiber eines Briefes zu Gemüte gezogen zu haben, der dem Herausgeber dieser Zeitschrift zuging und der zur Erheiterung der Leser buchstabengetreu hier folgen soll. Das Kuvert trug die klassische Aufschrift: An Herren Hermann Weißbach in der Verlagsbuchhandlung Weimar. auf Verl. v. (das letztere ist zweifellos von einer Faktur abgeschrieben und soll heißen: Auf Verlangen vom ...) „ S. d. 29. April 1888. Lieber Hochkeerter Herre Ich habe eine bitte an Si Ich wollte ein Attressen Buch vür Die Landschafften. Ganz Eurropäischen Länder. und wo die Ganzen Attressen. Der Sämtligen Eurropäischen Buchdruckerein. und Verlagsbuchhandlung Genau. Attressen Ankegeben sind Lieber Herr Ich bitte Si um Rikkantword obben sie mir das Buchkenschiken aber nicht. Hochachtungvoll

Albin Härtling in Pforten-Gerra. Buchhändler."!! Man muß sich sehr wundern, daß ein Mann, der ein Attressenbuch braucht, noch nicht in das Buchhändleradressenbuch aufgenommen ist.

Ch. F. D. Schubart.

Ein schwäbischer Dichter aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Th. E.

Es ist ein ganz eigentümliches Lebensbild, welches uns Chr. Fr. Daniel Schubart bietet. Eigentümlich schon insofern, als er seiner ganzen Lebensart nach dem echt schwäbischen Charakter mit all seinen Schatten- und Lichtseiten, den er so prägnant verkörperte, wie kaum ein anderer, bis zu seinem Tode getreu blieb, eigentümlich auch deswegen, weil die Grenze zwischen seinem litterarischen Schaffen und seinem Leben eine so undeutliche ist, daß man nicht zu sagen weiß, was interessanter an ihm war, dieses sein Leben oder sein litterarisches Schaffen. Von letzterem freilich weiß man im größeren Publikum heutzutage nur noch wenig; man trifft in dem einen oder anderen Lesebuch manchmal noch ein Gedicht von ihm, man hört auch da und dort noch von seinem Gedichte „Die Fürstengruft", läßt sich einen oder den andern seiner beißenden Witze erzählen, allein man kümmert sich des weiteren nicht mehr um ihn, wenn man nicht gerade manchmal von dem Gefangenen auf Hohen-Asperg reden hört. Es hatte lange den Anschein, als ob auch die neuere Litteraturgeschichte ihm nicht ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollte; erst in neuerer Zeit beschäftigt man sich etwas mehr und eingehender mit ihm; seitdem D. F. Strauß seine geistvolle Biographie auf Grund der Schubartschen Briefe veröffentlicht, sind da und dort neue Untersuchungen und Entdeckungen aufgetaucht; und eine solche liegt uns nun auch in einem neuerdings bei W. Kohlhammer in Stuttgart erschienenen Buche vor, das sich „Aus Schubarts Leben und Wirken" betitelnd namentlich dessen Aufenthalt in Geislingen schildert.

Christian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. März 1739 in Obersontheim geboren, von wo indessen sein Vater bald nach des Sohnes Geburt als Diakonus nach Aalen übersiedelte. „In meinen jungen Jahren", erzählt Schubart selbst, „ließ ich wenig Talent blicken, dagegen desto mehr Hang zur Unreinigkeit, Unordnung und Trägheit. Ich warf meine Schulbücher in den Bach, schien dumm und trocken, schlief be-

ständig, ließ mich schafmäßig führen, wohin man wollte, und konnte im 7. Jahre weder lesen noch schreiben. Plötzlich sprang die Rinde, die mich einschloß, und ich holte nicht nur meine Mitschüler in weniger Zeit und meist durch eigene Anweisung ein, sondern übertraf sie auch alle. Sonderlich äußerte sich in mir ein so glückliches musikalisches Genie, daß ich einer der größten Musiker geworden wäre, wenn ich diesem Naturhang allein gefolgt wäre." In Nördlingen besuchte sodann Schubart 1753—56 die Schule, allein wenn ihm auch dort große Begabung und leichte Auffassung nachgerühmt wurde, so nahm man doch an seiner persönlichen Aufführung Anstoß, und bald verlautete von allerhand unzüchtigen Reden, die er in der Schule und in der Kirche geäußert haben sollte. In Nördlingen war es, wo Schubart mit seinem ersten Gedicht auftrat, einer prosaisch-poetischen Nänie auf das Erdbeben Lissabons, in welcher sich schon seine Neigung zum Gigantischen und Grauenhaften deutlich zeigte. Daß er daneben ein durch seinen naiven Humor ausgezeichnetes Volkslied vom reisenden Schneider dichtete, zeigt nur noch mehr, wie sehr sich bei ihm die Gegensätze berührten. Von Nördlingen aus kam Schubart nach Nürnberg, wo er drei Jahre lang die Schule zum h. Geist besuchte. In dieser musikalischen Stadt lebte er die glücklichsten Tage seines Lebens. Dann bezog er die Hochschule in Erlangen. „Anfangs", erzählt er, „war ich ungemein fleißig, lernte Hebräisch, hörte Logik, Metaphysik und Moral, Naturrechte, Geschichte und schöne Wissenschaften, hernach die Theologie nach allen ihren Teilen. Die Weltweisheit hatte unter allen diesen Wissenschaften damals die meisten Reize für mich. Der trockene Ton, mit dem man Theologie lehrte, schreckte mich, und ich wähnte, es wäre die Natur der Wissenschaft, was doch ein Fehler des Vortrags war. Dieser Wahn schwächte schon damals in mir das Interesse der Religion und artete nach und nach in totkalte Gleichgültigkeit gegen sie, oder vielmehr gegen den schulmäßigen Vortrag des Christentums aus." Namentlich also der wissenschaftliche Gewinn seines Aufenthalts in Erlangen ist es, den er sehr niedrig anschlägt, und als er 1760 nach Aalen zurückkam, geschah dies „mit einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer und einem beinah ganz verwüsteten Herzen". Er gab sich nun in der Heimat einem mehrjährigen Bummelleben hin, in dem er namentlich die Musik pflegte, und da und dort mit Predigen aushalf. Dann endlich sollte es ihm gelingen, im Jahre 1763 seine erste Anstellung in Geislingen zu erhalten. Glänzend war seine Stellung dort freilich nicht. Es fiel ihm die Aufgabe zu, „die Stelle des Knabenschulmeisters in ihrem ganzen Umfang, die eines Musikdirektors für die Stadt- und Kirchenmusik, sowie eines Musiklehrers für die Schuljugend und endlich den Dienst eines Organisten,

diesen wenigstens zur Hälfte, zu versehen.“ Schubart selbst hat 12 Jahre nachher in seiner „Deutschen Chronik“ seine Geislinger Stellung nach allen ihren Seiten hin persifliert! Er schreibt 1775: „Nachricht. Welcher Magister hat Lust, Schulmann in — zu werden? Er muß gut Latein, Griechisch und Hebräisch verstehen; auch etwas Französisch und Italienisch. Im Christenthum, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Historia, Geographie, Feldmessen muß er Meister sein. Informiren darf er nicht mehr als Tags 12 Stunden, darneben kann er sich noch mit Privatstunden was verdienen. Da man den Organisten mit ihm ersparen möchte, so wärs gut, wenn er die Orgel spielen, gut geigen und den Zinken aufm Thurm blasen könnte. Den Geistlichen aßistirt er zuweilen im Predigen und Catechisiren. Weil er die Leichen hinaus singen muß, so muß er eine sehr gute Stimme haben. Seine Besoldung besteht aus 100 Gulden an Geld, etwas Naturalien, freye Wohnung, 6 Ellen Krautland, freye Eichelnmast und eine Miststätte vor seinem Haus. Den Rang hat er gleich nach dem Burgerstadtmeister, der gegenwärtig ein Gerber ist; außerdem solls den Buben nicht erlaubt sein, ihn mit Erbsen zu schießen. Es wäre dem Magistrat sehr lieb, wenn der Candidat ledig wäre. Der Vorfahr im Amt hat eine sehr häusliche und gottesfürchtige Wittwe hinterlaßen. Sie ist zwar schon eine Fünfzigerin, kann aber doch noch lang leben —“. Das nächste, was Schubart nun, nachdem er sich eine einigermaßen gesicherte Stellung erworben, that, war das, daß er heiratete. Seine Frau, eine Tochter des Zollverwalters Bühler, scheint indessen nicht ganz zu ihm gepaßt zu haben, und da Schubart selbst eine unbändige, hitzige Natur war, der am liebsten über jedermann spottete und witzelte, so zeigten sich bald Mißstimmungen, die dadurch, daß sich auch die Eltern und Verwandten seiner Frau ins Mittel legten, nur immer noch größer wurden. Frau Schubart selbst wird von ihrem Gatten und Sohn als eine treffliche Frau geschildert, deren Größe eben im stillen Dulden lag. So wurde das Verhältnis bald ein immer unerquicklicheres, die amtlichen Verhältnisse lasteten immer schwerer auf den unruhigen Mann und nur geringen Ersatz bot ihm das Studium der zeitgenössischen Litteratur. „Niedergedrückt von kleinen undankbaren Geschäften, umringt von den häßlichsten Larven der Unmenschlichkeit,“ schreibt er seinem Schwager Böckh, „eingekerkert durch den Despotismus meiner Zollerschen Freunde, bekomme ich eine solche Nachteulen-Natur daß ich allemal blinzle, wann ich einem so heitern und lichtvollen Mann ins Angesicht sehen soll, wie Sie sind.“ So mochte ihm denn die Aussicht, als Organist nach Ludwigsburg zu kommen, als eine Befreiung aus dem Gefängnis erscheinen, und er nahm trotz des Widerstrebens

seiner Frau und seiner Verwandten diese neue Stellung an. Er müßte nicht Schubart gewesen sein, wenn er nicht beim Antritt dieser neuen Lebensstellung die allerbesten und allerschönsten Vorsätze gefaßt hätte. „In Ludwigsburg, wo ich es mit der Stadt und nicht mit dem Hofe zu thun habe, bekomme ich Muße, mir mit Schreiben und andern Beschäftigungen einen guten Verdienst zu machen. Was Rang und Titel betrifft, da hat mich die Schulmeisteradjunktur gelehrt, darauf Verzicht zu thun. Kein Adreßkalender hat mich noch genannt, und ich bin demütig genug, keinem Kalenderschreiber mit meinem Rang, Titel und Ansehen beschwerlich zu fallen. Ich soll im Staube bleiben, und bleibe es gerne, weil Gott auf den Wurm, wie auf den Seraph heruntersieht. Wann mir Gott den Vorzug eines edlen Herzens verleiht, wann er mir eine Vernunft gibt, die stark genug ist, meinen Willen unter Stürmen zu lenken, wann er meinen Verstand vor Irrthümern bewahrt, wann er mein Talent belebt, etwas zu thun, das noch nach meinem Tode nuzt, so will ich gern rang- und titellos sterben; überzeugt, daß auch der Titelstaub zu dem Staube kommt, in den unsere Hülle zerfallen wird.“ Es sind diese Worte, mit welchen sich Schubart gleichsam selbst für seine neue Stellung einsegnet, zu charakteristisch, als daß sie verschwiegen werden könnten; denn sein Leben in Ludwigsburg gestaltete sich so ganz anders, als er es sich hier vorträumte. Schubarts Abschied von Geislingen war ein trauriger. Er hatte sich in seinem Jähzorn thätlich an seinem Weibe vergriffen, sein Schwiegervater hatte die Tochter infolgedessen zu sich genommen, und so mußte Schubart allein nach Ludwigsburg ziehen. Die Versöhnung mit seiner Familie erfolgte indessen rasch, allein ein Mann von der Schwachheit Schubarts konnte troz der allerbesten Vorsäze nicht lange den Lockungen der Welt, die in Ludwigsburg reichlich an ihn herantraten, widerstehen. „Ich lebte wie ein Italiener, dem man hier fast alles zu gut hielt, verlor mich in den Gesellschaften der Höflinge, Offiziers und Artisten, und sezte dadurch diejenigen aus den Augen, die mein wahres Glück hätten fördern können. Leichtsinn und Gedankenlosigkeit waren die gaukelnden Dämone, die mich ins Verderben stürzten. Meine Urteile waren äußerst kühn, stark, meist wahr, aber verwegen; schadeten mir daher mehr, als meine sonstigen Ausschweifungen. Wein und Weiber waren die Skylla und Charybdis, die mich wechselsweise in ihren Strudel wirbelten . . . Mein stäter Umgang mit den Virtuosen war beständig Ölguß in mein ohnehin schon wild loderndes Feuer. Ich wurde immer kälter gegen Tugend und Religion, las Freigeister, Religionsspötter, Sittenverächter und Bordelskribenten und teilte — meine größte heißeste schwerste Sünde — teilte das Gift wieder mit, das ich einsog! . . .

Ich stürzte von Schande in Schande, ward unverschämt, geil, träge zum Guten, froh, daß ich die papierene Schanze des Unglaubens zur Bedeckung meiner Ausschweifungen aufwerfen konnte, erstickte sogar das Menschengefühl, ward ein Rebell, der sich gegen alles Heilige empörte, und endlich mit allen meinen schönen Gaben, mir und meinen Freunden zur Last wurde." Es kamen wohl auch Tage und Stunden, in denen Schubart zur Einsicht seiner eigenen Verwerflichkeit kam, aber wie zumeist die schwachen Naturen, nahm er daraus nur Gelegenheit, die Verführung bei anderen und nicht bei sich selbst zu suchen. Seine Frau duldete unter solchen Verhältnissen mit, und als sie eines Tages sich zur Flucht nach Geislingen entschloß, konnte ihr einen solchen Schritt sicherlich niemand verübeln. Allein wenn auch im ersten Augenblick, nachdem Schubart von dieser Thatsache Kenntnis erhalten, sein Grimm sich gegen ihn selber richtete, so glaubte er doch gleich darauf alle Schuld von sich auf seine Frau abwälzen zu sollen: und faßt das Resultat in die für ihn charakteristischen Worte zusammen: „Eine Frau, die alle 6 Wochen communicirt, wird von ihrem Manne beleidigt; der Mann, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, hört ihren Verweiß geduldig an, und bittet sie noch muthig um Verzeihung. Aber nein, sie entschließt sich als eine fromme Christin zur Rache, schreibt ihrem Vater, der unter Zollexecutionen ein Barbar geworden; breitet seine scheußliche Antwort allenthalben aus, verleumdet, stiehlt, verträgt, lauert, ist heimtückisch, verachtet ihren Mann; betrügt die Kinder, macht Schulden und überläßt sich der Barmherzigkeit eines Vaters mit grauem Kopf, der 7 Kinder und etwann ein paar Tausend Gulden im Vermögen hat." Schubart selbst gab sich nun einem so ausschweifenden Leben hin, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. Sobald seine Frau dies gehört, kam sie zurück, und bald hatte er sich wieder mit ihr ausgesöhnt. Nun aber wurde Schubart, nachdem er erst wegen anrüchigen Umgangs mit einem Mädchen eine Zeitlang im Gefängnis gesessen, wegen eines satirischen Gedichts auf einen Hofmann verabschiedet und des Landes verwiesen. Nun irrte Schubart getrennt von seiner Frau, die wiederum in Geislingen krank war, in der Welt umher. Heilbronn, Heidelberg und Schwetzingen waren eine Zeitlang sein Aufenthalt, dann begab er sich nach Augsburg und begründete hier mit dem Buchhändler Stage seine „Deutsche Chronik", die indessen von dort bald nach Ulm verlegt werden mußte. In dieser freien Reichsstadt fand er denn auch eine seinem Wesen einigermaßen entsprechende Beschäftigung. „Nirgends war ich beschäftigter als hier. Ich gab Lektionen auf dem Fortepiano, ich spielte auf Orgeln, Flügeln und Klavieren allenthalben mit Beifall; ich gab Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und

Künste, hatte Gelehrte und Künstlerversammlungen in meinem Haus, las . . und studirte, gab Fremden Besuch, nahm Besuch, schrieb meine Chronik mit immer wachsendem Beifall fort; machte auch Vorreden, Einleitungen zu anderen Werken, Gelegenheits= und andere Gedichte häufig, bald gut, bald schlecht, je nachdem meine Seele gestimmt war." So war es ihm denn auch wiederum möglich, seine Familie in Geislingen zu unterstützen, ja bald entschloß er sich, dieselbe zu sich nach Ulm kommen zu lassen, und es begann nun die verhältnismäßig ruhigste Zeit für ihn. Aber seine Feinde, und er hatte deren viele, ließen ihm keine Ruhe. Was der eigentliche Grund seiner am 23. Januar 1777 erfolgten Verhaftung und Überführung auf den Asperg war, ist heute noch nicht bis ins Einzelne aufgeklärt. Jedenfalls trug seine Chronik sehr viel dazu bei. Schubarts Zeit seiner Gefangenschaft ist eine der trübsten und am wenigsten erfreulichen in seinem Leben, nicht allein durch die rohe Willkür, mit welcher er behandelt wurde, sondern namentlich auch durch die Wahrnehmung, wie wenig stark er selbst diesen Schicksalsschlag trug. Es ist wahr, seine Behandlung stand in gar keinem Verhältnis zu seinen Vergehen; seine Gefangennahme war ein Akt herzoglicher Tyrannei, wie sie nur in jener Zeit vorkommen konnte, aber man fühlt sich abgestoßen von dem Gebahren Schubarts, der bald einen unwahren Trotz, bald wieder eine ebenso unwahrscheinliche Gottergebenheit zeigt. Es verwendeten sich aus allen Kreisen Persönlichkeiten für Schubart, ihre Bitten und Vorstellungen blieben unbeachtet, und es vergingen Jahre, bis endlich die Aussicht auf Freiheit eine auch nur einigermaßen greifbare Gestalt erhielt. Endlich, am 11. Mai 1787, erhielt er seine Freiheit wieder. „Den 18. Mai", berichtet er seinem in Berlin weilenden Sohn, „gieng ich ab vom Berge meines Jammers, geehrt und beweint von meinem Commandanten, sämmtlichen Offiziers und der ganzen Besatzung. Wie mirs war, als ich die Weite des Himmels wieder sah, und dachte: ‚Diß große, diß neue Freiheitsgefühl hast du — nächst Gott — dem Wonneschaffer, dem Könige von Preußen zu danken, — dem Monarchen, dem ichs unter allen Menschen auf Erden just am liebsten zu danken haben mochte — Ludwig, wie mirs da war, das kann ich Dir nicht sagen. So muß es dem Elias gewesen sein, als er, die Erde verlassend, mit Flammenrossen in Himmel fuhr. Geweint hab ich wie ein kleines Kind, Deine holde Mutter saß neben mir — stumm und anbetend aufschauend, wie das Monument der Dankbarkeit. Den andern Tag wurde ich vom Herrn Obrist dem Theater und der Kapelle vorgestellt als Dichter und Direktor des Theaters und der Musik, insofern sie deutschen Gehalts ist. Auch erhielt ich den Titel eines Professors, bin also mit meinem Rang ganz wohl zufrieden. Meine

Besoldung besteht aus 600 fl., fürchterlich wenig für mich in Stuttgart. Doch auch dafür ist gesorgt. Ich schreibe ein Journal, wofür ich monatlich 50 fl. vom Postamt erhalte, — und so wäre denn für mein Auskommen gesorgt." — — —

Noch einmal besuchte dann Schubart Geislingen im Herbst des Jahres 1787, und die Beschreibung dieser seiner Reise ist so charakteristisch für ihn, daß wir es nicht versäumen möchten, sie hier eine Stelle finden zu lassen: „Meine Gefährten waren die Mutter, das Julchen und Kaufmann, der nun als ein Theil unserer Familie zu betrachten ist. Wir machten die Reise durchgängig mit der Extrapost, und überall trat ich so auf, daß der Contrast zwischen dem ehemals gefangnen und nun freien Schubart desto schärfer auffiel. Wie neugeboren schwamm ich dahin, und oft hätt ich weinen mögen, aber Thränen des Danks und der Freude, daß mir Gott nach so langwierigem Elend die Wonne des Wiedersehens meiner so unaussprechlich geliebten Freunde aufbehielt. In Geißlingen war die ganze Stadt im Aufruhr, als mein Wagen am Zollhaus stille hielt. Unser guter Ahnherr stand in der Verklärung der Freude, mit Silberlocken umflossen, am Gutschenschlag, und die Ahnfrau zitterte unter der Hausthür, vom Gewicht des Muttergefühls belastet. Bald umrauschten mich die jüngeren Freunde alle, mit ihren Weibern und Kindern, und ich grief da nach einer Hand, ließ dort eine sinken, um der andern ausgestreckte, liebebebende Hände auch zu fassen. Drei Tage blieb ich in Geißlingen und schlief da wenig Stunden, um wachend all die Lieb und Freundschaft zu genießen, die man mir da so reich und mit so unnachahmbarer schwäbischer Treuherzigkeit erwies." Seine Reise von da nach Ulm glich seinem Briefe nach einem wahren Triumphzug, überall bemühte man sich, ihm Ehren aller Art zu erzeigen, und als er nun nach Stuttgart in Amt und Thätigkeit zurückkehrte, durfte die Periode seiner Sturm- und Drangjahre als abgeschlossen gelten. Ruhig und glücklich floß nun der Rest seines Lebens dahin, den er namentlich zur Abfassung seiner Selbstbiographie benutzte; und als er am 10. Oktober 1791 starb, konnte er sich in dem Bewußtsein zur ewigen Ruhe legen, Fehler und Schwächen seiner Jugend durch schweres Unglück mehr als reichlich gebüßt zu haben.

Schubart ist heute als Dichter wenig mehr gekannt. Man spricht von ihm, und wird ihn immer zu erwähnen haben, wenn man auf die Geschichte der deutschen Journalisten zu reden kommt; denn wenn er auch als Dichter namentlich das volkstümliche Element treffend zur Geltung zu bringen wußte, mit rascher Erfassung und packender Darstellung der Tagesereignisse, in der Handhabung einschneidenden Witzes und bitterer

Satire auf alles, was nicht in sein politisches System paßte, war er der moderne Journalist. Und dieses sein politisches System war wesentlich gerichtet auf die Hegemonie Preußens. Seine Bewunderung für Friedrich den Großen, welcher er immer wieder beredten Ausdruck zu geben wußte, seine Anerkennung Preußens als des mächtigsten deutschen Staates, machten ihn zu einem Propheten unseres deutschen Kaiserreiches, einem Propheten, der wohl manchmal irrte und fehlte, aber doch immer sein großes Ziel vor Augen hatte: Deutsch zu sein und zu werden in Deutschland.

Lessing und Bode als Buchhändler.

Hin und wieder haben wir schon von „Lessing als Buchhändler“ gelesen und wir finden neuerdings wieder einen Aufsatz über diesen Gegenstand im 4. Heft der „Buchhändler-Akademie“ (S. 174 ff.), der uns über die Meinungen und Thaten der Firma „Bode & Co.“ Kenntnis geben will. Ich sage will, nicht giebt, und es verlohnt sich wohl der Mühe, einmal näher auf die Sache einzugehen, denn in dem angeführten Aufsatz des Herrn George wird das Märchen von einer buchhändlerischen Thätigkeit der Firma Bode & Co. mit unumstößlicher Sicherheit erzählt, und auch scheinbar unumstößlich aus dem Lessing-Nicolaischen Briefwechsel begründet.

Der Bodesche Plan, in Hamburg eine Druckerei anzulegen, stand sicherlich in engster Beziehung zu der beabsichtigten Umwandlung des Hamburger Theaters zu einem Nationaltheater, dessen Drucksachen sie herstellen sollte. Lessing hatte die Abfassung der Hamburgischen Dramaturgie übernommen, und als er zur Ordnung der ihm angebotenen Stellung im Dezember 1766 vorübergehend in Hamburg war, bot ihm Bode alsbald die Teilhaberschaft bei der anzulegenden Druckerei an. Lessing nahm zu Anfang 1767 an.

Bei Lessings Eintreffen zu ständigem Aufenthalt in Hamburg, Ende März oder Anfang April 1767, war die Druckerei schon eingerichtet; sie lieferte alsbald die Ankündigung zur Dramaturgie, welcher unmittelbar die Dramaturgie selbst in wöchentlichen Nummern folgte. Das erste Werk aus der Lessing-Bodeschen Druckerei war also die „Hamburgische Dramaturgie“ und Herr George, der im Eingang seines Artikels sagt, daß Bode bald nach Gründung seiner Druckerei eine Verlagshandlung mit ihr verband, nennt sie das Hauptwerk ihres (des Lessing-Bodeschen) „Verlages“. Nun sagt Lessing nirgends, daß er „Verleger“ der Dramaturgie sei, im Gegenteil, er sagt ausdrücklich: „Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Teil derselben wieder zu erhalten.“ Und

als dann Dodsley (Schwickert) sie nachdruckte und Nicolai dies seinem Freunde im August 1767 meldet, so antwortet Lessing: „Ich kann eigentlich freilich nichts dabei verlieren; ich bin aber sonst nur in der Verfassung, daß es mir äußerst unangenehm sein würde, wenn andere dabei verlören.“ Also von einem Hauptwerk ihres „Verlages“ kann keine Rede sein. Verlust und Gewinn gingen auf Rechnung der Theaterunternehmer, Lessing und Bode druckten sie nur. Und weil die Dramaturgie Eigentum der Theaterunternehmer war, so können wir füglich annehmen, daß diese, und nicht Lessing und Bode, den Vertrieb durch die Post einrichteten, den Herr George als Zeichen der „eigentümlichen“ Geschäftsgrundsätze Lessing-Bodes diesen aufmutzt. Herr George scheint aber gar nicht zu wissen, daß die Dramaturgie nichtsdestoweniger auch buchhändlerisch vertrieben wurde, und zwar allem Anschein nach auf den Rat Nicolais — der ohnedem schon 28 Exemplare durch Herold in Hamburg bezog — denn sie wurde jetzt dem Buchhändler Joh. Hinr. Cramer in Bremen (und Hamburg) in Kommission gegeben, und so auch schon zur Ostermesse 1768 im Meßkatalog aufgeführt. Herr George meint ferner: „Die Nachdrucksexemplare Dodsleys gingen deshalb reißend ab, weil sie billiger waren, wenn sie auch nicht die kostbaren Vignetten, die roten Umrandungen enthielten, durch die sich Bode & Co., welche sich auf diese und ähnliche Schnurrpfeifereien kaprizierten, das Druckgeschäft zu einem uneinträglichen machten“. Herr George schreibt hier auf gut Glück irgend einem nach, denn woher nimmt er die „roten Umrandungen“ und andere „Schnurpfeifereien“, die gar nicht vorhanden sind? Die Dramaturgie (wie auch die späteren Drucke) hat einfachen Satz ohne jeden Schmuck, mit Ausnahme zweier Titelvignetten zum 1. und 2. Teil. Und soll der Dodsleysche Nachdruck diese zwei Vignetten etwa nicht haben? O doch, er hat sie, und zwar genau dieselben, nur, wie es einem regelrechten Nachdruck zukommt, falsch gepaust und deshalb in verkehrter Richtung. Wer sich nicht durch den Augenschein überzeugen kann, der schlage Redlichs Lessingbibliothek nach und er wird dort auch die betreffende Notiz finden. — Daß der Nachdruck billiger war als das Original, darüber brauchen wir uns nicht zu verwundern, und daß er die Originalausgabe schädigte, liegt auf der Hand. Daß er aber „reißend“ abging, möchte ich bezweifeln, denn es wäre sonst jedenfalls mehr als eine Auflage erschienen. Die Originalausgabe selbst wird außerhalb Hamburgs keinen gar großen Leserkreis gehabt haben, und in Hamburg ging sie wohl nur anfangs besser, so lange die Hamburger noch ein besonderes Interesse an dem Nationaltheater nahmen. Hernach aber, als es mit diesem zu Ende ging und auch Lessing es nicht mehr Schritt für

Schritt begleitete, sondern seine eigenen Wege verfolgte, mögen viele Abonnenten abgesprungen sein. So werden schließlich vom 2. Teile weit mehr Exemplare liegen geblieben sein und später wurden solche fehlende Nummern vom 1. Teile nachgedruckt; ich besitze fünf Exemplare, das erste hat sämtlich erste Drucke, das zweite hat Neudrucke von 2, das dritte Neudrucke von 9, das vierte Neudrucke von 10, das fünfte Neudrucke von 27 Stücken, alle vom 1. Teile. Und als der Berner Heinzmann im Jahre 1786 Lessings Analekten herausgab und denselben als 3. und 4. Band auch noch die Dramaturgie anhängte, begann seine Vorrede: „Werke, die für den Geschmack der Nation sprechen, zu erhalten suchen, wenn deutsche Verleger sie wieder aufzulegen bedenklich finden, da ihr Zeitalter sie nicht dafür lohnen würde, ist ein verdienstliches Unternehmen, und am gewissesten bey einer dankbarern Nachwelt." Wird man da noch von „reißendem" Absatz sprechen können?

Was die beiden angehenden Buchdruckereibesitzer ursprünglich im Plane hatten, ersehen wir aus der unter Lessings Papieren erhaltenen Abschrift eines amtlichen Reskripts: Sie suchten um ein Privilegium und um Zensurfreiheit für die „Hamburgische Dramaturgie" und alle dramatischen Stücke nach, welche sie zum Gebrauche des Nationaltheaters einzeln oder in Sammlungen drucken lassen wollten. Das Gesuch wurde im Februar 1768 abgelehnt. Und um dieselbe Zeit tauchte ein erweiterter Plan auf, nämlich ein Journal zu gründen, das die besten neueren Arbeiten in sich vereinigen sollte. Wir finden in den Briefen Lessings dieses Journal (Deutsches Museum) öfter erwähnt, doch nichts Näheres über die buchhändlerischen Absichten, und so müssen wir die Erklärungen Nicolais herbeiziehen, die er zu Lessings Brief vom 2. Febr. 1768 giebt. Sie wollten einmal:

> nichts als die Werke der besten deutschen Schriftsteller drucken und diese sollten in einem Journal erscheinen, wovon in jeder Messe zwei oder mehrere Bände herauskommen sollten, — und zum andern:
>
> Sie wollten diese Bücher, welche sie verlegten, nicht selbst auf den Messen verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe nach dem bescheinigten kostenden Preise mit 20 % Vorteil an einen Buchhändler verkaufen.

Nun müssen wir ins Auge fassen, daß Nicolai dies und seine weiteren Erklärungen 27 Jahre hernach schrieb, daß, wenn diese Punkte im allgemeinen auch richtig sind, er im einzelnen nach so langer Zeit guten Glaubens leicht etwas sagen konnte, das sich etwas anders verhielt. Er sagt z. B.: Bücher, die sie „verlegten", und sollte wohl nur sagen

„druckten", und wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen an den Thatsachen, die wir nun aus den Dingen selbst nachweisen wollen.

Herrn George passen die angeführten Sätze Nicolais gleich gar nicht in seinen Rahmen, deshalb ändert er, wie es ihm zweckdienlich ist, nämlich: „sie wollten die Bücher, die sie verlegten, mit 20 % Rabatt an einen Buchhändler verkaufen." Aber Nicolai sagt das gerade Gegenteil: sie wollten die Bücher nach dem bescheinigten kostenden Preise mit 20 % Vorteil (nicht Rabatt!) verkaufen, und damit machten sie gar nichts anderes als ein reines Druckgeschäft. Und mit diesen eigenen Worten Nicolais widerlegt sich auch das von ihm mißbräuchlich angewandte oder nur verschriebene Wort „verlegten" statt „druckten". Ferner bekommen wir in jenem Briefe Lessings vom 2. Febr. 1768 eine weitere Sicherung von Lessing selbst. Denn als Nicolai in seinem nicht auf uns gekommenen Briefe seine Meinung über die Lessingschen Pläne giebt, antwortet Lessing darauf: „Ihre Spöttereien über die ‚Buchdrucker' Bode und Lessing ꝛc." Also war damals überhaupt nur vom Drucken die Rede. Was dann Nicolai weiter gegen den Lessingschen Plan anführt, seine Vorstellungen bezüglich des Ankaufs der Drucke seitens der den Verlag übernehmenden Buchhändler, so kann das alles bestehen bleiben.

Nicolai ist übrigens gleich der erste, der auf die angeführte Art etwas von Lessing übernimmt. Als Lessing mit Klotz wegen dessen oberflächlicher Kritik des Laokoon angebunden, will er nun gegen den anmaßenden Geheimrat eine Schrift „Über die Ahnenbilder der alten Römer" loslassen. Aber will er diese Schrift selbst verlegen? Gott bewahre, er will sie nur für irgend einen Verlag drucken, und schreibt deshalb an Nicolai: „Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieser Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradieren würde. Was meinen Sie, soll ich sie für Ihre Rechnung hier drucken? Indes verbindet Sie diese Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umstände Nein sagen. Ich drucke sie sodann entweder für Herrn Voß' oder für Herrn Cramers aus Bremen Rechnung." Als diese Schrift dann zurückgestellt und Lessings Kritik über Klotzens „Von geschnittenen Steinen" in die Breite ging, will sie Lessing unter dem Titel „Briefe, antiquarischen Inhalts" drucken. Darüber schreibt er am 1. August 1768 ebenfalls an Nicolai: „Ich will, daß Sie diese Briefe auch verlegen sollen. Den Druck wollen wir Ihnen so billig als möglich machen." — Und ebenso wie Lessing und Bode hier für Nicolai nur druckten, so druckten sie auch Bodes eigene Arbeiten nicht für einen eigenen Verlag, sondern für die, die sich bereit erklärten, jene Schriften zu übernehmen

wie Cramer und Weidmanns. Herr George will in diesen Manipulationen etwas „Eigentümliches“ für Bode, und ein „Mißtrauensvotum seiner eigenen Handlung“ für Lessing finden. Warum denn? Liegt die Sache nicht sehr einfach? und muß denn immer ein eigenes Verlagsgeschäft angenommen werden, wo weit und breit keines zu finden ist?

Herr George meint ferner, daß bei „Bode & Co.“ auch nette Zustände herrschten. Aus der Druckerei sollen Korrektur- und Aushängebogen der antiquarischen Briefe in Klotzens Hände gelangt sein, wodurch Lessing sich und seinen Verleger geschädigt habe. Ich weiß nicht, woraus sich nachweisen läßt, daß Korrekturen aus der Druckerei gelangt wären, und in was soll nun die Schädigung bestanden haben? Nachgedruckt ist nichts worden und zu anderen Zwecken konnten jene Bogen wohl nicht verwendet werden. Übrigens bedurfte Klotz solcher Bogen gar nicht, denn Lessing hatte ja schon vom 20. Juni bis 25. August 1768 zehn Briefe gegen Klotz in der Hamburger Neuen Zeitung abdrucken lassen, woran Klotz genug haben konnte. Diese zehn Briefe wurden mit Klotzens Antwort allerdings in einem Heftchen einzeln herausgegeben. Diese Publikation war aber eher eine Reklame für Lessing und Herr George wird sie nicht als die Ursache einer Schädigung betrachten können, sonst hätte er sie genannt. — Unter die netten Zustände rechnet Herr George auch den Umstand, daß Lessing die „fixe Idee“ gehabt hätte, seine antiqu. Briefe auf Papier zu drucken, das aus Italien bezogen werden mußte. Ich begreife nicht, worin die fixe Idee bestehen soll. Doch darin nicht, daß, wenn jemand ein besonderes Papier auf Lager hat, er dieses nun zu einem passenden Werk verwenden will? Oder glaubt Herr George, daß Lessing dieses Papier extra für die antiqu. Briefe bezogen hätte? daß er gegen Nicolai die ausdrückliche Bedingung stellte, daß die antiqu. Briefe nur auf diesem Papier erscheinen dürften? Nichts von allem. Am 9. Juni kündigt Lessing den ersten Brief gegen Klotz an; am 5. Juli entschließt er sich, die Briefe fortzusetzen;*) am 1. August hat er schon vier Bogen gedruckt und sendet sie an Nicolai. Und in vier Wochen soll er nun das Papier aus Italien bestellt und auch erhalten haben? O nein, das Papier lag im Vorrat zu einem Versuch da und Lessing hielt es für ausreichend nicht allein zu den antiqu. Briefen, sondern auch noch zu einem weiteren Werke, die Klopstocksche Hermannsschlacht. Und als nun nach Abschluß des 1. Bandes der „Briefe“ der Druck der auf 8—10 Bogen geschätzten Hermannsschlacht ebenfalls darauf begonnen war, da stellte es sich heraus, daß dieses Bardiet

*) d. h. die oben erwähnten zehn in der Hamb. Neuen Zeitung.

gerade noch einmal so viel Bogen gab, als ursprünglich angenommen wurde. Zweierlei Papier konnte aber in diesem einen Bande nicht wohl verwendet werden, so druckte man die Hermannsschlacht vollends auf das italienische Papier, und zog es vor, weil der Rest nun nicht mehr für einen ganzen Band reichte, lieber den für sich stehenden 2. Band der antiquarischen Briefe auf anderes Papier zu drucken. Da ist eigentlich gar nichts so Wunderbares dabei, daß Nicolai[1]) und hernach Herr George so merkwürdige Folgerungen machen konnten. Nicolai schon deshalb nicht, weil seine Ausgabe der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", nicht weniger Papierunterschiede aufweist. Daß ein Werk weiter läuft, als ursprünglich angenommen und daher ein gewisses Papier nicht ausreicht und mit einem anderen ergänzt wird, kommt auch heute noch vor. Deshalb geht noch kein Geschäft zu Grunde. Die Wichtigthuerei Nicolais tritt in seinen Anmerkungen zu Lessings Briefen nur zu oft in unangenehmer Weise hervor. So sagt er auch, daß Lessing das „Journal" auf dieses italienische Papier drucken lassen wollte, und sein unkaufmännisches Wesen hätte nicht einmal für einen genügenden Vorrat sorgen lassen. Was Nicolai nicht alles weiß! Zum Glück hilft uns Bode darüber weg, denn nachdem wir von ihm wissen, daß das Journal mit dem längst dafür gedruckten „Ugolino" Gerstenbergs beginnen sollte, so wissen wir auch, welches Papier und welches Format das Journal bekommen sollte: gutes aber gewöhnliches Druckpapier in kl. 4°.[2])

Für das Journal hatte Gerstenberg seinen Ugolino und Klopstock

---

[1]) Bei diesem Anlasse betont jetzt Nicolai ausdrücklich, daß Lessing-Bode nur eine Buchdruckerei betrieben. Er bemerkt zu Lessings Brief vom 29. Novbr. 1768: „Dieser Vorfall ist ein Beweis unter mehrern, daß man bei einer solchen Unternehmung, wie eine Buchdruckerei ist, praktisch aus Erfahrung wissen muß, was dazu gehört" 2c.

[2]) Auch der Ugolino (und demgemäß auch das „Museum") weist nur einen einfachen schönen Druck auf, keine kostbaren Vignetten, keine roten Umrandungen 2c. welche Dinge aus Böttigers „Bodes Leben" oder aus Guhrauers „Lessings Leben", ohne weiteres ausgeschrieben zu sein scheinen. Nur erwähnen diese auch noch Lessings absonderliche Vorstellung von Eleganz im Format, die ihn dieses 4° Format insbesondere habe bevorzugen lassen. Das wird Herr George zu den Schnurrpfeifereien gerechnet haben. Es ist aber ganz unrichtig, daß wegen dieser Vorliebe z. B. Gerstenbergs Ugolino in kl. 4° erschienen ist. Nein, Gerstenbergs Ugolino war längst schon für das „Museum" gedruckt und zu einer Einzelausgabe wurde nur noch der Titel hergestellt, was sich leicht machen ließ, da Lessing keine Signaturen anwandte. Dieserhalb schreibt auch Bode an Gerstenberg am 21. Oktbr. 1768: „Ich fürchte, daß das Format der Tragödie E. H. nicht völlig gefallen wird. Mir auch nicht; allein sie war in das Museum bestimmt, und da paßte es (das Format) sich viel besser, als für ein einzelnes nicht starkes Stück."

seine Hermannsschlacht schon zu Anfang 1768 geliefert, aber von den übrigen versprochenen Beiträgen kam im Verlaufe des Jahres nichts. Und als dann im Herbst 1768 Lessing fühlte, daß seines Bleibens in Hamburg nicht lange mehr sein könne, mußte auch mit diesem Unternehmen aufgeräumt werden. Im Oktober 1768 mußte sich Bode bei Gerstenberg entschuldigen und das Nichtzustandekommen des Journals gesteht er mit verblümten Worten ein: weil die Herren Verfasser des Museums „so langsam" seien; er und Lessing hätten daher das Stück jetzt „herausgenommen" (nämlich aus dem Museum, das mit dem Ugolino beginnen sollte), und „einzeln zu Verkauf gegeben". Das Klopstock'sche Werk aber, das nun doch einmal fest übernommen war, mußte jetzt wohl oder übel auch gedruckt werden, und so wurde es uniform mit dem Ugolino in kl. 4° hergestellt.

Zu diesen Stücken bemerkt Herr George: die Firma Bode u. Co. hätte einige bessere Werke erscheinen lassen, wie Gerstenbergs „Ugolino", Klopstocks „Hermannsschlacht", „Bardiet". (Die Leser werden schon von selbst wissen, daß das „Bardiet" kein weiteres Werk ist, sondern eben die „Hermannsschlacht".) Wenn Herr George nun wirklich Exemplare jener Werke mit obiger Verlagsfirma in Händen hatte, so bin ich auf einen Nachweis begierig. Denn die in meinem Besitz gewesenen Exemplare trugen beide die Verlagsfirma Johann Hinrich Cramer, Hamburg u. Bremen, (Ugolino 1768, Hermannsschlacht 1769) und so lange mir nicht Exemplare mit der Firma „Bode u. Co." vorgezeigt werden, erlaube mir Herr George zu sagen, daß beide Werke an J. H. Cramer „einzeln zu Verkauf" gegeben worden sind.

Im September 1768 (nicht 1767, wie Herr George anführt) hatte Lessing den Gesellschaftsvertrag gekündigt und Anfang 1769 schied er aus dem Druckgeschäft.

Was bleibt nun von all den Behauptungen des Herrn George übrig? — Nichts! — Wir mögen die Sachen wenden, wie wir wollen, Lessings und Bodes Thätigkeit beschränkte sich, so lange sie associiert waren, einzig und allein auf das Druckgeschäft. Nie und nirgends verlegten sie selbst; Lessing ist niemals Buchhändler gewesen!

Die Druckerei war für Lessing und Bode freilich kein rentables Unternehmen; aber nicht ihre Geschäftspraxis oder ihre Unkenntnis des Kaufmännischen machte es dazu. Was ihre Geschäftspraxis betrifft, so war sie sehr einfach. Den Druck der Dramaturgie zahlten die Theaterunternehmer. Wegen der eigenen Schriften Lessings und Bodes aber suchten die Verfasser zuerst mit einem künftigen Verleger eine Vereinbarung zu treffen über Honorar und Druckherstellung, und dann erst wurden die

Werke auf Grund dieses Abkommens gedruckt. Auf diese Weise waren sie vollkommen sicher gestellt. Zum Drucke von Werken anderer Autoren gelangten sie eigentlich gar nicht, denn Gerstenbergs Ugolino und Klopstocks Hermannsschlacht können wir keine solche Spekulationsdrucke nennen; sie waren Strandgut aus dem Schiffbruch des geplanten Journals. Was Nicolai dreißig Jahre später über das buchhändlerische Gebaren Lessings und Bodes schrieb, paßt gar nicht auf die Jahre 1767/68, sondern geht auf die späteren Bodeschen Verhältnisse, als dieser einen eigenen Verlag gegründet hatte. Buchhändlerische Einnahmen hatten Lessing und Bode also während ihrer Association nicht, und ihr Mißerfolg muß allein im Erträgnis der Druckerei gesucht werden. Betrachten wir daher diese etwas näher. Vor mir liegt eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1789 zur Einrichtung einer Buchdruckerei von 2 Pressen, und weniger konnten Lessing und Bode wohl auch nicht gehabt haben. Die Pressen mit 20 Schriftsorten, Quadraten, Linien, Klammern ꝛc. nebst allem Zubehör, — von den Rahmen, Regalen, Kästen, Brettern, Winkelhaken, Auslegbrettern, Pferdehaaren, Thranfellen, Waschbürsten, Stegen, Zangen bis herab zu den Leuchtern und Lichtputzen — kostete alles in allem nur 1244 Thaler. Das ist für zwei Teilhaber gewiß kein großer Kapitalaufwand. Dann aber kommen die Unterhaltungskosten für Faktorie, Setzer, Lehrbursche Drucker, Miete, Holz, Licht, Reparaturen jährlich 1024 Thaler zum genauesten Anschlag. Vergegenwärtigen wir uns was die Lessing-Bodesche Druckerei dagegen leistete:

im Jahre 1767: 34 Nummern Dramaturgie und die paar Bogen des Ugolino,
im Jahre 1768: 44 Nummern Dramaturgie, einen Band antiquarische Briefe, die Hermannsschlacht und noch etwas von Bode,

so ist das viel zu wenig, als daß damit nur die Unterhaltungskosten hätten gedeckt, geschweige ein Gewinn hätte erzielt werden können. Die Druckerei hätte einem selbstthätigen Buchdrucker, der die Faktorie und einen Setzer hätte sparen können, seinen Unterhalt geben können. Zwei nichtthätige Teilhaber, die ganz von ihren Leuten abhingen, konnten einfach nicht prosperieren.

Nach dem Ausscheiden Lessings führte Bode die Druckerei noch ein Jahr (1769) in seitheriger Weise fort. Da Herr George neben Lessing auch Bode behandeln wollte, hätte er hier Gelegenheit gehabt, dessen weitere Stellung zu Lessings Schriften anzudeuten und seinen Übergang zum Buchhandel näher auszuführen. Wir erfahren nicht einmal, daß Bode eigentlich den 2. Teil der antiquarischen Briefe für Nicolai weiter druckte, daß er die von Lessing begonnene Übersetzung von Noverres Briefen

über die Tanzkunst zu vollenden übernahm und die gemeinschaftliche Arbeit für Joh. Heinr. Cramer druckte, und daß ihm ferner von Lessing auch noch der Druck von dessen Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ [1]) für Voß in Berlin zugewendet wurde. Im Jahre 1770 begann Bode mit Verlegen und sein erstes Verlagswerk wird das periodische von dem bekannten Hauptpastor Goeze „Texte“ (3 Jahrgänge 1770—72) gewesen sein. Als Buchhändler scheint er dann auch die bisher von Cramer in Bremen kommissionsweise vertriebene Hamburger Dramaturgie selbst in die Hand genommen zu haben (er kaufte sie vielleicht von den verunglückten Theaterunternehmern an), denn als nach dem Aufhören der Bodeschen Handlung Göschen im Jahre 1787 viele Bodesche Verlagswerke ankaufte (so u. a. auch die beiden Klopstockschen Werke: „Oden“ und „Tod Adams“), erwarb er von Bode auch das Verlagsrecht auf die inzwischen vergriffene Dramaturgie, und im selben Jahre 1787 erschien dann noch eine „Wohlfeile Originalausgabe“ in 8⁰ zu 20 Groschen im Göschenschen Verlage, wie im Ostermeß-Kataloge 1787 nachzulesen ist. W.

[1]) Zu diesem Stück wurde der Rest des ital. Papiers verwendet, der nach dem Druck der „Hermannsschlacht“ noch übrig war. Man sieht, dieses Papier hätte für den 2. Teil der antiqu. Briefe völlig ausgereicht, wenn nicht die Hermannsschlacht dazwischen gekommen wäre.

Unsere Volks-Litteratur.

(Schluß.)

Ich will nun vor allem die unserem Volke jetzt gebotene Litteratur in ihrem Wesen, ihrer Ausführung und inneren Bedeutung kennzeichnen. Es wird jedem Leser bekannt sein, daß im Kolportagebuchhandel im letzten Jahrzehnt das Genre der „Räuber-, Kriminal- und sozialen Romane" ꝛc. die Hauptrolle spielen. Diese Werke, Erzeugnisse gesinnungs- und charakterloser Menschen, sind die geistige Nahrung unseres Volkes. Aus lebhaftem Interesse ließ ich mir neulich eine Kollektion solcher „spannender" Litteratur vorlegen. Die Haut schaudert mir noch jetzt, wenn ich mich der schauderhaften Titel, der noch schauderhafteren Titelbilder und der elenden litterarischen Pfuscherei, die in denselben entwickelt wird, entsinne. Man zeigte mir Romane wie: „Das unheimliche Schloß im Ardennenwalde oder Liebe und Rache", „Die geraubte Grafentochter oder Aristokrat und Zirkusreiter", „Die Geheimnisse von London oder Mysterien der Polizei", „Blondel, der unschuldig verurteilte und endlich befreite Räuberkönig", „Der Mann mit der eisernen Maske", „Die Bluthochzeit" — ein Titel interessanter als der andere, jedes Umschlagbild packend und elend schlecht ausgeführt. So sah ich einen Roman „Die Braut des Sträflings" von George F. Born, einem der berüchtigtsten „Litteraten" unserer Zeit, der, um noch gnädig zu urteilen, in wahrhaft stümperhafter Ausführung ein fast nicht erkennbares Titelbild zeigt, das in allegorischer Auffassung dem edlen Zwecke des Werkes Rechnung trägt. In der einen Ecke der Zeichnung wird einer gehängt, in einer zweiten eine Frauensperson von wilden Pferden zerrissen, in einer dritten ist ein blutiges Gemetzel dargestellt, während die vierte Ecke die Firma des edlen „Kulturträgers" ziert. Das Mittelbild stellt das ausdrucksvolle Gesicht der Romanheldin dar, das entweder gar keinen oder einen sehr übeln Eindruck auf den Beschauer macht, je nachdem der geplagte Holzstock zu dem Abdrucke seine Farbe abgegeben hat oder nicht. Rings um die

Zeichnung herum ist in zollhohen Lettern an allen Ecken und Enden das Wort gratis zu bemerken. Das Heft trägt die respektable Nummer 53, ein Zeichen für die Größe und Bedeutung des Werkes. Auf der Rückseite des Umschlages, die stets „der freundlichen Beachtung der p. t. Leser“ nachdrücklichst empfohlen wird, ist der Prospekt des Werkes abgedruckt, in einer Schreibweise, gegen die Barnums Trompetenstöße die einfachste Bescheidenheit sind.

Ich las Prospekte, wie folgende:

„Ankündigung.

Schuld und Sühne sind die mächtigen Motive, die durch ihr stetiges Wirken, wie unser unsterblicher Goethe sagt, der Menschheit ewiges Getriebe lenken und leiten. Mächtig greift das Schicksal, oft mit vernichtender Hand, ein in das Menschenleben und hilft Bilder entwickeln, die in ihrem Gesamteindrucke uns das lebendste Bild unserer eigenen Lage veranschaulichen. So bietet uns der berühmte Verfasser (Pierce Egan Esqu.) in diesem neuesten Romane

Die Erbin der Blutrache
oder
Das verhängnisvolle Testament

ein kaleidoskopisch reiches Bild der Schicksale eines Waisenmädchens, das durch eine Bestimmung des väterlichen Testamentes gezwungen wird, in einer Großstadt dem Laster in die Arme zu laufen und eine zwar glänzende, aber elende Existenz zu führen. Wie in allen seinen Werken weiß der beliebte Verfasser auch in diesem Romane die Neugierde der Leser auf den höchsten Grad zu spannen und den Knoten der Handlung auf überraschendste Art zu lösen. Das Werk ist reich an einzelnen vortrefflichen Schilderungen aus dem Verbrecherleben der deutschen Residenz und führen wir zur näheren Orientierung nur einige Kapitelüberschriften an:

Ein finsteres Geheimnis. In eigener Falle. Der Raub des Testamentes. Tot und lebendig. Allein. Bacchusfeste. Eine blutige Hochzeit. Unterm Hochgerichte 2c. 2c.

Der Roman erscheint in ca. 30 Heften à 50 Pfg. = 30 kr. ö. W. = 70 Centimes. Jede Woche wird pünktlich ein Heft ausgegeben 2c. 2c.‘

So ziemlich in diesem Tone sind sämtliche Ankündigungen gehalten und so recht danach angethan, die Neugierde auf den Inhalt des Werkes zu lenken. Bevor ich über die litterarische Ausführung der Romane etwas spreche, erübrigt mir noch, über die typographische Ausstattung zu berichten. Der Schwindelgeist des neunzehnten Jahrhunderts hat für diese edeln Zwecke eine Papierfabrikation geschaffen, die an

Schlechtheit der Produkte nichts zu wünschen übrig läßt. Ein gräulich-grünes Papier, unterstützt von der Farblosigkeit der schlechten Drucke, mit denen die Werke hergestellt werden, sowie grellfarbige Umschläge geben dem Plunder ein so verzweifeltes Aussehen, daß wahrlich ein schon sehr verdorbener typographischer Geschmack dazu gehört, solche Erzeugnisse der Buchdruckerkunst und des Buchhandels einer Beachtung zu würdigen. Mit Recht werden derlei Drucke Augenpulver genannt, weil sie ganz dazu geschaffen sind, das menschliche Auge nach kurzer Anstrengung schon zu ermüden und zu schwächen. Doch der gemeine Mensch geht über derlei Lappalien hinweg, da er ohnehin nur die geringste Zeit der Lektüre widmet, und wendet sich mit froher Hoffnung derselben zu, im Glauben, daselbst einen neuen Kitzel für seine abgestumpften Sinne zu finden. Die Farben der Roheit und Verderbtheit müssen wahrlich schon stark aufgetragen sein, um für den eifrigen Leser von derlei Litteratur noch einen Reiz zu besitzen. Bilder des scheußlichsten Lasters und Elendes, verbunden mit den glänzendsten Zeichnungen gestohlenen Reichtums und Wohlergehens wechseln in mannigfachster Reihe ab. In der Natur der Autoren, die durch Charakterlosigkeit herabgekommene Individuen sind, liegt es zumeist, daß sie aus Mangel an geistiger und seelischer Größe sich gar keine oder nur unvollkommene Bilder reinen Wesens und reiner Tugend vorstellen und zur Darstellung bringen können und sind sie durch eine innere geistige Verwandtschaft geradezu darauf angewiesen, als Apostel des Lasters und Verbrechens aufzutreten. Und dies gelingt ihnen manchmal in unangenehmster Weise. In ihren Werken findet man ausschließlich nur Schilderungen zweifelhaften Genres, sei es in sittlicher oder sozialer Beziehung. Sie bewegen sich stets bis hart an die Grenze des Erlaubten und manch täppischer Sprung wagt es auch darüber hinaus. Die greuelhaftesten Szenen menschlicher, körperlicher Grausamkeit werden hier kapitelweise, bis in die kleinsten Details genau ausgemalt und helfen noch, die Roheit im Volke zu befestigen und nach litterarischer Anleitung zu vervollkommnen. So las ich in einem solchen Romane (der Titel ist mir entfallen, doch weiß ich noch den Verfasser zu nennen, es ist Theodor Scheibe, „der Altmeister der Wiener Romanziers", der 1881 tiefbetrauert von der Menge seiner Verehrer starb) eine 6—7 Seiten lange, genaue Schilderung einer Tortur, angestellt durch einen von Jesuiten gedungenen Henkersknecht in Wien. So geschehen im Jahre des Heils 1763, und beschrieben durch Theodor Scheibe zum Ergötzen unseres Volkes im Jahre 1863, einer Zeit, in der die Leuchte der Zivilisation nahezu alle Erdteile aufgeklärt hat. — Die Unsittlichkeit findet hier freundlichste und lebhafteste Unterstützung, sowie auch alle anderen Laster diese Litteratur als ihre

Hochschule zu gediegener Ausbildung betrachten können. Nähere Beispiele für die verschiedenen Punkte anzuführen, ist wohl überflüssig, da niemand darauf bestehen wird, die geistlosesten und gemeinsten Vergehen gegen Moral und Recht in so schlechter Ausführung kennen zu lernen. Zusammengefaßt ergiebt diese Art von Litteratur sich als ein negatives Bild unserer Verhältnisse und bedürfte es einer baldigen gründlichen Reformation, da sonst die Naturanlagen unseres Volkes nicht anders als zum Bösen geleitet werden können und so zum moralischen und sozialen Ruin des Staates die ersprießlichste Beihilfe leisten. — Soweit gelangt, ein anschauliches Bild unserer Volkslitteratur gegeben zu haben, erfordert es die Pflicht, die Erzeuger derselben, die Schriftsteller, einer näheren Betrachtung zu unterziehen und durch einige lebendige Beispiele zu illustrieren. Herabgekommene Menschen, denen eine geistige Grundlage zu einer guten litterarischen, und eine materielle zu einer kommerziellen Laufbahn fehlt, sind es, welche aus der Verwaistheit unserer Volkslitteratur ihre Existenz zu schlagen suchen. Es ist z. B. eine gewisse Klasse von gewesenen Studenten und Kaufleuten, die sich zu genial dünkten, als daß sie hinter der Schulbank oder dem Schalter hätten verkümmern sollen, und diese ergreifen daher nach der alten Regel — zum Schriftsteller brauche man nur anmaßend zu sein — diese Laufbahn und beginnen hier ihr — segenvolles Wirken. Manchmal glückt es einem solchen „Genie“, daß seine erste Arbeit nach langem Harren ein Plätzchen in einem bescheidenen Provinzblättchen findet und dann ist seine Laufbahn zur Litteratur entschieden. Aber bald merkt er, daß ihm zu gutem Schaffen die geistige und seelische Kraft fehlt und ist er ein verständiger, gegen sich selbst aufrichtiger Mensch, so verläßt er den ihm nicht zusagenden Wirkungskreis und sucht seine Existenz anderswo. Schlechter jedoch, wenn er in seiner Eitelkeit seine Fehler nicht einsehen will, und bewogen durch die lobenden und schmeichelnden Urteile seiner Verwandten und Freunde bei der Schriftstellerei bleibt oder gar einem gewinnsüchtigen Verleger schlechter Litteratur in die Hände fällt. Derselbe weiß ihn durch die glänzendsten Versprechungen, die nicht gehalten werden, zu locken, so daß er für die schlechte Litteratur gewonnen ist und nun handwerksmäßig seiner edeln Beschäftigung nachgeht. Die meisten mittelmäßigen Schriftsteller existieren so durch prinzipiell schlechte Schriften, erfreuen sich auf diese Weise einer wenigstens halbwegs anständigen Existenz, und wirken zur Schande ihrer edeln Genossenschaft und zum Schaden ihrer Nation als „Volksbildner und Kulturträger“ in unbeschränkter Freiheit. Ein weiterer übel bestellter Faktor ist die Gilde der Kolportage-Buchhändler, der Verleger dieses edeln Litteraturzweiges, die sich aus dem

soliden Buchhändler-Stande durch Gewinnsucht herausgebildet hat. Angesichts der herrschenden Litteraturlosigkeit schien diversen Buchhändlern der noch leere Markt am besten zum Insleben-Rufen eines neuen Genres, der obenerwähnten Schauer- und Schandromane, bei denen ein großer Gewinn in Aussicht stand. Die Charakterlosigkeit solcher Individuen ließ es zu, sich an derartigem Verdienst bereichern zu wollen und haben viele dieser Buchhändler die glänzendsten materiellen Erfolge zu verzeichnen. Welcher Herkunft solche Bildungs-Verbreiter sind, mag ein mir bekanntes Faktum eines Verlegers demonstrieren. Geboren in einer Grenzstadt Galiziens führte derselbe in seiner Eigenschaft als Hausiererjunge, Laufbursche u. dergl. von frühester Jugend auf das abenteuerlichste Leben. Als ihn das entsprechende Alter verpflichtete, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, flüchtete der Edle über die Grenze nach Rußland und kehrte mit etwas verändertem Namen nach einigen Jahren in die Hauptstadt seines Vaterlandes, nach Wien, zurück. Hier gründete er sich als Wasserträger eines Vorstadttheaters eine Existenz, welche er in kurzem durch ein Avancement zum Omnibus-Kondukteur verbesserte. Sein heißer Drang, Kultur zu verbreiten, trieb ihn an, einer Kolportagehandlung seine Dienste anzubieten und hat er es auf diesem Gebiete durch seine Thätigkeit soweit gebracht, daß er in wenigen Jahren als konzessionierter Buchhändler in Wien dastand. Sein rastloser Eifer blieb nicht ohne merkbare Folgen. Er verlegte eine große Anzahl der „spannendsten“ Romane und kann sich rühmen, „die wertvollsten und reellsten Prämien seinen p. t. Abonnenten bieten zu können.“ In letzter Zeit gab der Mann sogar „das beste, billigste und reichhaltigste Familien-Journal“ heraus und steht so auf dem Gipfel seines Ruhmes, seinen Kollegen das erhebendste Bild eines „selfmade man“ auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit. — Im Anfang genügte dem Publikum die gebotene Litteratur vollkommen, als aber, gereizt durch die sichtbaren Erfolge, die Konkurrenz anfing auch dieses Feld mit ihren Erzeugnissen zu überschütten, mußte etwas Neues gefunden werden, um das Publikum zum Ankaufe zu locken. Die Buchhändler boten „Prämien“ aus, und seit dieser Zeit datiert erst die vollständige Verderbtheit des Kolportagebuchhandels. Einer suchte den andern in Wert und Qualität der Prämien stets zu übertreffen und daß dies auf Kosten des Publikums geschah, ist selbstverständlich. Den Entwickelungsgang des Prämienwesens zu verfolgen ist sehr leicht, da in unserer Zeit die Presse dem Buchhandel geholfen hat, alle seine Bewegungen, auch auf dem Gebiete des Schlechten, bekannt zu machen. Zuerst waren die Bücher-Prämien in Mode, indem man zu den elendesten Machwerken sehr oft die besten Werke unserer Klassiker bot. Gewöhnlich waren es aber

Makulaturwerke in bestechender Ausstattung, die das Publikum zum Abonnement eines Werkes einladen sollten. Hierauf kam die zweite und bis jetzt bedeutendste Ära — der Bilder-Prämien, die in den verschiedensten Variationen ihr Wesen treibt. Der in Bezug auf Ökonomie vorgeschrittene Ölfarbendruck ermöglichte die Beigabe solcher Bilder zuerst gegen geringe Nachzahlung, bis man später gezwungen war, zu neuem Reize solche Bilder ganz gratis oder in den verschiedensten Auslegungen dieses Wortes zu bieten. Die gesteigerten Anforderungen riefen im Buchhandel einen neuen Zweig hervor — den Bilderhandel, der sich auf alle zugehörigen Erzeugnisse, als Bilder, Rahmen ꝛc. ausdehnte. Fürwahr, es gleichen die Arbeitsräume vieler Buchhandlungen beinahe denen der Tischler, Vergolder, Glaser und dergleichen und eine Wiener Verlagsfirma hat es bereits soweit gebracht, in einem eigenen Hause alle diese Zweige in größtem Maßstabe vertreten zu sehen. Das Prämienwesen verlegte sich zunächst auf Uhren, Haus- und Schmuckgegenstände (ein genialer Kopf hat es bis zu Eßbesteck und Service gebracht) und eine deutsche Verlags-Gesellschaft bot als Prämie auf ein lexikalisches Werk — horribile dictu — eine vierspännige Equipage in vollständiger Ausstattung. Eine solche Ausbreitung des Buchhandels verdient wirklich unser Mitleid und wird es uns bald nicht mehr so exotisch erscheinen, wenn demnächst ein Verleger seinen männlichen Abonnenten eine Braut und seinen Abonnentinnen einen Bräutigam verspricht. Im jetzigen Augenblicke steht das Prämienwesen in höchster Blüte und dürfte nicht so bald an seiner Ausbreitung verhindert werden*). — Daß bei solchen Verhältnissen der rechtliche Buchhandel ungemein geschädigt wird, dürfte wohl klar sein und wäre es daher hauptsächlich Sache des Buchhandels, sich dieser verderbenden Elemente zu entledigen. Dem Kolportage-Buchhandel steht zu recht erfolgreichem Wirken ein großes Hilfspersonal zur Verfügung. Die behördlich erlaubten und auch nicht erlaubten Kolporteure und Abonnentensammler machen alle Gegenden des Reiches bis in die kleinsten Winkel unsicher und meist gelingt es ihnen, durch ihre schwindelmäßigen Reklamen das naive Land- und Stadtpublikum zu fangen und zu Abnehmern ihrer Werke zu gewinnen. Der in Aussicht stehende Verdienst veranlaßt viele dem Buchhandel ganz fern stehende Personen zum Vertrieb von Kolportagewerken und so kommt es, daß in der Provinz Kaufleute, Handwerker, ja selbst Lehrer und Geistliche die thätigsten Vermittler für diese Litteratur abgeben. Mit welcher Vorbildung solche Leute den Buchhandel

*) Der Herr Verf. spricht von österreichischen Verhältnissen. Im Deutschen Reiche ist der „Prämienschwindel" durch das Kolportage-Geschäft ja eingeschränkt worden. D. Red.

ergreifen, beweisen die mannigfachen Kuriosa von Korrespondenzen, die so oft in den Buchhändler-Organen in ihrer ursprünglichen stilistischen und orthographischen Form reproduziert sind. Eins derselben will ich wegen seiner unfreiwilligen Komik hier Platz finden lassen. Es lautet:

Geörter her! Ich binn, nachdehm ich durrch iren hern kolbeder auf dass werg der blaubart bin aponnent gemachd worten mich berreid erklert fir die anderen aponendten in hiesigen orte die weitere heften zuzustelen, und brauche jetz vorleifig 7 mahl von hefd 3.—10. Die aponenden wollen die Bremiän-billder gleich bein 10. hefd habenn un bidte ich Ihnen, wohlen sie mir die Bremiän auch 7 Mahl midschiken. Das geld wass ausmacht, kennen sie ber post nachnemmen. achdungsvol A. N.

Dieses eine Beispiel dürfte wohl hinlänglich die Kategorie solcher Provinzbuchhändler kennzeichnen und wäre es wohl schon lange an der Zeit, solchen „Kulturträgern" das Handwerk zu legen.

Der letzte und größte aller Mängel, der Inhalt dieser Werke, erfordert eine größere weitgehende Behandlung. Wie in diesem Aufsatze schon öfters bemerkt, ist der jener Litteratur zu Grunde liegende Gedanke nahezu immer ein negatives Bild unserer gesellschaftlichen und sozialen Zustände. Wie wenig anregend eine Behandlung dieses Stoffes in so schlechter Ausführung ist, ist leicht zu fühlen und fanden wir kaum in einigen solcher Romane, deren wir aus Interesse eine ziemliche Anzahl lasen, eine vollkommen entwickelte Handlung, die im stande wäre, das Interesse eines denkenden Menschen zu erwecken. Es mußte daher von seiten des Schriftstellers soviel als möglich auf das Gefühl spekuliert werden, und so entwickelte sich die eigenartige Weise dieser Romane, die durch Handlung und Ausführung der Episoden einen bewegenden Grundgedanken gänzlich verloren gehen lassen. Eine Fülle abenteuerlichster, zweideutigster, ja geradezu realistisch nackter Szenen bildet die Hauptzierde eines solchen Litteraturwerkes und reizt das Gemüt eines nur empfindenden Lesers zu unbewußter Nachahmung auf den Weg des Bösen. Die Sittlichkeit, die jeder menschlichen Brust innewohnt, verliert angesichts solcher Lobgesänge des Lasters gänzlich ihren Halt; das reinste Gemüt wird getrübt durch den Schatten der düsteren Bilder, die ihm vorgezaubert werden. Den Anregungen zu Haß, Neid und Rachsucht werden durch solche Lektüre Thür und Thor geöffnet und wie viel seelische Zersplitterung dieselbe schon verursacht hat, weiß die Unglücks-Chronik so manchen Ortes zu berichten. Auch dem Sozialismus, dem Schreckgespenst des 19. Jahrhunderts, arbeitet solche Lektüre vor, indem sie die Unterschiede der Stände und des Vermögens in verschiedenen Lebenslagen in den krassesten Bildern auszumalen weiß und ihre Helden stets zu Ver-

tretern des Kommunismus macht. Stets weiß diese Litteratur mit ihren Mitteln die schlechten Erfolge herbeizuführen, die der überlegende Mensch ihr prognostizieren muß und es ist ihr verderblicher Einfluß in jeder Beziehung bekannt und verrufen genug, daß eine Besserung schon lange hätte eintreten können. Es ist die traurigste Wahrheit, daß derartige Lektüre schon sehr oft die unmittelbare Ursache vieler Verbrechen — und Unglücksfälle war und spielt schon Kotzebue in seinem Meister-Lustspiele „Die deutschen Kleinstädter“ darauf an, indem er den Bürgermeister sagen läßt, daß die Delinquentin aus den geliehenen Räuber-Romanen Mittel und Wege zu ihrer Flucht gewonnen hätte und diese verderbliche Belehrung also eine unmittelbare Folge der „fluchwürdigen“ Bücher sei. Auch die Irrenhäuser haben der verderblichen Lektüre sehr viele Opfer zu danken. Wie oft trieben nicht schon überspannte Romane durch jahrelanges Lesen ihre Leser bis zu Tiefsinn und Raserei. Kurz und gut, der jetzige geistige und äußerliche Zustand unserer Volkslitteratur ist eine der gefährlichsten unserer sozialen Krankheiten und bedarf, wenn er nicht die schrecklichsten Folgen herbeiführen soll, einer baldigen Abhilfe. Von den vielen, die an einer Besserung dieser Verhältnisse arbeiteten, ist es noch keinem gelungen, in wirklich ausgiebigem Maße seine edle Absicht durchzuführen, weil jede Unternehmung an der Übermacht der Gegenpartei zu Grunde ging. Nur eine von den einflußreichsten Seiten ausgehende Reformation könnte dem Übelstande seine Kraft benehmen — und darauf hinzuweisen und dazu anzuregen, war der Zweck dieses Aufsatzes.

Moriz Band.

Die Einweihung des deutschen Buchhändlerhauses zu Leipzig.

Von

Eduard Bernin.

I.

Am Sonntag Cantate des Jahres 1888 fand zu Leipzig die feierliche Einweihung des vom „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ neu errichteten deutschen Buchhändlerhauses statt. In Gegenwart Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen, welcher zu diesem besonderen Zweck bereits am 28. April von Dresden nach Leipzig gekommen war und zahlreicher hervorragender Vertreter der königlich sächsischen Regierung, der militärischen und städtischen Behörden von Leipzig, der Universität, des Reichsgerichts, der Schriftstellerwelt und des in- wie ausländischen Buchhandels ist das neue Haus, nachdem die alte Buchhändlerbörse an der Nikolaikirche verlassen und in den Besitz der Universität gelangt ist, mit großen Festlichkeiten seiner Bestimmung übergeben worden. Es möge einem Teilnehmer dieser Feier, der jedenfalls eine nicht geringe kulturgeschichtliche Bedeutung zuerkannt werden muß, gestattet sein, den Lesern dieses Blattes einen Bericht über die Einzelheiten der Einweihung vorzulegen. Zuvor wird ein Rückblick auf die Entstehung des alten Hauses hier am Platze sein.

Es ist allgemein bekannt, daß der „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ schon viele Jahre vor der Verkörperung der deutschen Einheit als eine einheitliche Verbindung deutscher Buchhändler bestand. Dank den Bemühungen von Joh. Friedrich von Cotta in Stuttgart, Friedrich Fleischer in Leipzig, Julius Frommann in Jena, Friedrich Perthes in Gotha u. a. war es gelungen, die vielköpfigen Träger der Wissenschaft in Nord- u. Süddeutschland zu einem großen Bunde zu vereinigen, welcher Satzungen für den gegenseitigen Geschäftsverkehr ausarbeitete und annahm, wobei besonders die Ladenpreis-, Rabatt- und Nachdrucksverhältnisse so gut wie möglich geregelt wurden. Hierbei zeigte sich denn auch der Besitz eines eigenen Buchhändlerheims in Leipzig als

sehr wünschenswert, und dem unentwegten Streben mehrerer für die gute Sache begeisterter Vorkämpfer ihres Standes gelang es denn auch schon im Jahre 1836, den Bau der deutschen Buchhändlerbörse ins Werk zu setzen nachdem im Frühjahr 1833 derselbe erstlich und ernstlich zur Sprache gebracht worden war.

Der treffliche Perthes schrieb darüber folgendes: „Der Gedanke, für unsere Zusammenkünfte ein angemessenes Gebäude und für unsere Korporation auch einen äußerlichen Mittelpunkt zu gewinnen, zog mich schon für sich allein sehr an, zugleich aber knüpfte sich an diesen Plan die Aussicht zur Gründung guter neuer Anstalten anderer Art, so namentlich die Herstellung einer lange von mir beabsichtigten Lehranstalt für Buchhändler-Lehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesamten Bücherwesens, der Druckerei, der Papiermacherkunst. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Punkte stand, zurückgewiesen zu werden, lebhaft für dasselbe auf und begehrte die Niedersetzung eines Ausschusses zur weiteren Untersuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorschlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorsitzender des Ausschusses gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Teil auf meinen Schultern, ich muß weitläufige Korrespondenz führen, Baupläne und Kostenanschläge betrachten, Berichte schreiben und mit dem sächsischen Ministerium verhandeln, welches übrigens sehr entgegenkommend verfährt und den Vorteil des Unternehmens für Sachsen im vollen Umfange erkennt.“

Im Juni 1834 schrieb derselbe Perthes: „Nach mühseligen und anstrengenden Vorarbeiten waren wir Ostern weit genug gekommen, um der allgemeinen Versammlung des Börsenvereins einen völlig ausgearbeiteten Plan vorlegen zu können, aber gerade jetzt gab es noch Widerstand aller Art zu überwinden: hier Neigung zur bisherigen Ungebundenheit, dort Festhalten an altem Zunftsinn, kurz Leidenschaften aller Art bewegten sich in heftigem Getriebe. Noch in der Stunde vor Eröffnung der Versammlung war ich ganz unsicher, ob nicht alles scheitern werde; um so größer war meine Überraschung, als einstimmig der Bau beschlossen ward.“

Perthes war es, der, wie später Frommann schrieb, 1833 die Versammlung für den Börsenbau gewann, der als Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses die sich im Schoße desselben zeigenden widersprechenden Ansichten und Ansprüche mit Kraft und Gewandtheit zu einigen und endlich dahin zu bringen wußte, daß mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten Ostern 1834 der Plan in der allgemeinen Versammlung vorgelegt werden konnte.

Perthes hegte fast jugendlich große Erwartungen von den Folgen, welche der Beschluß der Versammlung nach sich ziehen würde. Er schrieb darüber einem Freunde: „Mit dem Grundeigentum zugleich wird unser Verein neue Stärke, neue Festigkeit und die leibliche Grundlage erhalten, die ihm bisher noch fehlte; je fester unsere Verbindung alle ihre durch die 39 deutschen Bundesstaaten zerstreuten Glieder zusammenfassen, die Schlechten abstoßen, die Schwachen tragen und für alle ein Halt sein wird, um so höher wird sie den deutschen Buchhandel heben und zu dem rechten Werkzeug machen, um das wissenschaftlich Würdige und Wertvolle an den Tag zu fördern und das litterarisch Gute und Nützliche zu verbreiten. Je lebendiger das korporative Gefühl für Recht sich ausbildet, um so mehr wird das Eingreifen der Polizei- und Kriminal-Justiz in die litterarischen Verhältnisse unnötig und unmöglich werden. Ohne Bedeutung kann die festere Organisation des Buchhandels nicht bleiben, und ich hoffe zu Gott, die Bedeutung wird eine gute sein.“

So konnte denn am 26. Oktober 1834 der Grundstein des Börsengebäudes in Leipzig gelegt werden. Der Bau wurde so schnell gefördert, daß, obwohl der Börsenverein der deutschen Buchhändler lediglich auf den freiwilligen Eintritt der einzelnen Mitglieder zu rechnen vermochte, doch schon am 26. April 1836 die Einweihung des vollendeten Gebäudes stattfinden konnte. Mit berechtigtem Stolze und einfacher Würde durfte damals der verdiente Leipziger Buchhändler Friedrich Fleischer in seiner Rede folgendes sagen:

„Wenn der ruhige Beurteiler die nicht übergroßen Mittel und die Zeit berücksichtigt, mit welchen und in welcher dies Haus geschaffen, so wird er vielleicht mit uns die Überzeugung teilen, daß ein Mehreres kaum zu erwarten war. Entbehrt auch unsere Börse der schimmernden Pracht so manches anderen öffentlichen Zwecken gewidmeten Gebäudes, so hoffen wir doch, daß auch dessen Anblick und seine inneren Verhältnisse den Beschauer wohlthuend ansprechen werden. Wir hoffen und wünschen nun, daß es auch seinem wichtigen Zwecke stets völlig genügen möge. Wenn einst nach 40 Jahren dieses Haus völlig frei von allen Schulden dasteht, als Eigentum des Vereins, den ein so freundliches kollegialisches Band bisher umschlungen und noch, so Gott will, viele Jahrhunderte hinaus umschlingen wird, da wird es immer dastehen als ein schönes Denkmal dessen, was vereinte Kräfte und wahre ächte Kollegialität zu bewirken im stande sind.“

Ähnliche Wünsche sprach damals auch der Kreisdirektor von Falkenstein, als Organ der königlich sächsischen Staatsregierung, aus, indem er mit den Worten schloß:

„Möge der jugendlich frische Geist, der in diesem Vereine deutscher Ehrenmänner lebt, nie veralten; möge Eintracht und Gemeinsinn stets das Losungswort sein, wenn man in diesen großartigen Räumen durch den Austausch großartiger Ideen Wissenschaft und Kunst fördert. Nach Jahrhunderten wird man dann noch segnen die Gründer dieses Vereins, die Gründer dieses Baues, und in der Geschichte des Buchhandels wird eine neue Ära anheben mit der Überschrift in goldenen Buchstaben: „Die deutsche Buchhändlerbörse in Leipzig".

Volle 50 Jahre hat seitdem der Bau seinen Zwecken gedient, jedoch zeigte sich in der letzten Zeit immer klarer, daß die Raumverhältnisse den wachsenden Anforderungen gegenüber nicht mehr ausreichen könnten, und daß also der hochverdiente Friedrich Fleischer doch zu viel gesagt hatte, als er die Hoffnung und den Wunsch aussprach, das Haus möge seinem wichtigen Zwecke „stets völlig genügen". Es war gegen Ende der siebziger Jahre, als der Gedanke eines Neubaues zuerst in kleinen Kreisen erwogen wurde und bald wachsenden Anklang fand.

Den eigentlichen Anstoß, der die Frage des Neubaues in Fluß brachte, gab die Forderung der Polizeibehörde, zur Sicherung gegen Feuersgefahr die erforderlichen baulichen Vorkehrungen zu treffen, wenn der große Saal fernerhin zu abendlichen Versammlungen bei Gaslicht benutzt werden sollte.*) Eine fachmännische Prüfung der bestehenden Verhältnisse ergab die Unthunlichkeit eines Umbaues, falls man nicht sehr bedeutende, mit dem Gewinn in keinem Verhältnis stehende Opfer bringen wollte. Dazu trat, daß die Verwaltung der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Bücher- und Blattsammlung des Börsenvereins über schwere Mängel des ihr angewiesenen Raumes zu klagen hatte. So kam es denn, daß im Oktober 1882 der Börsenvereins-Vorstand zu einer Sitzung zusammentrat, um die Errichtung eines neuen Gebäudes ernstlich in Erwägung zu ziehen und einen Verwaltungs-Ausschuß mit der Prüfung und Berichterstattung der ganzen Frage beauftragte. Der letztere konnte im folgenden Jahre die Mitteilung machen, daß der Leipziger Stadtrat geneigt sei, auf ein Gesuch des Börsenvereins einen genügend großen und günstig gelegenen Bauplatz für das neue Gebäude zur Verfügung zu stellen. Infolgedessen ermächtigte zu Ostern 1884 die Hauptversammlung

---

*) In unsern Angaben folgen wir vornehmlich den Mitteilungen einer Festschrift, welche als „Gedenkbuch zur Erinnerung an die feierliche Einweihung des deutschen Buchhändlerhauses am 29. April 1888" den Festteilnehmern gewidmet wurde. Sie ist von einer besonders dafür eingesetzten Kommission — den Herren Adolf Titze, O. Nauhardt und Arthur Seemann — herausgegeben und ist nunmehr auch im Buchhandel erschienen.

den Vorstand dazu, die Stadt Leipzig um Überlassung desselben anzugehen, und im März 1885 genehmigten die Stadtverordneten ohne Widerspruch die vom Rat beantragte Schenkung einer Bodenfläche von 8000 Quadratmetern an der Hospitalstraße, — einer Schenkung, deren Geldwert auf 400000 Mark geschätzt worden ist. Bald darauf erhielt der Vorstand auch die Ermächtigung, dieses Geschenk anzunehmen und das zur Ausführung des Baues erforderliche Kapital von 900000 Mark auf dem Wege der Anleihe aufzubringen. — Gleichzeitig wurde ein außerordentlicher Ausschuß für den Neubau eingesetzt, der aus 9 Mitgliedern bestand, und nunmehr legte man kräftig die Hand ans Werk, um das Unternehmen sichtbare Gestalt annehmen zu lassen.

Zunächst wurde auf Grund einer Vorarbeit des Architekten Konrad Weichardt zu Leipzig ein genaues Bauprogramm entworfen und beschlossen, 5 hervorragende Architekten zu einem Wettbewerbe aufzufordern. Preisrichter sollten außer den 3 dazu bestimmten Vorstandsmitgliedern des Börsenvereins die Herren Stadtrat Franz Wagner, Stadtbaudirektor Licht in Leipzig, Oberbaurat v. Egle in Stuttgart und Baurat Ende in Berlin sein. Jene 5 Architekten, denen das Bauprogramm zum Wettbewerb zuging, waren die Herren Hans Griesebach und Kayser und v. Großheim in Berlin, Conrad Weichardt in Leipzig, Hauberrisser in München und Eisenlohr u. Weigle in Stuttgart; sie entsprachen sämtlich der an sie ergangenen Einladung und sandten ihre Entwürfe ein, welche im November 1885 besichtigt und geprüft wurden. Unter allgemeiner Zustimmung gelangten zwei dieser Entwürfe zur engeren Wahl, und zwar der eine, im Stile der italienischen Renaissance gehalten, als zentralisierender Monumentalbau der Herren Eisenlohr und Weigle und der andere, welcher einen nach Art der niederdeutschen Gilden- und Rathäuser aus der Zeit des 16. Jahrhunderts entwickelten Gruppenbau darstellte, der Herren Kayser und v. Großheim. Letzterer wurde angenommen, und zwar einmal, weil man bei ihm die größere Gewähr für die Einhaltung der Bausumme zu haben glaubte, dann aber auch, weil hier der Bauplatz zweckmäßiger ausgenutzt, jeder Raum mit reichlichem Licht versorgt und endlich die Möglichkeit geboten wurde, den ursprünglichen Bau ohne Beeinträchtigung seiner Gesamtwirkung durch Anbauten zu erweitern.

Am Cantate-Sonntage des Jahres 1886 fand die Feier der Grundsteinlegung statt. Ein großer Zug der Festteilnehmer setzte sich von der alten Buchhändlerbörse aus in Bewegung, um dem vorangetragenen Banner der Stadt Leipzig folgend, den Platz der Grundsteinlegung zu erreichen; er zählte mehr als 4000 Köpfe, darunter an Ehrengästen wohl alles, was die Stadt an Rang und Ruf in sich barg. Wie die Urkunde besagt, stiftete

und gründete „der deutsche Buchhandel innerhalb und außerhalb des Reichs als Börsenverein der deutschen Buchhändler zu kraftvollem und ehrenhaftem Geschäftsbetriebe verbunden dieses deutsche Buchhändlerhaus als ein dauerndes Denkmal der Einigkeit seiner Mitglieder, als eine Stätte für edelste Bestrebungen des Buchhandels wie des gesamten Druckgewerbes, ehrfurchtsvoll der Vergangenheit, schaffensfreudig der Gegenwart und Zukunft gedenkend."

Die eigentliche Bauarbeit begann am 1. August mit der Ausschachtung des Erdreichs, und bereits im Oktober waren die Flügelbauten, im Dezember der Mittelbau unter Dach gebracht, nachdem am 15. November 1886 mit den Leipziger Architekten Herren Bauer und Roßbach ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach diese das Gebäude auf Grund eines alle Einzelnheiten feststellenden Anschlags für den Gesamtbetrag von 680000 Mark auszuführen und bis zum 1. April 1888 zu vollenden hatten. Aus dem verbleibenden Rest der Bausumme von 220000 Mark waren dann noch die übrigen Arbeiten (Heizungs-Anlage mit Niederdruckdampfheizung, Blitzableitung, Pflasterung, Gasleitung, Mobiliar rc.) zu bestreiten. Später wurde noch beschlossen, einen Flügelbau durch einen Anbau zu erweitern, um dadurch Raum zum Betriebe einer Druckerei zu gewinnen. Man schritt um so eher zu dieser Erweiterung, als inzwischen die alte Buchhändlerbörse von der Leipziger Universität käuflich übernommen worden war (für den Preis von 247500 Mark).

Mit frischer Kraft, ohne die geringste Zögerung und Unterbrechung wurde der Bau des deutschen Buchhändlerhauses gefördert. Zur Leitung desselben war von den Herren Kayser und v. Großheim in Berlin der Architekt Herr Vischer van Gaasbeck bestellt worden, während die Herren Bauer u. Roßbach den Architekten Herrn R. Bischof ihrerseits mit der Beaufsichtigung der Arbeiten betraut hatten. Zu Anfang des Winters 1887 war das Werk so weit gediehen, daß zum inneren Ausbau geschritten und Hand an die Dekorations-Arbeiten gelegt werden konnte. Im Laufe der letzten Monate ist nun auch alles, was hierzu erforderlich war, geschehen und bis auf einige wenige Einzelnheiten, die den künstlerischen Schmuck des Inneren betreffen, vollendet worden, so daß schon zu Anfang April d. J. ein besonderer Fest-Ausschuß in Leipzig gebildet werden konnte, welcher nach Festsetzung des Cantate-Sonntags als Einweihungstag des neuen Hauses Einladungen zur Teilnahme ergehen ließ. Und so strömten denn in den letzten Tagen des April 1888 die Mitglieder des Börsenvereins aus allen Gegenden der Windrose in Leipzig zusammen, um in Gemeinschaft mit den zahlreichen Ehrengästen dort die Weihe ihres Hauses, des „deutschen Buchhändlerhauses", festlich vorzunehmen.

II.

Eine prächtige Frühlingssonne sandte am Morgen des 29. April 1888 ihre wärmenden Strahlen auf das Leipziger Weichbild hinunter, als die Ehrengäste nach 10 Uhr sich vor dem Haupteingange des deutschen Buchhändlerhauses versammelten. Es war eine stattliche Anzahl von Männern in Rang und Würden, welche reich an Verdiensten und geschmückt durch die Gnadenbeweise der Fürsten, sowie den unvermeidlichen Frack und die weiße Halsbinde, der an sie ergangenen Einladung folgend, sich persönlich hier eingefunden hatten. Eine freudige Erregung und gespannte Erwartung war überall wahrzunehmen. Man sah hier — um einzelne bemerkenswerte Persönlichkeiten anzuführen — den Präsidenten des Reichsgerichts Dr. Simson, den Divisions-Kommandeur Generalleutnant von Tschirschky, die Generalmajore v. Nostitz, v. Reyher, v. Tschirschnitz, den Oberreichsanwalt Tessendorff mit verschiedenen Reichsgerichtsräten, den Kreishauptmann v. Ehrenstein, den rector magnificus Dr. Ribbeck mit den Professoren Fricke, His, Wach, Windscheid, Zirkel, den Oberbürgermeister der Stadt Leipzig Dr. Georgi mit mehreren Stadtverordneten, verschiedene Vertreter von Wissenschaft und Kunst, wie den Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall, Dr. Wilhelm Jordan aus Frankfurt a./M. und viele andere, welche einen weiten Halbkreis um den für den Börsenvereinsvorstand vorbehaltenen Raum bildeten.

Gegen $^1/_2$11 Uhr näherte sich der Zug der Mitglieder des Börsenvereins, welcher sich in geschlossenen Reihen, jedoch ohne festliches Gepräge, von der alten Buchhändlerbörse, in der sie ihre letzte Hauptversammlung abgehalten, nach dem neuen Hause in Bewegung gesetzt hatte. Am Hauptportal wurde derselbe von den Erbauern, den Herren Kayser u. v. Großheim erwartet, welche den Schlüssel dem Vorsitzenden, Kommerzienrat Adolf Kröner, mit einer kurzen Ansprache überreichten, worauf dieser nach dankender Erwiderung die Thüre öffnete und alle zum Eintritt Berechtigten in den großen Hauptsaal hineinfluteten. Derselbe besitzt zwei Gallerien an den Schmalseiten, von denen die linke von einer Damengesellschaft eingenommen war, während auf der rechten Mitglieder des Universitäts-Sängervereins zu St. Pauli („Die Pauliner“) erschienen.

Um 11 Uhr vernahm man von der Straße her Hochrufe und erkannte daraus, daß König Albert von Sachsen vorgefahren war. Von dem Vorstande und den Excellenzen, sowie den dazu bestimmten Herren empfangen, trat der König durch das Hauptportal in den Saal ein, während die ganze Versammlung sich erhob und in das vom Kommerzienrat Franz Wagner ausgebrachte Hoch einstimmte. Seine Majestät

begrüßte freundlich lächelnd die Anwesenden und schritt auf einen Thronsessel zu, der in der Mitte vor dem Vorstandsraum seiner eigenen Büste gegenüber aufgestellt war, während zu beiden Seiten die Büsten Ihrer Majestäten der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. sich hell vom Hintergrunde abhoben, welcher durch Topfpflanzen, Palmen 2c., eine hübsche Ausstattung erhalten hatte. Zu seiner Linken stand die Rednerbühne, und gleichfalls vor ihm erhob sich dort das von den deutschen Buchhändler-Frauen und Jungfrauen gestiftete große Banner. Ein Rauschen ging durch den weiten Raum, als alle Festteilnehmer ihre Plätze einnahmen, und aus dem rechten Nebensaal erscholl nun der erste C dur-Accord der prächtigen Ouverture „Zur Weihe des Hauses“ von L. van Beethoven, welche von dem Leipziger Gewandhaus-Orchester unter Direktion des Professors Dr. Carl Reinecke ausgeführt wurde. Etwas gedämpft war der Klang, allein sonst von vortrefflicher Wirkung, wie das bei einem so berühmten Orchester gar nicht anders sein konnte.

Sofort nach dem Schluß der Ouverture bestieg der Kommerzienrat Kröner die Rednerbühne und hielt die eigentliche Festrede. Dieselbe führte die bedeutsamen geschichtlichen Thatsachen vor, welche das 63jährige Gedeihen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler von seiner Stiftung im Jahre 1825 bis heute begleitet hatten und war von etwa einstündiger Dauer. Am Schlusse gab der Redner eine gedrängte Geschichte des Neubaues und brachte dann herzlichen Dank dar allen, die zum Gelingen des schönen Werkes beigetragen hatten, worauf er dem Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses die Schlüssel des Hauses überreichte und mit den Worten endigte: „Möge Gottes Segen auf demselben ruhen, möge es im Wechsel der Zeiten feststehen in der treuen Hut Leipzigs als dauernde Vereinigungsstätte eines sich seiner Kultur-Aufgabe bewußten, ehrenhaften und kräftig vorwärts strebenden deutschen Buchhandels!“

Ein allgemeines Bravorufen und Beifallklatschen belohnte den Redner, welcher seinen Vortrag mit lauter, überall gut verständlicher Stimme gehalten hatte. Auch König Albert beteiligte sich an diesen Beifallsäußerungen, nachdem derselbe mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit den Ausführungen des Vorsitzenden des Börsenvereins gefolgt war. Daß der letztere der allgemeinsten Sympathieen der Versammlung sich erfreute, konnte sehr leicht erkannt werden, war es doch eine längst bekannte Thatsache, daß Kommerzienrat Kröner seit einer Reihe von Jahren das Schiff des Vereins mit eben so viel Eifer und Geschick wie Erfolg und Glück geleitet, manche Klippen glücklich vermieden und jetzt den neuen Hafen nach Kämpfen und Siegen erreicht hatte.

Es folgten nun zwei Ansprachen von Vertretern von Behörden und

Körperschaften. Zunächst brachte der Oberbürgermeister Dr. Georgi im Namen der Stadt Leipzig den Glückwunsch und Festgruß der letzteren dar. Er betonte dabei, daß das innige Band, welches den deutschen Buchhandel schon seit Jahrhunderten mit Leipzig verbinde, durch den Bau des neuen Hauses auf geraume Zeit hin sich als unzerreißbar erweisen werde. Ferner bemerkte derselbe, daß die Vertreter seiner Stadt sich wohl stets bewußt bleiben würden, daß es eine ihrer vornehmsten Aufgaben sein müsse, dem deutschen Buchhandel und den damit verbundenen Gewerben die äußeren Bedingungen ihres Gedeihens schaffen zu helfen. Der Redner schloß damit, daß er dem bisherigen Vorsteher des Börsenvereins das Ehrenbürgerrecht der Stadt Leipzig erteilte und die hierüber ausgestellte Urkunde dem sehr überraschten Herrn Kröner übergab, worauf dieser in kurzen Worten seinen Dank für die ihm erwiesene große Ehre aussprach.

Nunmehr betrat der rector magnificus Professor Dr. Ribbeck die Rednerbühne, um eine gehaltvolle, formvollendete Begrüßung seiner alma mater darzubringen. Er begann damit, daß er hervorhob, für die litterarum universitas sei der Buchhandel Lebensbedingung, er werde als Konsument wie als Produzent gebraucht. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, einige seiner geistvollen Sätze hier wiederzugeben.

„Jedes unnütze Wort — so sagte er —, das aus der Presse hervorgeht, belastet das Gewissen des Schriftstellers wie des Verlegers in Gegenwart und Zukunft. Um so schöner ist dieser Bund, wenn er geschlossen ist zwischen einem klassischen Schriftsteller und einem gleichgesinnten Buchhändler. Die deutsche Litteratur ist nicht arm an schönen Beispielen eines solchen idealen Bundes. Der Büste dieses hochverdienten Mannes, welche auf dem Tische dieses Hauses hier aufgestellt ist (des Freiherrn J. F. von Cotta), des Mannes, dessen Geschlecht aus unserem Sachsenlande stammt, dessen Ruhm in Schwaben durch ihn, den Freund unserer Dichterfürsten, begründet ist, — dieser Büste reihen sich andere erlauchte Genossen an, deren Bildnisse in diesem Saal zu erblicken sind, und werden sich noch andere anreihen. Aber eines hat der Verleger vor dem Autor voraus: das ist die Vielseitigkeit seiner Wirksamkeit, daß er weit auseinanderliegende Reiche zu gleicher Zeit beherrschen darf. Er ist ein hundertarmiger Riese, der in den Wettstreit, in den Kampf der Geister einzugreifen vermag. Ein gewaltiges, für das menschliche Auge nicht zu bewältigendes Schauspiel, dieses Getümmel in der litterarischen Arena, welches sich nicht selten zum Schlachtfelde erweitert! Da geht es her wie vor Ilions Mauern. Der hervorragende Held fordert den ebenbürtigen Gegner zum Kampfe heraus und Zweikämpfe werden ausge-

fochten; an drastischen Reden von beiden Seiten fehlt es nicht. Mancher Thersites mischt sich hinein und hetzt schadenfroh beide Lager zur Empörung; leichtbeschwingte Pfeile wie wuchtige Wurfgeschosse fliegen hinüber und herüber, und die Buchhändler sind wie die Herolde, wie die geschäftigen Ordner des Kampfes. Und daneben in idyllischem Frieden blühen und grünen auf weiten Auen zahllose Blumen und harmlose Nutzpflanzen. Man müßte die Blätter des Waldes zählen, den Ocean des Lebens ausschöpfen, wenn man die Triebkraft und die bewältigende Macht des gedruckten Wortes schildern wollte, diese wuchernde Fülle, wie sie aus dem Boden hervorquillt, der durch unablässige geistige Bewegung und Bestrebung bearbeitet ist! Neue Arme bearbeiten immer neue Felder geistiger Arbeit, und so trägt dieses neue Schatzhaus der deutschen Buchhändler in gewissem Sinne die Lose der Zukunft in sich. Es wird gut um sie bestellt sein, wenn jeder Schriftsteller und jeder Verleger es als eine Ehre betrachten wird, den gewaltigen Weltmarkt nur mit solcher Ware zu bereichern, welche, wenn auch der unscheinbarsten Art, das Recht dazusein in sich selbst trägt. Heil dem deutschen Buchhandel, dessen Vertretern und seinen Förderern!"

Nach dieser gleichfalls durch verdienten Beifall ausgezeichneten Rede trug der Universitäts-Sängerverein zu St. Pauli unter Leitung des Professors Dr. Hermann Kretzschmar einen Festchor von Julius Rietz vor: „Salvum fac regem domine et benedic hereditati suae. Allelujah, Amen!" Der nicht gerade starke Männer-Chor — er bestand aus etwa 60 Stimmen — zeigte sich als ein wohlgeschulter Verein, welcher die keineswegs leichte Komposition unter sicherer, feinfühliger Leitung zu guter Geltung brachte. Wir haben zwar besonders am Rhein und in Wien schon stärkere Männerchöre mit schönerem Wohllaut gehört, dagegen erkennen wir den Paulinern gern das Lob großer Reinheit und Präzision, sowie eines guten Ausdrucks im Vortrage zu.

Hiermit war eine Abteilung der Festfeier beendet. Die folgende zweite Abteilung trug mehr das Gepräge des Geschäftlichen, wenngleich sie manche Abwechslung darbot. Zunächst ergriff wieder der Kommerzienrat Kröner das Wort, um die Enthüllung der Ehrenbildnisse von zwei hochverdienten Buchhändlern vorzubereiten. Es handelte sich um die Bilder des Jenensers Friedrich Johannes Frommann und des Berliners Adolf Enslin, deren Wirksamkeit im Interesse des Börsenvereins in Kürze dargelegt wurde, beide waren erste Vorsteher des Vereins gewesen. Man freute sich daher allgemein, diese Bildnisse in die Ehrengalerie deutscher Buchhändler aufgenommen zu sehen.

Dann kam die Weihe des Buchhändler-Banners, welches von 660

deutschen Frauen und Jungfrauen für das Buchhändlerhaus gestiftet worden ist. Der Nachfolger des Kommerzienrats Kröner im Vorsitz des Börsenvereins, Verlagsbuchhändler Parey in Berlin, ergriff im Namen von 3 Frauen aus Berlin, Leipzig und Stuttgart das Wort, um die Urkunde der Verleihung des Banners zum Vortrag zu bringen und letzteres selbst zu übergeben. Er sprach den Wunsch aus, daß bei allen ernsten und frohen Vereinigungen des Börsenvereins das Banner entfaltet werden möge, um symbolisch den deutschen Buchhandel an Fahnentreue zu mahnen in dem Sinne, daß seine Angehörigen stets ihrer Zusammengehörigkeit gedenken und für die Standesehre eintreten, „damit es auch ferner ein Stolz sei, ein deutscher Buchhändler zu sein!“

Dieses Banner verdient eine nähere Betrachtung. Es ist nach einer Zeichnung von Emil Döpler dem Jüngeren in Berlin entworfen und in der Stickerei von Fräulein Emma Seliger gleichfalls in Berlin ausgeführt worden, auch ist es mit einer von Gustav Lind in Metall getriebenen, reich und fein gegliederten oberen Bekrönung versehen. Den oberen Behang bildet ein braungoldiger Seidenplüsch, der auf der Vorderseite einen meisterhaft in das niedrige breite Feld gepaßten Reichsadler in Schwarz und Rot, auf der Rückseite eine ornamentale Füllung aufweist. Auf lichtblauem, damastseidenem Grunde zeigt das Banner dann eine Reliefstickerei in Gestalt eines runden Medaillons mit dem deutschen Buchhändlerwappen, worüber die Urkunde Folgendes sagt: „Das Banner zeigt als Wappen des deutschen Buchhandels in seinem Mittelfelde umgeben von einem Kranz aus Blumen und Früchten ein aufgeschlagenes Buch, über dem eine Fackel, als Sinnbild der Wissenschaft, sich kreuzt mit einem Merkurstabe als dem Symbol des Handels; ein Pegasus als Helmzier versinnbildlicht die Dichtkunst, und das Wort „habent sua fata libelli“, welches auf dem Spruchband zu lesen ist, mahnt daran, daß Bücher ein Schicksal finden wie Menschen: bald verdient, bald unverdient erfahren sie Glück oder Unglück.“ Die obere Metallbekrönung, luftig und goldschimmernd, die leuchtende, goldene Inschrift der Rückseite und die seitlich herabhängenden, in Blau, Weiß, Schwarz und Gold strahlenden Fahnenbänder vervollständigen den schönen Eindruck des Ganzen, so daß man Form, Bild und Farbe gleich sehr bewundern muß. Es ist ein sinnig-schönes, stilgerechtes Angebinde, von zarter Hand gestiftet und ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Zwanglose Rundschau.

Zu allen Zeiten hat es Verrücktheiten gegeben, und man kann sagen, daß es keine gegeben hat, welche groß genug gewesen wäre, um nicht von ihrer Zeit ernst genommen zu werden. Die Pluderhose, zu der man 30 Ellen Stoff brauchte, die Zöpfe und der Zopfstil, die Schnabelschuhe, Schellenkleider und Krinoline, alles das waren Modeverrücktheiten, die öfter sogar zum Erlaß von hochweisen Staatsgesetzen Veranlassung gegeben haben und an deren Ernsthaftigkeit deshalb doch kein Zweifel bestehen kann. Ist es also unserer Zeit zu verdenken, daß sie von dem überlieferten guten Recht, sich durch eine neuartige Narrheit den Stempel aufzudrücken, Gebrauch macht? Gewiß nicht! Sie dachte nach und erfand — die Verehrung, die Anbetung des Moders! Eine Erfindung, welche im übrigen ganz vernünftige Leute zu Totenkäfern und Maulwürfen gemacht hat, mit dem Unterschied, daß die erstern die Toten be- und die menschenähnlichen Moderwürmer sie ausgraben. Die Moder-Manie ist eine Narrheit, die Gott sei Dank niemand weh thut, und deshalb ist es das Gescheiteste, was man dabei thun kann, darüber zu lachen. Ich habe mir das Verdienst erworben, meinen Lesern schon öfters Gelegenheit dazu gegeben zu haben, und diesmal ist wieder von einer neuen Abart der neuen Narrheit zu erzählen.

Große Männer, und zumal große Dichter (diese haben sie am meisten nötig), bedienten sich früher der Stühle zu der Zeit, als die Stehpulte noch nicht erfunden waren. Erstere, um ihre müden Gebeine darauf auszuruhen, letztere, um ihre großen Papierthaten darauf zu vollbringen. Was ist natürlicher, als daß jene vierbeinigen, in so enger Beziehung zu unsern Heroen stehenden Genossen derselben zu einer Zeit, welche die Tintenklexe unserer Dichter (falls sie hundert Jahre tot sind natürlich nur) mit rührender Sorgfalt sammelt und registriert, zu immer größerer Bedeutung gelangen? Lange hat man die Gedrückten unterdrückt, aber alles wahrhaft Große und Erhabene bricht sich endlich Bahn, und so sehen wir denn auch die Stühle großer Männer endlich zu den lange verdienten Lorbeern kommen.

Das große Albion, das Land des Spleens und der Urnarrheiten, hat sich das Verdienst erworben. Mit goldenem Griffel schreibt es Klio in ihr steinernes Buch, daß zu London am 20. April*) die erste Versteigerung einer — Stühlesammlung stattgefunden hat! In der Kulturgeschichte aber wird der Name des leider kurz vorher verstorbenen (denn welche Thaten hätte er noch vollbringen können!) George Godwin für ewige Zeiten glänzen, denn er war es, welcher sein ganzes Leben mit der edlen Beschäftigung ausgefüllt hat, die Stühle und Sessel berühmter Männer und Frauen

*) Dies sowohl als einiges Andere mußte von der letzten Rundschau Raummangels wegen zurückbleiben. Solche Rücksicht ist öfter zu nehmen, wodurch es sich erklärt, daß manchmal einige ältere Daten vorkommen.

aufzustöbern und anzukaufen. Infolgedessen ist in seinem Haus in Cromwell Place ein Zimmer mit den seltsamsten Möbeln angefüllt. Da ist u. a. ein höchst einfacher Sessel, von dem man trotz der geringen Kenntnis, die wir von seinem ganzen Leben besitzen, ganz genau weiß, daß ihn Shakespeare mit Vorliebe dann benutzte, wenn er ein unsterbliches Drama schreiben wollte. Eine Kette mit Vorlegeschloß, die von einer Lehne zur andern reicht, verbietet es den Unbefugten, sich auf das Heiligtum niederzulassen. Bei der Versteigerung erzielte dasselbe nur 120 Guineen (etwa 900 Mk.). Der einzige Schmuck des Möbels ist eine rauh eingeschnitzte Kirche auf der Rücklehne. Ein richtiger Dichterstuhl ist der John Gays: breit, bequem und mit rostfarbenem Leder ausgeschlagen; zwei Lichtstöcke sind an den Lehnen befestigt, und ein Brett zum Schreiben samt Schubladen für Tinte, Feder und Papier vervollständigen die Ausrüstung. Ein Stuhl, der vor 40 Jahren aus dem Schloß Hever erworben wurde, hat die Ehre gehabt, Anna Boleyn, Gemahlin Heinrichs VIII., tragen zu dürfen. Sir Walter Ralwighs Lehnstuhl ist ein stattliches Möbel, das Holzwerk aus gedrehten Kugeln, vergoldet und mit einem Kissen. Von riesigem Umfang, aus dickem Eichenholz ist der Lehnsessel, auf dem Walter Savagu Landor seinen mächtigen Körper ausruhte. Der Sessel, den die Tragödin Mrs. Siddons benützte, um ihre Rollen einzustudieren, ist aus Bambusrohr und grob gearbeitet, wurde aber mit 7 Guineen bezahlt. Zu demselben Preise verkaufte man einen runden Sessel, auf welchem die Sängerin Therese Tietjens an ihrem Flügel zu sitzen pflegte. Die Dichterin Elisabeth Barrett Browning besaß einen eleganten bequemen Lehnstuhl, mit Stickereien reich verziert. Thackerays Fauteuil ist ein geräumiges, reich gepolstertes, karmoisinfarbenes Möbel. Charles Matthews Lehnstuhl ist schäbig, zeugt von langem Dienst und riecht stark nach Tabak. Der Stuhl, in welchem Bulwer-Lytton seine Romane schrieb, ist halbkreisförmig, aus Rohr und ging für 13 Guineen fort.

Der gewissenhafte Berichterstatter hätte natürlich noch mehr Stühle aufführen müssen, aber am Ende wird selbst das Interessanteste langweilig, und es giebt sogar Barbaren in Polynesien, die überhaupt für die Stühle großer Männer kein Herz haben. Die Undankbarkeit ist nun einmal der Charakteristismus der Welt!

Undankbarkeit und Interesselosigkeit sind auch die Eigenschaften, welche die deutschen Dichter und Schriftsteller ihrem Volke, und speziell der Männerwelt, zum Vorwurf machen. Es ist etwas Wahres daran. Unsere Zeit wird immer nüchterner. Die Ursachen für diese Thatsachen hat Rudolf von Gottschall kürzlich aufgesucht und ist damit zu folgendem Ergebnis gekommen. Nicht nur die „Hexe Politik“, sagt er, hat die Poesie verdrängt: hundert andere Interessen des Tages stehen höher als sie und nur gelegentlich wird die Mode mitgemacht oder eine flüchtige Unterhaltung gesucht, welche die Burleske eher gewährt als die ernste Muse. Diese Thatsachen sind durchaus nicht gering zu achten: es stehen dabei hohe Errungenschaften unserer geistigen Kultur auf dem Spiel. Es wirkt ja vieles zusammen, um sie zu erklären: aber eine der wichtigsten Ursachen der mangelhaften Geschmacksbildung der Gebildeten ist in der Art und Weise zu suchen, wie auf den Schulen und auch auf der Universität die deutsche Litteratur behandelt wird. Das Studium der alten römischen und griechischen Dichter, obgleich auch hier sich oft eine geistlose Philologie in den Vordergrund drängt, wirkt noch immer förderlicher auf die Geschmacksbildung, als dasjenige der deutschen Litteraturgeschichte, wie es gegenwärtig betrieben wird. Auf den Universitäten herrscht ausschließlich die germanische Philologie; unsern Klassikern wird selten einmal ein Kolleg gewidmet; über die darauffolgende Litteratur, obschon sie unser ganzes Jahrhundert ausfüllt, zu lesen und sprechen gilt für unwissenschaftlich, und

man glaubt der gelehrten Würde etwas zu vergeben, wenn man sich auf ein Gebiet begiebt, wo zum Teil noch die Tagesmeinung herrscht und der Forschung ein so geringer Spielraum gewährt wird. Die Schüler werden mit dem Detail einer Fachwissenschaft gequält, von welcher ihnen die allgemeinsten Kenntnisse genügen müßten, statt daß in ihnen der offene Sinn für alles Schöne, auch dasjenige, welches die neuere und neueste Zeit geschaffen, geweckt wird. Sie lernen aber altdeutsch, lesen einen Abschnitt aus dem Nibelungenlied, prägen sich die Namen der Minne- und Meistersänger ein, werden auch wohl mit einzelnen Werken von Goethe und Schiller vertraut . ., aber nach der klassischen Epoche beginnt für sie die Sündflut. Lehrer und Schüler sind dieselben Ignoranten, wo es die neue und neueste deutsche Litteratur gilt; denn ein Ignorant ist, wer die geistige Arbeit eines Jahrhunderts ignoriert. . . Es ist nicht das erste Mal, daß diese Klagen geführt werden, allein bisher ist es ohne Erfolg geschehen und man wird auch die Gymnasien in der jetzigen Gestalt mit ihrem für die Mehrzahl der Besucher geradezu unnützen Kenntnisballast schwerlich so bald ändern.

Auch in Berlin ist im Mai unter dem Namen „Deutscher Schriftstellerbund“ eine Vereinigung von Schriftstellern ins Leben gerufen worden. Der Zweck derselben ist Schutz und Förderung der Berufsinteressen ihrer Mitglieder, insbesondere auch bestmögliche Verwertung von litterarischer Arbeit. Der Bund verfügt über ein Sachwalter-Amt und ein litterarisches Büreau. Ersteres soll in Rechtsgeschäften kostenfrei Rat, Auskunft und Gutachten erteilen, Rechtsverletzungen verfolgen und Prozesse der Mitglieder auf Kosten des Bundes führen; letzteres soll sich die Verwertung schriftstellerischer Arbeiten der Mitglieder angelegen sein lassen, Arbeit und offene Stellen nachweisen und Nachdruck und unbefugte Aufführungen ermitteln. — Leiter des Bureaus ist Dr. Eugen Richter.

In Schweinfurt und an noch einigen anderen Orten beging man am 16. Mai das Gedächtnis des hundertsten Geburtstages eines deutschen Lieblingsdichters: Friedrich Rückerts festlich. In der genannten Stadt hat der Gefeierte 1788 das Weltlicht erblickt, „in der Mitte des Mai's, in der Mitte des Mains“, wie er selbst sagt. Der Vater des Dichters war Advokat; außer diesem waren all seine Vorfahren Bauern gewesen. Auch Rückert blieb sein Leben lang ein Naturkind, dem alle feineren gesellschaftlichen Formen ein Greuel waren; er fühlte sich nur wohl in ländlicher Stille. Der Vater wurde, als Friedrich vier Jahre alt war, als Amtmann in ein fränkisches Landstädtchen versetzt, nach Oberlauringen, später nach Ebern, dann in die Nähe von Koburg. In Wald und Flur wuchs der Knabe auf; nur wenige Jahre besuchte er in Schweinfurt die lateinische Schule, dann kam er nach Würzburg als Studierender der Jurisprudenz. Allein einen praktischen Beruf zu ergreifen konnte er sich nicht entschließen: er blieb Naturschwärmer und war schon damals — ein Dichter. Seine Jugendeindrücke hat Rückert in dem 1829 entstandenen poetischen Zyklus „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes“ festgehalten. Er versuchte es im Jahre 1811, Privatdozent in Jena zu werden, überwarf sich aber bald mit den dortigen Professoren und ging als Gymnasiallehrer nach Hanau. Die Habilitationsschrift des 23jährigen Gelehrten ist vom 20. Mai 1811 datiert, 86 Seiten stark und trägt den Titel: „Dissertatio philologica-philosophica de idea philologiae“. 1815 wurde er Herausgeber des Cottaschen Morgenblattes und zwei Jahre später trat er eine Reise nach Italien an und verlebte den größten Teil des folgenden Jahres in Rom, woselbst er neben mannigfachen, hauptsächlich orientalischen, Studien auch einen interessanten Liebesroman, dem wir viele seiner glühenden Liebeslieder verdanken, er-

lebte. Nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat über Wien lebte er abwechselnd in Ebern, Koburg und Nürnberg. Rückert verheiratete sich im Dezember 1821 mit der Adoptivtochter des Archivars Fischer in Koburg, Luise Wiethaus-Fischer. Durch die Bekanntschaft des damaligen bayrischen Kronprinzen Ludwig, welche er in Rom gemacht hatte, gelang es Rückert, 1826 selbst gegen den Wunsch der Fakultät als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen angestellt zu werden, in welcher Eigenschaft er bis 1841 dort verblieb. In diesem Jahre wurde ihm eine Professur an der Universität Berlin übertragen und gleichzeitig erhielt er den Titel eines Geh. Regierungsrats. 1849 gab er die Lehrthätigkeit auf und folgte seinem Freunde, Minister von Wangenheim, nach Neuseß bei Koburg, wo er ununterbrochen bis zu seinem am 31. Januar 1866 erfolgten Tode dichterisch und wissenschaftlich thätig war. Sein ältester Sohn, Heinrich, widmete sich erst philosophischen, dann Geschichtsstudien und wurde 1852 als außerordentlicher Professor der deutschen Altertumskunde an die Universität Breslau berufen. Seine Tochter Marie gab bei Gelegenheit des Jubiläums das „poetische Tagebuch“ des Dichters heraus (Sauerländer, Frankfurt). Rückert hat dies Buch bei Lebzeiten selbst vor seinen nächsten Anverwandten geheim gehalten; es beginnt mit der Zeit der Übersiedelung von Berlin nach seinem Gute Neuseß und ist bis zum Tode des Dichters fortgeführt. (1850—1866.)

Sechs Bände Gedichte legen sprechendes Zeugnis für das Dichtertalent Rückerts ab. Ein Litterat hat ihn kürzlich einen Equilibristen der Verskunst ohne Rivalen genannt und zahlreiche Neubildungen hat die deutsche Sprache seinem Sprachtalent zu verdanken, wenn er auch bisweilen hierbei über das Ziel hinausschoß. Unerschöpflich war sein Liederborn, was am besten die am meisten gekannte Sammlung „Liebesfrühling“ beweist. In der Übersetzungskunst fremdländischer Poesie ist Rückert bisher unübertroffen geblieben und namentlich war es der Orient, der ihn mit all' seinem Phantastischen mächtig anzog. So singen die „östlichen Rosen“ in morgenländischen Tönen Liebe, Wein und Lebensgenuß. Das Liederbuch der Chinesen „Schiking“, machte er uns in meisterhaften Übertragungen zugänglich; ebenso das indische Epos „Nal und Damajanti“ und die äußerst glücklich nachgeahmten „Makamen des Hariri oder Verwandlungen des Abu Seid von Serug“. (Makamen = Erzählungen; Hariri war ein arabischer Dichter aus Basra, gest. zwischen 1121 und 1125.)

Seine dichterische Laufbahn begann Rückert unter dem Pseudonym Freimund Raimar mit den „Deutschen Gedichten“, die u. a. die „Geharnischten Sonette“ enthielten (1814). Aber schon der „Kranz der Zeit“ erschien unter seinem wahren Namen, und nun entstanden in rascher Reihenfolge „Morgenländische Sagen und Geschichten“, „Östliche Rosen“, „Zerstreute Gedichte“ 2c. Unter seinen zahlreichen dichterischen Werken stehen unstreitig am höchsten: „Liebesfrühling“ (1821), „Griechische Tageszeiten“, „Die sterbende Blume“, „Die Weisheit des Brahmanen“ u. a. m. Seine Dramen haben sich indes nicht auf der Bühne halten können.

In der Mehrzahl der Litteraturgeschichten findet man Rückerts Geburtsjahr falsch angegeben, nämlich auf 1789, so in Vilmar, Kluge, Konrad Beyer, Kurz, Stern, Scherr, Werner Hahn und verschiedenen Nachschlagewerken. Auf eine von Chemnitz aus an ihn ergangene Anfrage hat jedoch der Rat der Stadt Schweinfurt, auf Grund der dortigen Kirchenbücher die Auskunft erteilt, der Dichter sei am 16. Mai 1788 geboren. Die Enthüllung eines Rückert-Denkmals in seiner Vaterstadt ist nun allerdings infolge dieses Irrtums erst für den 16. Mai 1889 in Aussicht genommen.

Die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat einen **Preis** von 1000 Mk. ausgesetzt für eine geschichtliche Darstellung des staatsrechtlichen Verhält-

nisses irgend einer bedeutendern deutschen Landstadt zu ihrer Landesherrschaft (Zeit der Einsendung bis Ende November 1888) und einen Preis von gleicher Höhe für eine kritische Übersicht über die allmäliche Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts (einzusenden bis Ende November 1889). Weitere Preise von je 1000 Mk. sollen u. a. anregen zur Darstellung der Entwicklung des Gewerbfleißes in Polen seit dem Aufhören der polnischen Selbständigkeit ꝛc. Schriftführer der Gesellschaft ist der bekannte Germanist Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedr. Zarncke in Leipzig.

Die deutsche Schillerstiftung (mit dem Vorort München) ist nach ihrem Ende März erschienenen 28. Jahresbericht in 1887 sehr reich bedacht worden. Ihre Mittel sind um 29850 Mark und 3600 Gulden vermehrt worden. Die bedeutendste Zuwendung war das Legat eines in Darmstadt verstorbenen Privatmannes, F. Soherr aus Bingen, im Betrage von 25000 Mark. Eine neue Zweigstiftung hat sich in Konstanz gebildet. Lebenslängliche Pensionen, allerdings nur im Gesambetrage von 8750 M., beziehen gegenwärtig: J. v. Eichendorffs Tochter, Frau Major v. Besserer-Dahlfingen in Dresden; Bürgers Enkelinnen in Leipzig; Dr. A. Dietzmanns Witwe in Chemnitz; Frl. Louise v. François in Weißenfels; Herders Enkel, Hauptmann a. D. v. Herder in Bamberg; Dr. Hermann Kurz' Witwe in Florenz; Dr. Hermann Lingg in München; O. Ludwigs Witwe in Dresden; E. Mörikes Witwe in Mergentheim; Dr. Th. Mügges Witwe in Brandenburg; Musäus' Enkelinnen in Weimar; Fr. Rückerts Tochter, Frl. Marie Rückert in Neuseß; L. Schefers Tochter, Frl. H. Schefer in Görlitz; Pfarrers K. Stöbers Tochter, Frl. A. Stöber in Pappenheim; J. N. Vogls Witwe in Wien; J. B. v. Zalhas Witwe in Wien. Die Gesamtsumme, welche die Stiftung im Jahre 1887 verwendete, betrug 38235 M. + 6635 M. seitens der Zweigstiftungen = 44870 M. und 3220 fl. ö. W. Die Einnahmen der Zentralkasse der Stiftung im Jahre 1887 betrugen 96704 M., die Ausgaben 71086 M., Aktivrest 25617 M. Der Kapitalienstand beträgt 51100 M. Nennwert.

In Karlsruhe scheint das Projekt eines Scheffel-Denkmals zuerst zur Ausführung zu gelangen. Der Ausschuß, bei welchem Herr v. Putlitz den Vorsitz führt, hat am 2. Juni beschlossen, einen Wettbewerb auszuschreiben. Dazu sollen die bildenden Künstler deutscher Zunge (nicht ausschließlich deutscher Staatsangehöriger) zugelassen werden. Die Preise wurden auf 1500, 1000 und 500 Mark festgesetzt. Das Preisgericht wird aus 5 Mitgliedern bestehen. Die vorhandenen Mittel, einschließlich des künftigen Zuschusses der Stadt, etwa 40000 Mark, dürften indes die Errichtung einer überlebensgroßen Statue nicht zulassen und es sprächen dagegen wohl auch noch andere Gründe. Wahrscheinlich ist deshalb die Wahl einer Kolossalbüste auf architektonisch bedeutsamem Sockel. Als künftige Stätte des Denkmals ist der sogenannte Kunstschulplatz in dem Villenviertel der Geburtsstadt des Dichters in Aussicht genommen.

In Stuttgart, seinem letzten Wirkungsort, soll für Fr. Th. Vischer ein Denkmal erstehen. Der Grundstock zu den nötigen Geldern stammt vom vorigen Jahre. Damals sammelten zur Feier des 80jährigen Geburtsfestes am 30. Juni Gelehrte und Künstler von ganz Deutschland eine größere Summe, für ein Ehrengeschenk. Ein Teil desselben bestand in Vischers Marmorbüste von Professor A. Donndorf. Sie sollte den Lebenden nicht mehr erfreuen; auf den Tag ist sie nicht fertig geworden und am 14. September war der Jubilar schon tot! Die Büste erhielt der Sohn, Professor Robert Vischer in Aachen. Der zweite Teil des Ehrengeschenkes sollte in einem Silberschatze bestehen, doch hat Vischer's Sohn darauf verzichtet und die Summe als Beitrag für das zu errichtende Denkmal angewiesen.

Auch das Hoferdenkmal auf dem Berge Isel scheint jetzt verwirklicht zu werden. Nach einem Entwurf des tiroler Bildhauers Natter (dem auch das Walther-Denkmal übertragen wurde) ist das Denkmal in kolossalen Massen gedacht. Cyklopisch über einander getürmte Felsblöcke bilden den Sockel, darauf sich die 12 Fuß hohe Gestalt des Landeskommandierenden von Tirol erhebt. Er selbst steht fest, wie in den Boden gewurzelt, da. Seine Linke hält die Fahne, deren Tuch, lang wallend und reich bewegt, seine Schultern und seinen Rücken umfließt. Die Rechte weist abwärts ins Thal, auf die andrängenden Feinde hin.

Der preußische Staat beabsichtigt die Einrichtung eines Denkmal-Archivs, für welches schon eine große Anzahl photographischer Aufnahmen gemacht worden sind. In einer anfangs Juni stattgehabten Sitzung des Berliner Architektenvereins machte Regierungsbaurat Dr. Meydenbauer über den Plan einige Mitteilungen, von denen die folgenden angeführt seien. Zunächst hat man die durch den Landtag zur Verfügung gestellten Gelder für die Förderung und Pflege der Meßbildkunst dazu verwandt, von zahlreichen älteren Baudenkmälern Aufnahmen nach dem Meßbildverfahren zu gewinnen und diese dann mittelst sorgsamster Umzeichnung in geometrische Ansichten zu verwerten. Als Proben wurden u. a. innere oder äußere Ansichten der Paulinuskirche und des Domes zu Trier, der Krypta zu Quirin in Neuß, der Igelsäule und des Remters der Marienburg in Zeichnungen bezw. photographischer Vergrößerung vorgelegt. Die letztern lassen alle Einzelheiten durchaus genau erkennen und versprechen dadurch für die Kunstforschung von großer Bedeutung zu werden. Sie sind fast 1 m im Geviert groß und auf Bromsilberpapier ausgeführt, welches früher nur durch die Eastman-Company in Newyork, später alsdann durch Dr. Just in Wien und jetzt neuerdings durch Dr. Stolze in Berlin hergestellt wurde. Die Originalaufnahmen messen 40 cm im Geviert und werden zu je 8—12 Stück in einem Heft vereinigt. Die Zahl der für das Denkmalarchiv bereits vorliegenden Aufnahmen wird auf rund Tausend angegeben.

Der am 15. Juni morgens nach 11 Uhr erfolgte Tod Kaiser Friedrichs ruft wieder ein Vorkommnis ins Gedächtnis, welches hierher gehört. Im Jahre 1845 besuchte die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die Kaiserin Augusta, die damalige Hänelsche (jetzige Gronausche) Buchdruckerei in Berlin. In ihrer Begleitung befand sich der 14 Jahre alte Prinz Friedrich, unser nachmaliger Kaiser. Der interessante Vorgang, wie Buchstabe an Buchstabe, Wort an Wort, Satz an Satz sich reiht, wie die einzelnen Typen zu Kolumnen und Formen geschlossen werden und endlich die bedruckten Bogen aus der Maschine kommen, riefen in dem jugendlichen Prinzen den Wunsch hervor, diese Kunst zu erlernen. Seine Tante, die damalige Königin Elisabeth, erfüllte sein Verlangen und schenkte ihrem Neffen zu Weihnachten 1845 eine vollständig ausgestattete Buchdruckerei. Ein Angestellter der Hänelschen Offizin kam täglich ins Palais, um den prinzlichen Jünger Guttenbergs „anzulernen". Der alte Hänel selbst revidierte von Zeit zu Zeit den Satz. Die Wahrheit dieser Erzählung wurde dem Journal für Buchdruckerkunst durch ein Schreiben des damaligen Kronprinzen vom 9. November 1871 bestätigt. Der Redakteur des Blattes hatte sich wegen seiner Zweifel an der Wahrheit der Mitteilung an die kompetente Stelle gewandt und erhielt darauf das erwähnte Schreiben folgenden Inhalts: „Berlin, den 9. November 1871. Privatkanzlei Sr. kaiserl. und königl. Hoheit des Kronprinzen. Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf Ihr Schreiben vom 21. v. M. im Höchsten Auftrag ergebenst, daß der in dem „Journal für Buchdruckerkunst" enthaltene Aufsatz, soweit

derselbe die Person Sr. kaiserl. und königl. Hoheit des Kronprinzen betrifft, in allen seinen Teilen auf Wahrheit beruht. v. Normann, königl. Kammerherr."

Der leider allzu früh verstorbene Kaiser war wie kein anderer deutscher Fürst von der Wichtigkeit und Bedeutung einer unabhängigen Presse durchdrungen. Dem entsprach auch sein persönliches Verhalten gegenüber den Vertretern der Presse. Welches Aufsehen machte es, als er als Thronfolger das erste Mal Mitarbeiter und Chefredakteure hervorragender Blätter zu zwangloser Unterhaltung in seinem Palais zu Potsdam empfing! Und mit welchen verdutzten Gesichtern standen die vornehmen Hofchargen umher, wenn er bei irgend einer der offiziellen Festlichkeiten in Berlin alsbald zu der kleinen Gruppe der anwesenden Journalisten ging, um mit ihnen über alles Mögliche gemütlich zu plaudern. Ich erinnere mich, schreibt ein Mitarbeiter der „N. Zür. Ztg." hierüber, wie er einmal bei einem großen öffentlichen Akte zu uns Korrespondenten herankam und fragte, ob wir auch mit unseren Plätzen zufrieden wären, die ihm nicht günstig genug erschienen. Als wir achselzuckend verneinten, sauste ein Donnerwetter auf die Häupter der Arrangeure herab, das mit den Worten schloß: „Die Herren hier sind wichtiger als Sie; denn wenn sie nicht darüber schreiben, dann weiß die Welt überhaupt nichts von der Sache hier! — Als er seine große politische Reise nach Spanien antrat, waren die deutschen Journalisten seine Gäste und gehörten zu seiner nächsten Begleitung, mit denen er sich gern unterhielt. Das findet man in der That nur äußerst selten. Gewöhnlich wird die Presse an die Wand gedrückt. Bei der jüngsten Eröffnung des Reichstages am 25. Juni wurden einer Reihe von Zeitungen Eintritskarten verweigert.

Die älteste Universität der Welt, die zu Bologna, beging in den Tagen vom 11. bis 13. Juni die Feier ihres 800jährigen Bestehens. Sie soll im Jahre 425 n. Chr. aus der Rechtsschule des Kaisers Theodosius II. entstanden sein und hat der Stadt, in der sie ihren Sitz hat, den ausgebreitetsten Ruf verschafft. Oft zählte sie mehrere Tausend (im Jahre 1262 sogar 10,000) Studierende aus allen Ländern Europas, namentlich aus Deutschland, Spanien, Ungarn u. s. w. Eine Eigentümlichkeit der Universität war, daß sie viele weibliche Mitglieder und Professorinnen hatte, die sich oft in hohem Grade auszeichneten. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts hielt die Dottoressa Laura Bassi Vorlesungen über Mathematik und Naturgeschichte und noch in späterer Zeit (1794—98) saß Clotilda Tambroni auf dem Lehrstuhl der griechischen Litteratur. Besonders berühmt hat die Universität ihre Rechtsschule gemacht; von ihr ist die Entwicklung der neueren Rechtswissenschaft, der zivilistischen wie der canonistischen, ausgegangen. Durch Jahrhunderte hindurch haben tausend und abertausend deutscher Jünglinge in Bologna ihre juristische Bildung erworben, und Rechtslehrer von Bologna haben den deutschen Kaisern aus dem Hause der Hohenstaufen als treue Berater bei der Verfechtung des Reichsgedankens zur Seite gestanden. Berühmt wie die Universität selbst sind auch ihre Institute, so die Sternwarte, das anatomische Theater mit sehr schönen Wachspräparaten, das Naturalien-Kabinett, ein historisch-interessantes physikalisches Kabinett, ein chemisch-pharmaceutisches Theater, eine Antikensammlung und eine Modellkammer für Kriegs- und Marinewissenschaft, sowie die Bibliothek von mehr als 200000 Büchern und 1000 Handschriften.

Ebenfalls zu Bologna wurde am 6. Mai die erste internationale Musikausstellung eröffnet und zwar — das läßt tief blicken — ohne Musik, da die programmmäßige Festouverture ausfallen mußte, weil sich das Komitee mit dem Theateragenten, der das Orchester stellen sollte, entzweite. Der Musiksaal der Ausstellung faßt 3000 Per-

sonen. Die in den angrenzenden Sälen untergebrachte eigentliche Ausstellung bietet in der Abteilung für „musikalische Altertümer“ besonderes Interesse, und unter diesen verdient neben der Sammlung antiker Instrumente aus Brüssel die Autographensammlung, die von der königlichen Bibliothek in Berlin und von Herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy gesandt worden sind, besonders hervorgehoben zu werden. Die Bibliothek schickte achtzehn ihrer wertvollsten Autographen, u. a. die Matthäus-Passion und das wohltemperierte Klavier von Bach, die C-dur-Messe, die Partitur der Zauberflöte und die Jupiter-Sinfonie von Mozart, die neunte Sinfonie von Beethoven, die Freischütz-Partitur von Weber, achtunddreißig Lieder von Schubert, Paulus-Partitur und Lieder ohne Worte von Mendelssohn, ferner Autographen von Spontini, Rossini, Schumann, Gluck und Haydn. Herr Mendelssohn sandte den ersten Entwurf zum Fidelio von Beethoven, die Partitur zur Entführung von Mozart, die Chöre zur Antigone von Mendelssohn 2c. Durch italienische Blätter war auch die Meldung verbreitet worden, daß sich unter den Ausstellungs-Gegenständen auch der Schädel des im Jahre 1848 verstorbenen Komponisten Donizetti befinde. Der Neffe des letztern widerspricht nun dieser Nachricht und teilt die merkwürdigen Schicksale des Schädels seines Onkels bei dieser Gelegenheit auf folgende Weise mit: „Nach dem Tode meines Onkels behielt Dr. Carcano den Schädel, um weitere Studien daran zu machen. Carcano starb und sein Mobiliar wurde im Auktionswege verkauft. Als im Jahre 1875 die Überreste Donizettis vom Friedhofe in die Basilika von Bergamo übertragen wurden, um daselbst in einem von den Brüdern des Komponisten errichteten Mausoleum beigesetzt zu werden, erinnerte man sich, daß der Schädel noch nicht zurückgestellt sei, und begann Nachforschungen zu halten. Es gelang endlich, festzustellen, daß während der Auktion des Mobiliars Carcanos auch ein „schalenartiges Gefäß“ um wenige Cent an einen Fleischhacker verkauft worden war. Man eruierte den Wohnsitz des Fleischhackers, der sich noch im Besitze desselben befand. Der brave Mann öffnete seine Tischlade und zog aus derselben das „schalenartige Gefäß“, den Schädel Donizettis, hervor, in welchem er seine Scheidemünze zu verwahren pflegte. Nachdem man ihm den Schädel abgekauft hatte, wurde derselbe in die Bibliothek von Bergamo gebracht, woselbst er nun aufbewahrt wird.“

In Frankreich ist es Sitte geworden, jeden Roman, der einen mehr als ganz gewöhnlichen Erfolg erzielt, auch zu einem Theaterstück umzuarbeiten, weshalb es eigentlich zu verwundern war, daß Zolas Germinal, der bereits in 72 Auflagen vorliegt, noch nicht über die Bretter gelaufen ist. Aber die Schuld lag diesmal nicht an dem berühmten Verfasser, sondern an der Regierung. Fast drei Jahre hat Zola gebraucht, um das von ihm und seinem Freund William Busnach verfertigte Schauspiel Germinal auf die Bühne zu bringen. Es war der damalige Unterrichtsminister Goblet, welcher die Aufführung des Stückes wegen seiner sozialistischen Tendenzen verbot. Das Verbot rief s. Zt. eine stürmische Polemik zwischen Zola und Alexander Dumas hervor, welcher sich halb und halb auf die Seite des Ministers stellte. Trotzdem endlich die vielbesprochene Gendarmenszene aus dem Stücke gestrichen war, wurde das Drama nicht freigegeben. Der Minister des Unterrichts und der schönen Künste, welchem Emile Zola die endliche Freigebung seines Dramas verdankt, ist Herr Lockroy, der Schwiegersohn Victor Hugos, ein Mann, der durch innige Freundschaftsbande mit dem Romandichter verknüpft ist. Allein der jetzt erzielte Erfolg war äußerst mäßig. Als das Stück am 21. April im Châtelet-Theater zum erstenmal aufgeführt wurde, fiel es glänzend durch, so zwar, daß Zola eine Gratisvorstellung veranlaßte, damit sich jeder von dem ungerechten Urteil des Premièren-Publikums und der Kritik über-

zeugen könne. Der Kritiker Hektor Pessard sagt von dem Stücke u. a.: „Auf dem Lebkuchenmarkte kann das Publikum alljährlich für zehn Centimes in einer Bude das Innere einer Kohlengrube sehen. In wahren Steinkohlenblöcken bewegen sich Hunderte von Marionetten, graben Gänge, laden Wägelchen, werden auf und nieder gefahren. In einer Ecke bricht ein schlagendes Wetter aus, in einer anderen dringt das Wasser ein und die armen Holzpuppen müssen baumelnd ersaufen. Wohlan, das Mitleid, welches diese kleinen Opfer der Arbeit erregen, die sich abhetzen ohne eine Klage, töten lassen ohne einen Schmerzensschrei, geht hundertmal tiefer, als die Rührung, die durch die feierlichen Schwätzer Zolas erzeugt wird. Die handelnden Personen des Lebkuchenmarktes haben wenigstens das Gute, daß sie nicht reden. Sie zwingen die Zuschauer nicht, ihre leidenschaftlichen Tiraden, wahre Aufreizungen zum Hasse der Bürger gegen einander, mit anzuhören."

Aber auch mit ihrem originellen Appell an das Volk haben die Verfasser kein Glück gehabt. Das Châtelet-Theater war zwar, wie man das erwarten mußte, schon seit früher Morgenstunde von einer stetig wachsenden Menschenmenge umlagert, die schließlich den Verkehr in den angrenzenden Straßen vollständig sperrte. Das Publikum bestand aus den gewöhnlichen Besuchern des „Olymps", ferner aus halb zerlumpten Individuen, wie sie bei jeder „Hetze" zu finden sind. Sie betrachteten die Gratisvorstellung als eine willkommene Gelegenheit, sich einmal ein paar Stunden lang auf den Sammetfauteuils des Theaters auszuruhen, ehe sie ihr Nachtlager im „Bois" oder einem Winkel der Straße aufsuchten. Eine Stunde bereits vor der gewöhnlichen Zeit mußte das Theater der tobenden Menge geöffnet werden, und im Handumdrehen war dasselbe bis auf den letzten Platz gefüllt; nur mit Mühe gelang es der in großer Anzahl aufgebotenen Polizei, die Gänge zu säubern. Bei der Vorstellung zeigte sich indes das Publikum nicht sehr dankbar; es blieb ziemlich kühl. Die Szenen, auf welche die Verfasser ihre HauptHoffnung gesetzt hatten, gingen ohne zu zünden vorüber, und nur dasjenige, was auch bei der ersten Aufführung bei dem Publikum der Gallerie eingeschlagen hatte, wurde auch jetzt lebhaft beklatscht. Der „edle" Arbeiter wurde mit Beifall überschüttet, in der Szene, wo er den „Verräter" mit dem Messer bedroht, schrie das ganze Haus einstimmig: „Töte ihn!" und der hartherzige Bergwerksdirektor wurde mit lautem Zischen empfangen. Das Publikum stand ganz auf dem Niveau jenes biedern Landbewohners, der, wie eine Anekdote berichtet, von der Gallerie aus bei irgend einem Rührstück durch einen Zwischenruf sich erbot, für die Unschuld der verfolgten Heldin Zeugnis ablegen zu wollen, da er mit eigenen Augen gesehen, daß der „Bösewicht" der wirkliche Schuldige sei. Ein solches Publikum als höhere Instanz gegen die Kritik und als maßgebende Richter über den dramatischen Wert ihres Stückes anzurufen, war, wie die Verfasser wohl eingesehen haben werden, ein verfehltes Unternehmen.

Eine wichtige Erfindung ist nach der „Vossischen Zeitung" zur Herstellung der Pappe in Brüssel gemacht worden, die, wie belgische Fachkreise versichern, eine Umgestaltung der ganzen Fabrikation herbeiführen dürfte. Bisher wurde zur Herstellung der Pappe Stroh verwendet; um 1000 Kilo Pappe zu fabrizieren, braucht man 1750 Kilo Stroh. Da 1000 Kilo Stroh 50 Frcs. kosten, so kommt der Rohstoff auf 87,50 Frcs. zu stehen. Das Stroh muß sodann sorgsam zerhackt und verarbeitet werden. Herr Nast hat jetzt ein Mittel gefunden, um die Fabrikation wesentlich zu vereinfachen und billiger zu gestalten. Er verwendet statt des Strohs Dünger. Die Fabrikation, bei welcher die Handarbeit wesentlich geringer ist, erfordert für eine Tonne Pappe drei Tonnen Dünger. Der Selbstkostenpreis der Tonne (1000 Kilo

stellt sich nach dieser Erfindung auf nur 77 Frcs. Da der Verkaufspreis gegenwärtig 135 Frcs. beträgt, so erzielt der Fabrikant einen sehr erheblichen Nutzen.

Unter dem Titel „Das Alter der Schaffenskraft. Ein Versuch der Geistesstatistik" veröffentlichte Schorers Familienblatt (1888 Nr. 24 u. 25) eine interessante Studie, aus der einige Daten, welche auf unsere Dichter und Musiker Bezug haben, hier stehen mögen. Man ersieht daraus, daß der Höhepunkt der Schaffenskraft durchaus nicht an eine beschränkte Lebenszeit gebunden ist, sondern daß wir vielmehr in Bezug hierauf Beispiele für alle Lebensalter besitzen, selbst wenn wir von unsern berühmten „jungen Deutschen" absehen, von denen einige schon in der Kindheit angefangen haben, Dichter zu sein. Nach der obengenannten Quelle schuf Petöfi sein Most vagy soha im 26. Lebensjahre; Turgenjew mit 27 Jahren sein Tagebuch eines Jägers; Uhland zählte 28 Jahre, als er seine Gedichte veröffentlichte; Heine 28, als das Buch der Lieder erschien; Scheffel schrieb mit 29 den Ekkehard; Byron mit 29 den Manfred; Victor Hugo mit 29 Notredame; Andersen mit 30 seine Märchen; Tasso mit 31 das befreite Jerusalem; Grillparzer mit 31 das befreite Vließ; Rückert mit 32 den Liebesfrühling; Kleist mit 34 die Hermannschlacht; Camoens mit 36 die Lusiaden; Rabelais mit 38 Gargantua; Dickens mit 38 den Copperfield; Shakespeare mit 39 Hamlet; Jean Paul mit 40 Titan; Gutzkow mit 40 die Ritter vom Geist; Tegnér mit 43 die Frithjofssage; Schiller mit 44 den Tell: Molière mit 45 den Tartüffe; Wieland mit 47 den Oberon; Cervantes mit 47 den Don Quixote; Scott mit 48 Jvanhoe; Klopstock mit 49 den Messias; Freitag mit 49 Soll und Haben; Lessing mit 50 den Nathan; Scribe mit 51 das Glas Wasser; Reuter mit 54 die Stromtid; Dante mit 55 die Göttliche Komödie; Sophokles mit 56 die Antigone; Milton mit 57 das verlorene Paradies; Goethe vollendete den ersten Teil des Faust mit 59 Jahren. Was die Musiker anbelangt, so komponierte Schubert den Erlkönig und den Wanderer mit 25 Jahren; Mendelssohn den Paulus mit 27; Mozart den Don Juan mit 31; Schumann mit 34 das Paradies und die Peri; Weber mit 34 den Freischütz; Beethoven mit 35 den Fidelio; Cherubini mit 37 Medea; Rossini mit 37 den Tell; Verdi mit 38 den Troubadour; Gounod mit 41 den Faust; Bach mit 44 die Matthäuspassion; Auber mit 46 die Stumme; Wagner mit 50 die Nibelungen; Boieldieu mit 50 die Weiße Dame; Händel mit 56 den Messias; Haydn mit 65 die Schöpfung; Gluck mit 65 die Iphigenie in Tauris.

Unter der Leitung von David Anderson besteht in London seit März eine Fachschule für solche, die das Handwerk der Zeitungsschreiber erlernen wollen. Der Begründer, welcher das Handwerk eines Journalisten schon seit 30 Jahren betreibt, hat in dieser Zeit, wie er meint, genug Gelegenheit gehabt, den Mißerfolg vieler Schriftsteller zu beobachten, denen die praktische Vorbildung für ihren Beruf fehlte; er will nun jungen Männern von guter allgemeiner Bildung mit seiner Erfahrung beistehen, damit sie nicht viele Jahre lang mit tausend Hemmnissen zu kämpfen haben Sein Kursus dauert ein Jahr und kostet 2100 Mark. Sein Lehrweg ist originell genug, um ihn hier aufzuführen. Er betrachtet sich als Hauptredakteur einer großen Zeitung, seine Schüler sind sein Redaktionspersonal. Er kommt jeden Morgen um 10 Uhr zum Büreau, sieht die eingelaufenen Briefe und Zeitungen durch und teilt den Schülern die Aufgaben des Tages zu. Zum ersten sagt er vielleicht: „Heute ist eine Truppenschau im Hyde-Park, seien Sie um 11 Uhr dort und bringen Sie mir um 3 Uhr eine Beschreibung in 500 Worten." Einen zweiten, dritten und vierten schickt er zu einer Gemäldegalerie, in ein Theater und in eine Versammlung, ein fünfter muß einen Bericht von einer halben Spalte auf eine Drittelspalte oder auf sechs

Zeilen verkürzen. Ferner hält Anderson Vorträge über alle Gegenstände, die mit der Presse zusammenhängen und läßt Unterricht von Fachmännern erteilen, wo er selbst nicht kompetent ist. Die Schüler sollen lernen, wie man „interviewt", wie man Neuigkeiten erforscht, wie man telegraphiert, welche Nachschlagebücher zur Verfügung stehen, wie man sich vor den Preßgesetzen in acht nimmt, wie man mit Polizisten umgeht u. s. w. Natürlich nimmt er auf die Neigungen und Vorkenntnisse des Einzelnen Rücksicht und unterrichtet einen Politiker anders als einen Theaterrezensenten. Ein Leitartikelschreiber muß nach seiner Ansicht genaue Kenntnis der Reichsgeschichte, der Verfassung, des Völkerrechts, der Nationalökonomie und eine gute allgemeine Bildung haben. Er muß zeitweilige Strapazen ertragen, in kurzer Zeit viel schreiben und seine persönlichen Gefühle unterdrücken können. Er muß Takt und Vorsicht besitzen und muß lernen, was Redaktionspolitik bedeutet. Herr Anderson denkt, daß diejenigen, welche seinen Kursus durchgemacht haben, wöchentlich 120—400 Mark verdienen können (?) und nachdem seine Anstalt ihr erstes Jahr hinter sich hat, versichert er, daß von 6 Schülern, die daraus hervorgehen, 5 gute Anstellung finden. Unter seinen Schülern waren bisher auch eine Anzahl von Angehörigen der Universitäten Oxford und Cambridge.

Volapük imponiert nicht mehr! Die „American philosophical Society" in Philadelphia hatte an die königlich Niederländische Akademie der Wissenschaften in Amsterdam das Ersuchen gerichtet, ihr Gutachten über den Wert des Volapük abzugeben. Nach bewährtem Schema wollte zwar die Akademie eine Kommission zur gründlich niederländischen Untersuchung der Frage ernennen, allein dies Vorhaben scheiterte diesmal an der Hartköpfigkeit der Gewählten, welche sämtlich mit einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung die an sie gestellte Zumutung abwiesen und einstimmig die Erklärung abgaben, daß die Sache gar keiner Untersuchung würdig wäre.

Der bekannte Verlagsbuchhändler F. A. Otto Klasing starb am 12. Mai in Leipzig infolge einer Operation. Über den Lebensgang des Verstorbenen giebt Pantenius ein schönes Bild im „Daheim", dem das Folgende entnommen ist. Klasing ist nur 47 Jahre alt geworden. Er war am 19. August 1841 zu Bielefeld geboren. Mehr als die Hälfte dieser seiner kurzen Lebenszeit hat er indes in Leipzig zugebracht, hier entfaltete er die energische Thätigkeit, welche das Haus Velhagen und Klasing binnen wenigen Lustren zu einer der ersten Firmen des deutschen Verlagsbuchhandels erheben sollte. Nach dem Willen des Vaters, der dem Sohne ein größeres umfassenderes Feld für seine angeborene Thatkraft bieten wollte, sollte er in ein industrielles Unternehmen, die Seidenfabrik eines Onkels in Elberfeld, eintreten. Der Lehrling blieb nur ein Jahr in seiner Stellung, dann entschied er sich für den Buchhandel. Ostern 1858 trat er bei Bädeker in Elberfeld in die Lehre. Gehilfe wurde er 1861, und zwar zunächst bei C. Detloff in Basel, dann bei H. F. & M. Münster zu Venedig, von welcher Stellung er im Herbst 1863 in das väterliche Verlagsgeschäft eintrat. Er war der rechte Mann dazu, ein gerade damals geplantes großes Unternehmen, die Herausgabe des illustrierten Familienblattes „Daheim" in Leipzig mit ins Werk zu setzen. Die „Daheim"-Expedition ward hier im September 1864 aufgethan, er war der Leiter derselben. Wenn wir ein Vierteljahrhundert hindurch an dem einfach-schönen urgemütlichen Titelbilde, dem „Kopfe" des „Daheim", uns immer wieder erfreuen, so danken wir es Otto Klasing, der Ludwig Richter in Dresden aufgesucht und ihn zum Entwurfe dieses Bildes persönlich angeregt hatte. Klasing hatte es verstanden, in schwieriger Zeit das „Daheim"-Unternehmen, welches als offiziös verdächtigt worden war, über Wasser zu halten. Ende der sechziger Jahre mußten

er und sein jüngerer Bruder Johannes, der ebenfalls im Leipziger Geschäft thätig war, wegen eines drohenden Lungenleidens einen Winter in Algier zubringen. Einen bedeutenden Aufschwung nahm „Daheim" während des deutsch-französischen Krieges, die Auflage stieg aufs Doppelte! In demselben Jahre gründete sich Klasing einen eigenen Herd und schuf sich in Gohlis eine Häuslichkeit.

Über Klasings weitere Verlegerthätigkeit führt Pantenius manches Charakteristische an. Die Unternehmungen gingen größtenteils aus buchhändlerischer Initiative hervor. Ein Hauptverdienst Otto Klasings war, daß er darauf kam und darauf hielt, die Zeit aus der Zeit zu illustrieren. Die Illustrationen der Litteraturgeschichte Königs z. B. sind vorzugsweise zeitgenössischen Originalbildern entlehnt. Die mit Richard Andree ins Leben gerufene geographische Anstalt überraschte alsbald die Welt mit der epochemachenden Leistung des 1881 zum erstenmal vollständig erschienenen „allgemeinen Handatlas in 86 Karten" zum beispiellosen Preise von nur 20 Mark. Die heute berühmte Firma ist erst 1835 von August Velhagen und August Klasing in Bielefeld als Sortiment gegründet worden.

Deutsche Buchhändler.

14.

Friedrich Pustet.

Eine Biographie

von

J. Braun.

Vorbemerkung. Als ich vor einiger Zeit die Hinterbliebenen Pustets um einige Notizen zu einer für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ zu liefernden Lebensschilderung dieses verdienstvollen Buchhändlers gebeten hatte, wurde mir von denselben in bereitwilligster Weise das Material zu einer solchen überliefert. Leider gestattete es der Raum des genannten Werkes nicht, was ja bei einem Sammelwerk selbstverständlich ist, auf die einzelnen Angaben näher einzugehen, und so mußte ich mich dort auf Mitteilung von Daten und ganz charakteristischen Episoden beschränken. Da aber die Darstellung eines so viel bewegten und in seinen Erfolgen ungemein merkwürdigen Lebens, wie es dasjenige Pustets nach den mir gemachten Aufzeichnungen war, der jüngeren Generation ein treues Bild von den Schwierigkeiten zu geben vermag, welche unsere Berufs-Vorgänger zu überwinden hatten, wollten sie das sich selbst vorgesteckte Ziel erreichen, so ist es wohl ganz angebracht, die Sammlung von „Deutschen Buchhändlern“ in diesen Blättern durch eine ausführlichere Biographie Pustets zu vermehren, und zwar umsomehr, weil ein seiner Zeit nach dem Tode Pustets von den Hinterbliebenen dem „Börsenblatt“ eingesandter Nekrolog verloren gegangen und darum nicht zum Abdruck gelangt ist. —

In dem kleinen Marktflecken Nals bei Passau in Bayern wurde Friedrich Pustet am 24. Februar 1798 als Sohn eines Buchbinders geboren. Der Vater lebte mit seiner zahlreichen Familie in den damaligen kriegerischen Zeiten unter den drückendsten Verhältnissen, und bei einem dieser Kriegsstürme brannte das elterliche Anwesen nieder. Als dann noch der Vater und Ernährer der Familie gestorben war, und die

Mutter mit den Kindern sich kaum noch zu helfen wußte, schickte sie in dem unglücksvollen Jahr 1809 den elfjährigen Friedrich mit hart entbehrten 15 Kreuzern in der Tasche fort, damit er sich selbst irgend ein Unterkommen suchen solle. So wanderte der junge Bursche denn auf den unsicheren Landstraßen an der Donau aufwärts, nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich bei dem Buchbindermeister Eggensberger in Stadtamhof bei Regensburg als Lehrling Aufnahme findend. Schon wenige Monate später wurde das Städtchen und dabei auch das Haus seines Lehrherrn von den Franzosen in Brand geschossen. Was fliehen konnte, suchte ins Weite zu kommen, niemand kümmerte sich um den verlassenen Jungen, der voll Hunger und Schrecken sich einen Weg über die mit Leichen bedeckte Stein-Brücke nach Regensburg suchte, um in das der Stadt nahe gelegene Karthäuserkloster zu gelangen, wo er einen Mönch mit Namen Pustet wußte, den er um Aufnahme bat. Aber auch hier war ein längeres Verweilen unmöglich, denn die Kriegsfurie hatte auch an dieser Stelle gewütet, alles aufgezehrt, und so wurde denn der Knabe mit einigen Kreuzern und dem wohlgemeinten Rate, seine Mutter aufzusuchen, wieder fortgeschickt. Zu Hause traf er die Seinen in großem Elend an. Dennoch verbrachte er nun mehrere Jahre da, bestrebt, seine wenigen Kenntnisse als Buchbinder zu verwerten, bis er endlich seine Mutter dazu bewegen konnte, nach Passau überzusiedeln und dort eine kleine Leihbibliothek zu gründen. Wie Otto Spamer in einer für den Buchhandel ungünstigen Zeit, genötigt, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, sich mit dem Handel von Insektenpulver befaßt hat, wie August Velhagen und A. Klasing in den ersten Jahren ihrer Selbständigkeit durch Übernahme einer Hauptagentur von Feuerversicherungsgesellschaften ihre Einnahmen zu erhöhen versuchten, so wußte auch Pustet durch eine Lotteriekollekte sich einen Nebenverdienst zu schaffen, welcher den Ankauf der fast gänzlich wertlos gewordenen Österreichischen Guldenzettel ermöglichte, ein Geschäft, das später bei gebesserten Verhältnissen so viel Mittel ins Haus brachte, daß er 1820 einen kleinen Buchhandel anfangen und damit zu seiner Freude einen lange Zeit schon gehegten Wunsch erfüllen konnte. Freilich wuchsen auch die Bedürfnisse der zahlreichen Familie, deren Sorge nun schon ganz auf seinen Schultern ruhte, und die ihn schwer drückte. Geradezu rührend ist eine Schilderung aus dieser Zeit, wie er zu einer bedeutenden Summe Geldes kam. Als er eines Tages voll Kümmernis in der Kirche so recht von Herzen gebetet hatte, lernte er einen Passauer Bürger kennen, der ihm, nachdem er demselben seine Bedrängnisse erzählt hatte, die für seine damaligen Verhältnisse ungeheuer große Summe von 300 Gulden anvertraute, mit der

Pustet sofort den schon längere Zeit gehegten Plan, durch Papierhandel neue Erwerbsquellen zu finden, realisieren konnte. Er verschaffte sich mit diesem Gelde bei den verschiedenen Papiermühlen im Innviertel Kredit und brachte das zusammengekaufte Papier selbst unter den größten Beschwerden und Gefahren auf einem Floß, dem einzigen damaligen Kommunikationsmittel, nach Wien. Mit diesem oft wiederholten sorgenvollen Handel erwarb er sich nach und nach ein hübsches Vermögen, sodaß er im Jahre 1820 dieses gefahrvolle Unternehmen aufgeben, eine ordentliche Buchhandlung gründen und mit Leipzig direkt in Verkehr treten konnte. Schon ein Jahr vorher hatte er durch Anschaffung einer Handpresse den Grund zu einer Druckerei gelegt, wozu J. E. Fürst in Frauendorf die Veranlassung gegeben hatte. Von dieser Zeit an druckte und verlegte er dessen „Gartenzeitung", die später unter dem Namen „Frauendorfer Blätter" bekannt gewordene Zeitschrift. Sein erster Verlagsartikel war das zu seiner Zeit viel gekaufte Buch „Der verständige Bauer Simon Strüf", von dem er bei seinen bescheidenen Herstellungsmitteln nicht genug drucken konnte. Sein unermüdlicher Fleiß brachte darnach bald bessere Verhältnisse für die Familie, und das Geschäft begann namentlich durch Anknüpfung persönlicher Bekanntschaft und Freundschaft mit den Professoren der damaligen Universität Landshut mehr und mehr aufzublühen.

Man möchte nun nach dem Vorhergehenden glauben und wünschen, daß Pustet die Früchte seiner Ausdauer hätte ernten können, aber schon im Jahre 1826 wurde der junge Mann durch Familienverhältnisse gezwungen, nochmals den Wanderstab zu ergreifen und zog es ihn nun mit Macht wieder nach Regensburg, wo er im Vertrauen auf ein gütiges Geschick und auf seine Intelligenz, wenn auch ohne alle pekuniären Mittel, eine neue Existenz sich gründen wollte. Er mietete daselbst einen bescheidenen Laden und begann nun im Dezember 1826 wieder eine Buchhandlung. Wie schwer es für ihn zu jener Zeit war, einen solchen Handel zu treiben, mag die Thatsache zeigen, daß er sich jeden Sonnabend Mittag seinen Laden zu schließen genötigt sah, die Bücher zusammenzupacken und damit belastet auf dem Lande selbst seine Käufer zu suchen. Von diesen Geschäftsreisen kam er dann gewöhnlich erst Montag Mittag wieder nach Hause, und arbeitete dann wieder fünf Tage in der Stadt, sein Essen sich täglich in der Kaserne für sieben Kreuzer selbst holend. Seine strebsame Thätigkeit, seine Ehrlichkeit und Sparsamkeit erwarben ihm bald auch hier neue Freunde und Gönner, die Verbindungen mit Landshut knüpften sich aufs neue wieder an und so konnte er 1827 an die Gründung einer ordentlichen Buchdruckerei, freilich mit den bescheidensten Anfängen, denken.

Zu einem eigenen Herde kam er erst am 28. Juni 1830, wo er sich mit Therese Schmid, Tochter des kgl. Zollbeamten Schmid in München, die er bei dem ihm befreundeten Universitäts-Rektor Nortig in Landshut kennen gelernt hatte, vermählte. Sie brachte ihm keine irdischen Güter, wohl aber einen reichen Schatz von Tugenden in die Ehe.

Die geschäftlichen Verhältnisse gestalteten sich nun im Verlaufe der folgenden Jahre so günstig, daß die Buchhandlung und Druckerei vergrößert werden mußten und im Jahre 1833 ein eigenes Haus erworben und die erste Schnellpresse aufgestellt werden konnte. Fortwährende Sorge um Herbeischaffung des immer größer werdenden Papierbedarfs ließ in Pustet den Entschluß reifen, eine eigene Papiermühle anzulegen, die dann auch 1836 bei dem Dorfe Allinz, zwei Stunden von Regensburg entfernt, gebaut wurde, nachdem sich daselbst eine für damalige Anschauungen genügende Wasserkraft gefunden hatte. Auch dieses mühe- und opferreiche Unternehmen wurde dank der riesigen Arbeitskraft des thatkräftigen Mannes zu fortgesetzter Blüte gebracht, wozu allerdings der Umstand mächtig beitrug, daß in diese Zeit die Erfindung der Papierfabrikation mittels Maschinen fiel, deren Tragweite Pustet sofort erkannte und als der erste es unternahm, die englische Maschine von Bryan, Donkin & Cie. in Bayern einzuführen.

Eine derartige Ausdehnung des Geschäftsbetriebes wäre freilich nicht möglich gewesen, hätte der Besitzer nicht durch seine Bescheidenheit und Sparsamkeit sich eine Reihe wohlhabender Freunde erworben, die in geschäftlichen Verlegenheiten stets für ihn einzustehen und mit erheblichen Summen auszuhelfen bereit waren. Besonders einer derselben, ein Großhändler Tröger, schenkte dem rührigen Geschäftsmanne ein so unbegrenztes Vertrauen, daß er die jenem geliehenen Gelder niemals buchte, und dessen Witwe war daher nach seinem Tode nicht wenig erstaunt, von Pustet selbst eine ganz bedeutende Summe als erhaltenes Darlehen bezeichnet zu sehen.

Neben dem Bestreben, seine Buchhandlung und Druckerei mehr und mehr zu vervollkommnen und auszubauen, hatte Pustet auch die Geistes- und Körperkraft, seinen anfänglich bescheidenen Verlag in eminentester Weise zu leiten und zu großem Ansehen und hoher Bedeutung zu bringen, wovon der Verlagskatalog Zeugnis giebt. Die neueste Ausgabe desselben führt ca. 470 Werke in fremden Sprachen und mehr als 1200 Bücher in deutscher Sprache an, zum größten Teil umfangreiche schwerwiegende Bände; außer diesen weist derselbe auf 58 Seiten den reichen Verlag an Musikalien und auf 23 Seiten die bildlichen Verlagsartikel auf. Im Jahre 1859 druckte Pustet die erste Auflage eines durch Münchner

Künstler illustrierten Missale und legte damit den Grund zu der seitdem als Spezialität von der Firma gepflegten liturgischen Abteilung des Verlags, die heute allein ungefähr 360 Titel auf 28 Seiten umfaßt. Dieser Teil des Verlages war es, der Deutschland auf dem Gebiet der katholischen Liturgik von dem Ausland unabhängig gemacht und mit der Zeit eine Bedeutung erlangt hat, die heute von der ganzen katholischen Welt anerkannt wird. Alle diese geschäftlichen Anspannungen hielten Pustet nicht ab, auch dem Gemeindewohl seine Thätigkeit zu widmen, indem er als Gemeindebevollmächtigter, Magistratsrat und Vorstand des Gemeindegremiums im öffentlichen Leben sich hervorthat und mancherlei Verdienste sich erwarb. Zudem brachte Pustet im Jahre 1854 auch noch die J. E. von Seidelsche Verlags-Buchhandlung in Sulzbach käuflich an sich, deren bekannten und besonders im Königreich Bayern kolossal gangbaren Kalenderverlag von ihm mit großem Geschick erweitert wurde. Im Juli 1860 übergab er seine Besitzungen in Regensburg und Allinz seinen drei Söhnen und galt von da ab seine Arbeitskraft ausschließlich der noch heute daselbst unter derselben Firma bestehenden Sulzbacher Verlagsbuchhandlung, aber schon 1864 wurde ihm das dortige Feld seiner Wirksamkeit zu eng, weshalb er nach München übersiedelte und daselbst den Königl. bayr. Zentral-Schulbücherverlag übernahm, welchen auch heute noch hochangesehenen Verlag er in gedeihlichster Weise zu einem vorher nie gekannten Wachstum brachte und für dessen Zwecke eine eigene große Buchdruckerei ins Leben rief. Nach zehnjähriger rastloser Thätigkeit in München gab er endlich 1874 dem fortwährenden Drängen seiner Familie nach und zog sich ins Privatleben zurück. 1876 feierte er sein 50 jähriges Jubiläum als Buchhändler, dem im Jahre 1880 auch das Fest der goldenen Hochzeit folgte. Am 6. März 1882 starb Pustet im Alter von 84 Jahren zu München, überlebt von seiner treuen Lebensgefährtin, drei Töchtern und drei Söhnen, denselben das leuchtende Beispiel eines kernigen, unentwegt strebsamen Ehrenmannes hinterlassend. Alle Bewegungen in den von ihm begründeten und geleiteten Geschäften interessierten ihn bis an sein Ende auf das Lebhafteste und stets war er zu schätzenswerten Ratschlägen bereit. Die große Welt hatte allerdings für ihn keinerlei Anerkennung, obgleich er dieselbe mehr als mancher andere im reichsten Maße verdient hätte, aber das von ihm begonnene Werk wurde in seinem Sinne fortgeführt. Die Regensburger Handlung, zu der im Jahre 1865 eine Zweigniederlassung in New-York und Cincinnati hinzukam, ist jetzt im Besitz von Friedrich und Karl Pustet, die den Titel „Typographen des heil. Apostol. Stuhles und der Kongregationen der heil. Riten und Indulgenzen“ führen. „Pro Deo et prin-

cipe“ war sein Wahlspruch, und „Für Gott und das Höchste“ war auch die Signatur seines ganzen Lebens. —

Zu den würdigsten und schönsten Aufgaben, die sich der Feder darbieten können, gehört ohne Zweifel die Darstellung des Lebens eines edlen, in seinem Beruf und hierin wieder auf dem ihm in diesem Falle durch seine Religion von vornherein bezeichneten Gebiet Hervorragendes geleistet habenden Mannes. Wenn nun, wie im vorliegenden Falle, ein solches Leben das Bild einer unausgesetzten, von Anfang bis zum Ende zielbewußten Thätigkeit giebt, wenn wir ferner die Persönlichkeit, die uns beschäftigt, mit einem reichen Maße praktischen Verstandes ausgerüstet sehen, wenn wir endlich in dem hier behandelten Berufsgenossen, den Begründer und Besitzer mehrerer heute noch hoch angesehener Buchhandlungen kennen gelernt haben, so kann wohl auch die Hoffnung auf Interesse für dieses an Mißgeschicken und eigenen Errungenschaften gleich reichen Lebens nicht unberechtigt erscheinen. Möge somit diese kleine Biographie eines deutschen Buchhändlers, für den die Mitwelt, vielleicht ob der Sonderstellung der von ihm gepflegten Litteratur, keine sichtbaren Anerkennungszeichen übrig hatte, das an ihm begangene Unrecht in etwas wieder gut machen.

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1682—1882.

Von

Eduard Bernin.

I.

Im 1. Bande der Buchhändler-Akademie haben wir eine längere Abhandlung veröffentlicht, welche die Überschrift trägt: „Die Buchdruckerkunst in Wien von 1482—1682.“ Wir folgten dabei hauptsächlich dem damals neuerschienenen Werke: „Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882, herausgegeben von den Buchdruckern Wiens, verfaßt von Dr. Anton Mayer, 1. Band, 1482—1682, Wien 1883, Verlag des Komitee zur Feier der 400jährigen Einführung der Buchdruckerkunst in Wien, in Kommission bei W. Frick, Hofbuchhändler“. Am Schlusse unserer Arbeit sprachen wir den Wunsch aus, daß das schöne, allen Veranstaltern sowohl, wie den an der Herausgabe Beteiligten zur größten Ehre gereichende Werk bald vollendet sein möge, und heute — etwa 4 Jahre, nachdem wir diese Äußerung gethan hatten — sehen wir die Erfüllung unseres Wunsches, die Krönung des Werkes vor uns: das Unternehmen ist völlig ausgeführt.

Wem vielleicht die hierauf verwandte Zeit etwas lange erscheinen sollte, den darf man wohl bitten, sich daran zu erinnern, was der Verfasser eigentlich mit seinem Buche beabsichtigt hat. Derselbe ging von dem Gedanken aus, „keine ephemere Gelegenheits- oder Jubelschrift zu schreiben, sondern Wiens Buchdruckergeschichte an der Hand der Quellen, soweit sie Bibliotheken und Archive bieten, nach den Prinzipien strenger Forschung aufzubauen, sodaß sie, da eine solche bis über das Jahr 1560 hinaus nicht existiert, und auch Denis in seinem unvergeßlichen Werke: „Wiens Buchdruckergeschichte bis zum Jahre 1560“ mehr die Bibliographie und Gelehrten-Geschichte berücksichtigte, auf lange Zeit hinaus grundlegend bleibe; sie sollte daher nebst der Geschichte der einzelnen Offizinen und ihrer Thätigkeit, sowie des jeweiligen Standpunkts in der Technik der Typographie, auch ein Spiegel des litterarischen Lebens und dessen Strömungen in Wien seit der Einführung der Buchdruckerkunst

daselbst werden, insoweit die Wiener Offizinen daran beteiligt erscheinen.“ Ein derartiges Unternehmen erfordert aber viel Studium, Arbeit und vor allem Zeit; wir finden daher, daß der zweite Band seinem Vorgänger verhältnismäßig schnell gefolgt ist.

Der Verfasser sagt in dem Vorwort zum zweiten Bande, daß er das dem ersten Bande zu Grunde gelegte Programm auch im zweiten beibehalten, doch der Natur der Sache nach mehr auf aktenmäßiger Grundlage weitergeführt habe; die Bibliographie konnte sich daher nur auf die hervorragendsten Werke der Wiener Buchdrucker beschränken. Mit freudigen Gefühlen übergiebt der Verfasser den zweiten Band seines Werkes den Wiener Buchdruckern und spricht zugleich die sehr richtigen Worte aus: „Ist das ganze Werk der Natur der Sache nach auch nicht so schnell von statten gegangen, als manche meinten und wollten, so wird sich aus dem Studium desselben ergeben, welche und wieviele Quellen erst mühsam und mit großem Zeitaufwande eröffnet wurden.“ Die Wahrheit dieser Worte geht schon aus der einen Erwägung klar hervor, daß es ein Buchdrucker-Archiv, das in eine ältere Zeit als etwa das Jahr 1783 zurückreicht, in Wien niemals gegeben hat.

Treten wir jetzt dem Inhalt des zweiten Bandes näher. Letzterer ist gerade wie der erste Band in zwei Abschnitte eingeteilt, die sich von selbst darboten und von denen jeder ein Jahrhundert umfaßt. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: „3. Abschnitt (1682—1782) die Wiener Buchdruckerkunst in der Zeit strenger Zensur-Reformen unter Maria Theresia und Aufschwung der Wiener Buchdruckerkunst.“ Dieser Abschnitt zerfällt in 3 Kapitel, deren erstes behandelt: „Charakteristische Momente der Wiener Buchdruckerkunst am Beginne und im Verlaufe des dritten Säkulums — die einzelnen Offizinen und ihre Thätigkeit.“

Es war eine recht traurige Periode für die Buchdruckerkunst, als das dritte Jahrhundert derselben in Wien seinen Anfang nahm. Zwei schwere Landplagen hatten die Kaiserstadt heimgesucht: Pest und Krieg. Nachdem kaum die üblen Folgen der Pest, welche im Jahre 1679 in Wien mehr als 122 000 Menschen als Opfer erfordert hatten, überwunden worden waren, zog der Großvezier Kara Mustapha mit einem ungeheuren Heere heran und belagerte die Stadt. Volle 61 Tage hindurch dauerte die Einschließung; groß waren die Verluste an Menschen, Hab und Gut, weit und breit war alles vernichtet und überall zeigten sich die Spuren einer großen Verarmung. Gewiß sind damals die Buchdrucker Wiens mehr als die Gewerbtreibenden sowohl durch die Tage der Not als auch durch deren Folgen betroffen worden. Denn

die Universität wie die Schulen waren geschlossen, jedes wissenschaftliche Leben erloschen und die Lust, ein Buch herauszugeben oder zu lesen, entschwunden, weshalb Bücher ganz geringen Umfangs, ja selbst Einblattdrucke, die zur Pestzeit oder während der Belagerung in Wien hergestellt wurden, sehr selten sind. Der Verfasser bezeichnet es als recht merkwürdig, daß an der Neige des zweiten und am Beginn des dritten Jahrhunderts, seit Gutenbergs Kunst in Wien nachweisbar ist, derselben hier gleiche Greuel — Pest und Krieg — unhold waren wie zur Zeit ihrer Einführung.

Unter Kaiser Maximilian I., welcher Wissenschaften und Künsten wohlgeneigt war, kamen bessere Zeiten. Bedeutende Namen auf poetischem wie dem wissenschaftlichen Gebiet machten fortan Wien zu einem Mittelpunkt des geistigen Ringens und Schaffens, und mit Verständnis und Rührigkeit wurden sie von den ersten Buchdruckern Wiens unterstützt wie Winterburger, Vietor und Singrenius.

Im Laufe dieser Periode sollte sich auch die Stellung der Wiener Buchdrucker zur Universität verändern, die beide im Verhältnisse der Unter- und Überordnung zu einander gestanden hatten. Als nun die Universität in eine Staatsanstalt verwandelt werden sollte, nahm sie, gestützt auf ihre Privilegien und voll Eifersucht auf ihre Autonomie, den Kampf mit der Regierung auf, der jedoch zu ihren Ungunsten entschieden werden sollte. Damals trat auch die für die Buchdrucker so bedeutsame Frage in den Vordergrund: „Ist die Buchdruckerkunst eine Kunst oder ein Gewerbe?“ Die Universität verfocht die erstere Ansicht, um sich das Forum über die Buchdrucker zu wahren, die Regierung bestimmte dagegen, daß die Buchdruckerei bloß ein Gewerbe sei und daher in erster Instanz dem Magistrate, in zweiter der Regierung zu unterstehen habe. Unter dem 4. August 1783 wurden die Buchdrucker aus dem Verbande der Universität ausgeschieden und unter das Forum des Magistrats gestellt. Hiermit wurde ein Verhältnis gelöst, dessen Bestehen sich auf das 16. Jahrhundert zurückführen läßt.

Während des dritten Jahrhunderts der Wiener Buchdruckerkunst unterschied sich die Zahl der Offizinen wenig von dem des zweiten Säkulums: nachdem in der Zeit von 1582—1682 schon 39 Offizinen in Wien bestanden hatten (im ersten Jahrhundert hatte deren Zahl 19 betragen), sind es 45, welche nunmehr die Gutenbergsche Erfindung ausübten. Es sind folgende:

Vivianische Erben — Susanna Christina Cosmerovin — Mathias Sischowitz — Johann Jakob Mann — Maria Veronika Mann — Andreas Heyinger — Christoph Ler-

cher (Lerch) — Johann Georg Schlegel — Anna Rosina Sischowitz — Cosmerovische Erben — Sichowitzische Erben — Anna Franziska Voigt (Voigtin) — Ignaz Dominik Voigt — Maria Eva Lercher (Lerchin) — Simon Schmid — Johann B. Schönwetter — Wolfgang Schwendimann — Maria Eva Schmid (Schmidin) — Johann B. Schilgen — Johann Peter van Ghelen — Maria Theresia Voigt (Voigtin) — Johann Jakob Kürsners Erben — Gregor Kurzböck (Kurzbeck) — Johann Ignaz Heyinger — Leopold Johann Kaliwoda — Ignaz Andreas Kirchberger — Maria Eva Schilgen (Schilgin) — Johann Jakob Jahn — Johann Thomas Edler von Trattner — Josef Franz Edler von Kurzböck (Kurzbeck) — Johann Leopold Edler von Ghelen — Druckerei des k. k. pr. Lottoamtes — Die Heyingerschen Erben — Die Schilgenschen Erben — Georg Ludwig Schulz — Theresia Schulz — Maria Susanna Jahn — Leopold Kirchberger — Johann Josef Jahn — Josef Gerold — Mathias Andreas Schmidt — Josef Sonnleithner — Josef Anton Ignaz Edler von Baumeister — Christian Friedrich Wappler — Die Buchdruckerei des k. k. Taubstummen-Instituts. Es ist hier natürlich nicht der Raum, um selbst nur in kurzen Zügen auf die bezeichneten Firmen, welche in chronologischer Ordnung ihres Bestehens vorgeführt werden, oder selbst die bedeutendsten derselben, wie z. B. Edler von Trattner, von Ghelen, Kurzböck, einzugehen. Wir behalten uns dies für ein anderes Mal vor und beschränken uns auf einige Bemerkungen. Unter den vom Verfasser mit großer Gewissenhaftigkeit und Anschaulichkeit geschilderten Buchdruckereien steht die Trattnersche an der Spitze aller, und zwar sowohl nach ihrer geschäftlichen wie kulturellen Bedeutung. Ihr Begründer — Johann Thomas Edler von Trattner — hat sie ein halbes Jahrhundert hindurch geleitet, während sein Sohn sie nur 9 Jahre fortsetzte, um sich dann ins Privatleben zurückzuziehen. Die Familie Ghelen ist dagegen nicht weniger als 180 Jahre (von 1678 bis 1858) der Kunst Gutenbergs treugeblieben und hatte zur Zeit ihrer ersten beiden Vertreter die Hauptblüte. Ähnlich wie bei Trattner war auch die Familie Kurzböck (Vater und Sohn), eine hoch angesehene und nächst der Trattnerschen die bedeutendste Firma Wiens. Im Ganzen nahm die Wiener Buchdruckerkunst während des dritten Jahrhunderts eine angemessene Entwickelung und erreichte zeitweise einen Standpunkt von höchstem Range.

Das zweite Capitel trägt die Überschrift: „Zur inneren Geschichte der Offizinen — Ornamentale Technik und Schriftenguß — Soziale Stellung der Buchdrucker — Privilegien und Nachdruck — Buchhandel“. Dieser Abschnitt bringt wieder eine Fülle von Wissenswertem und ist für die Kulturgeschichte seiner Zeit äußerst wichtig. Nachdem wir in unserer ersten Abhandlung mit Vorliebe die soziale Stellung der Buchdrucker dem Leser vorgeführt haben, werden wir jetzt auch die analogen Verhältnisse des folgenden Jahrhunderts ins Auge zu fassen haben.

Was zunächst die innere Einrichtung der Wiener Offizinen betrifft, so unterschied sich dieselbe während des 18. Jahrhunderts wenig oder gar nicht von derjenigen der Vorzeit. Schon Lorck in seinem vortrefflichen „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst“ hat sehr richtig folgendes bemerkt: „Die Technik der Kunst und der mechanische Apparat hatten, nachdem die ersten unsicheren Versuche überwunden waren, eine derartige Festigkeit im Prinzipe und Abrundung in der Ausführung genommen, daß man trotz der Fortschritte der Gewerbe und der Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze auf dieselben, in der langen Zeit von dem Jahre 1500 bis zum Jahre 1750 nicht imstande war, das Überkommene durch neues zu ersetzen.“ Die kleinen Offizinen arbeiteten mit 2, höchstens 3, mittlere mit 4 und 5 Gesellen und 1 Lehrjungen, welche zu setzen und auch zu drucken verstanden (sogenannte Schweizerdegen); größere Druckereien beschäftigten 7—9, in günstigen Jahren bis zu 15 Gesellen und 2 Lehrjungen, auch war dann ein sachkundiger Korrektor thätig. Große Offizinen aber, die über 50, ja selbst über 100 Personen beschäftigten, waren in Wien damals selten, es waren die von Kurzböck und Wattner. Die Pressen waren noch immer aus Holz gefertigt, die Fundamente aus Holz, Stein oder Messing, der Tiegel bald aus Holz, bald aus Messing, Spindel und Mutter stets aus Messing. In kleinen Offizinen waren 1 oder 2, in mittleren 3, in größeren 4 oder 5 Pressen in Thätigkeit, Trattner hatte in der Blütezeit seines Geschäfts 34, Kurzböck etwa 20 im Gange.

In bezug auf die soziale und rechtliche Stellung der Wiener Buchdrucker war die Zeit von 1682 bis 1782 eine sehr bedeutungsvolle. Schon früher haben wir erwähnt, daß die Buchdrucker der Kaiserstadt niemals eine Vereinigung, Zunft oder Innung, sondern nur eine „Verwandtschaft“ gebildet haben, innerhalb welcher sie gemeinsame Interessen, gewohnheitsrechtliche Normen und althergebrachte Formen bei wichtigen Veranlassungen ebenso wahrten, wie dies auch in deutschen Städten geschah.

Zu jener Zeit, als die alten Beziehungen der „Verwandtschaft“ zur Universität, die immer nur rechtlicher Natur waren, sich lockerten und die Stärke der Regierung zunahm, hoben sich mit dem ausgedehnteren Betriebe der Offizinen auch der Wohlstand und das Ansehen der Wiener Druckherren. Das 18. Jahrhundert war namentlich von Beginn seiner zweiten Hälfte dem materiellen Wohlbefinden sehr günstig. In Wissenschaft und Litteratur hatte sich ein frisches Leben zu entfalten begonnen, infolgedessen weit mehr litterarische Erzeugnisse in die Presse wanderten. Zu einer solchen Zeit des litterarischen Aufschwungs kam auch der Buchdruck wieder zu größeren Ehren, alle Behörden und selbst der Hof wandten der Kunst Gutenbergs ihre Sympathien zu. Kaiser Karl VI., mehr noch Maria Theresia und Josef II. haben die hervorragendsten Buchdrucker Wiens wiederholt durch Gnadenbezeugungen erfreut, und als es sich darum handelte, daß der Kronprinz Josef nach alter Hofsitte ein Handwerk erlernen sollte, entschied er sich für die Buchdruckerei.

Die Hauptvertreter der typographischen Kunst in Wien im vorigen Jahrhunderte waren Trattner und Kurzböck. Sie waren wegen ihrer Verdienste sogar in den Adelstand erhoben worden, hatten es aber auch zu großem Reichtum gebracht: sie besaßen in der Stadt Häuser und Gärten, auch Herrschaften in der Nähe Wiens. In ihren Häusern wurde gute Musik gepflegt, sie selbst verkehrten häufig mit der litterarischen Welt.

Die anderen Buchdrucker-Prinzipale genossen gleichfalls eine angesehene Stellung unter ihren Mitbürgern und waren großenteils wohlhabende Leute. So darf im allgemeinen gesagt werden, daß die materielle Lage der Wiener Buchdrucker und ihre bürgerliche Stellung im 18. Jahrhundert gegen früher sich wesentlich verbessert hatte und auch die technischen Leistungen in und außer Österreich wieder zu Ansehen gekommen waren. Doch bestanden damals auch einige Schwierigkeiten und Übelstände, mit welchen die kleinen Wiener Buchdrucker in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und auch später zu kämpfen hatten, und die einerseits in den politischen und speziell Wiener Verhältnissen, andererseits in der Einrichtung und Leitung solcher Offizinen, die nicht über ein gewöhnliches Maß hinausgingen, begründet waren. Einmal waren es die Mittelleistungen dieser Buchdruckereien, die nur geringen Anforderungen zu entsprechen vermochten, welche von Druckaufträgen abschreckten und letztere auswärts von Wien ausführen ließen, dann aber verleidete auch die strenge Bücherzensur vielfach den Gelehrten die Lust am Schriftstellern und den Buchdruckern am Drucken. „Außer 5 oder 6 Geistlichen — so heißt es in einem Berichte des Direktoriums in publicis et camera-

libus, worin alle Beschwerden der damaligen Wiener Buchdrucker niedergelegt sind — und etwa ein paar Weltlichen gebe es daher keine Scribenten, folglich auch keine Hoffnung, daß wegen derenselben Abgang die Buchdruckerei in Flor komme.“

Wie schlecht es mitunter um die Leitung kleiner Offizinen bestellt war, ergiebt sich aus demselben Direktorialbericht an die Kaiserin, worin es heißt: „Ein Hauptgebrechen war es, daß hier nur unverständige Leute, sogar auch Weiber mit Druckergesellen dieses Werk führen, welche nicht einmal deutsch schreiben können, noch weniger Latein oder andere Sprachen verstehen, woraus notwendig folgen mußte, daß weder inländische, noch fremde Scribenten wegen Besorgnis vor vielen Druckfehlern auflegen lassen. Nach dem Beispiel anderer Länder, wo die Buchdruckerei sehr emporgekommen, wären neben den censoribus librorum auch revisores typorum nötig. Solche sind aber hier nirgends angestellt, sondern nur einige Buchdruckereien lassen ihre ersten Abzüge um eine kleine Erkenntlichkeit von den nächstbesten Sprachkundigen übersetzen, andere vertrauen sich hierin gar ihren in den Sprachen und besonders in der Orthographie sehr unerfahrenen Gesellen, woraus die unzähligen Fehler in den hiesigen Druckereien entstehen, wornach nicht zu verwundern ist, daß kein Fremder hier etwas drucken läßt, weil er in seiner Abwesenheit den ersten Druck zur Verbesserung der Fehler nicht einsehen, sich hier auf niemanden verlassen kann und die Postspesen hoch sind.“

In diesem Sinne hatte sich der Baron van Swieten, der Geheimschreiber der Kaiserin Maria Theresia, geäußert, indem er zugleich auf Holland hinwies, wo ebenfalls die Lebensmittel teuer, die Gesellen aber sparsam wären und die Buchdruckerei noch immer auf einer hohen Stufe stehe, wenngleich sie von ihrer früheren Vollkommenheit zurückgegangen sei und von Frankreich übertroffen werde, „weilen dort die Drucker zu guter Ordnung verbunden seyen“. Die Wiener Buchdrucker sollten daher vor allem trachten, nicht zu oft gebrauchte Schriften zu verwenden, und sich wie in Frankreich durch eine gute Ordnung verbinden. Es sollten aber noch 20 Jahre vergehen, bis eine Buchdrucker-Ordnung zu Wien entstand, aber auch nicht so ganz in jenem Sinne, wie sie van Swieten im Hinblick auf die französischen Buchdrucker gemeint hatte, sondern nur „nachdem seit geraumer Zeit unter den Buchdruckerei-Verwandten, besonders beim Aufdingen und Freisprechen der Lehrjungen so viele ungereimte Mißbräuche vorgegangen sind.“

Im 18. Jahrhundert hatten sich die sozialen Verhältnisse, darunter auch die Beziehungen der Gesellen zu den Meistern bis zum Austritte aus einer Offizin, das Aufdingen und Freisprechen der Lehrjungen, wenig

verändert. Nur mehrten sich immer mehr die Klagen über die mannigfachen Ausschreitungen bei Gelagen, in Wirtshäusern, ja mitunter selbst in Offizinen, namentlich aber beim Freisprechen der Lehrjungen. Dieser festliche Akt fand bei der Versammlung sämtlicher Buchdruckerei-Verwandten und in Gegenwart von Geladenen statt, dem dann ein Fest mit Musik und Schmaus folgte.

Sämtliche Wiener Buchdrucker zeigten im Mai 1771 die unter ihren Gesellen und Jungen bestehenden Mißbräuche der Regierung an und reichten zugleich einen Entwurf zu einer neuen Buchdrucker-Ordnung ein, welcher abgeändert und der Kaiserin Maria Theresia zur Genehmigung unterbreitet wurde. Letztere erfolgte am 20. Juni 1771 und damit trat die „Ordnung für die Buchdruckergesellen und Jungen" in den deutschen Erblanden, Ungarn und Siebenbürgen in Wirksamkeit. Der Inhalt der neuen Ordnung ist ein so wichtiges Kennzeichen der damaligen Zeit und der Verhältnisse des Buchdruckergewerbes im besonderen, daß wir glauben, dies interessante Aktenstück ohne Kürzung hier mitteilen zu sollen. Es lautet wie folgt:

„Nachdem seit geraumer Zeit unter den Buchdruckerei-Verwandten, besonders bei dem Aufdingen und Freisprechen der Lehrjungen, so viele ungereimte Mißbräuche vorgegangen sind, welche nicht allein Leuten von gesetztem Alter höchst unanständig waren, sondern auch der Jugend sehr üble Beispiele gegeben haben, übrigens auch solche Mißbräuche gegen alle guten Sitten, bürgerliche Ordnung und den christlichen Wohlstand streiten, so haben Ihre Kayserl. Königl. Apostol. Majestät unterm 3. Juni 1771 allergnädigst zu befehlen geruhet, daß alle solche alberne Gebräuche von nun an in allen deutschen Erblanden gänzlich abgeschaffet und künftig nur allein folgende Artikel genau befolget werden sollen:

1mo Haben sich vor Allem jene, welche diese Kunst sowohl im Setzen als Drucken zu lernen und sich dabey zu ernähren gedenken, beständig eines wohlgesitteten Lebenswandels zu befleißen und folgenden allerhöchsten Verordnungen unverbrüchlich nachzuleben.

2do Wenn ein Junge aufgedungen wird, so sollen allemal zween Gesellen und der Principal, oder ein Factor, der die Buchdruckerei für die Wittwe oder Erben führet, hingegen in einer Officin in den Landstädten, wo nur ein Geselle ist, derselbe allein sammt dem Principale oder der Principalin oder dem Factor dabey zugegen sein.

3tio Bei dem Aufdingen ist zuvörderst der Taufschein beizubringen, sodann des Jungen eheliche und freye Geburt, wie auch seine Aufführung zu untersuchen. Sollte in einem oder dem andern ein Anstand gefunden werden, so ist hiervon dem betreffenden Kayserl. Königl. Commercial-Con-

cessui die Anzeige zu machen, dessen Entscheidung zu gewärtigen und solche zu befolgen. Wäre aber hieran kein Anstand, so mag der Jung gegen dem aufgedungen werden, daß er üblicher maßen zwey oder wenigstens einen anständigen Bürgen stelle, der während der Lehrzeit für des Jungen Treue oder etwan verursachenden Schaden Bürgschaft und Zahlung leiste. Der Bürg hat auch, wenn der Jung während der Lehrzeit entläuft und sich gar nicht mehr zur Auslernung stellet, für die verstrichene Lehrzeit den Principalen schadlos zu halten, nach einiger Zeit aber sich selbst wieder zur Auslernung stellte; so soll der Jung für eine jede ausgebliebene Woche zwey Wochen nachzulernen schuldig sein. Damit aber

4to Alles ordnungsmäßig vor sich gehe, so ist alles dieses sowol dem Jungen, als dem Bürgen klar und deutlich vorzutragen, damit nachgehends bei sich eräugenden Fällen keine Entschuldigung Platz greifen möge. Ist nun mit diesen Bedingnissen sowol der Jung als dessen Bürg verstanden, so soll zu dessen Bekräftigung der Junge in das bey jeder Buchdruckerei Officin zu haltende eigene Protokoll sammt der Zeit, wie lang er zu lernen habe, eingetragen, hiernächst auch des Bürgen eigene Handschrift in dem Protokoll beygefüget werden, für welches Aufdingen nicht mehr als 1 fl. 30 Kr. zu bezahlen ist. In Ansehung der festzusetzenden Lehrzeit hat es überhaupt bei der Gewohnheit, daß ein Setzerjung 5, ein Druckerjung 4 Jahre zu lernen hat, zu verbleiben, jedoch soll einem Principale freystehen, von der bestimmten Lehrzeit, nach des Lehrjungen Wohlverhalten, ein halbes, ja auch nach der Beschaffenheit der Umstände, zur Aufmunterung anderer, ein ganzes Jahr nachzulassen. Geschähe es aber, daß sich ein Jung sehr lüderlich aufführte, öfters über die Nacht ausbliebe, in Wirthshäusern herumzöge und andere sträfliche Unfuge triebe, so soll dem betreffenden Kayserl. Königl. Commercien-Concessui davon die Anzeige zu weiterer Erkänntnis gemacht werden. In anderen Kleinigkeiten stehet den Principalen frey, solche nach Gutdünken zu bestrafen. Wenn aber während der bestimmten Lehrzeit keine besondere Klage wegen der Aufführung des Jungen vorkäme und der Principal denselben nicht freysprechen wollte, so können die Ältern oder Bürgen des Lehrjungen bey dem betreffenden Kayserl. Königl. Commercien-Concessui oder auf dem Lande bei jeder Orts-Obrigkeit, ihre Beschwerden anhängig machen und die Beurtheilung der Sache erwarten.

5to Bei dem Freisprechen ist ebenfalls alles, wie bey dem Aufdingen, in Ansehung der Gegenwart der Principale, Erben, Wittwen, Factore und Gesellen, zu beobachten, und hat daher der Lehrjung, dessen Ältern oder Bürgen nicht mehr als 3 fl. für das Freysprechgeld zu bezahlen. Diese Aufding- und Freysprechgelder sind in jeder Officin in

einer Büchse bey Handen des Principalen zu verwahren, daraus den armen und kranken Kunstverwandten Gesellen, als ein rechtmäßiger Gesell, und nicht anderst angesehen werden; daher von Cornuten, Postuliren, Mahlzeiten u. a. theils ungeziemenden, theils verschwenderischen bisherigen Gebräuchen, bei schärfesten Bestrafungen, nichts mehr zu gedenken ist.

6^to Wenn ein fremder Gesell ankömmt und um Condition anhält, solche auch bekömmt, so muß sich selber, wie es vorhin üblich gewesen, in Zeit von 14 Tagen in die Officin einführen lassen und hat für diese Einführung und Einverleibung 30 Kr. in die Officinbüchse zu erlegen, damit er dadurch berechtigt werde, alle Gerechtsame der Officin zu genießen.

7^mo Verbleibe das Schimpfen und Schelten in Folge der allerhöchsten Generalien, allezeit höchstens verbothen. Daher sollen sich alle Kunstverwandte Factore, Gesellen und Jungen in der Officin, wenn etwann daselbst einige Uneinigkeiten oder Strittigkeiten vorfielen, alles Schimpfens, Scheltens u. s. w. desgleichen des Raufens, Schlagens, Zankens, Schreyens, überhaupt des lauten Redens, durch welches letztere besonders die Setzer irre gemacht werden, unfehlbar enthalten. Wenn jedoch, wider alles Vermuthen, sich von diesen übeln Gewohnheiten wieder etwas einschleichen wollte, so soll solches vorläufig dem Principalen angezeiget und von denselben der Unordnung so viel möglich abgeholfen und gesteuert werden. Wenn aber der eine oder der andere Teil durch des Principalen Ausspruch beschwert zu seyen glaubte, so steht ihm frey, sein vermeintliches Recht bei der K. K. Commercial-Concessui und auf dem Lande bei der Orts-Obrigkeit anzubringen, nach dessen Ausspruch er sodann sich ruhig halten, keineswegs aber bey schwerer Strafe, wie es vorhin die Gewohnheit gewesen, sogar außer Landes zu anderen Gesellschaften und Officinen zu recurriren sich unterfangen wird.

8^vo Ob nun gleich bisher üblich gewesen ist, daß die Gesellen nur von halb zu halb Jahr wandern oder die Conditionen verändern konnten und ihnen der Principal 8 Wochen vorher künden mußte, wenn er seine Condition verlassen wollte, solches zu melden hatte, so soll es künftig dahin abgeändert seyen, daß auch außer der Meßzeit die Aufkündigung der Arbeit von Seite des Principals gegen den Gesellen auf 14 Tage vorher, von Seite des Gesellen gegen den Principal aber auf 4 Wochen vorhinein gestattet und hiermit bestimmet werde.

9^no Wenn nun die Veränderung vorgeht und ein Gesell sich von einer Officin zur andern, in einer Stadt, wo mehrere Druckereien sind, begibt, oder aus einer anderen Stadt oder Land u. s. w. einwandert, so

soll der Principal vermög Landesfürstl. Verordnung gehalten seyn, keinen in seine Officin aufzunehmen, er bringe dann ein authentisches Zeugnis seines Wohlverhaltens von derjenigen Officin mit, worin er unmittelbar vorher gedienet hat; dahingegen auch jeder Principal schuldig ist, dem Gesellen bei Austretung aus der Arbeit ein glaubwürdiges Zeugnis über seine Aufführung unentgeldlich zu ertheilen. Wenn aber

10^mo Ein Factor, welcher ebenfalls nur ein Gesell ist, entweder selbst von seiner Condition ausstehet, oder von seinen Principalen verabschiedet wird, so ist es zur Verhüthung der von ihm seinem vorigen Principal zu entziehen trachtenden Kundschaften, keineswegs gestattet, diesen Factor an dem nämlichen Orte wieder als Factor in Condition anzustellen und anzunemen, bevor er nicht ein halbes Jahr in einer andern Officin als Gesell gearbeitet hat; übrigens soll er keineswegs an eine Auswanderung gebunden seyn.

11^mo Wenn nun ein Factor sich so unfleißig oder sonst so übel aufführen würde, daß der Principal solchen nicht behalten könnte, oder wenn der Factor Ursachen zu haben vermeynte, aus der Arbeit zu treten, so bleibt die im 8. Paragraph festgesetzte beyderseitige Aufkündzeit bestimmt.

12^mo Sind in Folge der vielfältigen in Kunst- und Handwerkssachen ergangenen a. h. Verordnungen alle sogenannte blaue Montage oder Dienstage, oder wie sonst dergleichen durch sträfliche Misbräuche eingeführte Tage des Müßigganges Namen haben mögen, bey wirklicher Strafe des Rumorhauses (der Schranne) und in wiederholten Fällen bey schärferen Ahndungen hiermit ernstlich abgestellt, und soll derjenigen Officin Principal oder Vorsteher, der einen von einem Gesellen gefeyerten blauen Montag nicht alsogleich bey mehrbesagten Obrigkeiten anzeigen wird, in den unnachsichtigen Pönfall von sechs Reichsthalern verfallen seyn.

13^mo Werden auch hiermit alle ordnungswidrige Geschenke, als zum heiligen Strützel, Martini- und Fastnachtsschmauß und übrige dergleichen Abgaben an baarem Gelde, bey oben ausgesetzten Strafen abgestellet.

14^mo Indem ohnehin durch das unterm 21/4 1770 kundgemachte a. h. Patent, das Wochenlohn verbothen und der Stück- oder Tagelohn eingeführt werden, so soll es allerhöchst befohlenermaßen hierbey unfehlbar verbleiben, und folglich die Gesellen nur nach ihrem Stück- oder Tag-Verdienste bezahlet werden. Endlich

15^mo Haben die Gesellen sowol Sommers- als Winterszeit des Morgens um 6 Uhr zur Arbeit zu gehen, des Abends aber nicht eher als um 7 Uhr Feyerabend zu machen, und dafern der Gesell eine Stunde ohne rechtmäßige Ursache versäumte, so soll derselbe dafür 7 Kr. Strafe in die Paragraph 5 gemeldte Officinsbüchse, zu dem daselbst vorge-

schriebenen Gebrauche bezahlen. Wornach sich also bey Vermeidung der ausgesetzten gewissen Strafen genau zu richten ist.

Wien den 20 Juni 1771."

Diese Buchdrucker-Ordnung läßt klar erkennen, wie damals das Verhältnis der Lehrjungen und Gesellen zu ihren Prinzipalen beschaffen war. Man muß gestehen, daß dieselbe ganz geeignet sein mochte, Zucht in die jungen Leute zu bringen, und wir dürfen auch wohl annehmen, daß die Ordnung kräftig gehandhabt worden ist. Im Laufe der Jahre ist leider manches von derselben abgestreift worden.

Für die Wiener Buchdrucker war es ferner von großer Wichtigkeit, daß die Jurisdiktions-Befugnisse der Universität durch Verfügungen der Regierung zu jener Zeit eingestellt wurden. 1733 wurde eine Kommerzien-Hofkommission eingesetzt und 1762 der Kommerzienrat zu einer unmittelbaren Hofstelle erklärt, welchem der niederösterreichische Kommerzien-Konseß untergeordnet wurde; letzteren vereinigte man später mit der niederösterreichischen Regierung. Das waren die Gemeindebehörden, denen die Wiener Buchdrucker nunmehr unterstanden. Durch Hofdekret vom 18. September 1767 war der Universität das Recht, Buchdrucker, Buchhändler, Kupferstecher und Kupferdrucker zu immatrikulieren und von allen ihr über Universitäts-Angehörige zustehenden Rechten Gebrauch zu machen, gänzlich entzogen und bestimmt worden, daß die Buchdrucker, die vorher niemals zunft- oder innungsmäßig gewesen, künftig zu den Kommerzial-Handwerkern gehören, also „soviel derselben Verbesserung und Emporbringung anbelangt, unmittelbar unter jedem Landes-Kommerzienkonsesse stehen sollen; was aber die Druckung und Gattung der Bücher und derselben Verbreitung anbetrifft, sind die Buchdrucker dem Politicum unterworfen." In der Begründung dieses Erlasses wurde gesagt, man wolle nicht in Abrede stellen, daß die Buchdruckerei ein Politikum sei, insoweit es auf die Frage ankomme, ob und was für Bücher gedruckt und dem Publikum bekannt gemacht werden sollten; in diesem Sinne hätten die Buchdrucker immer unter dem Politikum zu stehen und von der Polizeikommission abzuhängen. Ob und inwieweit die Buchdruckerei zu verbessern und zu vermehren sei, damit daraus ein Kommerzialartikel wie in Holland, Sachsen und anderen fremden Ländern erwachse, scheine ein objectum commerciale, und eben deswegen seien die Buchdrucker auch ihrer Aufnahme und sonstigen innerlichen Professions-Verbesserungen wegen dem Kommerziali unmittelbar zu unterziehen. Hiermit hatte die Sache ihre hauptsächlichste Erledigung gefunden, die Einsprachen der Universität vermochten kein anderes Ergebnis zu erzielen.

Eine weitere Angelegenheit von Bedeutung, welche um die Mitte des

18. Jahrhunderts in Wien zuerst auftrat und zu vielseitigen Erörterungen in der Litteratur und bei der Studien-Hofkommission Anlaß bot, war die Frage des Nachdrucks. Einige hielten den Nachdruck für erlaubt, andere waren entgegengesetzter Ansicht, wieder andere beurteilten das Eigentumsrecht an Geisteswerken nach dem volkswirtschaftlichen und finanziellen Nützlichkeitsstandpunkt. Man brachte in volkswirtschaftlicher Beziehung den Nachdruck mit den damals schon überwundenen Grundsätzen des Merkantil-Systems in Verbindung und suchte demgemäß dessen Rechtfertigung in dem Umstande, daß die Freigebung des Nachdrucks der Ansammlung des Geldes im Inlande förderlich sei, dagegen das Verbot die Auswanderung des klingenden Geldes bewirke. Die Gründe finanzieller Art dagegen beruhten namentlich auf der Beobachtung der Einträglichkeit der Verlags-Privilegien für die Staatskasse. An Kaiser Maximilian I. fand der Nachdruck einen Gegner, er wurde nicht allein strenge verboten, sondern auch durch Druckerei-Privilegien für einzelne Werke eingedämmt. Zu den Zeiten der Kaiser Maximilian I. und Ferdinand I. schützten solche kaiserliche Privilegien die Bücher noch im ganzen deutschen Reiche, allmählich verringerte sich ihre Bedeutung und Machtsphäre, als jeder deutsche Reichsfürst das Recht, Druckprivilegien zu erteilen, für sich in Anspruch nahm. Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II. ließen dagegen dem Nachdruck in Österreich freieren Spielraum, soweit hierbei ausländische Werke in Betracht kamen, und zwar aus volkswirtschaftlichen Gründen; ja, Kaiser Joseph II. dehnte sogar die betreffenden Verordnungen auf den Kupferstich aus, weil der Kupferstecher in Ansehung seiner Werke ebenso wie der Gelehrte und Schriftsteller Autor sei. So kam es, daß zu jener Zeit in Wien ziemlich stark der Nachdruck getrieben wurde und selbst Männer wie Trattner zu den eifrigsten Nachdruckern des In- und Auslandes gehörten.

Draußen „im Reich“ war man selbstredend von diesem Verfahren nicht sonderlich erbaut. Die Wiener Nachdrücke der deutschen Klassiker waren oft verstümmelt und fehlerhaft, auf ihre Herstellung wurde oft nur geringe Sorgfalt verwendet. So beschwerte sich einst Klopstock bitter in einem Briefe (Kopenhagen, 4. August 1767) über Trattner, der einen Nachdruck seines „Messias“ veranstaltet hatte und sagte darin u. a.: „Man hat mir vor wenig Tagen Trattners Nachdruck vom „Messias“ und die beiden Trauerspiele gebracht. Es graut mir davor, darin zu lesen, weil ich nur bei einigem Durchblättern schon so viele Druckfehler gefunden habe. „Salomo“ wird unter allen am meisten dadurch entstellt sein. Die Magdeburger Ausgabe ist schon sehr fehlerhaft, und mein dortiger Verleger hat mir den Verdruß gemacht, die von mir sorg-

fältig angemerkten Druckfehler wegzulassen. Ich wünsche, daß Sie den Herrn Trattner dahin bringen könnten, daß, im Falle er irgend etwas wieder von mir nachdrucken sollte, er mir vorher erst ein Paar Worte davon sagte."

Herr Dr. Mayer schließt diesen Abschnitt mit dem Bemerken, daß zur Entschuldigung des Nachdrucks angeführt werden müsse, daß derselbe damals in Österreich erlaubt und bei dem Mangel an heimischen Kräften, welche durch das Produkt ihres Geistes Licht und Aufklärung verbreiteten, selbst bis in die höchsten Kreise erwünscht war.

Nun folgen noch einige Mitteilungen über den Stand des Wiener Buchhandels und die Art seines Betriebs im 18. Jahrhundert. Dieselben sind recht anziehend, obgleich sie nur gedrängt gehalten sind. Wir entnehmen ihnen folgende Einzelnheiten.

Der Buchhandel in Wien im 18. Jahrhundert wurde von Buchhändlern, von denen mehrere auch Buchdrucker waren, dann von Antiquaren und Buchbindern betrieben.

Von den eigentlichen Buch- und Kunsthändlern und Antiquaren werden uns genannt: Wolfgang Mauriz Endter, Paul Fürst, Johann Stephan Zauchner, Johann Nikolaus Pößkraut, Johann Michael Christophori, Bader, Kraus, Anton Gaßler, Sebastian Hartl, Augustin Gräffer, Rudolph Gräffer, August Friedrich Hartmann, J. G. Mösle, Joseph Stahl u. a. Mehrere, ja man kann sagen nahezu die Hälfte, waren fremde, in Wien ansässige Buchhändler. Unter den Buchbindern, denen ein beschränkter Buchhandel mit Antiquariat gestattet war, ist Franz Leopold Grund zu nennen, dessen Nachkommen als Buchdrucker später in Wiens Buchdruckergeschichte oft genannt werden.

Die Wiener Buchdrucker betrieben nun mit dem Auslande eine eigene Art Buchhandel: den Büchertausch oder sogenannten Stich- oder Baratta-Handel. Letzterer bestand darin, daß einem Buchdrucker gestattet wurde, ein bestimmtes Quantum ausländischer Bücher gegen das gleiche Quantum von in den Erblanden aufgelegten mauthfrei umzutauschen. Durch Allerhöchste Resolution vom 1. September 1766 war bestimmt worden, daß jene ausländischen Bücher, die gegen im Erblande aufgelegte Bücher umgetauscht würden, 3 Jahre lang von der Mauth befreit sein sollten. Nach dem Hofdekret vom 26. März 1767 wurde verordnet, daß die außer Landes zu versendenden inländischen Bücher wenigstens 50 Pfund im Gewichte zu betragen hätten, wenn sie bei der Mauth zur Ausgleichung der Gebühr für fremde Bücher vorgemerkt werden sollten. Dabei waren von der Regierung manche Vorteile den Buchdruckern ge-

stattet. Der Wiener Buchdruck und Buchhandel waren dadurch geschützt, daß den Buchhändlern, besonders aber fremden, in Wien ansässigen, nicht gestattet war, die ihnen von inländischen Gelehrten übergebenen Manuskripte außer den Erblanden drucken zu lassen, sondern daß sie bei Konfiszierung gehalten sein sollten, sie in Wien drucken zu lassen. Außer dem rechtmäßig ihnen erlaubten Baratta-Handel hatten sich jedoch die Buchdrucker alles anderen Handels ganz zu enthalten.

Das dritte Kapitel ist überschrieben: „Die geistigen Strömungen in Wien von 1682—1782 und die Buchdruckerkunst in Beziehung zu denselben — die Zensur." Wir können, nachdem wir dem vorigen Kapitel, als einem für unsere Leser besonders wichtigen, größere Aufmerksamkeit gewidmet haben, uns mit diesem Schlußkapitel des 3. Abschnittes nur in Kürze beschäftigen. Die geistigen Strömungen in Wien zu Anfang des dritten Jahrhunderts der Buchdruckerkunst waren gering und konnten daher keinen großen Einfluß auf die Hebung der Kunst Gutenbergs äußern. Erst zu den Zeiten des Kaisers Karl VI. und besonders der großen Kaiserin Maria Theresia hoben sich Wissenschaft und Litteratur, obgleich nur langsam. Durchgreifende Änderungen im Studienplane brachten die Universität zu hoher Blüte, Berufungen führten hervorragende Lehrkräfte herbei, die Gelehrten regten sich, und die Pressen der großen und kleinen Druckerherren mehrten sich. Die anfangs am zahlreichsten vertretenen Werke der Theologie sahen bald einen Aufschwung der weltlichen Disziplinen neben sich, besonders mehrte sich die geschichtliche Litteratur. Ein sehr weites Feld öffnete sich aber für die Thätigkeit, als die deutsche Dichtung nach langem Schlafe erwachte, den Kampf mit den fremden Elementen aufnahm und in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet wurde, um das Denken und Fühlen des Volkes umzugestalten. Überall kamen die Pressen in Gang, Arbeit gab es zur Genüge, ja selbst in Hülle und Fülle; so befand sich denn zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. der Buchdruck im großen und ganzen, trotz des herrschenden Nachdruckes, in guter Lage, welche von den früheren sich sehr vorteilhaft abhob.

Daß besonders zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Zensur aller in Druck zu gebenden Werke recht strenge geübt wurde, kann nicht wunder nehmen. Dieselbe lag damals in den Händen der Geistlichen, d. h. der Jesuiten und der Universität. Am 1. April 1753 wurde eine „Bücher-Zensur-Kommission" eingesetzt, infolgederen die den Fakultäten der Universität zustehende Zensur gänzlich aufhörte, und am 21. März 1772 folgte die Errichtung einer „Zensur-Hof-Kommission", welche über alle imprimenda der Bücher, die keine theologischen Materien beträfen, zu

entscheiden hatte. Kaiser Josef wandte sich mit Vorliebe der Zensur zu und entwarf für dieselbe besondere Grundregeln, welche fortan zur Richtschnur genommen werden sollten.

Nachdem wir somit dem Verfasser in seiner Darstellung der Buchdruckergeschichte Wiens bis an das Ende des 3. Jahrhunderts ihrer Einführung in die österreichische Kaiserstadt gefolgt sind, schließen wir diesen Teil unserer Abhandlung, um noch in Kürze unser Urteil über die Art der Bearbeitung abzugeben. Herr Dr. Anton Mayer, der verdienstvolle Custos des niederösterreichischen Landes-Archivs und der Bibliothek, der Redakteur der Blätter für Landeskunde von Nieder-Österreich und Sekretär, sowie Korrespondent anderer wissenschaftlicher Vereine, hat auch mit diesem Abschnitte seines großen Werkes eine Arbeit geliefert, die man geradezu als epochemachend bezeichnen kann. Er hat damit sowohl der Wissenschaft wie auch dem deutschen Buchhandel und Buchdruck einen großen Dienst geleistet und seinen wohlklingenden Namen noch bekannter gemacht, als er schon vorher war. Ernste Forschung, verständige Prüfung, fleißige Arbeit und schöne Darstellung haben sich vereinigt, um ein des seltenen Anlasses einer 400jährigen Jubiläumsfeier durchaus würdiges Werk zu schaffen, welches ein treuer Spiegel des litterarischen Lebens und seiner Strömungen in der Kaiserstadt an der Donau genannt werden darf. Ohne Zweifel werden wir dasselbe günstige Urteil auszusprechen haben, wenn wir dem letzten Abschnitte des Buches uns zuwenden.

Die Einweihung des deutschen Buchhändlerhauses zu Leipzig.

Von

Eduard Bernin.

(Schluß.)

Auch die Urkunde ist ein vortreffliches Werk. Sie umfaßt 4 Pergamentblätter und zeigt auf der ersten Vorderseite eine Aquarellmalerei von E. Döpler jun.: das Banner, umschwebt von Genien, während eine weibliche Gestalt in altdeutscher Tracht die Fahnenstange hält und im Hintergrunde das deutsche Buchhändlerhaus erscheint. Die Beträge, welche die stiftenden 660 Frauen und Jungfrauen gezeichnet haben, belaufen sich, wie wir hören, auf 6000 Mark, jede derselben hat ein kleines Andenken an das Banner erhalten. Nachdem Kommerzienrat Kröner dieses Banner entgegengenommen und namens des Vereins Fahnentreue verheißen hatte, folgten weitere Ansprachen von Stiftern und Deputationen. Zunächst brachte Dr. Eduard Brockhaus, der Vorsitzende des Vereins der Leipziger Buchhändler, die Glückwünsche seines Vereins dar und fügte die Bitte hinzu, als sichtbares Zeichen der Gesinnungen der Dankbarkeit die Büste des Königs Albert von Sachsen in dem Festsaale aufzustellen, und zwar als ein Seitenstück zur Büste des Kaisers Wilhelm, die noch bei dessen Lebzeiten von Mitgliedern des Leipziger Vereins gestiftet worden ist. Er fügte die Mitteilung hinzu, daß Se. Majestät die Gnade gehabt habe, die Erlaubnis zu dieser Gabe zu erteilen und dem Künstler Werner Stein auch die Gelegenheit zu geben, sich durch den Augenschein von der Treue des Bildnisses zu überzeugen.

Nachdem der Vorsitzende auch für dieses Geschenk gedankt hatte, erschien der Vorsitzende der Gehilfenschaft des deutschen Buchhandels, Eduard Baldamus, um den Glückwunsch seines Verbandes darzubringen, welcher mit herzlichem Dank entgegengenommen wurde.

Dann trat Buchhändler Francke aus Bern auf, um im Namen des schweizerischen Buchhändlervereins einen Festgruß auszusprechen. Nachdem der Redner einen etwas bedenklichen Eingang seiner Rede glücklich überwunden hatte, gab er einige Erläuterungen zu der Ehrengabe seines Vereins, welche bereits als Wappenscheibe in dem Festsaal ihre Stelle gefunden hatte. In der Mitte dieser Glasmalerei befindet sich das Wappen der Stadt Basel, links davon das des Klosters Beromünster (in dem schon 1470 eine Buchdruckerei eingerichtet war), rechts das von Zürich, unten das von Bern und darüber das Schweizer Wappen: das weiße Kreuz auf rotem Grunde. Der Redner schloß mit den besten Wünschen für den Börsenverein.

Nach ihm erschien ein Vertreter des stammverwandten Hollands: A. W. Sijthoff aus Leyden, welcher gleichfalls ein Fenster mit Glasmalerei (dem Wappen der Stadt Leyden) gestiftet hatte, und nun persönlich erschienen war, um seine Glückwünsche auszusprechen. Derselbe bediente sich dabei der niederländischen Sprache, und wenn auch seine Worte für die meisten Anwesenden unverständlich waren, so blieb nichtsdestoweniger deren Sinn gar nicht unklar, so daß lebhafter Beifall der Ansprache folgte, die von dem Vorsitzenden dankbar erwidert wurde.

Ein Vertreter der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart, Herr Koch, brachte sodann im Namen mehrerer Kollegen seiner Stadt einen Gruß dar und überreichte zugleich die Bronzebüste des Freiherrn Joh. Friedrich von Cotta. Er gab dabei der Hoffnung Ausdruck, daß der Geist dieses Mannes wie bisher für alle Zukunft in diesem Hause walten möge: „ein selbstloser, allem Edlen und Guten zugewandter Sinn, der unbeirrt von den Meinungen, Erfolgen und Mißerfolgen des Tags den höchsten Endzielen zustrebt.“ In seiner Erwiderung bemerkte der Vorsitzende, daß der Börsenverein das Andenken Johann Friedrich v. Cottas als des Begründers des Weltrufs der J. G. Cottaschen Buchhandlung hoch schätze und dies schon dadurch bewiesen habe, daß sein Bildnis in dem Hause aufgestellt sei; auch die Büste des hochverehrten Mannes solle im Buchhändlerhause stets eine Ehrenstätte einnehmen.

Als letzter Glückwünschende erschien nun der Verlagsbuchhändler Spemann aus Stuttgart, um im Namen und Auftrag der Kollegen seiner Stadt „zur Gründung eines buchhändlerischen Silberschatzes“ einen großen Pokal zu überreichen. Derselbe zeigt als Motiv das Stuttgarter Wappentier (ein springendes Pferd) und ist mit sinnbildlichen Erinnerungen an die drei wichtigsten geistigen Stätten Schwabens: Stuttgart, Tübingen und Marbach geschmückt. — Der Geber sprach gleichzeitig den Wunsch aus, daß der Pokal jährlich auf der Festtafel am Cantate-Sonn-

tage seinen Platz finde, und daß mit demselben das übliche Hoch ausgebracht werde auf den deutschen Kaiser und den König von Sachsen. Die ebenso schöne wie sinnige Gabe wurde mit großem Jubel aufgenommen.

Noch gedachte der Vorsitzende verschiedener Schenkungen, die aus Anlaß des heutigen Tages dem Verein dargebracht worden waren. Unter denselben verdienen 4 weitere Fenster mit Glasmalereien hervorgehoben zu werden, welche den großen Saal erhellen, darunter eins von Berlin und von Wien mit den Wappen dieser Städte, dann ein solches gestiftet von den Buchhändlern zu Frankfurt a./M., Mainz und Nürnberg mit den Wappen dieser 3 Städte, endlich das große Mittelfenster, welches die Firma Carl Friedrich Fleischer in Leipzig zur Erinnerung an ihren Gründer und den um den Börsenverein hochverdienten Stadtrat Friedrich Fleischer dargebracht hatte. Dieses Glasgemälde ist nach einem Entwurfe des Malers Hermann Schaper in Hannover ausgeführt und stellt Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels dar; in der Mitte erscheint die Lipsia, welcher von zwei weiblichen Figuren zur Linken (Berlin) und Rechten (Stuttgart) Huldigungen dargebracht werden, das Ganze krönt der deutsche Reichsadler.

Für die 4 Wandnischen des Festsaales sind ferner 4 plastische Kunstwerke gestiftet worden, von denen bis jetzt die eine Aufstellung gefunden hat. Dieselbe — ein Geschenk des Berliner Verlagsbuchhändlers Müller-Grote — zeigt die „Dichtkunst“ und ist von Erdmann Encke in Berlin modelliert. Die übrigen werden sein die „Musik“, Stiftung des Vereins der deutschen Musikalienhändler, die „vervielfältigende Kunst“, von einem ungenannten Kunstfreund dargebracht und die „Wissenschaft“. Zu diesen plastischen Werken treten dann noch hinzu die Marmorbüste des Kaisers Wilhelm — Stiftung von Berliner Buchhändlern — modelliert von Franz Ochs in Berlin, welche in der vorhin erwähnten Marmorbüste des Bildhauers Werner Stein ihr Gegenstück erhalten wird, weiter eine Bronzebüste des Fürsten Bismarck — Stiftung des Berliner Verlagsbuchhändlers Parey — modelliert von Reinhold Begas, und die Bronzebüste des Grafen Moltke — Stiftung des Stuttgarter Verlagsbuchhändlers Spemann — modelliert von Donndorf.

Nachdem für alle diese Gaben von dem Vorsitzenden gedankt worden war, folgte ein gemeinsamer Schlußgesang. Derselbe Choral, welcher bei Einweihung der alten Buchhändlerbörse im Jahre 1836 erklungen war: „Nun danket alle Gott“, ertönte und wurde von der Versammlung unter Begleitung von Trompeten und Posaunen, welche mit dem Paulinerchor auf der Galerie das Ganze zusammenhielt, zu Ende gesungen. Hierauf

geleitete die Umgebung den König Albert bei der Besichtigung der einzelnen Räume des neuen Hauses, und die Einweihungsfestlichkeit, welche eine Dauer von etwa zwei Stunden gehabt hatte, war beendet. Sie hinterließ einen durchaus würdigen Eindruck, der dadurch kaum eine Abschwächung erfuhr, daß von einzelnen Rednern hin und wieder dem Selbstberäucherungssystem gehuldigt wurde, denn jedermann erkannte gern an, daß ein Verein, der aus Korpsgeist, mit selbsteigener Kraft und zielbewußtem Wollen ein so schönes Werk geschaffen, sich nicht allein des Erreichten freuen, sondern auch rühmen darf. Ehre darum allen den Wackeren, die an diesem Werke und seiner Vollbringung mitgeholfen!

Auch wir gewannen nunmehr die erforderliche Muße, um die Einzelnheiten des deutschen Buchhändlerhauses von außen und innen zu betrachten und wollen eine Schilderung desselben hier geben. Der Bau ist als Ziegelrohbau mit Sandsteingliederungen ausgeführt, ein chamottefarbiges kräftiges Rot bildet demnach die Grundfarbe des Hauses und giebt demselben etwas Eigenartiges. Diese Wahl ist, wie wir hörten, dadurch bestimmt worden, daß die deutsch-holländische Renaissance, deren zierliche Formen in der gesamten Gliederung schwungvoll durchgeführt sind und dem ganzen Bau ein gewisses altväterisches Gepräge geben, für das matte und leicht etwas ausdruckslose Gelb keine Verwendung hatte, wogegen das ihr zukommende warme Rot vortrefflich allen Anforderungen des Styls entspricht und in seinem wohlthuenden Zusammenklang mit dem ernsten Schiefergrau der mächtigen Dachflächen den Eindruck der Wohnlichkeit und Behaglichkeit hinterläßt. (So äußerte sich eine Stimme im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", Nr. 207 von 1887, der wir später noch weiter folgen werden). Es ist nicht zu verkennen, daß dieses gewählte äußere Gewand den Bau nicht allein kräftig hervortreten läßt, sondern ihm auch in Verbindung mit den malerisch gegliederten architektonischen Formen einen ganz bestimmten Charakter, nämlich den eines vornehmen und anmutigen Gildenhauses verleiht, wobei allerdings auf den Eindruck des Großartigen und Mächtigen Verzicht geleistet werden mußte.

Die Hauptfront des Hauses liegt an der Hospitalstraße, der linke Flügelbau an der Platostraße, der rechte an dem Gerichtsweg; hierdurch hat das Gebäude eine nicht zu unterschätzende freie Lage gewonnen, die durch ein Zurücktreten von der Straße noch gehoben wird. Die ganze Länge des Baues an der Hospitalstraße beträgt 100 Meter und die bebaute Grundfläche 2650 Quadratmeter. Ein mächtiger Mittelbau mit kräftig hervortretendem dreifachem Giebel von einer vielfach belebten ornamentalen Gestaltung beherrscht die Hauptfront, er steht unter einem hoch emporragenden Dachfirst, welcher seinerseits durch einen schön ge-

gliederten, bis zu 48 Meter Höhe sich erhebenden Dachreiter gekrönt wird. Diese obere Partie, welche in der Gesimslinie klar abschließt, bildet eine recht wirksame Bekrönung der tiefer liegenden ruhigen Wandflächen, von denen sich die 3 gewaltigen Bogenfenster des Hauptsaales wirksam abheben. Zwei Treppentürme, welche malerisch von Helm und Laterne bedacht sind, fassen den Mittelbau ein und vermitteln in ungezwungener Weise nach beiden Seiten den Übergang zu den stark zurückweichenden anschließenden Teilen der Hauptfront, welche beide kurz vor ihrem Abschluß wiederum je durch einen kräftig heraustretenden gegiebelten Vorbau mit Portal unterbrochen werden und in der Umbiegung nach den Seitenfronten links durch einen freundlichen Erker, rechts durch einen etwas massigen Turm begrenzt sind.

Ein in die Hospitalstraße vorspringender Kuppelbau bildet eine besondere Mittelvorlage: das Hauptportal, durch welches man in eine geräumige, nach beiden Seiten weit ausgedehnte Vorhalle tritt, aus der man sofort in den großen Festsaal gelangt. Der Aufbau des Portals ist sehr reich. Der Giebel wird von säulengetragenen Voluten gekrönt, welche eine Marmortafel umfassen, die in einer goldenen Inschrift auf dunklem Grunde die Geschichte und Bestimmung des deutschen Buchhändlerhauses kundgiebt. Zu beiden Seiten auf dem Halbrund der Voluten sind 2 Figuren angebracht (von Otto Lessing), welche die wissenschaftliche und die kaufmännische Bedeutung des Buchhandels zum Ausdruck bringen. Darüber erhebt sich die Kuppel des Vorbaues, neben welcher sich auf beiden Seiten eine Terrasse erstreckt, zu welcher das flache Dach der Vorhallenflügel verwertet worden ist.

Lenkt man den Blick noch mehr in die Höhe, so fällt derselbe auf die große Nische des Mittelgiebels, in welcher die allegorische Figur des Buchhandels steht, die von Professor Melchior zur Straßen aus weißem Sandstein gehauen ist und die Höhe von etwa 2 Metern hat. Die Verdachungen der beiden Seitenportale werden von 2 Büsten desselben Meisters gekrönt, welche Guttenberg und Dürer darstellen, — sämtlich Geschenke von mehreren Leipziger Buchhändlern.

Treten wir nun in den Hauptsaal in der Mitte, dessen künstlerischen Schmuck durch Glasfenster, Nischen, Büsten 2c. wir bereits bei der Einweihungsfeier zu erwähnen Gelegenheit gefunden haben, so bleiben uns doch noch manche Hauptsachen zu schildern übrig. Zunächst geben wir einige Maße. Der Saal hat eine Grundfläche von 500 Quadratmetern, er geht durch beide Geschosse und hat eine Höhe von 16 Metern. Er hat eine gewölbte Decke, welche durch drei Gemälde von dem Maler Max Koch in Berlin geziert worden ist. Die Darstellungen sind alle-

gorisch und behandeln den Buchhandel in seinen Beziehungen zur Kunst und Wissenschaft. Das erste derselben zeigt die weltbewegenden Elemente: Kampf, Sieg und Ruhm. Der Dichter und Sänger, welcher die Thaten der Helden besingt, ist allegorisch für geistige und körperliche Heldenthaten anzunehmen. Daraus entwickelt sich das Mittelbild: die Weltgeschichte. Eine weibliche in den Wolken thronende Figur schreibt die Weltgeschichte. Über derselben schwebt der Genius des leuchtenden Geistes mit der Fackel in der Hand. Eine weibliche Figur unter ihr stellt den Buchhandel Leipzigs dar; Erdkugel und Atlas, die Zeichen der gesunden Kraft und Schnelligkeit, bezeichnen den Weltmarkt und Merkur, als Buchhandel gedacht, empfängt die Weltgeschichte. Das dritte Deckengemälde zeigt uns Merkur, wie er die Weltgeschichte an die ganze Menschheit verteilt. Zwei Genien, mit Posaunen über ihm in den Wolken schwebend, verkünden aller Welt das Erscheinen, sie stellen allegorisch das Reklamewesen dar. Alle drei Deckengemälde sind unter der persönlichen Leitung des Herrn Max Koch in der sehr schnellen Zeit von drei Wochen vollendet worden; es sind sinnig entworfene, mit leuchtender Farbenpracht und technisch wohl ausgeführte Gemälde.

Zu beiden Seiten des Festsaales liegt je ein Nebensaal mit einer Grundfläche von 165 Quadratmetern, hinter ihm erstreckt sich der mit der Vorhalle korrespondierende Raum für das Buffet, von welchem eine Freitreppe in den Garten hinabführt. In dem westlichen Flügelbau nach der Platostraße befindet sich die reiche Bibliothek des Börsenvereins, welche von Herrn F. Hermann Meyer schon seit 20 Jahren in musterhafter Weise verwaltet wird, nebst den verschiedenen Geschäftsräumen, während im östlichen Flügelgebäude nach dem Gerichtsweg das berühmte Buchgewerbemuseum (vom Dresdner Kommissionsrat Klemm erworben) mit den Räumen für die Buchhändler- und Druckgewerbe-Ausstellung untergebracht ist. Unter dem ganzen Hause zieht sich endlich der „Gutenberg-Keller“ hin, dessen gewölbte und hübsch ausgestattete Räume an einen Wirt verpachtet sind.

In Vorstehendem glauben wir ein im ganzen genaues, wenn auch hie und da gedrängtes Bild des ganzen Baues gegeben zu haben. Hinzufügen wollen wir noch, daß gegen die Feuersgefahr alle nur denkbare Vorsorge getroffen worden ist. So findet sich im ganzen Bau — außer im Dachstuhl, der übrigens auch wieder durch Eisenkonstruktionen getragen wird — nirgends auch nur ein hölzerner Balken; überall wurden feste Gewölbe mit Eisenträgern von oft erstaunlicher Spannweite (über dem Festsaale beispielsweise 26 Meter) angewandt, welche ihrerseits wieder durch eine künstliche Eisenkonstruktion vom Dache aus gehalten werden.

Ferner dienen — wie der vorhin angeführte Gewährsmann berichtet — die gleich Säulen durch die Bibliothek und das Buchgewerbemuseum ziehenden, je zehn armdicken Eisenstäbe nicht etwa zur Stütze der Decke, sondern der Fußboden mit seinen Trägern und Wölbungen hängt vom eisernen Dachstuhl aus an ihnen, wodurch die Möglichkeit gewährt wird, daß die darunterliegenden großen Nebensäle durch keine einzige Säule oder Stütze unterbrochen werden, sondern eine durchaus freischwebende Decke zeigen.

König Albert nahm alle inneren Räumlichkeiten des Buchhändlerhauses in genauen Augenschein. Derselbe besichtigte zunächst die in dem östlichen Flügel aufgestellten Schätze des Buchgewerbe-Museums und der Buchhändler- und Druckgewerbe-Ausstellung, wanderte dann durch die Geschäftsräume im westlichen Flügel und begab sich schließlich in den Gutenberg-Keller, wo ein Frühstück eingenommen wurde. Der König bethätigte an allen Einrichtungen ein lebhaftes Interesse und äußerte öfter eine hohe Befriedigung mit allem, was er wahrgenommen. Dies geschah besonders am Schlusse dem Kommerzienrat Kröner gegenüber beim Abschiede, der erst gegen 2 Uhr mittags erfolgte, worauf der Monarch nach Dresden zurückkehrte.

* * *

Was nun folgte, bildete, wie man will, entweder die Krönung des Werkes oder ein frohes Nachspiel: nämlich das bei allen ähnlichen Gelegenheiten übliche Festmahl, welches um 4 Uhr seinen Anfang nahm. Mehr als 900 Festteilnehmer versammelten sich um diese Zeit in dem großen Hauptsaal mit seinen beiden Nebensälen, und unter den Klängen der Jubel-Ouverture wurden die Tischplätze eingenommen, auf welchen schön gedruckte rein deutsche Speisekarten mit dem Text von zwei Tafelliedern ausgebreitet lagen, einem ernsten von Felix Dahn und einem heiteren von Edwin Bormann. Das erstere möge auch hier Platz finden; es wurde bald nach dem Tafelbeginn zur Melodie des Gaudeamus igitur gesungen und trug den Titel „Weihe des Hauses“:

Wohl begründet steht das Haus,
Von uns selbst gespendet,
Und wir freu'n uns stolz des Bau's,
Blicken froh vom Giebel aus,
Seht, es ist vollendet!

Auch des stärksten Stromes Kraft
Braucht ein sich'res Bette:
Handel, Kunst und Wissenschaft,
Alles, was da Segen schafft,
Fordert feste Stätte.

Aber schutzlos wär' das Haus,
Schutzlos unser Leben,
Würde nicht gewalt'gen Bau's,
Über unser Haus hinaus,
Sich ein andres heben.

Dieses Haus ist erzgebaut,
Seine Wand sind Speere,
Hoch vom First ein Adler schaut:
Diesem Haus ist anvertraut
Deutsche Macht und Ehre.

Weh' dem Räuber, weh' dem Feind,
Die den Einbruch wagen:
Zwei Millionen sind gemeint,
Schwert an Schwert zum Schutz geeint,
Nieder sie zu schlagen.

Schöner als wirs je geahnt,
Ist dies Haus gerathen:
Meister Otto hat's geplant,
Meister Hellmuth ihm gebahnt
Raum mit scharfem Spaten

Vater Wilhelm hat's geweiht,
Dank ihm und dem Sohne,
Der da drang in schwerster Zeit,
Pflicht — und That — und Tod — bereit,
Zu des Hauses Throne.

Diesem Haus so ruhmesreich,
Laßt den Gruß uns geben:
Welcher Ruf ist diesem gleich?
Heil dem Kaiser und dem Reich:
Sie soll'n blüh'n und leben!

Daß die Zahl der Toaste nicht gering sein konnte, ist ganz selbstverständlich, doch gelang es nur den ersten 4 oder 5, sich allgemeine Geltung zu verschaffen. Dieselben wurden auf der Rednerbühne im Hauptsaale vorgetragen, während in den Nebenräumen die Wogen der allgemeinen Unterhaltung schon hochgingen; sie blieben daher großenteils unverständlich. Große Heiterkeit erregte es nun, als ein übrigens allgemein beliebter Redner (Herr P. aus Heidelberg) es vorzog, eine nur aus Pantomimen und Gestikulationen von allerdings sehr lebhafter Art bestehende Tischrede zu halten, der das übliche Hoch am Schlusse jedoch keineswegs fehlte. Daß Speisen und Getränke vortrefflich waren, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden.*)

So verlief denn auch das Festmahl in der frohesten, heitersten Stimmung, die besonders nach Absingen des witzigen Bormannschen Tafelliedes eine große Anregung erfuhr. Der Schluß erfolgte etwas spät und zeigte eine allgemeine Gruppenauflösung. Am folgenden Tage trat der Ernst der Geschäfte mit dem Beginn der Abrechnung in sein Recht, aber schon am Abende gab es noch zwei festliche Vereinigungen, nämlich eine Festvorstellung im Stadttheater, welche Webers Oper: „Die drei Pintos" in guter Aufführung brachte und die Abschiedsfeier in den Sälen des Buchhändlerhauses, bei welcher auch ein improvisierter Ball nicht fehlte.

* * *

Nun ist das neue Buchhändlerhaus in Leipzig eingeweiht und seiner regelmäßigen Bestimmung übergeben. Wenn alle Wünsche, die dabei ausgesprochen worden sind, sich erfüllen, so muß es nicht nur um dieses

*) Für diejenigen, welche sich für die Einzelnheiten interessieren, teilen wir hier die Speisenfolge mit: „Königin-Suppe — Lende mit neuen Kartoffeln und Senffrüchten — frische Hummern — Pökelrindszunge, westfälischer Schinken, Stangenspargel — Metzer Hühner — Gefrorenes — Mandelberg — Nachtisch."

Haus, sondern auch um den ganzen Buchhandel gut bestellt sein und bleiben. Wir wollen das herzlich gern hoffen. Sicher aber würde der verstorbene Friedrich Perthes seine hohe Freude haben, könnte er heute das neue Leipziger Buchhändlerheim erblicken und sich überzeugen, daß nun auch sein alter Gedanke der Errichtung eines Museums für die Geschichte des gesamten Bücherwesens die Verwirklichung gefunden hat. Wir schließen unsern Bericht mit der Wiedergabe eines schon bei der Grundsteinlegung gesprochenen sinnigen Wortes:

„Der Bücherhandel blühe hier,
Dem Reich, dem Staat, der Stadt zur Zier!“

Autor und Verleger.

Die Beziehungen zwischen Autor und Verleger sind, wie die Korrespondenzen sehr vieler Verlagshandlungen bestätigen, in vielen Fällen höchst unerquickliche. Da finden wir auf der einen Seite Schriftsteller-Eitelkeit, unersättliche Gewinnsucht, auf der anderen Hartherzigkeit und übertriebene Sparsamkeit, und selbst unsere klassischen Autoren — wir erinnern nur an Wieland und seine Streitigkeiten mit der Weidmannschen Buchhandlung — erscheinen uns in dieser Beziehung ebenso schwach wie die übrigen Männer von der Feder.

Es ist nun nicht unsere Absicht, die Schuldfrage dieser betrübenden Erscheinung zu erörtern oder mit Vorschlägen der Besserung hervorzutreten: letzteres wäre doch nur verlorene Liebesmüh' und die Schuld wird im allgemeinen gewiß beiden Teilen gleich zuzumessen sein; wohl aber wollen wir ein klassisches Beispiel einer seltenen Harmonie zwischen Verleger und Autor anführen.

Vor uns liegt ein Roman von F. W. Hackländer, „Das Geheimnis der Stadt", welcher im Jahre 1868 erschienen ist. In diesem richtet der Verfasser an seinen „Freund und Verleger Adolph Krabbe" eine Dedikation, die ein so ehrenvolles Zeugnis für beide Teile ablegt, daß wir auf den Beifall unserer Berufsgenossen zu rechnen hoffen, wenn wir sie nachstehend folgen lassen:

„Als ich im Jahre 1867 die vorliegende Geschichte beendigte und zurückblätternd in Erinnerung und Wirklichkeit zu dem Buche gelangte, welches als mein Erstlingswerk in Ihrem Verlage erschien, sah ich, daß es die Jahreszahl 1842 trug, und mithin die hübsche Reihe von 25 Jahren eröffnet, welche unsere Verbindung als Schriftsteller und Verleger jetzt zurückgelegt hat. Wir dürfen also heute die Feier einer silbernen Hochzeit festlich begehen; denn in wie vielen gleicht nicht die Verbindung zwischen Schriftsteller und Verleger einem Ehebündnis, wenigstens einer Vernunftheirat, die doch häufig auch zu beiderseitigem Segen und Gedeihen geschlossen werden. Freilich wohl haben wir armen Schriftsteller bei einem solchen Bündnis das Unglück, daß das Gedeihen gewöhnlich auf Seiten des Verlegers ist, welcher alsdann, rund und behaglich geworden, mit Wohlgefallen auf jene angenehme Zeit zurückblickt, wo er die reiche Ernte eingeheimst hat, während wir als litterarische Ehrenleser nebenher liefen. Was nun unsere Verbindung anbelangt, so ist dieselbe vor vielen andern unbedingt eine Musterehe zu nennen gewesen. Wir haben nicht mehr und nicht öfter in Unfrieden gelebt, als nötig war, um das Blut

rascher kreisen zu machen, und um Versöhnungen wünschenswert zu finden. Wir haben uns dann mündlich und schriftlich unsere Fehler kräftigst vorgehalten und meistens nach dieser Offenheit segensreiche Wirkung verspürt. Kleine gegenseitige Untreuen sind auch wohl mitunter vorgekommen — wir waren eben junge Leute; doch blieben diese Untreuen ohne Folgen und somit ohne störenden Einfluß auf unser Zusammenleben. Wohl kam es auch im Laufe der Zeiten zu ernsthaften Zerwürfnissen, die so weit gingen, daß wir begannen, an eine Scheidung von Schreibtisch und Kontorpult zu denken, und wo wir alsdann das Unklugste thaten, was wir nur hätten thun können, nämlich wohlwollende Freunde um Rat zu fragen. Aber wir thaten das glücklicher Weise mit bestem Erfolg. Denn als Sie mir durch diese guten, wohlmeinenden Freunde als ein ganz eigennütziges Ungeheuer geschildert wurden, sowie ich Ihnen als ein Charakter, bei dessen Verlust nur zu gewinnen sei, vertrugen wir uns augenblicklich wieder und schlossen neu und fester unsere Verbindung; gewiß zum Heile unserer kleinen Minderjährigen, die damals noch nicht unter dem schützenden Dach gesammelter Werke saßen. Seit aber dieses Dach unsern umherwandernden und weit zerstreuten Geisteskindern eine Heimat gegeben, ist unsere Verbindung eine noch festere geworden, und wir haben uns beide mit Geduld und Ergebung, wie in mancher wirklichen Ehe darein gefügt, mit einander zu leben und zu arbeiten; ja vielleicht diese Verbindung noch in unsern Nachkommen fortdauern zu lassen, wenn Ihr Sohn ein wohlwollender Verleger zu werden verspricht, und wenn einer der meinigen den leidigen Drang in sich verspüren sollte, zu schriftstellern.

Und so nehmen Sie denn die Widmung dieses kleinen Buches freundlich entgegen, mein lieber Krabbe, als einen Beweis, daß ich mit wahrem Vergnügen unseres 25 jährigen Geschäftsverkehrs gedenke, und lassen Sie uns heute ein neues Konto beginnen für eine weitere lange Reihe von Jahren, und ferner sein Verleger und Schriftsteller in solch ungetrübten Frieden und leuchtender Eintracht, wie solche wohl selten oder nie verzeichnet stehen in den Annalen der Weltgeschichte.

Rom, am Forum Trojanum, im März 1868.

F. W. Hackländer."

Die deutsche Schriftsteller- und Verlegerwelt würde sich gewiß recht wohl befinden, wenn sie viele solcher Ehen aufzuweisen hätte. Ist doch diese Widmung Hackländers ein Klang, der das Herz erfreut und im erfreulichen Gegensatz steht zu den unerquicklichen Prozessen, die so häufig zwischen Autor und Verleger geführt werden. **R. G.**

Zum System der Lagerordnung des Sortimenters.

Es bedarf wohl keiner Frage, daß das Lager des Sortimenters nach einem bestimmten System geordnet sein muß. Ebenso unfraglich ist es jedoch, daß es für rein praktische Zwecke unthunlich, ja unmöglich ist, so ohne Weiteres einfach eines der aufgestellten bibliographischen Systeme, etwa das in den Hinrichsschen Repertorien zur Anwendung gebrachte, zu benutzen. Das System der Lagerordnung des Sortimenters muß vielmehr hervorgehen aus der innigen Verschmelzung eines jener bibliographischen Systeme und den Bedürfnissen der Praxis, welche, nach Art und Umfang der verschiedenen Geschäfte, naturgemäß den mannigfachsten Veränderungen unterworfen sind.

Erster Grundsatz in jedem Sortimente muß sein, daß jedes Buch nur einen ganz bestimmten Platz hat, an dem es jeder, der im Geschäfte zu thun hat, finden kann. Gewisse Bücher wird man ohne Rücksicht auf irgend ein bibliographisches System einfach nach rein praktischen Gesichtspunkten unterbringen; dahin gehören z. B. die Portemonnaie-Kalender, Familien-Kalender, Kursbücher u. s. w. Einen für sich dastehenden Teil des Lagers bilden gewöhnlich die Regale unmittelbar hinter dem Verkaufstische: hier stellt der Sortimenter naturgemäß alles das hinein, was ihm, da es am häufigsten verlangt wird, auch am meisten zur Hand stehen muß. Größere Geschäfte gliedern ihre Vorräte häufig in Hand-, Haupt- und Novitätenlager. Das erste enthält die nur einfach oder doppelt vorhandenen Werke und ist im eigentlichen Laden und den daran stoßenden Räumlichkeiten aufgestellt; das zweite enthält die Vorräte an Schul- und Gebetbüchern (broschiert und gebunden), Jugendschriften und in großen Sortimenten auch die der von den Barsortimentern bezogenen Werke; das dritte endlich die neuesten Erscheinungen. Man stellt diese namentlich deshalb apart, weil sich die Remission dadurch vereinfacht; doch ist die Praxis hier in den verschiedenen Handlungen eine verschiedene, einzelne stellen die Novitäten

zum Schlusse jeder Wissenschaft, andere bilden aus ihnen und den älteren Erscheinungen ein Alphabet. Wenn ein besonderes Novitätenlager vorhanden ist, so muß man es selbstredend nach den Wissenschaften gruppieren, so daß es analog dem Handlager geordnet wird. Das Hauptlager gliedert sich gewöhnlich in:

1. gebundene Schulbücher; dieselben stehen in einem Alphabete; da jedes Buch in mehreren Exemplaren vorhanden ist, empfiehlt es sich, dieselben zu einem Stoße zu vereinigen, d. h. sie auf einander zu legen und in das unterste Exemplar einen Zettel zu stecken, der den verkürzten Titel angiebt.

2. gebundene Werke von Volckmar, Staackmann u. s. w.; diese bilden ebenfalls ein Alphabet.

3. Jugendschriften; hier pflegt man — was bei Aufnahmen behufs Lagerergänzung sehr bequem ist — die einzelnen Verleger, z. B. Spamer, Thienemann, Winckelmann, zusammenzustellen und innerhalb derselben nach dem Alphabete der Verfasser zu ordnen.

4. sog. „Ramsch-Artikel“; die Masse, in der dieselben angekauft werden, schließt gewöhnlich jede Ordnung aus; man vereinigt sie einfach zu Ballen oder füllt mit ihnen besonders für sie hergestellte, tiefe Regale aus.

5. rohe, d. h. ungebundene Artikel; sie lassen sich am besten in gleichen Regalen (in Stößen aufgestellt) unterbringen; für ihre Anordnung ist das Alphabet maßgebend; die Bogenlagen sind verschränkt zu legen; der Inhalt wird durch hineingesteckte Zettel angezeigt.

Dies wird über das Hauptlager genügen; besondere Aufmerksamkeit erfordert das Handlager. Für dasselbe gilt im allgemeinen die Regel, daß es nach Wissenschaften gegliedert werden muß; innerhalb derselben wird nach dem Alphabete der Autoren geordnet, bez. bei anonymen Werken nach dem der Schlagworte.

Diese Regel hat jedoch auch ihre Ausnahmen; so würde es z. B. höchst unpraktisch und störend beim Verkauf wirken, wenn man die Jugendschriften in dieser Weise aufstellen würde. Hier heißt es vielmehr, dem Käufer, der etwa gesagt hat: „Geben Sie mir etwas für meinen 3jährigen Knaben im Preise bis zu 3 M.!“ gleich eine ganze Reihe von Werken vorzulegen, ohne daß man lange suchen muß. Es sind daher für die Bilderbücher und Jugendschriften folgende drei Gesichtspunkte bei der Aufstellung zu berücksichtigen:

a) das Alter, für welches sie bestimmt,
b) das Geschlecht, für welches sie bestimmt,
c) die Verwandtschaft, die sich durch die Übereinstimmung der Preise ergiebt.

Unter zu Grundelegung dieser drei Prinzipien möchten wir für die rationelle Aufstellung der Bilderbücher und Jugendschriften folgendes System als Muster hinstellen.

I. Bilderbücher.

1. Unzerreißbare Bilderbücher für die Kleinsten bis zu 4 Jahren (z. B. Leutemann, Haustiere; Löwe, Stuttgart).

2. Bilderbücher für Knaben und Mädchen von 4—8 Jahren.

a) ABC-Bilderbücher (z. B. Goldenes ABC-Buch; Thienemann, Stuttgart).
b) Bilderbücher mit wenig Text (z. B. Reimspiele; Thienemann, Stuttgart).
c) Zieh- und Verwandlungsbilderbücher (Verlag von Schreiber, Eßlingen und Braun & Schneider, München).
d) Bilderbücher für das reifere Kindesalter mit schwierigerem Texte (z. B. Löwenstein, Kindergarten; Hofmann & Co., Berlin); es empfiehlt sich hier die humoristischen Bilderbücher, die in der litterarischen Anstalt in Frankfurt a. M. erschienen sind, sowie auch die aus dem Verlage von Hofmann & Co. apart zu stellen.
e) Bilderbücher zum Anschauungsunterricht (Schreiber, Eßlingen).

II. Jugendschriften.

A. Jugendschriften für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren.

a) Märchen- und Sagenbücher [Andersen, Bechstein, Grimm, Musäus, Tausend und eine Nacht in den verschiedenen Ausgaben je eine Gruppe; zum Schluß diverse Märchensammlungen].
b) Fabeln und Gedichte [Hey-Specter, Fabeln; Dittmar der Kinder Lust].
c) Erzählungen [z. B. Spyri bei F. A. Perthes, Gotha; die Jugendbibliotheken von Hoffmann, Horn & Schupp, Nieritz, F. Schmidt stehen selbstredend apart].
d) Kleine Theaterstücke [Siewert, Puppentheater; Schreiber, Eßlingen].
e) Rätsel-Sammlungen [Elm, Güll, Lausch ꝛc.].

B. Jugendschriften für Mädchen.

1. Für das Alter von 8—12 Jahren.

a) Puppengeschichten, Puppenkochbücher, Beschäftigungsbücher [v. Pröpper, Puppenmütterchen; Davidis, Puppenköchin; Leske, Spielbuch].
b) Unterhaltungsschriften [Stein, Mariens Tagebuch].

2. Für das Alter von 12—16 Jahren.

a) Unterhaltungsschriften [Cron, Helm, Stein u. s. w.].
b) Bildungsschriften [Davids, Beruf der Jungfrau; Polko, Pilgerfahrt u. s. w.].

C. Jugendschriften für Knaben.

1. Für das Alter von 8—12 Jahren.

a) Indianergeschichten [Cooper, Ferry, Albrecht u. s. w.].
b) Jagdgeschichten [Cooper, Bienenjäger].
c) Seegeschichten [O. Hoffmann, der Pirat].
d) Robinsonaden.
e) Erzählungen [Fr. Hoffmann, Gulliver, Münchhausen u. s. w.].
f) Beschäftigungsbücher [Ortleb, Laubsägearbeiten; Elm, der kleine Papparbeiter; Wagner, Spielbuch u. s. w.].

2. Für das Alter von 12—16 Jahren.

a) Geschichtliche und kulturhistorische Erzählungen [Höcker, das Ahnenschloß].
b) Mythologie und Sagen [Schwab, die schönsten Sagen des klassischen Altertums].
c) Geschichte, Biographie und Kunstgeschichte [viele Werke bei Spamer].
d) Länder- und Völkerkunde [viele Werke bei Spamer und Velhagen & Klasing].
e) Naturwissenschaften [Spamer]; hier dürfte es sich empfehlen, die Käfer- und Schmetterlingsbücher apart zu stellen.
f) Heer und Flotte [Voigt, das Buch vom deutschen Heere; Werner, das Buch von der deutschen Flotte].
g) Beschäftigungsbücher [Dammer, der junge Techniker].

Dies dürfte so das Schema für eine rationelle Aufstellung der Bilderbücher und Jugendschriften sein. Wir haben kein künstlich konstruiertes Gebilde geliefert, sondern sind dem Systeme einer größeren Berliner Handlung gefolgt, welches sich seit Jahren sehr wohl bewährt hat und u. a. auch in dem Weißbachschen Weihnachtskataloge in Anwendung gebracht worden ist. Es läßt sich ja nun nicht leugnen, daß die Aufstellung der Bilderbücher und Jugendschriften in der hier empfohlenen Weise viele Zeit in Anspruch nimmt und vor allem eine eingehende Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Jugendlitteratur voraussetzt. Diese Nachteile sind jedoch nur scheinbar, die reichlich aufgewogen werden durch die Vorteile, welche sich beim Verkaufe herausstellen, da dieser einmal viel schneller von statten geht, und sodann der Käufer

immer das für ihn Passende erhält, wodurch das so lästige Umtauschen vermieden wird. Bemerkt sei noch, daß in dem oben gegebenen Thema die Ordnung innerhalb der einzelnen Rubriken nach Preislagen gedacht ist, was beim Verkauf ebenfalls sehr praktisch ist.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe und Absicht sein, das Gesamtgebiet der Litteratur in derselben ausführlichen Weise zu besprechen wozu wir ja mehrere Hefte der „Buchhändler-Akademie" füllen müßten. Wohl aber wollen wir noch ein Feld der Litteratur herausgreifen, das beim Ordnen des Lagers Schwierigkeiten darbietet: die Gewerbskunde. Bei dieser weicht man in vielen Handlungen von der Ordnung nach dem Alphabet der Verfasser ab und ordnet nach Materien, so daß sämtliche Werke über Bäckerei, Böttcherei u. s. w. neben einander zu stehen kommen. Diese Anordnung ist auch entschieden die richtigste, da sie einem Hauptzwecke des Sortimentslagers, schneller, sicherer Orientierung behufs schneller Befriedigung des Käufers, entspricht. Gerade Gewerbetreibenden ist es schwer, sich über die Litteratur ihres Faches zu informieren, und höchst selten verlangt der Käufer direkt „Uhland, Brotbäckerei und Biscuit- und Teigwarenfabrikation"; es dürfte im Gegenteile die Regel sein, daß der betreffende sagt: „Ich möchte einige Werke über Bäckerei vorgelegt haben." In diesem Falle aber dürften nur wenige Verkäufer im Besitze so umfassender bibliographischer Kenntnisse und eines so vorzüglichen Gedächtnisses sein, daß sie auf die Autoren-Namen Birnbaum, Cnyrim, Regner und Uhland im Handumdrehen fallen, außerdem ermöglicht die Anordnung nach Materien ja auch selbst dann ein schnelles Hervorsuchen, wenn der Autornamen vom Käufer genannt worden ist.

Zwanglose Rundschau.

Recht viele und große Mühe hat es dem Börsenverein gekostet, geordnete Verhältnisse in den deutschen Buchhandel, was die Hauptfrage anbetrifft, hineinzubringen. Nicht von gestern datierten die Klagen der Sortimenter über die Unsitte des Handelns im Buchhandel, schon viele Jahrzehnte hindurch läuft der Jammer über das, viele Existenzen bedrohende Rabattgeben. Aber die Frage konnte sich in den früheren Zeiten nicht dergestalt zuspitzen, wie die Vereinfachung und Verbilligung der Verkehrsverhältnisse es notwendig nach sich ziehen mußte. Die im vollen Sinne des Wortes brennend gewordene Frage so weit gelöst zu haben, als es in der immerhin grauen Theorie möglich ist, muß als ein großes Verdienst des energischen Vorstandes anerkannt werden. Der Löwenanteil an diesem Verdienst kommt unstreitig dem thatkräftigen Vorsitzenden des Vereins, Herrn Kröner, zu.

Wir können die Bewegung jetzt deshalb als vorläufig, und zwar im Sinne der meisten Börsen-Vereins-Mitglieder günstig abgeschlossen betrachten, weil die Hauptgegner derselben die Waffen gestreckt haben. Der neuen „Verkehrsordnung" haben sich nach hartem Widerstande einzelner jetzt alle gefügt und mit Genugthuung kann der Vorstand des Vereins auf das vollbrachte Werk zurückschauen, welches mit folgender Bekanntmachung von Anfang Juli zum vorläufigen Abschluß gekommen ist: Nachdem eine Reihe der wichtigsten Orts- und Kreisvereine beim Vorstand des Börsenvereins die Genehmigung von Verkaufsnormen nachgesucht hat, ist derselbe nach Anhörung des Vereinsausschusses darüber in Beratung getreten, bis zu welchem Höchstrabatt er in Anbetracht der Vereinsanträge und der ihm bekannt gewordenen Entschließungen deutscher Regierungen, sowie angesichts der allgemeinen Lage des deutschen Buchhandels, nach Inkrafttreten der neuen Satzungen es verantworten könne, eine Genehmigung der bezüglichen Bestimmungen der Satzungen zu erteilen. Der einstimmige Beschluß des Vorstandes, dem ein ebenfalls einstimmig beschließendes Votum der Mitglieder des Vereinsausschusses zur Seite steht, ist dahin gegangen, Verkaufsnormen, welche für Bücher einen höheren Diskont als 5 Prozent und für Zeitschriften überhaupt einen Diskont festsetzen, die Genehmigung zu versagen. Es ist demnach laut diesem Beschlusse jeder Rabatt verboten und nur ein Diskont von höchstens 5 Prozent bei Zahlungen für Bücher gestattet, während derselbe bei Zahlungen für Zeitschriften nicht gewährt werden darf; diese Verkaufsnormen genehmigt der Vorstand aber allen Orts- und Kreisvereinen.

Unsere, und nicht nur unsere Gelehrten geben sich von Zeit zu Zeit mit recht unnützen Fragen ab. Ich habe früher (vergl. Rundschau IV. S. 203 u. ff.) schon einmal den Beweis dafür erbracht. Man kann verschiedener Meinung sein darüber, ob die Frage nach den hundert besten Bücher in jene Kategorie gehört oder nicht, obschon ich bedenklich zu der letzteren hinneige, aber die Sache ist schon so verschiedene Male mit mehr oder weniger Ernst aufs Tapet gebracht worden, daß die Erwähnung der Ergebnisse schon der Mühe verlohnt.

Vor mehreren Monaten ist in England sogar ein lebhafter Streit in den Blättern über eine, bezw. mehrere Listen der hundert „besten" Bücher ausgefochten worden. Die Lorbeeren, welche diejenige Sir John Lubbock's, des Kanzlers der Universität

London, errungen hat, obgleich sie die deutsche Litteratur fast gar nicht berücksichtigte, haben einige deutsche Herren nicht schlafen lassen.

Prof. Dr. Max Schneidewin, Dr. Hans Herrig und Verlagsbuchhändler Friedrich Pfeilstücker hielten es im Gegenteil für ihre Pflicht, im Gegensatz zu dieser englischen eine Liste vom deutschen Standpunkt aus aufzustellen und zwar mit Einschluß der neuesten Litteratur. Sie versprachen sich von einer solchen Veröffentlichung, von den ersten und besten der Nation unterstützt, durch ein alphabetisches Verzeichnis mit Preisangabe aller darin erwähnten Bücher und ihrer besten Ausgaben, zum praktischen Gebrauch eingerichtet und in hunderttausenden von Exemplaren durch den Buchhandel gratis oder zu den geringen Selbstkosten verbreitet, eine heilsame Wirkung auf das Wohl des deutschen Volkes. Indes hat dieses Rundschreiben den erwünschten Erfolg nicht gehabt. Von den eingelaufenen Arbeiten seien einige interessantere angeführt. So schreibt Professor G. Droysen in Halle a. S. sehr richtig:

. . „daß ich's Ihnen nur offen bekenne, ich sehe mich außer stande, „die hundert besten Bücher“ zu nennen; ja ich bin davon überzeugt, daß sie überhaupt nicht genannt werden können, und — um paradox zu reden — daß sie überhaupt gar nicht existieren. Die Bücher, deren Wert sozusagen absolut ist, sind zu zählen. Die Bibel und noch ein paar — etwa der kleine Katechismus — voilà tout — alle andern Bücher, alle ohne Ausnahme, addressieren sich nicht an jedermann, oder doch nicht an jedermann in gleicher Weise, und wenn ich die hundert besten Bücher für das Volk in seiner ganzen breiten Schicht nennen sollte, würde ich andre nennen, als wenn es sich um die Lektüre der eigentlich Gebildeten handelte.“ . . . „Laokoon gehört gewiß zum besten, was wir haben, aber wenn ich die Werke nennen sollte, die ich empfehlen würde, „um das Familienleben glücklicher zu gestalten“, würde ich nicht auf ihn verfallen. Ich glaube, Mutter und Tochter — vielleicht auch der Hausherr selber, der etwa ein Materialwarengeschäft besitzt, würde, wenn ihm der Sohn, ein Secundaner, bei der winterlichen Lampe vorliest, bald eingenickt sein. „Eines schickt sich nicht für alle.“ Hundert Bücher auch nicht.“

Professor Fr. von Holtzendorff in München schreibt poetisch:

Welches ist das beste Buch? —
Für ein Kind die Fibel.
Welches ist das schlimmste Buch? —
Des Zeloten Bibel.

Hundert beste suchen
In dem Bücherocean,
Halte ich für schwer gethan,
Möcht es nie versuchen.

P. K. Rosegger erklärt: Ich habe in meinem Leben nicht hundert gute Bücher gelesen. Zu jenen, die besonderen Einfluß auf mich übten, zähle ich: Schillers Wilhelm Tell, Goethes Faust, Lessings Nathan, Jean Pauls Siebenkäs, Scheffels Ekkehard, Gottfried Kellers Grüner Heinrich, Adalbert Stifters Studien, Auerbachs Auf der Höhe, Silbersteins Dorfschwalben, Goethes Hermann und Dorothea, Hamerlings König von Sion, Aspasia, Grillparzers Sappho, Ahnfrau, Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld, Meineidbauer. Ferner die Bibel, Darwins Kampf um's Dasein, Swobodas Geschichte der Ideale, Rankes Weltgeschichte. — Die Meinungen über Bücher sind so subjektiv, daß dabei nicht viel herauskommen wird.

Schließlich reimt Karl Helmerding in Wiesbaden der — man weiß nicht wie — unter die Zahl der Befragten geraten ist:

Als bestes Buch gilt sicher ja
Das Buch der Bücher — Biblia —
Doch durch die hehre Wissenschaft
Verlor so manches d'rin an Kraft,
Nur eins hilft stets aus Nöten;
„Moses und die Propheten."

Daß Klopstock wirklich klassisch schön
Geschrieben, muß man doch gestehn.
Die „Messiade" zeigt's genug,
Sie ist gewiß ein gutes Buch,

Es sollt's besitzen jedes Haus,
Doch, lieber Leser — lies es aus! —
Wenn der Sammler Zahl indessen
Eins der Bücher hat vergessen,
Das für unser junges Blut
Im Moral'schen vieles thut,
So dies wohl erklärlich ist,
Da man's nächste oft vergißt.
Dieses Buch — o, schreit nicht Zeter,
Ist — der alte „Struwwelpeter"!

Meine Liste.

Die Bibel.
Klopstock's „Messiade."
Struwwelpeter.
Vivat sequens.

Fast alle Befragten sind darin einig, daß die Bibel zu den 100 besten Büchern gerechnet werden muß. Eine ebenso hohe Meinung ist in Italien vorhanden. „Es giebt ein Buch, welches die Poesie und Wissenschaft der Menschheit umfaßt, und dieses Buch ist die Bibel. Kein anderes Werk der Litteratur läßt sich mit ihr vergleichen. Newton las sie beständig, Cromwell trug sie im Sattel und Voltaire hatte sie auf seinem Studiertisch. Gläubige sowohl wie Ungläubige sollten sie studieren und jedes Haus sollte eine Bibel besitzen." In diese Begeisterung bricht das in Mailand erscheinende „Secolo" aus, dessen Eigentümer und Herausgeber, Signor Sonjogno, die Idee bekommen hat, die (protestantische) Bibel in italienischer Sprache zu einem geringen Preise über ganz Italien zu verbreiten. Die Übersetzung ist die Martinische, welcher die Vulgata zu Grunde liegt. Es werden, wie es scheint, immer noch nicht genug Bibeln verteilt! Glückauf!

Eine auch in Deutschland immerhin beachtenswerte Parallele zieht der bekannte Mitarbeiter des Figaro, Albert Wolff, in diesem Blatte zwischen der Stellung von Malern und Bildhauern einerseits und Dichtern und Musikern andererseits. Er beleuchtet darin die Bevorzugungen, welche die Welt und der Staat den einen gegenüber den andern gewährt.

Pinsel und Grabstichel, sagt er, haben die Ehrenmedaille, die Medaillen der drei Klassen, den Ankauf ihrer Werke für die Museen und recht bedeutende Reisestipendien. Sie haben ferner den Prix de Rome, den Prix du Salon u. s. w. „Die einen schlagen den Weg nach Madrid ein, um die bewunderungswürdigen Velasquez zu sehen, andere gehen nach dem Norden, nach Harlem, wo der Ruhm von Franz Hals inmitten der Tulpenbeete blüht, die Klügsten reisen einfach aufs Land und begeistern sich an der Quelle aller Kunst." Aber der junge Musiker bleibt sich selbst überlassen, und um leben zu können, giebt er Unterricht und unterstützt das Fräulein am Klavier, wenn es das schöne Stück „Im Mondenschein" einübt, womit es Mama überraschen will. Der „Romancier" ist gleichermaßen Stiefkind des Staates. „Diese jungen Leute, o Maler, haben eine reizende Novelle oder kritische Studien veröffentlicht, welche ebensoviel wert waren wie dein Rahmkäse, den man im Salon so bewundert hat und den der Staat auch noch gekauft hat, indem er dir gleichzeitig Reisestipendien gewährte, damit du auch noch andere Käse nach der Natur studieren kannst. Man hat ihr erstes Buch gelesen, von diesem sogar viel gesprochen, und zwar nicht in den bibliographischen Revues, sondern auch im Kreise der Kunstverständigen. Man hat an ihnen viel Talent entdeckt und dann hat sich niemand mehr um sie gekümmert." Sie sind und bleiben bescheidene Beamte in irgend einer Verwaltung mit einem Ge-

halt von 120 Francs monatlich. Und nach zwölfstündiger geistestötender Arbeit sollen sie dann noch eine gleichwertige Leistung zustande bringen wie der Maler, der zwei Jahre lang frisch und frei die Welt durchpilgert. „Und während du dir's, o Maler, vor einer normannischen Kuh, dem Gegenstande deiner Begeisterung, bequem machst, wirft sich der junge Litterat auf den absorbierenden Journalismus, in dem man täglich Talent haben muß, wenn der kommende Tag den Ruhm des vorigen nicht vergessen machen soll." Man solle sich nicht immer darauf berufen, meint Wolff, daß Sardou ein kleiner Lehrer, Zola Buchhändlergehilfe und Massenet Paukenschläger war. Das seien Ausnahmen; aber man vergesse das Elend und die Verzweiflung derer, die gestorben oder vergessen worden seien, ohne daß ihnen in jahrelangen Kämpfen auch nur eine Ermutigung und Unterstützung zu teil geworden sei. Wolff fordert deshalb, daß man die beiden litterarischen Gesellschaften, die Société des gens de lettres und die der Auteurs, ermächtige, alljährlich eine gewisse Zahl junger Schriftsteller und Musiker als der Unterstützung würdig dem Staate in Vorschlag zu bringen.

Die Klage hat entschieden ihre Berechtigung, aber es ist eine alte Erfahrung, daß eine Kunst umsomehr Aussicht auf Anerkennung hat, je leichter ihre Produkte aufgefaßt werden können. Ein Bildwerk zu genießen bedarf es weniger Augenblicke und auch diejenigen, welche nie die Zeit finden, ein Buch zu lesen, können sich an der Kunst des Pinsels oder Stichels begeistern. Abbildungen tragen ihre Erzeugnisse in alle Welt und wiederum braucht der Philister wie der Vielbeschäftigte nur eines Momentes, um sich zu überzeugen, daß Leute, welche so schöne Sachen machen, unterstützt werden müssen. Immer noch wird die Schriftstellerei als eine unnütze Kunst — wenn man diese Bezeichnung überhaupt zuläßt — betrachtet und dies Vorurteil läßt sich nicht mit einigen Zeitungsaufsätzen, die nicht gelesen werden, beseitigen. Es liegt in dem Wesen unseres modernen Lebens begründet.

Ein prinzipiell interessanter Prozeß ist zwischen dem russischen General-Adjutanten und Reichsrat Graf Adlerberg und dem Maler Professor Koppay am 27. Juni vor dem Landgericht in München zum Austrage gekommen. Koppay hatte von Graf Adlerberg ein Baardarlehen von 2000 Mark und im Jahre 1885 als Vorausbezahlung für ein zu malendes Pastellbild der Frau Gräfin Adlerberg 1500 M. erhalten. Er lieferte das Bild im Oktober 1886, dasselbe wurde aber, weil nicht ähnlich, zurückgewiesen und auch zurückgenommen. Koppay fertigte nun ein Ölbild der Gräfin an, aber auch dieses wurde zurückgewiesen und Graf Adlerberg forderte nun den Vorschuß von 1500 M., sowie die 2000 M. Baardarlehen zurück. Darauf wollte Koppay nicht eingehen, er verlangte vielmehr für das Ölgemälde 6000 Mk., den Betrag von 1500 M. als durch das gelieferte Pastellgemälde aufgezehrt. Da Koppay behauptete, die Ähnlichkeit auf beiden Gemälden sei eine sprechende gewesen, wurde als Sachverständiger Professor v. Lenbach in München vernommen, dieser bezeichnete aber das Ölbild als wertlos, nicht fertig und nicht ähnlich und auch keiner Ausbesserung fähig. Nun behauptete Koppay, von Lenbach sei gegen ihn voreingenommen wie alle Münchener Künstler, und stehe auf dem Standpunkte, ein Künstler solle überhaupt keinen Prozeß führen. Das Urteil lautete endlich: Beklagter Maler Koppay ist schuldig, an den Kläger Graf Adlerberg die Summe von 3000 M. zu zahlen und sämtliche Prozeßkosten zu tragen.

Eine interessante und grundsätzlich wichtige Entscheidung hat das Reichsgericht (1. Strafsenat) am 20 Juni gefällt. Es handelte sich um die Auslegung des § 6 al. 3 des Gesetzes betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste. Dort heißt es: „Als verbotene Nachbildung ist nicht anzusehen die Nachbildung von Werken der

bildenden Künste, welche auf oder an Straßen oder öffentlichen Plätzen bleibend sich befinden. Die Nachbildung darf jedoch nicht in derselben Kunstform erfolgen." Der Stuckateur Heinrich Josef Grathes in Düsseldorf hatte nun zwei Reliefs in Sandstein, Kindergruppen mit Laubgewinden darstellend, in Cement nach einem Gipsabguß nachgegossen, welche auf der Außenseite der Düsseldorfer Kunsthalle angebracht und das Werk des Bildhauers Leo Misch sind. Eine erhobene Klage gegen Grathes ergab ein freisprechendes Urteil der Düsseldorfer Strafkammer mit der Begründung: Die Originale der Nachbildungen befinden sich für jedermann sichtbar an einer öffentlichen Straße, die erste Bedingung des § 6 al. 3 ist daher erfüllt. Was das zweite Erfordernis betrifft, so ist zwar das Motiv des Kunstwerkes dasselbe geblieben, aber die Form der Darstellung blieb nicht dieselbe. Misch hat sein Werk mit dem Meißel in Sandstein hergestellt, also ein Werk der Sculptur geliefert, während der Angeklagte Cementguß angewendet, also eine Stuckarbeit geliefert hat.

Dieses Urteil wurde vom Staatsanwalt in der Revision angefochten mit der Begründung, daß das Landgericht in rechtsirriger Weise die Begriffe Kunstform und Kunstverfahren verwechselt habe. Der Reichsanwalt erklärte die Beschwerde für begründet und führte folgendes aus: Ich glaube nicht, daß § 6 al. 3 eine solche Nachbildung eines plastischen Kunstwerkes wieder in plastischer Form erlauben will und bin ferner der Ansicht, daß es auf das Merkmal der Größe und Dimension nicht ankommt. Daher muß auch als verboten angesehen werden die Nachbildung in einer anderen Steinart oder in einem Materiale, welches als nachgemachter Stein anzusehen ist, wie Cement. Die Annahme des Gerichtes, es handle sich um eine andere Kunstform, weil das Werk in Cementguß hergestellt ist, kann ich nicht billigen, denn die Nachahmung macht genau denselben Eindruck wie das Original. Auch das Urteil des Reichsgerichts fiel diesem Antrage entsprechend aus: das landgerichtliche Urteil wurde aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die erste Instanz zurückverwiesen. In der Begründung heißt es: Was den vorliegenden Fall betrifft, so ist die Nachahmung so hergestellt, daß sie wie das Original den Eindruck einer aus Stein gearbeiteten Figur macht. Unter diesen Umständen muß eine Nachahmung derselben Kunstform angenommen werden und die Freisprechung war nicht gerechtfertigt.

Eine nicht minder für den Buchhändler interessante gerichtliche Entscheidung ist vor kurzem erfolgt. Der Herausgeber und Verleger von Griebens Reise-Bibliothek hatte in einem seiner Reiseführer von einem Gasthof im Harz geschrieben: „Über Bedienung und Preise wird viel geklagt." Der Gasthofbesitzer fühlte sich durch diesen Tadel verletzt, erhob gegen den Verleger des Buches die Klage und beantragte, den Beklagten wegen Verleumdung zu bestrafen und ihn außerdem zu einer an den Kläger, also an den Gasthofswirt, zu zahlenden Geldbuße von 1000 M. zu verurteilen. Das Berliner Amtsgericht hat aber die Klage zurückgewiesen und das Verfahren auf Kosten des Wirtes eingestellt. Das Gericht führte dabei aus, daß der Zweck der Reisebücher sei, dem reisenden Publikum als Anhalt zu dienen, und daß deshalb dem Beklagten der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zur Seite stehe, wonach tadelnde Urteile über gewerbliche Leistungen, welche zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, nur insofern strafbar sind, als das Vorhandensein der Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht.

In Marienei im Vogtlande, dem Geburtsorte des Dichters Julius Mosen, wurde am 8. Juli ein Denkmal desselben enthüllt. Mosen wurde an diesem Tage des Jahres 1803 geboren und starb am 10. Oktober 1867. Von seinen Werken kennt die heutige Generation nur noch weniges, weil sie keine „Novitäten" mehr sind. Die

neueste Ausgabe seiner Werke datiert von 1880. Von den Reden, die am Fuße des von Bildhauer Kietz (Dresden) modellirten Monuments gehalten wurden, war besonders die von Dr. Mosen (Oberbibliothekar zu Oldenburg), dem Sohne des Dichters, von ergreifender Wirkung. Die Feier schloß mit der Anstimmung des Mosen'schen Liedes: „Zu Mantua in Banden".

Der altmodische Spruch „Laßt die Toten ruhen" hat in unserer Zeit längst seine Bedeutung verloren, seitdem die Wissenschaft so hübsche Sägen, Zangen und ähnliche Instrumente erfunden hat. Schon als (am 26. März 1827) der große Beethoven aus dieser Welt gegangen war, kam die „Wissenschaft" und sägte und schnitt an den im Leben schon taub gewordenen Ohren herum, ohne doch etwas anderes zu erreichen, als den Leichnam zu verstümmeln und die Ursache zu sein, daß die Gypsabgüsse gar nicht naturgetreu sind.

Professor Wagner, welcher beim Tode Beethovens die Sezierung der Leiche leitete, befaßte sich mit Vorliebe mit der Anatomie des Ohres. Der damalige Diener am pathologisch-anatomischen Museum meißelte im Auftrag des Professors die für die Untersuchung notwendigen Partien des Felsenbeins mit den gesamten inneren Gehör-Organen aus dem Schädel Beethoven's. Professor Wagner kam jedoch infolge Kränklichkeit rc. niemals dazu, die beabsichtigte Untersuchung vorzunehmen, und das Glas, welches die Leichenteile enthielt, stand noch nach dem Tode Wagner's lange Zeit unbeachtet im anatomischen Museum, wo es noch in der Mitte der vierziger Jahre gesehen wurde. Was später damit geschehen, weiß indes niemand. Es hieß, ein nach Paris ausgewanderter Arzt hätte es mitgenommen, wohl auch, ein Engländer hätte es für Geld und gute Worte erworben. Eine dritte Version weiß davon zu erzählen, daß „ein berühmter Anatom, der sich viel mit der Anatomie des Ohres befaßt habe", im Besitze desselben sei. Allein dieser Arzt gab auf eine bezügliche Anfrage die lakonische Antwort: „Quant aux oreilles de Beethoven je n'en ai jamais entendu parler." So wird es wohl nie aufgeklärt werden, wohin diese Schädelteile Beethoven's geraten sind.

Im Jahre 1863 wurden sodann die irdischen Reste des Tonheroen auf Veranlassung des Musik-Vereins ausgegraben, die abgelösten Knochen und Kleiderreste in ein Kästchen gelegt, die Wirbelsäule auf eine Hanfschnur gereiht und das Ganze in einem Metallsarg verschlossen. Damals machte die Sucht, sich in dem Besitz einiger Reliquien des Tondichters zu setzen, unliebsames Aufsehen. Man erzählte, daß Knochen und Kleiderreste förmlich von Hand zu Hand gingen, und daß die den Toten schuldige Pietät der Sammelwut enthusiastischer Kunstfreunde unterliegen mußte.

Damit war es noch nicht genug. Noch einmal wühlte man die Gebeine aus der Gruft auf dem Währinger Kirchhof bei Wien und dies geschah am 21. Juni d. Js. Wir modernen Menschen haben keine Zeit, die Gräber unserer Toten dort, wo sie etwas abseits vom Bädeker'schen Wege hingebettet sind, aufzusuchen. Es ist also sehr erklärlich, daß man für Vereinfachung sorgt. Mozart's Gebeine findet man zwar überhaupt nicht mehr, indem seine dankbare Mitwelt leider den Ort vergessen hatte, wo sie ihn auf dem St. Marxer Kirchhof bei Wien in eine Armengruft gelegt hat! Allein die Nachwelt macht bekanntlich alle Versehen der Mitwelt wieder gut und wenn sie Lortzing hat verhungern lassen, so verehren wir Nachgeborenen ihn um so mehr, d. h. wir freuen uns über seine unsterblichen Werke! Mozart hat man, dieser Erfahrung gemäß, auf dem schönen Zentralfriedhof in München ein Denkmal gesetzt, welches das Grabmal vollauf ersetzt. Franz Schubert, der arme Schulmeisterssohn, der auch im Leben nie eine sichere Existenz gehabt hat und sich noch am Abend

seines Lebens erfolglos um Kapellmeisterposten bewerben mußte, kommt jetzt bald neben Mozart's imitierten Leichenstein zu Ehren und an dieselbe Stelle schaffte man am 22. Juni die malträtierten Überreste Beethoven's. So hat man wenigstens alles zusammen, was man noch auftreiben kann.

Ohne Zwischenfall ging übrigens die letzte Überführung nicht ab. Als der Sarg aufgebrochen — der Schlüssel öffnete nicht mehr — und der Befund festgestellt war, sollte programmmäßig der Sarg wieder geschlossen und in den bereitstehenden neuen Metallsarg übertragen werden. Die Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft ersuchten aber nun, Messungen an dem Schädel vornehmen zu dürfen. Die Gesellschaft hatte sich schon vorher an den Bürgermeister Uhl gewendet, ihr die Überreste Beethoven's zum Zwecke von Messungen in ihr Laboratorium übertragen zu lassen, der Bürgermeister hatte dieses Gesuch indes entschieden abgelehnt. Die Vertreter der Gesellschaft stellten dann die Bitte, nur einige Messungen unter kommissioneller Beaufsichtigung vornehmen zu dürfen, und diese Bitte wurde denn auch erteilt. Auf diese mündlich erteilte Erlaubnis des Bürgermeisters gestützt, verlangten nun die Anthropologen, sofort diese Messungen vornehmen zu dürfen. Der Bezirkshauptmann Habicher sowohl als Sanitätsrat Wislocil erklärten, sich dieserhalb an den Willen des Bürgermeisters halten zu müssen. Nun entspann sich am offenen Sarge eine Debatte, in welcher der Vertreter des Bürgermeisters erklärte, in keiner Weise eine Verletzung der Pietät zu gestatten und eine Messung nur dann zuzulassen, wenn die Knochenreste vollkommen unangetastet bleiben. Selbstverständlich erklärten die Anthropologen, daß gewissenhafte Messungen ohne eine nähere Berührung nicht möglich seien, und daß auch die Pietät durch einen Akt wissenschaftlicher Forschung nicht beeinträchtigt werden könne. Eine lebhafte Erregung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, und nach längerer Diskussion einigte man sich, die Debatte wenigstens nicht auf dem Friedhofe und vor dem offenen Sarge fortzusetzen.

Der Sarg wurde hierauf, begleitet von sämtlichen Anwesenden, welche entblößten Hauptes folgten, in die Kapelle übertragen. Hier wurde nun nach längerer Debatte und mit Einwilligung der Vertreter der Familie den Meßlustigen gestattet, „einige wenige" Messungen vorzunehmen. Die Messungen an dem Schädel nahmen aber so viel Zeit in Anspruch, daß die Vertreter der Behörden im Hinweise darauf, daß eine derartige Messung nicht gestattet worden sei und daß dieselbe wenig mit der dem Toten schuldigen Pietät übereinstimme, Schluß verlangten. Nichtsdestoweniger wurden die Messungen fortgesetzt, und erst, als sowohl Magistratsrat Lekisch wie Bezirkshauptmann Habicher energisch erklärten, daß die Exhumierung der Leiche nicht zum Zwecke von Messungen, sondern als ein Akt der Pietät vorgenommen worden sei, und daß sie eine längere Dauer des Aktes nicht zugeben könnten, eingestellt.

Erst dann konnte die Überführung und die Beisetzung vor sich gehen. Dies geschah unter großen Feierlichkeiten. Hinter einem Standarten in altfranzösischer Tracht, zwei Laternreitern, zwei Träger und dem ersten Blumenwagen kam der von acht Rappen gezogene, prunkvolle Glaswagen, in dem der Sarkophag stand. Knapp hinter dem Galawagen wurde auf rotsammtenem Polster eine fünfzackige Krone getragen. Darauf folgten die Trauergäste. Hunderte und immer neue Hunderte standen an beiden Seiten der Straßen. In sämmtlichen Straßen, von dem Währinger bis zum Zentral-Friedhof, brannten die Gasflammen in den Kandelabern. Gegen 4 Uhr langte der Kondukt beim Friedhofsthor an, und nun erschien auch Weihbischof Dr. Angerer. Einige Tage vorher schon war am Grabe der Denkstein aufgestellt worden, welcher jenem auf dem Währinger Ortsfriedhofe gleich ist: ein Marmor-Obelisk mit

der goldenen, lorbeerbekränzten Lyra, darüber die Schlange und der Schmetterling, Symbole der Ewigkeit und der Entfaltung. Nur auf dem Sockel heißt es unter der Inschrift „Beethoven" noch: „Dieses dem ursprünglichen Grabmale Beethoven's auf dem Währinger Ortsfriedhofe getreu nachgeahmte Denkmal wurde mit Beiträgen des k. k. Stadterweiterungs-Fonds der Gemeinde Wien und des Vereins der Philharmoniker, von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien im Jahre 1888 errichtet."

Am Grabe wurde sodann des Meisters großer Chor „Amplius" aufgeführt, derselbe, welcher vor 61 Jahren am Begräbnistage gesungen worden ist. Die übliche von Hofrat von Weilen verfaßte Gedächtnisrede hielt der Hofschauspieler Jos. Lewinsky. Nach ferneren Reden schloß die Feier mit dem großen Chor Beethoven's: „Die Ehre Gottes."

Eine große Ehre ist Shakespeare widerfahren: Der Pekinger Kaiserhof läßt zum Gebrauche für seine Prinzen den englischen Dichter ins Chinesische übertragen. Mit der Uebersetzung ist der Präsident des dortigen Hjan-Lin (Akademie der Wissenschaften) betraut worden.

Es ist kein Ding so unnütz, daß es nicht wenigstens für etwas gut ist. Wenn man das sogar von schlechten Gedichten behaupten kann, so kann der Satz keinen Widerspruch mehr finden. Den höchst schwierigen Nachweis für den Wert solcher Gedichte erbringt Otto Leixner, der, wenn ich nicht irre, auch Gedichte macht, also auch Fachmann ist. „500 000 Lenzgedichte, sagt er, werden sicher in ganz Deutschland jährlich verfaßt, das bedingt einen nicht geringen Verbrauch von Papier, sogar von teurem Büttenpapier — auf solches werden die schlechtesten Lieder geschrieben — von Tinte, Federn und besonders Bleistiften, weil die Spitzen derselben bei der starken Gemütserregung, welche mit dem Dichten verbunden ist, leicht abbrechen. Dann aber müssen diese Gedichte an Zeitungen geschickt werden, und das bringt einen ganz bedeutenden Verbrauch von Briefumschlägen und Postmarken mit sich, wodurch die Staatseinnahmen vermehrt werden. Mit wenigen Ausnahmen wandern alle Frühlingslieder in die Papierkörbe, welche sich deshalb rascher abnutzen. Das setzt wieder die Korbflechter in Nahrung. Die Gedichte sind auch im Haushalt der Blattleiter sehr gut zu verwenden, teils als Düten, teils zur Heizung. Sind die Rückseiten unbeschrieben, so kann man sich darauf geistreiche Gedanken anmerken, wenn man welche hat."

Einen unserer vorzüglichsten Novellendichter haben wir mit Theodor Storm am 4. Juli verloren. In Hademarschen, wo er am 14. September 1887 noch seinen siebzigsten Geburtstag in voller geistiger Frische hatte feiern können, ist er gestorben; seine geistige Kraft hat ihn auch bis an sein Lebensende nicht verlassen, wie das auch seine letzterschienenen Novellen beweisen. Geboren wurde der Dichter zu Husum, „dort, wo Nordfriesland mit seinen Inseln und Halligen beginnt" — und auch seine Jugendzeit verlebte er hier, in der sich schon ganz das Wesen des späteren Dichters in seiner Eigenart zeigte. Hier erfüllte sich, wie sein Biograph Schütze ausführt, seine Seele mit den Vorstellungen einer alten, verschollenen und begrabenen Zeit. Der Hauch der Vergänglichkeit mit seinem wehmütigen Zauber wehte ihn an und ließ das Verlangen in ihm aufsteigen, diese alte Zeit in ihrem Glück und ihrem Leid noch einmal zu erwecken und ans Licht der Gegenwart heraufzubeschwören. Aus diesem Gefühl heraus schreibt der Dichter später selbst für seine ganze Anschauungsweise sehr charakteristisch: „In allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das

Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Toten gehörten mit dazu. Ja, einige von uns wollten wissen, daß das Leben jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe."

Storms weitere Lebensschicksale kann ich hier übergehen, da dieselben in dem laufenden Bande der Buchhändler-Akademie (S. 161 u. ff.) von H. Eckardt in seiner Arbeit über den Dichter geschildert worden sind. Schon dort ist auch auf die erstaunliche Fruchtbarkeit Storms hingewiesen worden. Bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages im vorigen Jahre hat sich ein großer Kreis seiner Feunde, bedeutender Schriftsteller, zusammengefunden.

Unter denselben befanden sich auch Wilhelm Jensen aus Freiburg und des Dichters Verleger Paetel aus Berlin. Von den Festgaben ist bemerkenswert das Ölbild Paul Heyses, das er dem „Kollegen" verehrte; Paetel überreichte ein Blumenkissen mit dem ersten Exemplar von Schützes Buch über des Dichters Leben und Werke, was der Verfasser selbst leider nicht mehr besorgen konnte, denn einige Zeit vorher, am 16. September, erst 29 Jahre alt, hatte ihn schon der Tod ereilt. Beim Mittagstisch nahm auch der Husumer Bürgermeister Gurlitt, welcher dem Dichter das Ehrenbürgerrecht seiner Stadt überbracht hatte, das Wort, und suchte in einer launigen Rede diese That zu begründen. Wenn früher Fremde in Husum, so führte er aus, nach Sehenswürdigkeiten gefragt hätten, so hätte man drei Teile nennen können: die Ochsen, Austern und Theodor Storm. Dieser könne deshalb durchaus nicht entbehrt werden, und deshalb hätte zu dem ersten Ehrenbürger Husums, dem Feldmarschall Manteuffel, auch der Dichter treten müssen.

In seiner Vaterstadt Husum wollte Storm beerdigt werden, weshalb die Leiche dorthin mit der Eisenbahn überführt wurde. Das Begräbnis ist groß, allein nicht mehr so eine große Beteiligung vermag es aufzuweisen, als im vorigen Jahre der Geburtstag konnte. Die einzigen Vertreter der Schriftstellerwelt waren diesmal Hermann Heiberg und E. von Waldt-Zedwitz.

Am Grabe wurde keine Rede gehalten; der Dichter hatte sich letztwillig die kirchliche Teilnahme an seinem Leichenbegängnis verbeten. Er selbst hatte es in seinem schönen Gedicht „Ein Sterbender" so gewollt.

„Was ich gefehlt, des einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
Was übrig ist — ich harre in Geduld!"
— — — — — — — — —
Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelschlag,
Als dränge sie die fliehenden Sekunden;
Sein Auge dunkelt; ungesehen naht,
Was ihm die Feder aus den Fingern nimmt.
Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen,
Und Dämmerung fällt, wie Asche auf die Schrift:
„Auch bleib der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht;
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens."

Am 17. Juni starb in Berlin der bekannte Verlagsbuchhändler Franz Duncker im Alter von 66 Jahren. Derselbe war als Sohn eines Buchhändlers am 4. Juni 1822 zu Berlin geboren und machte wie sein älterer Bruder, der Geschichtsschreiber Max Duncker, philosophische und historische Studien. Er widmete sich aber später dem Buchhandel, und verband sich mit Bernstein, dem Herausgeber der „Urwählerzeitung", die er unter dem Titel „Volkszeitung" erweiterte und in der Reaktionszeit als schneidiges Oppositionsblatt fortführte. 1859 gehörte er zu den Anregern und Leitern des Nationalvereins und 1861 zu den Gründern der Fortschrittspartei. Seit 1861 hatte er einen Sitz im preußischen Abgeordnetenhause inne, seit 1867 ebenfalls im Norddeutschen und später im Deutschen Reichstage. Zugleich arbeitete er eifrig an der Hebung der arbeitenden Klassen, als begeisterter Genosse von Schulze-Delitzsch, als Leiter des Berliner Handwerkervereins, als Mitbegründer der (Hirsch-Dunckerschen) Gewerkvereine. Im Jahre 1877 schied er aus seiner geschäftlichen und öffentlichen Thätigkeit aus und verlebte das letzte Jahrzehnt in stiller Zurückgezogenheit.

Zu Dresden ist am 23. Juni der bekannte Musikschriftsteller und Komponist Professor Emil Naumann gestorben. Derselbe war am 8. Sept. 1827 zu Berlin als Enkel des Kirchenkomponisten J. G. Naumann und Sohn des Professors der Medizin Adolf N. geboren. Er erhielt in Bonn seine erste musikalische Ausbildung durch den „alten" Ries und Frau Matthieu. Das Oratorium „Christus, der Friedensbote", 1848 in Dresden zuerst aufgeführt, war sein erstes größeres Werk. Nach Abschluß seiner musikalischen Studien, studierte er noch Philosophie in Bonn. 1856 veröffentlichte er eine Schrift „Die Einführung des Psalmengesangs in die evangelische Kirche", welche ihm die Ernennung zum preußischen Hofkirchenmusikdirektor eintrug. Die philosophische Doktorwürde erhielt er für die Abhandlung „Das Alter des Psalmengesangs", den Professortitel nach Herausgabe des Buches „Die Tonkunst in der Kulturgeschichte" (1869—70). Die Bücher „Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart", „Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart", sowie seine „Illustrierte Musikgeschichte" fanden viel Beifall und große Verbreitung. Gegen Wagner schrieb er 1876 die gehaltvollen Schriften „Musikdrama und Oper" und „Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft". In ähnlicher polemischer Richtung bewegt sich die Schrift „Der moderne musikalische Zopf".

Zum Gedächtnisse Adalbert von Chamissos.

(Gest. 21. August 1838.)

Von

Richard George.

„Ein Fremdling warst du unserm Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?"
(Franz Dingelstedt.)

„Ein Mann voll Unschuld, voll rastloser Thätigkeit, die bei ihm nie auf äußeren Vorteil, immer nur auf Hervorbringung von Edlem und Schönem gerichtet war, ein kerngesunder Mensch von nobelster Gesinnung war Adalbert von Chamisso, und fügen wir hinzu: ein Freund ohne Gleichen, so haben wir das Bild einer Persönlichkeit, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen würde, hätte der Mann auch nie eine Zeile in Prosa geschrieben und nie einen Vers gedichtet."

Aber er hat eine Reihe köstlicher Lieder, Balladen und Romanzen gedichtet, er hat unsere Lyrik vermehrt um Schöpfungen, wie sie nur ein gottbegnadeter Dichter schaffen kann; und wer als Mensch und Künstler so hoch dasteht wie Adalbert von Chamisso, dem darf die Nachwelt den Tribut schuldiger Anerkennung nicht versagen.

Es sind herbe, düstere, schwermütige Töne, welche die meisten Schöpfungen unseres Dichters durchklingen. Der Ernst des Menschendaseins, die Bitterkeit des Lebens tönt uns entgegen und häufig mischt sich ein herber Spott in die trostlose Melancholie seiner Lieder.

Der Schlüssel zu seinem Schaffen liegt — wie dies wohl bei jedem Dichter der Fall ist — in Chamissos Lebensschicksalen. Geboren in der letzten Januar-Woche des Jahres 1781 zu Schloß Boncourt in der Champagne, das durch sein herrliches Gedicht so berühmt geworden ist, ergriffen die Stürme der Revolution schon in frühster Jugend sein Lebensschiff: im 9. Lebensjahre mußte er mit den Eltern fliehen und fand nach manchem Elend erst im Jahre 1796 in Preußen einen Rettungshafen, wo er das Glück hatte, Edelknabe der Königin zu werden. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. trat er in ein Berliner Infanterie-

Regiment, welche Stelle er auch nicht aufgab, als seine Eltern später nach Frankreich zurückkehrten. Das Militärwesen der damaligen Zeit zog Chamisso naturgemäß nicht an, dagegen ergriff ihn eine fast feurige Liebe zur deutschen Dichtkunst, und dem Studium der deutschen Sprache gab er sich mit einem bewunderungswürdigen Eifer hin, der, wie seine Gedichte am besten beweisen, auch vom schönsten Erfolge gekrönt wurde; denn die Behauptung, welche Goedeke in seinem „Grundriß" aufstellt, „Chamisso habe die deutsche Sprache bis an seinen Tod weder richtig schreiben noch reden gelernt", ist eine ganz unbegreifliche Marotte jenes Litterarhistorikers, der unsern Dichter überhaupt ganz falsch beurteilt.

Die Liebe zur Poesie führte Chamisso mit Varnhagen v. Ense, Franz Theremin, Hitzig und Baron Friedrich de la Motte-Fouqué zusammen, mit denen er 1803 einen „Musenalmanach" herausgab, dem zwei weitere Jahrgänge folgten, und für welchen sich u. a. A. W. v. Schlegel und Achim v. Arnim lebhaft interessierten. Neben seinen poetischen Bestrebungen — Chamisso selbst hat von den Erzeugnissen jener Zeit nichts der Aufhebung wert erachtet — benutzte der junge Leutnant seine Mußestunden dazu, seine allgemeine Bildung durch angestrengtes Studium zu heben; namentlich trieb er zu jener Zeit eifrig griechisch, der deutschen Bildung, dem deutschen Charakter war Chamisso nunmehr ganz und gar gewonnen und deutsches Wesen war, um mit Varnhagen zu reden „Gegenstand seiner tiefsten Sehnsucht und Verehrung." Aber gerade damals erwachte in ihm der so natürliche Zwiespalt zwischen dem Franzosen und Deutschen, an dem er Jahre hindurch krankte, und das Militärleben stieß ihn mehr als je ab, als er 1806 den Degen gegen sein Geburtsland ziehen mußte; er reichte sein Abschiedsgesuch ein — dasselbe wurde erst 1808 bewilligt — und faßte den Entschluß, zu studieren. Eine Reise, die er Ende 1806 nach Frankreich unternahm, zeigte ihm den großen Abstand, der zwischen seinen dortigen Verwandten und ihm entstanden war; Vater und Mutter waren gestorben, und alles zog Chamisso nach dem protestantischen Deutschland, in dessen Hauptstadt er nach Friedensabschluß 1807 zurückkehrte.

Die Stimmung, in der er sich damals befand, war die denkbar trübeste. „Irr an mir selbst", schreibt er, „ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit. Da wünschte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich machen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und meine Thatkraft wieder fände."

Eine bittere Enttäuschung brachte das Jahr 1809: man berief Chamisso an das Lyceum zu Napoléonville, und als er dort ankam, war trotz des Ernennungsdekrets keine Stelle frei! Er tröstete sich, so gut

es ging, und der Zufall führte ihn in die Umgebung der Frau von Staël, der er nach Genf und Coppet folgte. Dort nahm er in den Kreis seiner Studien auch die englische Sprache auf und widmete sich namentlich der Botanik, welcher Wissenschaft er bis zu seinem Tode treu blieb. Im Herbst 1812 finden wir ihn in Berlin als studiosus medicinae an der dort soeben errichteten Universität, und er war mitten im eifrigsten Studium der Anatomie, Botanik und Zoologie, als 1813 der Krieg ausbrach.

Dieser rief in ihm die widerstrebendsten Empfindungen wach, so daß er oft in Verzweiflung ausrief: „Nein, die Zeit hat kein Schwert für mich!“ „Die Weltereignisse von 1813“, klagt er in einem Briefe, „an denen ich nicht thätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken.“ An Hitzig schrieb er damals:

„Das ist die schwere Zeit der Not,
Das ist die Not der schweren Zeit,
Das ist die schwere Not der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Not.“

In dieser trübseligen Stimmung, die bei einem Charakter wie Chamisso so erklärlich ist, war ihm ein Landaufenthalt, fern von den Stürmen des Krieges, der ersprießlichste; er fand einen solchen in der v. Itzenplitzschen Familie auf dem Gute Kunersdorf, wo er Botanik trieb und seinen „Peter Schlemihl“ schrieb, um sich, wie er selbst sagt, „zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen.“

Dieses Märchen vom Manne ohne Schatten (Schlemihl ist hebräisch und bedeutet Unglücklicher, Unstern, Pechvogel) ist zu ungeheurer Popularität gelangt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. Es ist ein Litteraturerzeugnis, dem man die Originalität nicht absprechen kann, das aber auch die große Verbreitung, welche es gefunden hat, eigentlich nicht verdient. Man hat sich bemüht, in dasselbe allerhand Symbolik und Tiefsinn zu legen; doch würden diese Eigenschaften einem Märchen wohl kaum zur Zierde gereichen. Chamisso hat einfach ein Abbild seiner selbst in dem ruhelosen Schlemihl gegeben und am Schlusse seines Werkes sagt er ja klar und deutlich, daß unter Schatten das Wesenlose, Nichtige zu verstehen sei, dem die Welt so viel Bedeutung beilegt. Im Anfang seines „Schlemihl“ erweist sich Chamisso als ein flotter Erzähler, der charakterisieren und spannen kann und auch Erfindung besitzt; der Schluß ist jedoch unklar, mystisch, verschwommen und schließt die Erzählung eigentlich überhaupt nicht ab. Für Kinder ist das „Märchen“ zu schwer verständlich und Erwachsene werden schwerlich Be-

friedigung finden, so daß wir uns seine Popularität und Verbreitung nur durch seine Originalität erklären können.

Nach Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nahm Chamisso an der Universität zu Berlin seine Studien wieder auf; er hörte naturwissenschaftliche Kollegien, namentlich Mineralogie, Magnetismus, Elektricität, ferner Naturphilosophie; daneben arbeitete er im zoologischen Museum, trieb eifrig lateinisch und legte sich ein großes Herbarium an.

Ein schwerer Schlag für ihn war es, als 1814 Hitzigs Frau starb. Er hatte die Gattin dieses seines besten Freundes sehr verehrt, und bei ihrem plötzlichen Ableben überfiel ihn eine sehr weltschmerzliche Stimmung, er sehnte sich unter andere Menschen, in andere Verhältnisse und vor allem gewann die alte Sehnsucht nach einer Weltreise in ihm die Oberhand.

„Da kam mir zufällig einmal“, schreibt er über diesen Wendepunkt in seinem Leben, „bei Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungs-Expedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward.

„„Ich wollte, ich wäre mit den Russen am Nordpol!““ rief ich unwillig und stampfte dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überflog den Artikel und fragte mich: „Ist es dein Ernst?“ — „„Ja.““ — „So schaffe mir augenblicklich Zeugnisse über deine Studien und Befähigung zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“

Der so plötzlich entstandene Wunsch Chamissos ging in Erfüllung. Der Bevollmächtigte des Grafen von Romanzoff, des Ausrüsters der Expedition, berief ihn als Naturforscher für die zu unternehmende Entdeckungsreise. Diese Reise in die Südsee und um die Welt erfolgte in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg „Rurik“. Chamisso hatte während derselben mancherlei Zurücksetzung von dem Chef der Expedition, Otto von Kotzebue, zu erdulden; er beschrieb die Expedition in klarer anziehender Sprache; in das größere Reisewerk über die Ergebnisse der Expedition wurde seine Arbeit leider nur verstümmelt aufgenommen, so daß Chamisso Mühe hatte, seine wissenschaftliche Ehre zu retten.

Als er Oktober 1818 den deutschen Boden wieder unter sich fühlte, brach er in die tief empfundenen Worte aus:

„Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.“

Ja, in seiner mehr als dreijährigen Abwesenheit, da war Chamisso ganz und gar zum Bewußtsein gekommen, daß er ein Deutscher sei, daß er nur unter Deutschen, nur in Deutschland glücklich sein könne. Er kehrte nach Berlin zurück, und bald sah er sich in einem Kreise alter und neuer Freunde, wie Varnhagen, Theremin, Neumann, de la Foye, namentlich erneuerte er jedoch seinen Herzensbund mit Hitzig. Auch die äußeren Ehren, vor allen Dingen eine feste Stellung blieben nunmehr nicht aus; er wurde Doctor honorarius der Universität Berlin und Kustos beim botanischen Garten, und nachdem Chamisso nunmehr in Amt und Würden war, konnte er auch an die Ehe denken, konnte er sich durch diese das höchste irdische Glück bereiten, das einem Menschen zu teil werden kann. Er fand in Antonie Piaste die Gefährtin seines Lebens; in Hitzigs Hause lernte er die jugendfrische Braut kennen, deren Tante die Erziehung der Kinder seines Freundes überwachte. Chamisso fand in dem Besitze des 18jährigen Mädchens den Himmel auf Erden, und sein Dichtermund sprudelt in jener Zeit von herrlichen Liederperlen. Die Hochzeit feierte er am 25. September 1819, und wenn die Ehe einem Dichter Glück gebracht hat, so war es Chamisso.

Aber noch immer war sich dieser in seiner übermäßigen Bescheidenheit nicht bewußt, daß ihm Apoll der Lieder süßen Mund geschenkt. Erst 1828 tauchte in ihm der Glaube an seinen Dichterberuf auf, was sich in den an de la Foye gerichteten Worten äußerte: „Ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands“; und dieser Glaube an seinen Dichterberuf er wurde schon bei seinen Lebzeiten zu einer freudigen Gewißheit bei den Gebildeten deutscher Zunge.

Wie hätte das deutsche Volk auch dem Sänger nicht zujubeln können, der ihm „Frauenliebe und Leben“ geschenkt! Giebt es irgend ein Werk in deutscher Sprache, in dem das Wesen, das tief innerste Wesen des deutschen Weibes herrlicher, packender, wahrer geschildert ist? Wir sehen die deutsche Jungfrau in dem schwermütig-seligen Zustande der jungen Liebe vor uns, die all ihr Fühlen und Denken ergriffen hat; wir fühlen ihr Entzücken, als in ihr die Gewißheit erwacht, daß der Gegenstand ihrer Liebe sie wieder liebt, und wenn der Dichter ihr die Worte in den Mund legt:

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen
Und fromm an das Herze mein.“ —

Dann sehen wir — auch wenn der Meistergriffel Paul Thumanns unsere Phantasie nicht unterstützt — die liebesselige Braut vor uns; wir

hören das schamvolle Geständnis, wenn sie später ihrem Gatten die Mitteilung macht:

„Wie nach allem Schein
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein“;

wir empfinden mit der Mutter das ganze, unaussprechliche Glück, das sie beim Anblick ihres Kindes fühlt, mit der Gattin, die ganze Wucht des ungeheuren Schmerzes, der sie beim Tode ihres Mannes durchzuckt; und dann klingt der herrliche Lieder-Cyklus in dem schönen Bilde aus, auf welchem der Dichter die Großmutter die Enkelin segnend darstellt und ihr die Worte in den Mund legt:

„Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück!“

und sie in wehmütiger Resignation endigen läßt:

„Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Mut,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.“

Heil dem Volke, das einen Lieder-Cyklus besitzt, wie wir in Chamissos „Frauenliebe und Leben“; dieses Meisterwerk ist nicht ein Lied der Liebe, es ist das Lied, es ist das Hohelied der Liebe, und wenn Chamisso nur diesen Cyklus geschrieben, so hätte er durch ihn allein Anspruch auf die Unsterblichkeit!

Derselbe gehört dem Jahre 1830 an; es ist eine jener Schöpfungen, in denen sich mehr die liebenswürdige heitere Natur unseres Dichters offenbart. Ganz andere Töne schlägt derselbe in dem gleichzeitig entstandenen Cyklus „Thränen“ an; hier wird uns der Liebe Leid in wahrhaft ergreifender Weise vorgeführt. Diese Liederreihe leitet schon über zu dem düsteren, schwermütigen Chamisso, welcher Bilder aus dem Ernste des Menschenlebens hervorzaubert. Der Dichter hält sich auf diesem Gebiete seiner Lyrik fern von allem Süßlichen und Sentimentalen, er folgt überall den Regeln eines echt künstlerischen Realismus. Dabei weisen seine Lebensbilder die größte Mannigfaltigkeit auf; er führt uns die ergreifende Klage eines Weibes vor, das seines Augenlichtes beraubt ist und unglücklich liebt („Die Blinde“, 1832); er besingt die wehmütige Philosophie einer Frau aus dem Volke, die, nachdem sie ihr Lebenlang ihre Pflicht gethan, am Lebensabend in dem Anblick ihres Sterbehemdes ihren letzten Trost findet („Die alte Waschfrau“, 1833).

Seiner geschichtlichen Stellung nach steht Chamisso den Romantikern am nächsten, und so gesellt sich zu dem Schwermütigen in seinen Poesien als ein weiteres wesentliches Element das Schauerliche, ja gewisse Gedichte kranken an ihrem gräßlichen, krassen Inhalt, trotz der Meisterschaft, mit der derselbe behandelt ist. Hierher gehören z. B. „Die Löwenbraut", „Der Bettler und sein Hund", „Des Gesellen Heimkehr". Geradezu dämonisch ist das Gedicht:

„Die Sterbende."

Geläute schallt vom Turm herab,
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sündgen Menschen, zum Gebet!
Ein gleiches Los bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sündge Lust,
Sie ringt die Hände, schlägt die Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual,
Sie windet sich in dieser Stund
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

„Vergieb mir, Gott, in deiner Huld,
Vergieb, Gemahl, mir meine Schuld;
Ich klag' es an in bittrer Reu',
Weh mir! ich brach geschworne Treu."

„Vertrauen ist Vertrauen wert,
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Not,
Du stirbst am Gift, das ich dir bot!"

Ebenso gräßlich ist z. B. das Gedicht „Vergeltung": Ein Henker, der auf Befehl der Obrigkeit unrechtes Blut vergossen, trifft in der Nacht den, auf dessen Veranlassung er dies thun mußte, im Bette seiner entehrten Tochter schlafend und kennzeichnet ihn auf der Stirn mit dem glühenden Eisen — ein echt Chamissosches Motiv, bei dessen Darstellung der Dichter uns die gräßlichste Scene plastisch vor das geistige Auge treten läßt. Weniger kraß ist der Inhalt der düsteren und schwermütigen Gedichte: „Die Sonne bringt es an den Tag", „Des Basken Etchehons Klage", „Der Graf und der Leibeigene", „Das Mädchen zu Cadix".

Als Meister der Form tritt uns Chamisso überall entgegen, ohne dabei in die Sprachkünstelei Friedrich Rückerts zu fallen; so hat er auch auf dem Gebiete des Sonettes Hervorragendes geleistet. Einzig steht er jedoch in der deutschen Litteratur als Terzinen-Dichter da; diese ursprünglich italienische Strophe hat niemand vor ihm und nach ihm mit der

gleichen Meisterschaft behandelt; er ist es, der sie dem Charakter der deutschen Sprache eigentlich erst angepaßt hat. Wir brauchen dabei nur an „Matteo Falcone, der Korse“ und vor allem an „Salas y Gomez“ zu erinnern. Letzteres Gedicht gehört mit zu dem besten, was Chamisso geschaffen; in ihm vereinigen sich edle, vollendete Form, wohlklingende Sprache mit tief ergreifendem Inhalt. Das Gedicht beginnt mit einer herrlichen Schilderung der kahlen, öden Felseninsel Salas y Gomez im Stillen Meere, auf welcher der Dichter während seiner Weltreise landete; seine Phantasie führt uns dort die Gestalt eines hochbejahrten, sterbenden Schiffbrüchigen vor, der mehrere Menschenalter auf dem Eilande allein zugebracht, und der seine Lebensschicksale und seine inneren Kämpfe drei Schiefertafeln anvertraut hat. In der Vollkraft des Mannes lag er eines Abends auf dem Verdecke des heimkehrenden Schiffes und träumte in der südlichen Sternennacht von den Lieben der Heimat, dem greisen Vater und der lieblichen Braut, als ein gewaltiger Stoß das Schiff in seinen Grundfugen erbeben ließ. Als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich allein auf der öden Felseninsel, auf der er sich an siebzig Jahre von Vogeleiern kümmerlich ernährte, und alle Seelenqual erdulden mußte, die die Phantasie sich nur vorstellen kann. Einmal sah er die weißen Segel eines Schiffes, er sah wie sie sich ihm näherten — um schließlich die Richtung nach Süden einzuschlagen. Wahnsinn, Verzweiflung stritten mit einander, bis schließlich der Hunger den Sieg davon trug, und der Selbsterhaltungstrieb die Qual des Lebens erneuerte. Und wie furchtbar waren dem Unglücklichen die Nächte, in denen Träume oder eine überreizte Phantasie ihm seine eigene Person in ihrer Jugend, ihm die Gestalt des Vaters, der Braut vorführten. Wer fühlt sich nicht bis ins innerste Mark erschüttert, wenn der Unglückliche stöhnt:

„Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet,
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet,
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut,
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.“ —

Mildere, sanftere Töne entlockt der Dichter seiner Leyer in seinen Volkssagen und Märchen, von denen wir hier nennen wollen „Das Riesenspielzeug“, „Die versunkene Burg“, „Die Männer im Zobtengebirge“,

„Der Birnbaum auf dem Walserfeld", „Abdallah" (nach 1001 Nacht) und die Legende „Der heilige Martin". In diesen Schöpfungen liegt schon etwas von dem Humor Chamissos, der am unverfälschsten hervortritt, in „Hans Jürgen und sein Kind", „Böser Markt", „Der rechte Barbier" und „Hans im Glücke". In anderen Gedichten, wie in dem „Urteil des Schamjaka", „Vetter Anselmo", „Das Lied von der Weibertreue" weisen sogar ein Element auf, das wir fast Sarkasmus nennen möchten.

Dies sind die charakteristischen dichterischen Eigenschaften Adalbert von Chamissos; er ist kein Lyriker, der die ganze Empfindungstonleiter des Menschenherzens beherrscht, seine Begabung ist vielmehr eine einseitige; aber auf den von ihm gepflegten Gebieten hat er Leistungen allerersten Ranges aufzuweisen, so daß wir ihn mit Recht zu den ersten Lyrikern unseres Vaterlandes zählen dürfen. Auf den andern Gebieten der Poesie hat er sich — wohl in richtiger Erkenntnis der Grenzen seines künstlerischen Könnens — nie versucht, wenn wir von einem verunglückten Lustspiel „Die Wunderkur" (1824) absehen.

Wie bereits erwähnt, genoß Chamisso gegen das Ende seines Lebens den Dichterruhm noch in vollen Zügen. Die erste Auflage seiner „Gedichte", die 1831 erschien, machte ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne, zum Liebling der Nation — und noch jetzt ist er einer der Klassiker, die man nicht nur kauft, sondern auch liest. Schon am 16. Mai 1836 schrieb der damalige Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., an unsern Dichter: „Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich und darüber hinaus gethan in der Sprache!" —

Das äußere Leben Chamissos verlief in den letzten Decennien still und geräuschlos; er lebte seinem Amte, seiner Botanik und seiner Poesie, vor allem aber auch seiner Familie; 1825 reiste er in einer Geldangelegenheit nach Paris; 1835 wurde er auf Humboldts Vorschlag Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bereits vier Jahre vorher war er an der Grippe erkrankt, die den Grund zu seinem Siechtum legte, da sich aus ihr eine chronische Bronchitis entwickelte. Der Besuch der schlesischen Heilquelle Reinerz und der Charlottenbrunns brachte keine nachhaltige Besserung hervor; seine Gesundheit wurde vielmehr aufs tiefste erschüttert, als 1836 plötzlich seine Gattin starb. Chamisso trug den schweren Schlag mit ruhiger Ergebenheit und Würde, hat ihn jedoch nie ganz überwunden; zu den seelischen Leiden gesellten sich in den letzten Jahren schwere körperliche. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seine Schrift

über die Hawaisprache 1837 zu vollenden und im Frühjahr des nächsten Jahres seine Verleger Reimer und Hirzel in Leipzig zu besuchen. Es sollte das letzte Frühjahr Chamissos sein; seine Hinfälligkeit nahm einen derartigen Umfang an, daß er um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, die ihm bei vollem Gehalte gewährt wurde. Leider war ihm jedoch die so wohl verdiente Ruhe nicht lange beschieden! schon am 21. August 1838 schloß er sein mildes Auge für immer, und am 23. d. M. ruht er auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore zu Berlin ein halbes Jahrhundert. Als Dichter ist er jedoch unsterblich und wird in seinen Liedern, Balladen und Terzinen fortleben, so lang es noch ein deutsch fühlendes Herz und einen deutsch sprechenden Mund giebt!

Kaiser Friedrich III. als Freund der Litteratur.

Von

Eduard Bernin.

Vor einigen Wochen haben wir die selbstgewählte Aufgabe zu lösen gesucht, die Beziehungen von Kaiser Wilhelm I. zur Litteratur festzustellen. Es kam uns damals namentlich darauf an, das Charakterbild des großen Kaisers, welches in Schriften und Aufsätzen nach allen einzelnen Richtungen erörtert worden war, dadurch zu vervollständigen, daß wir auch jene Stellung klarzulegen suchten, welche der Monarch gegenüber der Presse, dem Buchhandel, der Litteratur und Wissenschaft während seiner hochverdienstlichen irdischen Wirksamkeit eingenommen hatte. In diesen Blättern (S. 209 u. ff.) haben wir uns hierüber verbreitet und nach den uns bekannt gewordenen Beweisen der Teilnahme des Kaisers Wilhelm für die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst dasjenige mitgeteilt, was uns dem Zweck unserer Aufgabe zu entsprechen schien.

Am 9. März 1888 war der große Kaiser gestorben, und auch sein nächster Nachfolger, Kaiser Friedrich III., ist zum größten Schmerz aller Deutschen schon nach der überaus kurzen Regierungszeit von 99 Tagen abberufen worden. Da liegt der Gedanke wohl nahe, auch die Stellung dieses Herrschers zur Litteratur einer ähnlichen Prüfung zu unterziehen, wie sie mit der des kaiserlichen Vaters vorgenommen worden ist; jedoch handelte es sich dabei nicht etwa um einen Vergleich oder die Feststellung und Belegung irgend welcher Verschiedenartigkeit der Auffassung beider Monarchen, sondern einfach um Aufsuchung der Thatsachen. Wir werden sehr bald auch in diesem Fall sehen, daß Kaiser Friedrich III. ein Freund von Gutenbergs Kunst und aufrichtiger Förderer der Litteratur und Wissenschaft gewesen ist und ferner sein Interesse an derselben in mehrfacher Weise an den Tag gelegt und durch Handlungen bekräftigt hat.

Kaiser Friedrich besaß von Hause aus einen hohen Geist, und dieser Geist hatte eine äußerst sorgfältige vortreffliche Schulung und Ausbildung erhalten. Es ist bekannt, daß schon in seiner Jugend ein bedeutender Gelehrter, Professor Curtius, dazu berufen wurde, den wissen-

schaftlichen Unterricht zu regeln und zu leiten. Dies geschah durch eine echt humanistische Lehrmethode, so daß der Geist des jungen Prinzen sich von vornherein in einer Richtung zu entwickeln vermochte, welche den früheren Prinzen des preußischen Königshauses nur dürftig gewährt wurde, ja, die für den großen Ahn Friedrich II. geradezu eine verbotene Frucht gewesen war. Prinz Friedrich Wilhelm hat bekanntlich später die Universität Bonn bezogen und dort vier Semester studiert; er wählte die juristische Fakultät, um als späterer Landesherr, der seinem Volke ein gerechter Herrscher sein wollte, vor allen Dingen mit den Grundzügen des römischen und deutschen Rechts, der Verfassungsgeschichte und jenen Wissenschaften bekannt zu sein, die ihn zu einem umsichtigen Staatsmann befähigen mußten. So war der Prinz in den Besitz einer guten akademischen Bildung gelangt und trat dann erst in das Leben hinaus, um die ihm durch die Geburt bestimmte hohe Stellung einzunehmen. Daß eine so sorgfältig vorgebildete Persönlichkeit Interesse und Verständnis für Litteratur und Wissenschaft erlangen mußte, liegt auf der Hand, und daß beides einen hohen Grad erreicht hat, werden wir in der Folge noch näher zu belegen Anlaß finden. Wenden wir uns jetzt zu den Einzelnheiten.

* * *

Bereits in unserer Abhandlung über die Beziehungen des Kaisers Wilhelm I. zur Litteratur machten wir einen Unterschied in der Art, wie jemand sich als deren Freund kundgeben könne: wir stellten eine passive und eine aktive Bethätigung dabei auf. Unter der ersteren verstehen wir ein aufmerksames Lesen von Büchern und Zeitschriften, unter der letzteren ein selbständiges Auftreten, bezw. Schreiben, also Schriftstellern. Diese beiden Arten waren nun auch dem Kaiser Friedrich III. nicht fremd. Wenngleich derselbe auch nicht so bändereiche Niederschriften hinterlassen hat wie z. B. König Friedrich der Große oder der Kaiser Napoleon (welch letzterem allerdings die Gefangenschaft auf St. Helena hierzu die durchaus erforderliche Muße verschaffte), und wenn er auch nicht so oft zur Feder gegriffen hat wie sein kaiserlicher Vater Wilhelm der Siegreiche, dessen schriftstellerische Arbeiten wir in diesen Blättern eingehend gewürdigt haben, so ist doch auch von dem Kaiser Friedrich manches bedeutungsvolle Zeugnis seiner litterarischen Thätigkeit abgegeben worden, wie wir darzulegen suchen werden. Zunächst wollen wir aber die von uns genannte passive Art etwas beleuchten, in welcher der Kaiser sich als Freund der Presse zeigte.

Näherstehende des Kronprinzen Friedrich Wilhelm — denn der spätere Kaiser war schon zu leidend, als daß er noch mit voller Frische

und Stärke des Geistes die gleichen Neigungen hätte bethätigen können wie früher — haben behauptet, daß kein anderer deutscher Fürst so sehr von der Wichtigkeit und der Bedeutung einer unabhängigen, dem Ideal der Aufklärung dienenden Presse durchdrungen gewesen wäre wie gerade er. In dieser Hinsicht übertraf er seinen kaiserlichen Vater bei weitem in der aufmerksamen Verfolgung der Tagespresse und Litteratur überhaupt und konnte das auch, da ihm für seine Zeit als Kronprinz eine weit größere Muße zu Gebot stand als dem Oberhaupte des Staates, der unter der großen Last der Regierungsgeschäfte sich jene Beschäftigung nicht glaubte gestatten zu können. Allein der Fürst suchte sich selbst durch das Lesen von Blättern der verschiedensten politischen Farben ein Urteil zu bilden und stellte dabei eine vergleichende Kritik an. So wird erzählt, daß der Kronprinz eine kleine Musterkarte von Tagesblättern gehalten und gelesen habe. Als einer seiner höheren Hofbeamten, welcher neu in den kronprinzlichen Dienst eintrat, ein radikales Blatt abschaffen und dafür eine regierungsfreundliche Zeitung bestellen wollte, befahl der Kronprinz, durchaus keine Änderung vornehmen zu lassen und erwiderte auf die erschrockene Bemerkung des Beamten: „Aber kaiserliche Hoheit, das ist ein ganz revolutionäres Blatt!“ sehr trocken: „Lassen Sie das nur gut sein, mein Lieber. Was die Regierung denkt, das weiß ich selbst, ich will auch wissen, was die andern Leute denken.“*)

Der Kronprinz las nicht allein deutsche Tages- und Wochenblätter, Zeitschriften, sondern besonders auch ausländische, namentlich französische und englische. Sind wir recht unterrichtet, so gehörte u. a. die „Norddeutsche Allgemeine“, die „Neue Preußische Zeitung“, die „National-Zeitung“, die „Germania“ zu seinem täglichen Lesebedürfnis, außerdem las er — ebenso wie seine Gemahlin — hervorragende Fachzeitschriften verschiedenen Inhalts, darunter auch mehrere über Kunst und Gewerbe. Eine besondere Neigung hatte der hohe Herr für die Witzblätter wie den „Kladderadatsch“, die „Fliegenden Blätter“, den Londoner „Punch“ u. a. Ja, es wird erzählt — doch können wir die Thatsache selbst nicht verbürgen —, daß der Prinz öfter Ergüsse seiner eigenen Witzader zu Papier gebracht und dieselben ohne Namen an einzelne ihm lieb gewordene Blätter zur Veröffentlichung habe gelangen lassen. Wenn wir die Wahrheit auch nicht zu bestätigen vermögen, so haben wir jedoch auch gar keinen Grund, sie zu bezweifeln.

Sehr fein, entgegenkommend und fast herzlich war das persönliche Auftreten des Kronprinzen den Vertretern der Presse gegenüber. Es

---

*) Mitteilung eines Mitarbeiters der „Neuen Züricher Zeitung“.

wird berichtet, daß es einst ein geradezu unerhörtes Aufsehen gemacht habe, als der Prinz als Thronfolger das erste Mal verschiedene Mitarbeiter und Herausgeber von hervorragenden Blättern und Zeitschriften zu einer zwanglosen Unterhaltung im Schloß Friedrichskron bei Potsdam bei sich sah. Der hohe Adel und das hochverehrte Publikum — namentlich der höheren Beamtenklasse — soll damals beinahe geglaubt haben, die Welt ginge aus den Fugen. Und mit welchen verdutzten Gesichtern — so wird ferner berichtet — standen die vornehmen Hofklassen umher, wenn der Kronprinz bei irgend einer offiziellen Festlichkeit in Berlin sehr bald zu der kleinen Gruppe der anwesenden Berichterstatter ging, um mit ihnen über alles Mögliche gemütlich zu plaudern. „Ich erinnere mich“ — so schreibt der vorhin erwähnte Mitarbeiter des Züricher Blattes — „wie er einmal bei einem großen öffentlichen Akte zu uns Korrespondenten herankam und fragte, ob wir mit unsern Plätzen zufrieden wären, die ihm nicht günstig genug erschienen. Als wir achselzuckend verneinten, sauste ein Donnerwetter auf die Häupter der Arrangeure herab, das mit den Worten schloß: Die Herren hier sind wichtiger als Sie, denn wenn sie nicht darüber schreiben, dann weiß die Welt überhaupt nichts von der Sache hier.“ Als der Kronprinz im Jahre 1883 seine große politische Reise nach Spanien antrat, die er über Genua und Barcelona zurücklegte, waren deutsche Berichterstatter — darunter der Chefredakteur der „National-Zeitung“, Dr. Dernburg — und Künstler — wie der Zeichner Hermann Lüders — seine Gäste; sie gehörten zu seiner nächsten Begleitung und wurden von ihm gern und oft in die Unterhaltung gezogen. Sehr beliebt aus der Reihe der deutschen Journalisten soll bei dem Kronprinzen der bekannte Schriftsteller Ludwig Pietsch gewesen sein, der sich ja auch als Kritiker von Kunstwerken einen Namen gemacht und erst kürzlich in der „Frankfurter Zeitung“ unter dem Titel „Kaiser Friedrich III. und die Kunst“ einen bemerkenswerten Aufsatz veröffentlicht hat.

Eine sehr bezeichnende, dabei recht hübsche und, wie wir hoffen wollen, auch wahre Geschichte möge hier eine Stelle finden, die gleichfalls von dem Mitarbeiter des Züricher Blattes mitgeteilt worden ist, und die er selbst erfahren haben will. Kaiser Friedrich — damals noch Kronprinz — war seinerzeit nach Marienburg in Westpreußen gefahren, wo zur Enthüllung des Denkmals seines berühmten Ahnherrn Friedrich II. ein glänzendes Fest stattfand. Der Verstorbene vertrat dabei den kranken Kaiser Wilhelm und sollte beim Festmahl eine große Rede halten, auf welche alle Welt gespannt war. Es wurde spät und später am Abend, und daheim in Berlin saßen die Redakteure eines oft genannten Blattes und warteten mit heller Verzweiflung auf die telegraphischen Berichte

ihres Special-Korrespondenten. Endlich um Mitternacht flog die lange Depesche ins Büreau hinein, aber o Graus: an der kronprinzlichen Rede fehlte die Hauptsache, nämlich der Schluß. Statt dessen war der lakonische Vermerk zu lesen: „Ergänzt den Text aus der offiziellen Depesche!“ — Nun lag jedoch noch keine offizielle Depesche vor, und vergeblich stürmten die armen Redakteure in aller Nacht „von Pontius zu Pilatus“ — wie der Volksmund sagt — um den Schluß zu erhalten. Dringliche Depeschen gingen auch nach Marienburg — alles vergeblich! Schließlich verrann die letzte Viertelstunde vor der Drucklegung, und entweder wurde das Blatt nicht fertig oder die Kronprinzenrede erschien verstümmelt. Da faßten die beiden Nachtredakteure einen großen Entschluß: sie setzten sich in ein stilles Kämmerlein und vervollständigten aus eigenem Geist die große Rede des Thronfolgers. Kurz vorher war Gustav Freytags berühmter Roman „Markus König“ erschienen, der in Westpreußen spielte. Beide hatten ihn gelesen, und es machte sich ganz von selbst, daß der prachtvolle Redeschluß, den sie erfanden, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Freytags bekanntem Geschichtsstil hatte. Als sie am nächsten Tage aufwachten, hatten die Sünder ein sehr schlechtes Gewissen. Allerdings war ihr Blatt das einzige, welches die Rede und noch dazu „vollständig“ hatte. Jedoch — o Wunder! — später erscheint ein sogenanntes offizielles Telegramm und bringt — denselben Schluß der Rede wie ihr Blatt. Und noch mehr: am nächsten Abend druckt das amtliche Blatt ein Gleiches. Ein stilles Grausen zog nun bei ihnen ein. Aber den Gipfelpunkt erreichte dasselbe, als nach einigen Tagen der Spezial-Berichterstatter zurückkehrte und folgendes enthüllte: Um rechtzeitig telegraphieren zu können, hatte er den Kronprinzen um das Manuskript der Rede bitten lassen. Der Korrespondent erhält auch das Manuskript, und als er zur Hälfte telegraphiert hat, sieht er zu seinem Entsetzen, daß er den Schluß auf dem Wege zum Telegraphenamt verlor. In der Hoffnung, daß der Hofmarschall eine Abschrift besitzt, depeschiert er, man solle daheim den Rest aus dem offiziellen Telegramm entnehmen. Jetzt aber stellt sich bei der Tafel in letzter Minute heraus, daß kein zweites Exemplar der Rede existiert, und der Kronprinz vermag nicht mehr aus dem Kopfe die Ansprache zu halten. Er läßt also die ganze Rede fallen und spricht etwas ganz anderes, ohne daß den offiziellen Büreaus darüber eine entsprechende Mitteilung zuging. Als nun am nächsten Tage der Kronprinz das Blatt mit seiner in Marienburg verunglückten und in Berlin so künstlich reparierten Rede in die Hand bekommt, liest er sie, lacht und sagt zu dem ganz geknickten Korespondenten jovial: „Wissen Sie, mein Freund, der Schluß, der da herausgedrechselt ist, ist viel schöner als der meinige war.

Wir wollen's nur ruhig lassen!" Und so haben einmal — damit schließt der Berichterstatter seine heitere Erzählung — ein Paar verzweifelte Journalisten an Stelle des ersten Thronerben bei feierlicher Gelegenheit zum deutschen Volke gesprochen.

Aber nicht allein ein Gönner der Presse und ein theoretischer Kenner des äußeren und inneren Betriebs von Gutenbergs Kunst war Kronprinz Friedrich Wilhelm, sondern er besaß auch praktische Kenntnisse in der Handhabung der Lettern, des Setzens und Druckens und war gewissermaßen ein „gelernter Buchdrucker". Diese Thatsache ist erst unlängst in der genauesten Weise festgestellt worden, weshalb wir sie hier näher erläutern wollen. Schon gleich nach der Thronbesteigung des Kaisers Friedrich III. war in öffentlichen Blättern seiner „angeblichen" Buchdruckereigenschaft wiederholt gedacht und dabei ausgesprochen worden, daß es doch wünschenswert sein würde, hierüber Näheres und Bestimmteres zu erfahren. Für diese Frager diene — so schrieb neulich das in Hamburg erscheinende „Journal für Buchdruckerkunst" zur Nachricht, daß die dem Kaiser Friedrich beigelegte Eigenschaft keineswegs bloß eine angebliche, sondern eine wirkliche, auf Thatsachen beruhende ist, wie dies schon im Jahre 1871 von dem damaligen Redakteur des „Journals" an kompetentester Stelle festgestellt worden ist. Herr Theodor Göbel, damals Redakteur des „Journals", richtete infolge erhobener Zweifel an dieser Thatsache am 21. Oktober 1871 ein Schreiben an den Kronprinzen des deutschen Reichs und erhielt hierauf folgende Antwort, welche als ein interessantes Aktenstück in Nr. 43 des „Journals" von 1871 sich abgedruckt findet:

„Berlin, den 9. November 1871.

Privat-Kanzlei Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf Ihr Schreiben vom 21. v. Mts. im höchsten Auftrage ergebenst, daß der in dem „Journal für Buchdruckerkunst" auf Spalte 419 und 420 enthaltene Aufsatz, soweit derselbe die Person Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen betrifft, in allen seinen Teilen auf Wahrheit beruht."

v. Normann, k. Kammerherr."

Über die näheren Umstände, welche den ehemaligen Prinzen Friedrich Wilhelm veranlaßt haben, sich der „ars artium conservatrix" zuzuwenden, ist weiter folgendes berichtet worden.

Im Jahre 1845 besuchte die Prinzessin Wilhelm von Preußen — die jetzige Kaiserin-Witwe Augusta — die damalige Hänelsche Buchdruckerei, die jetzige Gronausche Offizin. In ihrer Begleitung befand

sich der 14 Jahre alte Prinz Friedrich, der spätere Kaiser Friedrich III. Der interessante Vorgang, wie Buchstabe an Buchstabe, Wort an Wort, Satz an Satz sich reiht, wie die einzelnen Typen zu Kolumnen und Formen geschlossen werden und endlich die bedruckten Bogen aus der Maschine kommen, riefen in dem jugendlichen Prinzen den Wunsch hervor, diese Kunst zu erlernen. Seine Tante, die damalige Königin Elisabeth, erfüllte sein Verlangen und schenkte ihrem Neffen zu Weihnachten 1845 eine vollständig ausgestattete Buchdruckerei. Ein Angestellter der Hänelschen Offizin kam täglich ins Palais, um den prinzlichen Jünger Gutenbergs „anzulernen". Der alte Hänel selbst revidierte von Zeit zu Zeit den Satz.

Wie der erlauchte Typograph auch in späterer Zeit der Buchdruckerkunst stets großes Interesse entgegenbrachte, bezeugen die Mitteilungen des Herrn Grunert in Berlin. „Im Jahre 1881 — so erzählt dieser — fand auf Anregung der Gewerbedeputation des Berliner Magistrats die erste Ausstellung von Lehrlingsarbeiten in der Turnhalle der Prinzenstraße statt. Dieser Ausstellung wurde die Ehre zu teil, von dem damaligen Kronprinzen des deutschen Reichs besucht zu werden. Bei der Gruppe VIII, deren Vorsteher ich war, äußerte Seine Kaiserliche Hoheit bei Besichtigung eines von einem Lehrling der Reichsdruckerei ausgestellten Eisenbahnfahrplans, daß er jedesmal, wenn er einen solchen Fahrplan z. B. im Kursbuch, zu Gesicht bekomme, sich frage, ob bei dem betreffenden Satz und der Zusammenstellung dieser schwierigen Arbeit die Setzer nicht verrückt würden. — Bei einer zweiten Ausstellung im Jahre 1883 bewunderte der hohe Herr den Fortschritt der Typographie bezüglich der schönen und mannigfaltigen Einfassungen ꝛc., dann äußerte derselbe, zu mir gewendet, ob ich wohl wüßte, daß er auch Buchdrucker sei, was ich bejahte. Die Gegenfrage, woher ich dies wisse, beantwortete ich damit, daß ich in derselben Druckerei gearbeitet hätte, wo Seine Kaiserliche Hoheit Anleitung erhalten habe. „Und das war?" Bei Eduard Hänel in der Lützowstraße. „Richtig," war die Antwort. „Wissen Sie," sprach Seine Kaiserliche Hoheit weiter, „damals hatte doch die Buchdruckerei wenig Hilfsmittel; einige kleinere und größere Einfassungen auf Cicero, einige Zierlinien — gar kein Vergleich gegen jetzt — großartiger Fortschritt!" — Schließlich teilt Herr Grunert noch mit, daß es der ehemalige, später in Leipzig verstorbene Faktor Kallert der Hänelschen Druckerei gewesen ist, welcher Seiner Kaiserlichen Hoheit Anleitung zur Erlernung der Kunst gegeben hat.

Diese Mitteilungen ergänzen wir noch durch die wohl allgemein bekannte Angabe, daß Kaiser Friedrich III. in der Jugend auch noch das

Handwerk der Buchbinderei gelernt hat, wie er ja ferner auch in der Tischlerei unterwiesen worden ist. Dies geschah infolge eines alten und gewiß guten Gebrauchs in dem preußischen Herrscherhause, wonach jeder junge Prinz eine Zeitlang sich praktisch mit einem Handwerk zu beschäftigen hat, das er sich nach eigenem Geschmack auswählen kann. Der tiefer liegende Zweck dieser alten Sitte ist wohl der, daß der Prinz durch eine solche Beschäftigung vor einer möglichen Geringschätzung des Handwerks bewahrt werden soll, zumal da das Handwerk mit seinem sprüchwörtlich „goldenen Boden" auch die Eigenschaft verbindet, eine Hauptsäule des ganzen Staatskörpers zu bilden. Der in sorgenlosen äußeren Verhältnissen lebende Fürstensohn soll erfahren, daß die Freude über ein gelungenes Werk durch die arbeitende Hand eine ebenso große sein kann wie die Befriedigung über ein vollendetes geistiges Werk oder über eine geglückte politische That. Auch als Buchbinder hat der junge Prinz Friedrich Wilhelm sich ganz hübsche praktische Kenntnisse erworben; er falzte, klebte, pappte ꝛc. bei dem Hofbuchbindermeister Moßner und gewann frühzeitig ein richtiges Urteil über geschmackvolle und tüchtige Bucheinbände.

* * *

Nachdem wir durch das Bisherige nachgewiesen zu haben glauben, daß Kaiser Friedrich III. Interesse und Verständnis für die Art und Weise von Druckerzeugnissen in ausgedehntem Maße besessen habe, wenden wir uns auch jetzt noch zur Betrachtung seines Verhältnisses zur Litteratur des In- und Auslandes. Wir dürfen im allgemeinen sagen, daß der junge Prinz Friedrich Wilhelm sowohl wie der spätere Kronprinz und Kaiser ein sehr großer Freund der guten Litteratur aller Länder gewesen ist. Er las und studierte sowohl wissenschaftliche Werke von Bedeutung, deren Inhalt ihn anzog, als auch kleinere Schriften von vorübergehendem Interesse, um als Mann von hoher, umfassender, vielseitiger Bildung überall auf dem Laufenden zu bleiben. Natürlich bevorzugte er als echter Deutscher die Litteratur des eigenen Landes und unterschied sich hierin ganz wesentlich von seinem großen Ahn Friedrich II., dem er sonst so gern nachzustreben wünschte, allein er war auch ein großer Verehrer der Meisterwerke der französischen, englischen, italienischen ꝛc. Litteratur, die er nach ihrem wahren Wert wohl zu schätzen wußte. Der Kaiser wußte sehr genau, daß die Franzosen in diesem Punkte ganz anders denken wie die Deutschen, wenigstens zum großen Teil, und daß ein solcher Standpunkt, weil einseitig und ungerecht, zu verwerfen ist. Gerade hierüber ist kürzlich von einem Franzosen eine sehr bemerkenswerte kleine Erzählung veröffentlicht worden (im Pariser „Figaro", von einem ungenannten Schriftsteller, der sich C. R. unterzeichnet), und die wir hier wiedergeben, weil

sie unsere Behauptung vollauf bestätigt. Dieselbe lautet mit einigen unwesentlichen Auslassungen wie folgt:

„Es war im Jahre 1881 während der Manöver in Franken. Eines Tags kam der damalige Kronprinz ins Quartier zu einem Fabrikdirektor, bei dem der Franzose gerade zum Besuch war. Dieser war, um einer Begegnung mit dem Kronprinzen auszuweichen, tags über ausgegangen, indes als er abends zurückkehrte, wurde er gleich mit der Nachricht empfangen, der Kronprinz, welcher von seiner Anwesenheit gehört habe, wolle ihn sprechen. Der Franzose erzählt nun weiter: Hinter der Fabrik auf einer Terrasse ging ein Mann von ungewöhnlicher Größe, blond, ein wenig ergraut, auf und ab, barhäuptig, eine kurze Holzpfeife im Munde. Es war fast ganz dunkel, und zuerst konnte ich nichts erkennen als den blonden Bart und das Aufleuchten aus der Pfeife .... Wie er so, beide Hände in den Taschen, auf und nieder ging, sah er nichts weniger als militärisch aus. Wir blieben hinter ihm stehen. „Was ist denn?“ fragte der Prinz mit jenem „denn“, das uns bei den Deutschen so seltsam berührt. „Ach, der Franzose,“ und sofort redete er mich mit freundlicher Stimme auf französisch an, das er vorzüglich aussprach. „Kommen Sie mit mir! Man hat mir gesagt, daß Sie Deutschland bereisen, um unsere Litteratur zu studieren. Das ist schön. Sie sollten Ihre Landsleute ermahnen, das Gleiche zu thun. Man kennt uns nicht in Frankreich. Kennen Sie Berlin?“ Ich bejahte, und der Prinz, ohne mir zu einer längeren Entgegnung Zeit zu lassen, fuhr fort: „Sie haben unsere Museen gesehen? Es giebt nicht bloß Kasernen bei uns. Wenn Sie einmal wieder kommen, gehen Sie auch auf die Bibliothek und überzeugen Sie sich, wie viel französische Bücher gelesen werden. Wir kennen alle französischen Schriftsteller, und in Frankreich kennt man keinen von den unsrigen. Z. B. Gambetta! Ich schätze ihn sehr, er ist ein Patriot, und das ist stets ein schöner Zug, aber unsere Pariser Berichte sagen auch, daß er von der deutschen Litteratur keine Ahnung hat. Es ist ein Jammer! Wenn mehr junge Leute so wären wie Sie, könnte manches wieder ins Geleise gebracht werden. Sagen Sie das Ihren Landsleuten, wenn Sie wieder nach Hause kommen. Je mehr Franzosen nach Deutschland kommen, um so besser für beide Länder! Und nun gute Nacht. Ich muß morgen früh auf das Pferd“ ....

„Damit ging er. Die Genauigkeit meiner Erzählung — fügt der Franzose bei — glaube ich verbürgen zu können. Fünf Minuten später saß ich schon da, um sie aufzuzeichnen.“ ...

Zum Schlusse dieses Teils unserer Abhandlung wollen wir noch einen Beweis der Hochschätzung der deutschen Litteratur seitens des Kron-

prinzen beibringen, dem zugleich etwas Rührendes beiwohnt, da er uns zeigt, daß den hohen Herrn auch in seiner letzten schweren Krankheit das Interesse für ein gutes Buch nicht verlassen hat, wodurch er — wie wir zu unserer Erhebung hören — gleichzeitig aufgerichtet und getröstet worden ist. Aus San Remo schrieb der Kronprinz an seinen Hausgeistlichen, den Hofprediger Persius in Potsdam, einst folgende schöne Worte:

„Sie haben recht, von Geduld und Ergebung zu reden, denn ohne sich also in die göttlichen Fügungen zu schicken, wäre es nicht leicht, eine Lebensweise, wie solche mir aufgelegt ist, zu führen. Ich bin ja von der liebevollsten Pflege meiner Frau getragen und im Kreise meiner Kinder. Aber auf die Dauer so lange von Hause entfernt bleiben müssen, angesichts des hohen Alters des Kaisers und aller der Fährlichkeiten, die ihm der Winter bringen kann, das ist keine kleine Aufgabe, zumal ich beständig hören muß, daß dies und jenes aus Rücksicht auf meine Gesundheit nicht geschehen darf. Da blicke ich auch oftmals in das gewisse Buch (Thomas a Kempis „Nachfolge Christi"), welches Abschnitte enthält, die wie für meine Lage geschrieben erscheinen und ungemein aufrichtend und tröstend wirken."*

Es muß für jeden Jünger Gutenbergs eine rührende Freude sein, aus dem Munde des edlen Dulders bestätigt zu hören, daß demselben durch ein Buch in der letzten schwergeprüften Zeit seines Lebens eine Erquickung des Gemüts zu teil geworden ist; so hat also die Litteratur selbst sich dankbar erweisen können, daß der hohe Herr ihr stets seine Neigung zugewandt hat.

* * *

Der zweite Teil unserer Aufgabe, den Kaiser Friedrich III. in seiner aktiven Teilnahme an der Litteratur und ihn selbst als Schriftsteller zu schildern, wird kürzer sein als der erste. Uns selbst ist nämlich nur ein einziger Fall bekannt, in welchem der verstorbene Monarch als Autor aufgetreten ist und ein Werk geschrieben hat, welches heute noch nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Da jedoch bereits einigemal in Tagesblättern und Zeitschriften von demselben die Rede war, so können wir um so offener darüber sprechen, als auch schon einzelne Auszüge aus demselben mitgeteilt worden sind.

Es handelt sich um ein Tagebuch über das Leben des Kronprinzen des deutschen Reichs und von Preußen, welches in umfangreicher Art angelegt und von dem hohen Verfasser regelmäßig fortgeführt worden ist. Das Buch soll über alle wichtigen Tage seines Lebens oft sehr ausführliche Nachrichten geben und mit der größten Genauigkeit und Sorg-

falt abgefaßt worden sein. Der verstorbene Kaiser wandte dieser Arbeit viel freie Zeit zu und soll noch in den letzten Jahren seines Lebens bemüht gewesen sein, etwaige Lücken auszufüllen und flüchtig hingeworfene Andeutungen in eingehender Weise zu ergänzen. Nach einer Mitteilung, der wir in der „Magdeburgischen Zeitung" begegnet sind, soll besonders die Bonner Studentenzeit mit den ersten Jahren nach der Vermählung mit der Kronprinzessin Viktoria von England in der Darstellung etwas zu kurz weggekommen sein, so daß dieser Teil des Tagebuches einer ganz wesentlichen Erweiterung und Vervollständigung bedurft habe. Da aus der Erinnerung diese Aufzeichnungen nicht gut vorgenommen werden konnten, zumal der Kronprinz in der letzten Zeit ein sehr wechselvolles Leben zu führen pflegte, so war guter Rat teuer. Da kam jedoch ein Retter in der Not, worüber der vorhin genannte Berichterstatter folgendes zu erzählen weiß:

Ein in Berlin lebender Schriftsteller, welcher eine Biographie des Kronprinzen bis zum Tage der Silberhochzeit geschrieben hat, war schon vor Jahren auf den Gedanken gekommen, ein Tagebuch in Kalenderform über den dereinstigen Kaiser Friedrich anzulegen. Der „Staatsanzeiger" und verschiedene hervorragende Zeitungen wurden von ihm bezüglich ihrer in den Hofberichten und im politischen Teil befindlichen Nachrichten über den hohen Herrn ausgezogen, so daß allmählich nach jahrelanger Arbeit ein ungemein genaues und ausgezeichnet verfaßtes Tagebuch über Kaiser Friedrich entstand, welches vom Tage seiner Geburt an die eingehendste Auskunft gab.

„Unser Fritz," welcher den betreffenden Schriftsteller persönlich kannte und schätzte, hörte von jener Riesenarbeit und erbat sich dieselbe zur Durchsicht und zur Vervollständigung seines eigenen Tagebuchs. Als der Kronprinz nach Homburg ging, nahm er das umfangreiche Manuskript mit. Sechs Monate lang blieb dasselbe in seinen Händen, und während dieser Zeit wurde das eigene Tagebuch in den Lücken vervollständigt und erweitert. An jener Arbeit hatte der Kronprinz mit geringen Ausnahmen nichts auszusetzen, — im Gegenteil, er war von der Peinlichkeit der „Buchführung über sein Leben" geradezu erstaunt und versicherte schließlich den betreffenden Schriftsteller seines wärmsten Dankes und seiner ungeteilten Anerkennung.

So ist es denn gekommen, daß das Tagebuch Kaiser Friedrichs ohne jede Lücke geblieben ist und eine ununterbrochene Darstellung seines vielbewegten Lebens giebt. „Vielbewegt" aus dem Grunde, weil kein Mitglied des Hohenzollernhauses je soviel gereist ist wie der Verblichene. Es wird nun unsere Leser in hohem Grade interessieren, einzelne Auf-

zeichnungen aus diesem Tagebuche kennen zu lernen. Wir lassen dieselben hier so folgen, wie wir sie an verschiedenen Orten in öffentlichen Blättern gefunden haben, können daher ihre Genauigkeit und vollständige Richtigkeit nicht verbürgen, jedoch haben wir keinen Grund, ihre Echtheit zu bezweifeln; ein zusammenhängendes Ganze wollen und sollen diese Auszüge keineswegs bilden.

„Im Jahre 1849, 3. November, Abreise nach Frankfurt a. M. mit Professor Curtius. Am 6. November mit seinem Vater in Mainz beim Erzherzog Albrecht, am 7. Ankunft in Bonn, am 8. erstes Kolleg. Am 23. Nov. Reise nach Köln zur Besichtigung des Domes, am 26. Nov. beim Fürsten von Wied in Neuwied.

Im Jahre 1850 am 4. Januar in Köln zur Besichtigung der städtischen Museen, am 5. Jan. in Aachen zur Besichtigung der Restaurationsarbeiten am Dome und des Rathauses, am 14. April mit Vater in Trier, am 16. April in Luxemburg, am 20. April in Heidelberg und Karlsruhe, am 20. Juni in Köln, am 24. August über den Taunus, Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, Bregenz, Chur und den Splügen nach Italien, am 28. August am Comersee u. s. w., am 26. Oktober zurück nach Koblenz.

Im Jahre 1851, am 17. Januar, von Bonn nach Berlin, am 4. April Übersiedelung nach Koblenz, am 22. April mit Eltern über Düsseldorf, Aachen, Brüssel nach London, wo am 1. Mai die Eröffnung der Weltausstellung stattfand und der Prinz die Prinzessin Marie von Cambridge im Festzug führte, am 17. Mai Ausflug nach Liverpool, am 22. Mai Ausflug nach der Insel Wight, am 29. Mai Rückkehr nach Berlin, am 5. Juni nach Warschau zu Kaiser Nikolaus, am 12. Juni Rückreise über Breslau nach Berlin, während der Sommermonate in Potsdam, am 26. September in Lehnin während des Manövers, am 28. September in Weimar“ rc.

Über die Jahre 1852—55 enthalten unsere Quellen keine Angaben, dagegen finden wir über die dann folgenden drei Jahre wieder einige Auskunft, die bisweilen recht eingehend ist. Wir berichten hiernach: „1856, 3. November. In Breslau. Der Prinz besichtigt das 11. Infanterie-Regiment, inspiziert am nächsten Tage in Schweidnitz das dort stehende Bataillon, kehrt darauf nach Berlin zurück, um sich wieder nach London zu begeben, abermals mit General v. Moltke.

1856, 13. Dezember, in Paris. Empfang in den Tuilerien. (Der Rückweg von England ward über Paris genommen.) 19. Dezember in Versailles. 22. Dezember Schreiben Napoleons und der Kaiserin. Der Prinz verläßt Paris, um nach Berlin zurückzukehren. Napoleon schreibt

der Königin Viktoria: „Der Prinz gefiel uns recht gut, und ich zweifle nicht, daß er die Prinzeß royal glücklich machen wird, denn er scheint mir jede Eigenschaft zu besitzen, welche seinem Alter und seinem Range zukommt. Wir haben uns bemüht, seinen Besuch so angenehm wie möglich zu machen, aber ich fand, daß seine Gedanken stets in Osborne oder in Windsor waren."

Kaiserin Eugenie an Gräfin W.: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, strohfarbener Schnurrbart, ein Germane, wie ihn Tacitus beschreiben soll, von ritterlicher Artigkeit, nicht ohne einen Hamletschen Zug .... Sein Begleiter, ein General Moltke oder so ähnlich, ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer, immer gespannt und spannend, er überrascht durch die treffendsten Bemerkungen .... Es ist eine imponierende Rasse, die deutsche. Louis sagt: Die Rasse der Zukunft. „Bah, nous n'en sommes pas encore là."

1857. 1. Januar. Übersiedelung des Prinzen von Berlin nach Breslau. 16. Mai, Verlobungsanzeige. Der „Staatsanzeiger" meldet: „Seine Majestät der König haben am heutigen Tage geruht, der Königlichen Familie wie dem Königlichen Hofe zu eröffnen, daß mit Allerhöchstseiner Bewilligung und unter Zustimmung Ihrer Majestät der Königin des Vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland die Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Viktoria Adelheid Marie Louise, Prinzeß-Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin von Sachsen, stattgefunden hat. Eine gleiche Verkündigung ist seitens Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland an Allerhöchstderselben Geheimen Rat erfolgt. Dies für das Königliche Haus, wie für die gesamte Monarchie so freudige Ereignis wird auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Der Oberstkämmerer Sr. Majestät des Königs, Generalfeldmarschall Graf zu Dohna."

4. Juni. In Breslau. Der Prinz führt sein Regiment dem Vater vor und reist nach England.

13. Juli. In London. Die Stadt London verleiht ihm das Ehrenbürgerrecht.

19. September. In Schlesien. Abschied vom 11. Regiment nach dem Manöver. Auf der Reichenbacher Chaussee, zwischen Panthenau und Lauterbach, sind die Bataillone aufmarschiert, denen gegenüber der Prinz eine kernige Ansprache hielt: „Ich scheide von euch, nicht ohne euch den herzlichsten Dank zu sagen für die Treue und den Gehorsam, mit welchem

ihr meinem Kommando gefolgt seid .... Überall fand ich Eifer, Anspornung vom ersten bis zum letzten Augenblicke. Meine größte Freude war es, als ich das Regiment meinem Vater, dem Prinzen von Preußen, vorführen konnte, und ich freue mich noch, solche Soldaten gehabt zu haben. Ich werde diese Zeit sowie euch niemals vergessen, und mein lebhafter Wunsch, dessen Erfüllung mir unendliche Freude bereiten würde, ist der, mit euch, die ihr zum großen Teil aus meiner Schule seid, vor dem Feinde zugleich die gemeinschaftliche Feuertaufe erhalten zu können."

3. Oktober. Neues Kommando. Der Prinz erhält vom Könige das Kommando der 1. Garde-Infanterie-Brigade unter Stellung à la suite des Garde-Regiments zu Fuß. Der königlichen Ordre ist die Bemerkung beigefügt: „Zur Belohnung für den anerkennenswerten Diensteifer und die erfreulichen Fortschritte in den militärischen Studien."

21. November. In London. Der Prinz ist zum Geburtstage der Prinzeß Viktoria wieder in London.

1858. 21. Januar. Zur Hochzeit. Der Prinz verläßt Berlin, um in London seine Vermählung zu feiern. Ebendahin begeben sich der Prinz und die Prinzessin von Preußen, die Prinzen Friedrich Karl, Albrecht, Albrecht Sohn und Adalbert, der König der Belgier, der Herzog von Coburg u. a.

25. Januar. Vermählungstag ꝛc."

In dieser Weise ist das Tagebuch viele Jahre hindurchgeführt. In der Folgezeit kommt die große Orientreise, kommen viele italienische Reisen, solche nach Frankreich, England, Rußland, Österreich und Spanien hinzu, — kurz, der Kronprinz war ein viel- und weitgereister Mann, der noch in seinem letzten Lebensjahre die großen Reisen nach und von Italien zurückgelegt hat. Sind wir recht berichtet, so hat der Kronprinz noch in den schweren Leidenstagen von San Remo sein Tagebuch ergänzt und vervollständigt. Sollte das letztere jemals durch den Druck veröffentlicht werden — was keineswegs als unmöglich erscheinen wird —, so würde die Litteratur durch eine denkwürdige, hochinteressante Gabe bereichert werden, wie sie selten dargeboten worden ist.

Noch möchten wir über das Schicksal jenes Manuskripts aus der Feder des Berliner Schriftstellers berichten, welches der Kronprinz für die Vollendung seines eigenen Tagebuchs benutzt hat. Als jener Autor den Verblichenen einst mündlich bat, ihm zur Herausgabe einer zweiten Auflage weiteres Material zur Verfügung zu stellen und dabei namentlich auf die Orientreise und die spanische Reise hinwies, soll der Kronprinz wörtlich geäußert haben, daß ihm eine breitere Behandlung dieser Reise in einer Biographie nicht zutreffend erscheine, denn es könne sonst den

Anschein gewinnen, als wenn dieselben so ganz besonders wichtig in seinem Leben gewesen, während sie nichts als schlichte Episoden desselben wären. Der Biograph gerate aber, wenn er das betreffende Material erhalte, unwillkürlich in die Versuchung, diesen beiden Episoden eine Ausdehnung zu geben, welche ihnen nicht zukäme. Hierin spricht sich jedenfalls ein sehr feines Gefühl aus, welches Kaiser Friedrich III. stets ausgezeichnet hat.

* *
*

Mit vorstehenden Mitteilungen glauben wir unser litterarisches Charakterbild von dem Kaiser Friedrich III. schließen zu können. Aus demselben ergiebt sich wohl mit großer Bestimmtheit, ein wie aufrichtiger Freund der Litteratur — besonders der deutschen — der verewigte Herrscher war. Wer selbst als Jünger Gutenbergs am Setzkasten gestanden, sich als Freund der Preßerzeugnisse jeder Art gezeigt und dann auch als Schriftsteller sich versucht hat, — der ist würdig eines erlesenen Kranzes, den ihm die ganze litterarische Zunft darbringen darf, als Ausdruck ihres wärmsten Dankes für Unterstützung und Förderung der eigenen Bestrebungen. Als kleiner Zoll desselben möge hier der Schlußvers eines tiefgefühlten Gedichts seinen Platz finden, das dem Unvergeßlichen Hermann Müller-Bohn nachgerufen hat mit den Worten:

„Was du uns warst, es lebt in aller Munde —
Wo sie erschien die Sonne deiner Gunst,
Da regt sich's froh, wie nach des Frühlings Kunde
Im Geisterkampf, in Wissenschaft und Kunst!
Was du uns sein wirst auch in künft'gen Tagen,
Dein reines Leben soll uns Bürgschaft sein;
Wir wollen's dir zu dieser Stunde sagen:
Wirf einen Blick nur uns ins Herz hinein;
Mit Flammenlettern ist's dort eingeschrieben:
Du wirst der sein, den immerdar wir lieben!"

Vom Kolportage-Buchhandel.

Von

Gustav Uhl.

Im letzten Jahre hat der deutsche Buchhandel in litterarischen Monatsschriften und selbst in politischen Zeitungen viel von sich reden machen. Im vorigen Herbst war es zuerst die außerordentliche Generalversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Frankfurt a. M., welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregte. Es wurde hier mit großer Majorität beschlossen, das Unwesen der Preisunterbietungen, wie es durch einige große Firmen in Berlin und Leipzig zur Blüte gekommen war, lahmzulegen, und den deutschen Buchhandel wieder auf solide Grundlagen zu stellen. Dieses an und für sich jedenfalls sehr billigenswerte Bestreben machte in einer gewissen Presse böses Blut und wurde als ein reaktionäres Gelüst gebrandmarkt. Als sich dann diese Wellen nach und nach gelegt hatten und man zu der Ansicht gekommen war, daß sich die Durchführbarkeit und die Wirkung dieses Beschlusses ja bald zeigen müsse, da kam am Sonntag Kantate die Einweihung des neuen Buchhändlerhauses, welche durch die Anwesenheit des Königs Albert zu einem besonders feierlichen Akt wurde. Und wieder füllten sich alle Zeitungen mit Berichten über diesen Festtag des ganzen deutschen Buchhandels. Diesmal wurden freilich von allen Seiten Loblieder gesungen, und die Polemik kam gar nicht zum Wort. Sicher verdienten beide Ereignisse, in die Diskussion der Zeitungen gezogen zu werden, denn beide waren von weittragender, ja prinzipieller Bedeutung für den großen Stand unserer Buchhändler. Und das deutsche Volk, das mit seinen Buchhändlern so eng liiert ist, hatte ein Recht, von beiden Ereignissen etwas zu hören.

Heute will ich weder von dem einen, noch von dem andern sprechen, sondern will einen Punkt behandeln, der im Anschluß an beide Sachen wohl oft berührt worden ist, aber einer Klarlegung sehr bedürftig bleibt, da die Ansichten über denselben sehr unklar zu sein pflegen, ich meine den Kolportage-Buchhandel.

Es giebt viele Gebildete, die sich an ihrem Schreibtische aus den kurzen Notizen der Tageszeitungen eine wunderliche Vorstellung von dem Kolportagebuchhandel gebildet haben; „Kolporteur“ und „Schundlitteratur“ sind für sie Begriffe, die sich gegenseitig bedingen. Auch hat das Wort „Kolportage-Roman“ in ihren Ohren einen Klang, der durch seine Grausigkeit ihnen eine Gänsehaut über den Rücken treibt. Und doch kann der Kolporteur von sich behaupten, besser zu sein, als sein Ruf.

Es liegt mir hier nichts ferner, als ein Loblied auf diesen Stiefbruder des Buchhandels anzustimmen. Ich möchte nur einige Beiträge zu einer gerechteren Beurteilung dieses Standes liefern, der zweifelsohne einen sehr großen Einfluß auf die breite Masse des Volkes besitzt, und deshalb eine gewisse Beachtung verdient. Von vornherein will ich gestehen, daß mir diese Art Leute mit ihren schmutzigen Händen und ihrer Aufdringlichkeit im Grunde recht zuwider sind; aber diese Antipathie hält mich nicht ab, ihnen eine unparteiische Würdigung widerfahren zu lassen. Oder waren sie es nicht, die die Werke unserer Klassiker in das Volk getragen haben? Und ist das nicht eine großartige That? — Sobald diese Werke nach dem Gesetze vogelfrei geworden waren und durch die Konkurrenz unternehmender Verleger in billigen Ausgaben auf den Markt geworfen wurden, da hat sich der Kolporteur ihrer bemächtigt und hat ihnen die breite Masse des Volkes zu Freunden gewonnen. Wenn heutzutage auch der einfachste Mann aus dem Volke seinen Schiller kennt und, wohlgemerkt, auch gelesen hat, so ist das zum allergrößten Teile das Verdienst des hausierenden Bücherhändlers. Oder ist es etwa Zufall, daß besonders auf den billigen Plätzen die Theater zum Erdrücken gefüllt sind, sobald „die Räuber“ oder „Tell“ in Szene gehen?

Die Schule, die nur die dürftigsten Grundrisse zu einem Bilde des Dichters in den jungen Seelen erzeugen konnte, ist vergessen, wenn der Jüngling aus den Flegeljahren des Lehrburschen in das Gesellenleben eintritt. Der Kolporteur erst, der sein litterarischer Berater ist, trägt ihm die Dichtungen zu, die vor einem Jahrhundert die Jugend begeisterten und das Alter entzückten und läßt ihn teilnehmen an unserer großen, schönen Litteratur. Sage man nicht, der Bursch aus dem Volke würde den Schiller und Körner und Hauff doch lesen, auch wenn der Kolporteur nicht wäre. Das ist eine große Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse. Der Mann aus dem Volke hat eine ungeheure Scheu, in den Buchladen zu gehen und dort ein Buch zu fordern. Er fürchtet sich vor den feinen Leuten, die ihn vielleicht von oben herab ansehen könnten, fürchtet sich, daß alles zu teuer ist, was ihm dort geboten wird. Und so ganz unrecht hat er ja mit diesen Befürchtungen keineswegs. Unsere

Buchhandlungen sind für den gebildeten und wohlhabenden Bourgeois in erster Linie geschaffen, wenigstens leben sie von ihm. Der Adlige und der Proletarier finden sich wenig unter ihren Käufern, wenigstens nicht in dem Verhältnis, wie sie es nach ihrem Reichtum resp. ihrer großen Menge sein müßten. Der arme Mann will bei seiner Arbeit aufgesucht sein; er will die Leute kennen, mit denen er verhandelt. Er will von ihnen auf die Billigkeit und Güte des Gebotenen aufmerksam gemacht sein. Der Kolporteur kennt seine Kunden persönlich und nimmt an allen ihren Geschicken teil; er ist nicht nur der Geschäftsmann, der das Lesebedürfnis befriedigt, er ist in sehr vielen Fällen der Hausfreund des gemeinen Mannes. Und in dieser Doppelstellung wurzelt der Einfluß, den er auf so weite Kreise ausübt.

Man mißverstehe mich übrigens nicht. In der Verbreitung von Werken unserer Klassiker liegt nicht die Hauptthätigkeit des Kolporteurs. Ich habe diesen Punkt nur zuerst hervorgehoben, weil ich Interesse für den Mann der Volkslitteratur erwecken wollte. Eine weit umfangreichere Thätigkeit entwickelt er auf anderen Gebieten. Sein Geschäft ist gegründet auf die Lieferungswerke. Der geringe Verdienst, den er an den 10-, 20- und 50-Pfennig-Artikeln hat, die er vertreibt, würde nicht ausreichen für den Lebensunterhalt, wenn er nicht daneben die Lieferungswerke hätte, bei denen ein fester Stamm von Abnehmern ihm sicher ist und das Geschäft erleichtert. Dem Kolporteur muß also in erster Linie daran liegen, solche Werke zu vertreiben, die sich in vielen Lieferungen möglichst lange Zeit hinziehen und natürlich derartiges Interesse erregen, daß sie viel gekauft werden. Solche Artikel sind nun die encyklopädischen Riesenwerke eines Brockhaus, Meyer und Pierer, weil sie bei den Hunderten von Lieferungen und ihrer Brauchbarkeit geeignet sind, einen großen Liebhaberkreis zu finden. Ich halte es für undenkbar, daß diese Werke einen Absatz von Hunderttausenden gefunden hätten, wenn sie nicht der Kolporteur unter seine schützenden Flügel genommen hätte.

Auch durch diese Thätigkeit trägt der Kolporteur Wissen und Bildung in die breite Masse des Volkes, denn ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß mindestens die Hälfte aller Konversationslexika durch den Kolporteur seinen Weg in das Volk findet. Ein neuerer Schriftsteller über unsere Frage*) will sogar behaupten, daß die Konversationslexika zu vier Fünfteln von Kolporteuren vertrieben würden. Dies Verhältnis

---

*) Friedrich Streißler, „Der Kolportagebuchhandel. Praktische Winke für die Einrichtung und den Betrieb der Kolportage in Sortimentsgeschäften". Leipzig-Reudnitz 1887. Carl Rühle. Preis 60 Pfg. bar.

dürfte freilich etwas zu hoch gegriffen sein; sicher ist jedoch, daß die Kolportage einen sehr großen Anteil an der Verbreitung dieser Kompendien des Wissens unserer Zeit hat.

Eine ähnliche Bedeutung hat der Kolporteur für die Verbreitung der Zeitschriften und Kalender. Das Zeitschriftengeschäft hat sich der Buchhändler in seinem Kundenkreise durch den Journallesezirkel selbst zerstört. Sein Publikum (der Kaufmann, der Rentier, der Beamte) kauft selten eine Zeitschrift, denn für dasselbe Geld, für welches er ein, vielleicht zwei Blätter kauft, liefert ihm ja der Zirkel ebensoviele Dutzend. Und das Lesebedürfnis unserer Frauen ist so unendlich groß! — Was übrigens die Unsauberkeit dieser Lesezirkel-Journale anbetrifft, durch die sich so viele feine Leute abschrecken lassen sollen, diese abgerissenen Hefte in die Hand zu nehmen, — man schimpft darüber, rümpft die Nase, zieht wohl gar Handschuhe an, wenn man sie angreift; aber man liest sie doch. Die Kreise, die heutzutage noch Journale kaufen, bilden die Extreme der Gesellschaft, die Aristokratie und das Volk. Und letzteres stellt bei seinem numerischen Übergewicht naturgemäß das größte Kontingent. In einer Stadt, in der das Kolportagewesen nur einigermaßen organisiert ist, wird es kaum ein Haus mit Arbeiterfamilien geben, in dem nicht die Gartenlaube, die Chronik der Zeit, das Daheim oder Schorers Familienblatt gelesen und gehalten wird.

Die Gartenlaube ist zweifelsohne die am meisten gelesene deutsche Wochenschrift. Deutsche Verleger pflegen nicht so offenherzig mit der Ankündigung der Auflagehöhen ihrer Journale zu sein als französische und englische; ich kann deshalb eine genaue Zahl auch nicht angeben. Aber an 250 000 Abonnenten dürften der Gartenlaube nicht viel fehlen.

Interessant wäre es nun zu erfahren, ein wie großer Teil hiervon auf Rechnung der Kolporteure fällt. Da ist vergleichsweise von Interesse, was über die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ bekannt ist. Von dieser Bibliothek, deren Inhalt aus Romanen, gemeinverständlichen Aufsätzen und Miszellen besteht, erscheinen jährlich 13 gebundene Bändchen zu à 75 Pf. Von diesem Werke bezog eine einzige Kolportagefirma in Wien 2055 Exemplare, während ein Leipziger Geschäft der Richtung 1500 Abonnenten aufzuweisen hatte. Nur 26 große Handlungen erzielten 15 790 Abonnenten. Auf den gesamten anderen Buchhandel kommen vielleicht noch zusammen 8—10 Tausend Abonnenten; die Kolportage bewirkt also einen höheren Absatz solcher Werke als der Buchhandel. Und die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ steht sicher nicht auf einer tiefen Stufe. Die Romane halten denen aus der Gartenlaube und dem Daheim die Wage. Mir ist ein Fall bekannt, daß

sich ein Roman, der später in Buchform erschien, selbst bei ernsthaften Kritikern Beifall errang.

Mit den Kalendern steht die Sache etwas anders. Der Kalender hat ja das Ansehen eines unfehlbaren Ratgebers, das er bis vor nicht allzulanger Zeit auf dem Lande wenigstens noch besaß, gründlich eingebüßt und befriedigt nur das Lesebedürfnis und die Neugierde wie jedes andere Buch. So sollte man meinen, daß mit dem Ansehen auch der Absatz heruntergegangen ist; aber ganz im Gegenteil ist nach Aufhebung des Kalenderstempels die Produktion auf diesem Gebiete in das Unendliche gewachsen. Im cisleithanischen Österreich, wo der Kalender-Stempel noch erhoben wird und wo infolge dessen eine amtliche Zählung möglich ist, wurden im Jahre 1887 im ganzen 1 390 122 Kalender abgestempelt. Bei 15 Mill. Einwohnern kommen demnach erst auf 3 Familien (von 4 Personen) ein Kalender. Im deutschen Reiche, über das so genaue Zahlen nicht vorliegen, kommen sicher auf jede Familie 1 bis 2 Kalender, was bei einer Einwohnerzahl von 47 Millionen gegen 18 Millionen Kalender ergiebt. Und diese Kalender kommen zum allergrößten Teile auf Rechnung des Kolporteurs, der sie, seinem Namen getreu, von Haus zu Haus tragend, zum Kauf anbietet. Und wieder kauft das Volk seinen Kalender am liebsten von dem Manne, der ihm wöchentlich sein Journal bringt, ihm hier ein neues Bilderbuch vorzeigt und dort ein Probeheft gratis verabreicht, Dinge, welche geeignet sind besonders die Frauen und Kinder für diesen Mann einzunehmen. Aber noch aus einem anderen Grunde verkauft der Kolporteur mehr Kalender als der Sortimenter. Der Kalenderverleger druckt große Auflagen und freut sich, wenn er an einen Wiederverkäufer gleich eine große Partie absetzen kann. Er giebt bei Abnahme von 500 oder 1000 Exemplaren 60 % auch 70 % Rabatt und unterstützt den Verkäufer noch durch Inserate in den Zeitungen. Der Kolporteur aber, in dem Bestreben seine Vorräte auch abzusetzen, verkauft billig, statt 50 Pf. zu 40 Pf., also mit 20 % Rabatt, und aus diesem Rabatt weiß er eine solche Zuckerpille zu drehen, daß das Publikum zugreift und Kalender in Mengen kauft. Diese Kalender, die durch den Kolporteur unter das Volk gebracht werden, sind fast ausnahmslos sogenannte „illustrierte Volkskalender“; und wenn sie auch nicht besonders geistreich und gehaltvoll sind, so enthalten sie doch selten verwerflichen Inhalt, so daß sie immer noch geeignet sind, Bildung und Aufklärung in die große Masse zu bringen. Der Kolporteur mit seinem Schleudern*)

---

*) Ich bemerke übrigens, daß die kürzlich ausgegebene „Verkehrs-Ordnung für den deutschen Kolportagebuchhandel“ unter § 16 erklärt „Kalender dürfen an Private

und Anbieten macht das Kalendergeschäft. Der Sortimenter aber, welcher nicht schleudern darf, läßt meist die Sache auf sich zukommen und freut sich, wenn er von mehreren gangbaren Kalendern eine kleine Partie an den Mann gebracht hat.

So ist die Thätigkeit des Kolporteurs einflußreich auf die breiten Schichten des Volkes und kann, wenn richtig geleitet, unnennbares Gute bewirken. Und nur wenn man die oben ausgeführten Gesichtspunkte im Auge hat, kann man einen Eduard Lasker verstehen, der in einer Parlamentsrede die Hausierer und Kolporteure als die „edelsten Glieder der Gesellschaft“ bezeichnete.

Doch man würde sich in dem größten Irrtum befinden, wollte man den Kolporteuren den Opfermut zutrauen, daß sie sich der Bildung des Volkes wegen allen Unannehmlichkeiten ihres Gewerbes aussetzten. Der Kolporteur ist Geschäftsmann, und der Geschäftsmann will verdienen. Nicht den Segen, den seine Arbeit möglicherweise haben kann, sondern allein den Verdienst, den sie abwirft, hat er im Auge. Und wer will ihm das verdenken? Handelt etwa der Buchhändler aus anderen Motiven? Und kann er sich für den Segen, den er schafft, Brot kaufen?

Es ist also verständlich, warum der Kolporteur nicht den Inhalt der von ihm vertriebenen Werke ansieht, sondern zufrieden ist, wenn sie ihn nähren. Ich habe bereits einmal darauf hingewiesen, daß die Preise der einzelnen Lieferungen und Journalnummern äußerst gering sind, daß demnach der Verdienst an einem einzelnen Exemplare nur einzelne Pfennige beträgt, und daß demnach der Kolporteur auf die Menge angewiesen ist. Es ist ein charakteristischer Zug des Kulturmenschen, daß er immer etwas haben muß, womit er seine stets wache Neugierde und sein immer reges Skandalbedürfnis befriedigen kann. Der Familien- und Stadt-Klatsch reicht nicht aus, es muß immer etwas Neues, etwas anderes sein. Und dieses Skandalbedürfnis ist so groß, daß es den Bildungstrieb weit überflügelt. Während letzterer nur in einzelnen mächtig ist, wirkt ersteres überall, und besonders wieder bei den Frauen. Der Kolporteur aber, welcher ein sehr feines Gefühl für die Liebhabereien des Volkes hat, sucht natürlich diesem Skandalbedürfnis Rechnung zu tragen und erzielt dabei glänzende Erfolge. Wieviele Hunderttausende von Exemplaren mögen in den letzten Jahren wohl von den berüchtigten „Enthüllungen der Pall-Mall-Gazette“ oder den schmutzigen Berichten über den „Prozeß Gräf“

---

mit nicht mehr als 5 % Rabatt abgegeben werden, wenn die Verkaufspreise aufgedruckt sind; wo dies nicht der Fall, bleibt es dem Verkäufer überlassen, zu verkaufen, wie er will.“

oder von den Broschüren über den unglücklichen Tod des Königs von Bayern verkauft worden sein! — Ja, solche Gegenstände sind geeignet, den „tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,“ das Interesse der Massen zu wecken; sie entsprechen dem Geschmack der breiten Schichten des Volkes. Sensation auf der einen Seite, und Skandal und erotischer Sinnenkitzel auf der anderen, das sind die Stammwurzeln, welche ihre Fäserchen in aller Menschen Herzen senken. Aber, fragt ein Uneingeweihter verwundert, läßt die Polizei denn solche Schriften zu? Jawohl, die Polizei ist machtlos, denn diese Broschüren sind nicht etwa in leichtem Tone geschrieben oder gar cynisch gehalten — bei Leibe nicht, denn da würden sie ja von niemandem gekauft, der sich nicht offen als Libertin dokumentieren wollte. Nein, viel Aufregung, viel Gemeinheit, lebhafte Schilderung und Andeutung der unflätigsten Sachen als Brei und ein wenig sittliche Entrüstung als Würze darangerührt, — und das Publikum ist entsetzt, beruhigt und gewonnen. Wie heißt doch das Schillersche Rezept zu der Kunst, es allen recht zu machen?

> Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
> Malet die Wollust — und malet den Teufel dazu!

(Schluß folgt.)

Die Bestell-Anstalt für den Berliner Buchhandel.

Mit der Gründuug des deutschen Reiches ist der Buchhandel der Hauptstadt desselben, in seiner Gesamtheit betrachtet, zu einer beachtenswerten Größe im Buchhandels-Organismus herangewachsen. Der Aufschwung, den der Berliner Buchhandel während der letzten Jahrzehnte genommen, ist neben der Energie und Intelligenz, der geschäftlichen Umsicht der Inhaber einzelner Firmen, vor allem auch dem angesehensten Buchhändler-Vereine Berlins, der Korporation der Berliner Buchhändler, zu verdanken.

Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle auf die mannigfachen Verdienste dieser Körperschaft einzugehen, wohl aber wollen wir eins derselben herausgreifen und auf die Organisation der Bestell-Anstalt für den Berliner Buchhandel, eines Musterinstitutes, näher eingehen, da wir überzeugt sind, daß nur wenige Kollegen im Reiche die näheren Einzelheiten dieser Organisation kennen, und da es auch in Berlin viele Berufsgenossen giebt, welche von dem großartigen Umfange dieser Verkehrsanstalt nur eine unklare Vorstellung besitzen.

Die Bestell-Anstalt für den Berliner Buchhandel verfolgt — wir schließen uns hierbei an die von der Korporation veröffentlichten Bestimmungen und an die Berichte der Hauptversammlungen der letzteren an — einen dreifachen Zweck:

1. Vermittelung des geschäftlichen Verkehrs der Buchhändler Berlins,
2. Erleichterung des Verkehrs der Mitglieder von und nach Leipzig,
3. Erleichterung des Verkehrs auswärtiger Firmen mit den Mitgliedern der Korporation.

Der erstgenannte Zweck war der ursprüngliche der Bestell-Anstalt als lokaler Sammelstelle für den gesamten Zettel-, Skripturen- und Packetverkehr ihrer Mitglieder. Jedes der letzteren besitzt zwei von der Anstalt zu liefernde Mappen, von denen die eine stets in der Anstalt bleibt, während die andere zum Überbringen der durch die Anstalt zu befördernden Skripturen dient. Die größeren Berliner Firmen senden ihre Markthelfer täglich zweimal zur Anstalt, zur regen Geschäftszeit auch wohl

noch öfter, so daß zwischen den Berliner Buchhändlern ein außerordentlich schneller Verkehr stattfindet, welchem nur der der Leipziger überlegen sein dürfte.

Neben der Vermittelung der Skripturen nimmt die Bestell-Anstalt für ihre Mitglieder und deren ständige Kommittenten auch Packete aller Art ohne Gewichtsbeschränkung an und läßt dieselben regelmäßig an die Adressaten ausfahren. Besonders praktisch wird diese Einrichtung dadurch, daß sie sich auch auf Barpackete erstreckt, bei deren Einlieferung besondere Avise miteinzureichen sind, die zur beiderseitigen Kontrolle dienen. Die Beträge für eingelöste Barpackete können in der Anstalt in Empfang genommen werden, werden jedoch — unter Abzug des Portos — auch per Post an den betreffenden Empfänger gesandt, falls derselbe es wünscht.

Ganz bedeutend ist auch der Geldverkehr, welchen die Bestell-Anstalt vermittelt; die Auszahlung von Geldbeiträgen (ohne Kosten für den Absender und Empfänger) findet namentlich bei den Semester-Abrechnungen der Berliner Buchhändler statt, die bekanntlich am 15. Februar und am 15. August stattfinden.

Der Verkehr von und nach Leipzig erstreckt sich zunächst auf den gesamten Zettel-, Skripturen- und Drucksachen-Verkehr, der in täglichen Post- und Expreßgutsendungen geschieht; bis zu 500 g erfolgt diese Beförderung ohne Berechnung. Das Übergewicht wird nach einem vom Vorstande der Korporation festgestellten Satze berechnet und nachträglich erhoben.

Von diesen Sendungen nach Leipzig sind jedoch nach § 1 des Postgesetzes alle versiegelten, zugenähten oder sonst verschlossenen Briefe ausgeschlossen, da für diese der Postzwang, d. h. die ausschließliche Beförderung durch die Post, Gesetzes-Vorschrift ist; eine Vorschrift, die jedoch nur bei der Beförderung von einem Ort zum andern besteht, sich daher auf den Verkehr der Berliner Mitglieder unter einander nicht erstreckt, wie ja auch die jüngst in Berlin entstandenen Privat-Posten beweisen.

Sehr wichtig für den Berliner Buchhandel ist der direkte Verkehr auswärtiger Firmen mit der Bestell-Anstalt; dieselben können Verlangzettel u. s. w. an Berliner Firmen in direkten Briefen portofrei der Anstalt zur unentgeltlichen Verteilung einsenden; auch Packet-Sendungen, die von auswärts einlaufen, werden den Adressaten zugeführt ohne Kostenberechnung für den Absender; auf den Packeten lastende Nachnahmen werden eingezogen und die Beträge dem Absender ohne Kostenberechnung, nur unter Abzug der Portogebühren, übermittelt; in gleicher Weise werden Zahlungen auswärtiger Firmen für die Mitglieder ohne Kostenberechnung für Absender und Empfänger vermittelt.

Dies sind die wesentlichen Funktionen der Berliner Bestell-Anstalt. Namentlich der direkte Verkehr großer auswärtiger Firmen mit der Anstalt hat die Geschäfte der letzteren ins Riesige gesteigert. In dieser Beziehung gebührt das Verdienst, die Initiative ergriffen zu haben, dem Herrn Franz Lipperheide, der seit November 1884 seine Journale für die Berliner Sortimenter durch Vermittelung der Bestell-Anstalt fracht- und emballagefrei nach Berlin sendet.

In bezug auf dieses glänzende Beispiel echt kollegialischer Gesinnung sagte in der Hauptversammlung vom 27. Oktober 1885 der derzeitige Vorsteher der Korporation, Herr Franz Vahlen, mit Recht:

„Es muß anerkannt werden, daß in diesem Vorgang unsern Bestrebungen ein erheblicher Vorschub geleistet ist, und wenn man etwa einwenden sollte, daß das schon früher hätte erwartet werden können, so liegen sehr viele andere Verhältnisse vor, an denen das Gegenteil zu beweisen möglich wäre. Herr Lipperheide übt hier in dem unverkennbaren Wunsche, die Interessen der Berliner Kollegen zu fördern, jedenfalls eine Entsagung, welche ihm viele Tausende als Opfer auferlegt.... Der Vorstand aber fühlt sich verbunden, Herrn Lipperheide für seine fördernde Anteilnahme und seine wiederum glänzend bewährte Hochherzigkeit auch von dieser Stelle aus lebhaften Dank namens der Korporation zum Ausdruck zu bringen.

Dem Vorgehen und der Anregung des Verlegers der „Modenwelt“ und „Frauenzeitung“ folgten bald: die Bazar-Expedition, die Deutsche Verlagsanstalt (vorm. Ed. Hallberger) Ernst Keils Nachfolger und George Westermann.

Durch die Beziehungen, welche diese und andere auswärtige Firmen mit der Berliner Bestell-Anstalt direkt anknüpften, steigerten sich die Geschäfte der letzteren, wie bereits hervorgehoben, ganz ungeheuer. Der genannte Bericht enthält darüber folgende statistische Angaben.

An Päckereien wurden aufgegeben im Rechnungsjahr 1883/84 (Juli—Juli):

von Berliner Firmen im Gewicht von	65 826 kg
von auswärtigen Firmen	81 641 kg
im Ganzen also	147 467 kg

im Rechnungsjahr 1884/85 wurden dagegen aufgegeben:

von Berliner Firmen	97 265 kg
von auswärtigen Firmen	123 641 kg
im Ganzen also	220 906 kg

An Remittenden von außerhalb durchliefen zur O.-M. 1885 die Bestellanstalt:

von in Berlin vertretenen Handlungen im Gewicht von 33300 kg
von nicht in Berlin vertretenen Handlungen im Gew. von 43200 kg

An Barpacketen kursierten:

1883/84 für die Summe von . . . . 87850 ℳ
1884/85 „ „ „ „ . . . . 148780 ℳ

Diese Angaben ergänzt der Bericht über die Hauptversammlung vom 31. Oktober 1887 bis auf die Gegenwart.

Der Päckerei-Verkehr betrug, soweit er Berlin betrifft, in Summa:

1885/86 . . . . 280453 kg
1886/87 . . . . 391076 kg

An Barpacketen wurden befördert:

1885/86 . . . . für 206139 ℳ
1886/87 . . . . für 319842 ℳ

Die Geschäfte der Berliner Verkehrsanstalt steigern sich daher sichtbar von Jahr zu Jahr; dies dürfte für die Zukunft in noch erhöhterem Maße eintreten, da die auswärtigen Verleger in gerechter Würdigung der Verhältnisse sich den Wünschen des Vorstandes mehr und mehr geneigt zeigen; schaffen sie doch auch sich selbst keine erheblichen Lasten und bieten den Berliner Kollegen gleichzeitig die bedeutendsten Erleichterungen; schon in der Hauptversammlung vom Vorjahre konnte die erfreuliche Thatsache konstatiert werden, daß verschiedene große auswärtige Verlagshandlungen, die sich bis dahin ablehnend verhalten, bereits Novitäten und Fortsetzungen direkt franko Berliner Bestell-Anstalt liefern.

Angesichts dieser weitgehenden Geschäftsthätigkeit der letzteren wird sich den auswärtigen Kollegen unwillkürlich die Befürchtung aufdrängen, daß die Bestell-Anstalt ihren Mitgliedern erhebliche Kosten auferlege; dies entspricht jedoch den Thatsachen nicht. Die Bestell-Anstalt, deren Vorsteher der Schatzmeister der Korporation ist, kann auch von Nicht-Mitgliedern der letzteren benutzt werden, die ein einmaliges Eintrittsgeld von 10 ℳ zu zahlen haben. Der eigentliche Beitrag für die Benutzung der Bestell-Anstalt wird für jede Firma vom Vorstande alljährlich festgesetzt und ihr vor Beginn des neuen Jahres durch Übersendung einer „Veranlagung“ mitgeteilt. Dieser Beitrag schwankt, wie wir einer direkten Mitteilung des Herrn Max Winkelmann entnehmen, zwischen 20 und 480 ℳ pro Firma jährlich. Die Worte, mit welcher der genannte Herr Schatzmeister seinen Brief schließt: „Unsere Anstalt hat ein schönes und praktisches Geschäftslokal und arbeitet mit größter Pünktlichkeit und größtmöglicher Schnelligkeit“, können wir aus eigner Anschauung und Erfah-

rung bestätigen — die Berliner Bestell=Anstalt ist im besten Sinne des Wortes ein Muster=Institut, auf das die Korporation der Berliner Buchhändler stolz zu sein Grund und Veranlassung hat, und das sich jede ähnliche Verkehrsanstalt nur zum Beispiel nehmen kann. Wie groß und umfangreich die zu überwältigenden Geschäfte sind, geht auch daraus hervor, daß 3 große Wagen täglich den Packet=Verkehr zwischen den Berliner Buchhändlern vermitteln; zu bedauern ist nur, daß sich einige Handlungen ohne Rücksicht auf ihr eigenes Interesse und auf das der Allgemeinheit fern von der Anstalt halten, der wir im Interesse des Berliner und auch des auswärtigen Buchhandels auch fernerhin das beste Gedeihen wünschen.

Richard George.

Zwanglose Rundschau.

Am 1. Oktober 1888 rücken die 2384 Mitglieder des allgemeinen deutschen Buchhandlungsgehilfen-Verbandes wiederum um eine Etappe vor. Zu den bisher bestehenden Kranken-, Sterbe-, Witwen- und Waisenkassen tritt an diesem Tage die Altersversorgungskasse! Also hat es die am 15. Juli stattgehabte 20. ordentliche Hauptversammlung bestimmt. Die Satzungen der neuen Kasse wurden dort, vorläufig in der Form, wie sie vom Vorstand vorgeschlagen worden, festgesetzt, gelangen aber erst in der 1894er Hauptversammlung zur endgültigen Abstimmung, in dem Jahre, nach welchem die Kasse sofort in Kraft treten soll. Diese Kasse war eigentlich der einzig interessante Gegenstand der Tagesordnung; freilich können die Beitragserhöhungen, durch welche die pekuniären Pflichten der Mitglieder im Verlauf von einigen Jahren nunmehr auf das Doppelte erhöht worden sind, immer Anspruch auf einiges Interesse erheben. Die Krankenkasse ist Schmerzenskind des Verbandes und macht immer größere Opfer nötig, obschon derselbe eine große Zahl Mitglieder hat, welche seine Kassen nie in Anspruch nehmen und nur des guten Zweckes halber die Beiträge zahlen. Meines unmaßgeblichen Erachtens trägt das Statut der Kasse an den bisherigen Mißerfolgen die Schuld.

Es ist eine wohl allerseits anerkannte und in der diesjährigen Generalversammlung auch mit Recht gerügte Thatsache, daß der Ausfall in der Krankenkasse durch die Vergütungen der Kasse bei Erkrankung ohne Begleitung von Erwerbsunfähigkeit verursacht wird. Die Kasse wird einfach bestohlen, gebrandschatzt! Dem muß entgegengetreten werden, nicht mit steter Erhöhung der Beiträge, sondern mit einer gründlichen Umarbeitung der bezüglichen Bestimmungen. Die Kasse ist nach § 6 des Krankenversicherungsgesetzes verpflichtet, im Falle der Erwerbsfähigkeit vom Beginn der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, Arznei, sowie bestimmte Heilmittel, im Falle der Erwerbsunfähigkeit außerdem vom dritten Tage ab für jeden Arbeitstag ein Krankengeld in Höhe der Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes zu gewähren. Nach § 75 desselben Gesetzes genügen eingeschriebene Hilfskassen ihren Verpflichtungen auch, wenn sie bei Erwerbsunfähigkeit statt der freien Kur und Verpflegung drei Viertel des ortsüblichen Tagelohns gewähren. Das Gesetz stellt also den Ausfall von ärztlichem und medizinischem Kosten-Ersatz durch ein Viertel des ortsüblichen Tagelohns wieder her. Der letztere ist aber vom Verband (da dieser 1,50 Mk. Krankengeld zahlt) auf 3 Mark geschätzt. Bei Erwerbsfähigkeit zahlt also der Verband mit 1 Mark überhaupt einmal zu viel! Doch hierin liegt noch nicht die Achillesferse. Die jetzige Brandschatzung der Kasse besteht darin, daß eine Unzahl Mitglieder täglich eine Mark beziehen, die thatsächlich gar keine Ausgaben dafür haben, während andere ehrliche bei diesem System oft zu kurz kommen. Beispiel: Einer, dem eine Operation, sagen wir am Finger der linken Hand, notwendig geworden ist,

geht zum Arzt, läßt sich den Beginn der Behandlung bescheinigen und schmiert getreulich 3 Wochen eine Salbe auf sein krankes mit einem Lümpchen umbundenes Glied. Er geht dabei ins Geschäft und trinkt Bier. Nach 4 Wochen geht er wieder zu seinem Erretter und läßt sich bescheinigen, daß die Sache erledigt ist. Dem Arzt bezahlt er für zwei Besuche vier Mark. Vom Verband bekommt er hingegen 4 mal 6 = 24 Mark. Ergebnis: 20 Mark Gewinn! — Ein anderer, ehrlicher Mensch ist genötigt, eine Operation, sagen wir am Auge, vornehmen zu lassen, die ihn zwar nicht oder nur einige wenige Tage erwerbsunfähig macht, dagegen aber 50 Mark kostet. Auszahlung von Leipzig etwa 10 Mark. Ergebnis: 40 Mark Verlust! Der Schreiber dieser Zeilen hat sich ebenfalls einer kleinen Augenoperation unterziehen müssen und ist augenblicklich genötigt, noch drei Monate lang unter Aufsicht des Arztes zu medizinieren. Welche Kosten könnte er dem Verband verursachen, die dieser statutarisch zu zahlen verpflichtet wäre, aber wohin? In meine Tasche!

Des Pudels Kern liegt also in der Geldvergütung statt des Kurkosten-Ersatzes! Lassen wir uns die Arzt- und Apotheker-Rechnungen einschicken und bezahlen wir diese, und die Krankenkasse wird ohne Defizit abschließen. Dabei wird sie, wie jedermann einsieht, den Kranken gerecht; denn genau genommen tritt man doch in eine Krankenkasse meistens zu dem Zwecke ein, daß diese einen bei Erkrankung für nicht zu vermeidende Unkosten schadlos hält. Das ist aber bei unserem System in vielen Fällen gar nicht zutreffend! Die Gelder verteilen sich so ganz ungerecht und auf Kosten der Ehrlichen. Es ist auch gar kein Grund vorhanden, den einzig richtigen Grundsatz der Entschädigung in Krankheitsfällen, den die Zwangskassen zu befolgen gesetzlich verpflichtet sind, im Verband nicht anzuerkennen. Meines Erachtens läßt sich nur so dem heute bestehenden und allseitig anerkannten Mißstand ein Ende bereiten.

Die Versammlung war von 116 Teilnehmern mit 1272 Stimmen besucht. Das Stimmenverhältnis (bei 2384 Mitgliedern) ist in Anbetracht der wichtigen Tagesordnung durchaus ungünstig und erklärt sich nur durch die unpraktische Abstimmungsmethode, über die ich mich bereits bei Gelegenheit der vorjährigen Versammlung (Rundschau IV, S. 484 u. ff.) geäußert habe.

Aus dem Rechenschaftsbericht des Vorstandes ist endlich noch zu entnehmen, daß die Krankenkasse mit einem Bestande von 66 258 Mark, d. h. gegen das Vorjahr mit einem Minus von 5308 Mark abschließt, trotzdem sie 33 234 Mark vereinnahmte! Im Jahre 1887 wurden 32 891 Mark Krankengelder vergütet, d. h. 1857 Mark mehr als 1885; für 30 Tote 3550 Mark Begräbnisgelder. Die Verwaltung verursachte anderthalbtausend Mark Kosten. Die Witwen- und Waisenkasse vereinnahmte an Beiträgen und Zinsen 24 847 Mark, wodurch ihr Vermögen nach Abzug der Unkosten in einem Jahre von 69 977 Mark auf 93 796 Mark gestiegen ist. Für die Altersversorgungskasse sind 374 Mark verfügbar. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden die bisherigen Mitglieder: Heinrich Weise, Otto Berthold, Alex. Krauße, Otto Koller, Eduard Baldamus und Oskar Gottwald wiedergewählt. Eine beim Essen vorgenommene Sammlung für die Invalidenkasse hatte das Ergebnis von 26 Mark 20 Pfennig. In dieser Weise ist also das Vaterland wieder einmal gerettet worden.

Bald nach der Hauptversammlung des Gehilfen-Verbandes, am 5. August, hielt der Verein deutscher Leihbibliothekare im neuen Buchhändlerhaus seine dritte Hauptversammlung. Aus der Tagesordnung derselben ist besonders erwähnenswert der Bericht über die Geschäftsergebnisse der „Zentralstelle", welche, analog der Buch-

händlerzentralstelle, für gemeinschaftlichen Bücherbezug begründet worden ist. Das neue Institut hat sich demnach gut bewährt und ist vielfach benutzt worden. Die Preisfrage: „Was kann gethan werden, um den Verein deutscher Leihbibliothekare seinen Mitgliedern in höherem Maße als bisher nutzbar zu machen", für deren beste Beantwortung an diesem Tage der Preis zuerteilt werden sollte, hat das Schicksal so vieler anderer geteilt, indem keine Arbeit als des Preises würdig anerkannt wurde. Als Vorstand wurden gewählt: R. Kollmann in Hannover (1. Vorsitzender), R. Maeder in Leipzig (2. Vors.), J. A. Gutzschebauch in Leipzig (Schriftf.), F. Ohme (Schatzm.), J. Feller in Chemnitz, J. C. Frisch in Mainz und C. A. Paulig in Dresden (Beisitzer). Als Ort der nächstjährigen Hauptversammlung wurde Dresden bestimmt.

Übrigens können sich die Herren Leihbibliothekare jetzt beruhigen: Sie werden nicht in die Lage kommen, als Massenmörder, wie man das fürchtete, vors Gericht geschleppt zu werden. In unserm Bakterien-Zeitalter ist man nämlich ungemein empfindlich gegen Ansteckung; was wunder, wenn die zur Berühmtheit gekommenen Bakterientiere verdächtigt wurden, sich unerlaubter Weise mit Hilfe der Leihbibliothekare auszubreiten. Diese Befürchtungen hat endlich die Medizinalbehörde in Dresden veranlaßt, eine eingehende Untersuchung über die Niedertracht der Krankheitspilze anzustellen. Zu diesem Zwecke wurde aus den Dresdener Volksbibliotheken eine Anzahl Bücher entnommen, welche ihrer großen Abnutzung halber nicht weiter ausgeliehen werden sollten und die bei ihrer abschreckenden Unsauberkeit als Infektionsträger angesehen werden konnten. Das Ergebnis war überraschend einfach, so wenig wissenschaftlich. Der Staub, welcher sich bei dem Abbürsten und Ausklopfen der genannten Bücher, namentlich von deren Umschlägen reichlich ablöste, enthielt zwar „zahlreiche verschiedenartige Pilzkeime, die sich aber von den Organismen, welche in dem Staube unserer Wohnungen gewöhnlich vorzukommen pflegen, nicht im mindesten unterscheiden." Keime von Infektionskrankheiten waren darin nicht aufzufinden. Wenn man ferner die sehr schmutzigen Blätter mit trockenem Finger durchblätterte, so blieben an demselben fast gar keine Pilzkeime haften, wahrscheinlich weil dieselben an dem Papier des Buches so fest kleben, daß sie bei dem Durchblättern sich nicht ablösen. Wenn man dagegen diese Blätter mit feuchtem Finger umwendete, so blieben sehr zahlreiche Pilzkeime an dem benetzten Finger haften; die Untersuchung dieser Keime ergab aber ebenfalls, daß dieselben frei von den bis jetzt bekannten Pilzformen ansteckender Krankheiten, namentlich auch frei von Tuberkelbacillen waren. Endlich ergab sich, daß ein zweitägiges Einlegen dieser Bücher in 90gradigem Spiritus, welcher 10 % reine Karbolsäure enthält, ausreicht, um alle vorhandenen Pilzkeime zu töten, ohne daß die Bücher dadurch beschädigt werden. Wer also ganz sicher gehen will, nicht angesteckt zu werden, versehe sich rechtzeitig mit Spiritus, das heißt, mit dem, der jetzt frisch besteuert worden ist, andern braucht man zum Lesen nicht.

Vor einiger Zeit hat der Vorsteher der königl. Versuchs-Anstalt zu Charlottenburg, A. Martens, die Papiere unserer Zeitschriften untersucht und ist dabei zu dem nicht gerade sehr günstigen Ergebnis gekommen, daß von den 97 geprüften Blättern nur bei dreien zusatzfreies, also haltbares Papier verwandt wird, während alle andern mehr oder weniger schlechtes Papier haben. Bei 31 dieser Zeitschriften war dasselbe mit so viel Holz- oder Strohcellulose und außerdem derart mit mineralischen Bestandteilen versetzt, daß die Dauer dieser Drucksachen schwerlich über 50 Jahre zählen dürfte. Die übrigen aber hatten Papier von einer so hochprozentigen Beimischung von Holzschliff, daß eine noch raschere Zersetzung unausbleiblich erscheint.

In Anbetracht des Umstandes, daß die Zeitschriften und Zeitungen ein sehr wichtiges Material für mannigfache geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten bilden, wäre zu wünschen, daß von jeder Zeitschrift einige Exemplare auf unverwüstlichem, namentlich feuer- und wassersicherem Papier gedruckt würden, die alsdann den Bibliotheken überlassen werden könnten. Die Kosten wären nicht erheblich, der Nutzen aber groß. Unverwüstliches Papier ist durchaus kein Phantom. Schon die Alten hatten unverbrennliches Papier, und auch in jüngster Zeit hat man in Frankreich ein sogenanntes Archivpapier, sowie in Berlin einen „Urkundenstoff" hergestellt, welcher unverwüstlich genannt wird. Bei Herstellung des „Archivpapiers" nimmt man nach der Beschreibung einer französischen Fachschrift zu zwei Drittel gewöhnlicher Papiermasse ein Drittel Asbestfasern und rührt die Masse gemeinsam in einer Lösung von Kochsalz und Alaun durcheinander. Ähnlich ist die Fabrikation des Berliner „Urkundenstoffes", wozu nach den „Erfahrungen und Erfindungen" 95 Teile Asbestfaser in einer Auflösung von übermangansaurem Kalium gewaschen und mit schwefeliger Säure gebleicht, mit 5 Teilen geschliffenen oder gemahlenen Holzstoffs versetzt und dann weiter mit Leimwasser und Borax verarbeitet werden. Da dieser Urkundenstoff eine Temperatur bis über 800 Grad Celsius vertragen soll, auch eine dauerhafte Druckfarbe, die naturgemäß ebenso wichtig ist, wie das unverwüstliche Papier, durch eine Mischung von Platin-Chlorid und Lavendelöl, nebst einem Zusatz von Lampenruß und Firniß herzustellen ist, so dürfte man nicht weit vom erstrebten Ziele sein. Asbest (vom griechischen asbestos = unverbrennlich) ist ein dem Talkerdegeschlecht zugehöriges Mineral von sehr faseriger Struktur, bestehend aus Kiesel-, Talk-, Kalk-, und Thonerde und Eisenkalk. Es giebt davon vier Arten. Der feinste Asbest führt auch den Namen Amianth (vom griechischen amianthos = unbefleckt) und ist die merkwürdigste und bekannteste Art, die sich an vielen Orten, namentlich auf Korsika, in Tirol, Piemont, Savoyen, am St. Gotthard, zu Oisans in der Dauphiné, findet. Der Amianth zeigt ein deutlich ausgebildetes, langfaseriges Gefüge. Die parallel laufenden, meist geraden, zuweilen einen halben Meter langen Fasern sind immer nur lose und bei dem schönsten Amianth gar nicht mit einander verbunden, so daß der Asbest einige Ähnlichkeit mit dem Flachse hat, weshalb er auch zuweilen Bergflachs genannt wird.

Dieser Asbest nun läßt sich, wenn auch nur mühsam, zu Garn spinnen, das auf dem Webstuhle oder auch durch Flechten oder Stricken in eine Art Zeug verwandelt werden kann. Asbestleinwand (asbestinum) war schon den Alten bekannt, welche die Leichen vornehmer Personen in ihr verbrannten, um Asche und Knochen unvermischt mit der Holzkohle zu erhalten. Kaiser Karl V. besaß ein Tafeltuch aus Asbestfasern, das bei Gelegenheit von Festlichkeiten zur Belustigung der Gäste und zum Zwecke der Reinigung ins Feuer geworfen wurde. Ebenso wurde eine Art Papier schon seit früher Zeit aus dem Asbest verfertigt.

In Innsbruck ist bei einer jüngst unternommenen Generalrevision der Universitätsbibliothek ein wertvoller Fund gemacht worden. Es sind Bruchstücke einer sehr alten Walthari-Handschrift mit deutschen, sprachlich interessanten Glossen. Man glaubt, daß die Fragmente aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts stammen, somit zu den ältesten Handschriften des Walthari-Liedes gehören. Die Bruchstücke sind auf Pergament geschrieben und waren als Buchfalz verwendet worden. Der Prager Germanist Professor Schönbach ist, wie berichtet wird, mit der Veröffentlichung betraut. Bei derselben Gelegenheit entdeckte der Oberbibliothekar Dr. von Hörmann auch einen für die Geschichte der Buchdruckerkunst interessanten „Tafeldruck". Die-

selben fallen in eine Zeit, da man noch keine beweglichen Lettern kannte; der Druck erfolgte ähnlich wie die Herstellung eines Holzschnittes. Die Tafeldrucke sind so selten, daß einzelne Blätter mit 500 bis 600 Mark bezahlt werden.

Am 21. August waren fünfzig Jahre verflossen, seit unser französischer Dichter die Augen geschlossen hat. „Unser französischer" ist in der That kein Widerspruch in sich, denn Chamisso war, obschon geborener Franzose, ein Dichter, den unser Vaterland mit vollem Recht für sich beanspruchen darf. Im Januar 1781 wurde er auf Schloß Boncourt in der Champagne geboren, wo seine Ahnen (von Chamizzot oder Chamissot; lothringischen Geschlechts) schon seit Jahrhunderten ihren Stammsitz hatten. Aber die Jugend sollte er nicht ohne schwere Mißgeschicke verleben. Die Revolution zwang seine Eltern, 1790 mit ihrem neunjährigen Knaben und anderen Kindern zu fliehen, zunächst nach den Niederlanden, dann nach Würzburg und Bayreuth, 1796 endlich nach Berlin. Hier hatte der junge Adalbert das Glück, als Edelknabe bei der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. angenommen zu werden und als solcher außer Privatunterricht auch die Schulbildung des französischen Gymnasiums zu genießen. Nach zwei Jahren wurde er Fähnrich bei dem Regiment von Götze und 1801 bei demselben Leutnant. In derselben Zeit kehrten seine Eltern nach Frankreich zurück. In seinen Freistunden machte er sich mit der deutschen Litteratur vertraut, namentlich mit Klopstocks Messiade, Goethes und Schillers Dichtungen, der deutschen Übersetzung Shakespeares. Bald zählten zu seinen Bekannten auch Varnhagen von Ense, Neumann, Hitzig u. a., mit welch letzteren zusammen er einen Musen-Almanach für 1804 herausgab, zunächst auf eigene Kosten, dann zwei Jahre lang bei einem Verleger; erst 1832 erschien ein neuer Almanach, von Chamisso und Schwab. Nach der Schlacht von Jena-Auerstädt (am 14. Oktober 1806) geriet Chamisso in französische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er im Herbst des folgenden Jahres nach Berlin zurückkam. Zu Anfang 1808 nahm er seinen Abschied und brachte die folgenden Jahre in Paris als Übersetzer von Schlegels dramatischen Vorlesungen, in Chaumont, Blois, Coppet als Freund und Verehrer der Frau v. Stael-Holstein zu, mit dem Studium des Englischen, des Spanischen und der Botanik beschäftigt. Im Herbst 1811 nach Berlin zurückgekehrt, ließ der 30jährige sich noch als Student der Medizin einschreiben. Einige Jahre später (1813) schrieb er für die Kinder seines Freundes Hitzig sein weltberühmtes Märchen Peter Schlemihl Über die Entstehungsgeschichte desselben berichtet Gödeke, der Dichter habe auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch u. s. w. verloren. Fouqué habe scherzhaft gefragt, ob er nicht auch seinen Schatten verloren habe, und die gemeinsame phantastische Ausmalung dieses Unglücks sei dann die Unterlage geworden. Eine Figur aus einem Lafontaineschen Roman habe endlich die Anregung zu dem Mann im grauen Rock gegeben. Die Kunst des Auslegens, d. h. die Unterschiebung von allerlei Motiven, Gedanken und Symbolen, an welche die Dichter nie gedacht haben, hat auch den armen Schlemihl scharf inquiriert. Zu glauben ist davon nur, daß der Dichter im „Peter Schlemihl" sich selbst und im „Bendel" seinen ehemaligen Burschen geschildert hat.

Als seinen Lebensberuf sah Chamisso das Studium der Botanik an, welches er 1812 an der Berliner Universität begonnen hatte. Deshalb nahm er mit Freuden die Gelegenheit wahr, eine Entdeckungsreise um die Erde zu machen. Er erhielt die Naturforscherstelle bei der Mitte Juli 1815 vom Grafen von Romanzoff ausgerüsteten und von Kapitän Otto von Kotzebue geleiteten Expedition. Die bis Oktober 1818 währende Reise ging über Brasilien und Chile in die Behringsstraße, nach Californien, den Marschall- und Sandwichinseln bis zur St. Lorenzinsel, wo Kotzebue

den Reiseplan aus Gesundheitsrücksichten aufgab, dann über die Marschallinseln um Afrika herum nach Hause zurück. Die Früchte derselben sind nicht nur naturwissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen gewesen, sondern auch dichterische; außer seiner Reisebeschreibung schrieb er währenddessen auch die berühmt gewordene, poetische Erzählung „Sales y Gomez“. Nach seiner Rückkehr fand Chamisso in Berlin bald zwar eine bescheidene, aber seinen Wünschen und Neigungen entsprechende Stellung als „Gehilfe für das Fach der Botanik an den botanischen Anstalten“. Bald darauf wurde er jedoch Ehrendoktor, Mitglied der Gesellschaft der naturforschenden Freunde und Kustos des Botanischen Gartens und 1835 Mitglied der Berliner Akademie, welche Stellung er jedoch im Frühling 1838 wegen Kränklichkeit aufgeben mußte. Bis zu seinem am 21. August desselben Jahres erfolgten Tode bezog er aber das volle Gehalt weiter. Seine Gesamtwerke wurden zum erstenmale 1839 von Jul. Ed. Hitzig herausgegeben. Als lyrischer Dichter hat sich Chamisso seinen Ruhm bis heute zu erhalten gewußt. Am bekanntesten ist der etwas weichlich-sentimentale, auch komponierte und neuerdings von Thumann illustrierte Cyklus Frauen-Liebe und Leben. Von seinen Gedichten sind einige, gut komponiert, zu Volksliedern geworden. Die bekanntesten sind: Die tragische Geschichte mit dem stets hinten hängenden Zopf, „die alte Waschfrau“, „Schloß Boncourt“, „Abdallah“, „Anselmo“, meisterhafte psychologische Bilder des Geizes und Undanks, „der Szekler Landtag“, „Don Quixote“, „das Lied von der Weibertreue“, „Hans im Glück“, „das Urteil des Schemjaka“, „der Bettler und sein Hund“. „die Sonne bringt es an den Tag“, „die Kreuzschau“, „die stille Gemeinde“. Auch der „Schwerenotskanon“ (das ist die schwere Not der Zeit, das ist die schwere Zeit der Not rc.) stammt von Chamisso.

Am 23. August, dem Tage, an welchem die Gesamtausgabe der Werke Gustav Freytags ihren Abschluß gefunden hat, ist dem Dichter das Vergnügen geworden, geadelt zu werden. Der Herzog von Koburg hat ihm das Großkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens verliehen, und nach den Statuten dieses Ordens ist mit der Verleihung des Großkreuzes der erbliche Adel verbunden. Wie die Koburger amtliche Zeitung meldet, hat der Herzog die Verleihungsurkunde eigenhändig überreicht.

In Bezug auf diese Auszeichnung empfing aber die „Nat.-Ztg.“ von Gustav Freytag folgende Zuschrift: „Hochverehrter Herr! Auf eine aus der „M. Ztg.“ in Ihr Blatt Nr. 464 übergegangene Notiz sei mir die artige Bemerkung gestattet, daß die Verleihung des Ernestinischen Hausordens nicht die Verpflichtung zur Annahme des Adels auferlegt, und daß meinem gütigen Herzoge die loyalen Bedenken seines Getreuen gegen alle Adelsverleihungen seit Jahren bekannt sind. Gustav Freytag.“

Der Unfug mit den Ausgrabungen nimmt trotz aller Erfahrungen, die die Totengräber damit machen, noch immer an Umfang zu. So ging Ende Juli wieder ein Aufsatz unter der Aufschrift: „Aus dem Nachlasse Heinrich Heines“ durch eine ganze Reihe deutscher und österreichischer Blätter und was enthielt er Neues? Die dort als unveröffentlichte Nachlaßmanuskripte ausgegebenen und mitgeteilten Gedichte und Prosastücke finden sich bereits in Heinrich Heines sämtlichen Werken, erschienen zu Hamburg, bei Hoffmann & Campe 1876. Man hat sich gewundert, daß so viele Blätter den wichtigen Fund nachdruckten „ohne eine Miene zu verziehen.“ Die Verwunderung verstehe ich nicht. Liest man doch in jeder Nummer irgend eines Blattes einen Unsinn, der freilich von 90 % der guten Leser nicht gemerkt wird. Ging doch vor einer Woche eine Notiz über die Verdeutschung militärischer Ausdrücke und Kommandos durch fast alle deutsche Zeitungen, welche erklärte, daß das bisher übliche Kommando Chargieren künftighin durch — Feuern ersetzt werden solle!

Zu den „merkwürdigen“ Büchern wird demnächst auch eins zu rechnen sein, welches eine „hohe Hand“ zur Mutter hat; ich meine das nächste Opus der Königin von Rumänien. „Unter ihrer Ägide“ wird ein dickes illustriertes Werk erscheinen, welches zum Inhalt das königliche Schloß Sinaia hat. Die Beschreibung rührt natürlich von Carmen Sylva her; die einzelnen Bilder sind nach photographischen Aufnahmen der einzelnen Gemächer des Schlosses hergestellt und werden gegenwärtig in Wien vervielfältigt. Carmen Sylva hat außerdem dafür Sorge getragen, daß jedes dieser Blätter ihre Signatur trägt. Auf jedem Bilde erscheint nämlich das Bildnis der Königin, die auf diese Weise den Beschauer in alle Einzelheiten ihres täglichen Lebens einweiht und damit der staunenden Mitwelt ein Zeichen ihrer Gnade zu teil werden läßt. So zeigt eines der Bilder das königliche Schreibzimmer, am Schreibpult Carmen Sylva, die allem Anschein nach eines ihrer schönen Gedichte vollendet; auf einem andern blickt man in das Studiergemach oder in den Bibliotheksaal — und darin in einem Lehnstuhl sieht man — die hohe Besitzerin vertieft in die Lektüre, eines Buches; eine dritte Photographie giebt das Innere des Musiksalons wieder, an dessen Klavier wiederum — Carmen Sylva sitzt und das Werk eines ihrer Lieblingskomponisten spielt. Das gute Beispiel wird hoffentlich bald Nacheiferung erwecken, wodurch Kunst und Litteratur gehoben werden könnten. Schade ist übrigens daß das interessante Werk der Königin nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren erscheinen soll und nur den Freunden des königlichen Hofes zu Sinaia zum Geschenk bestimmt ist.

Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß Herr Feodor Reinboth in Leipzig im vorigen Jahre im Börsenblatt allen denjenigen mit Klage gedroht hat, welche sich erfrechen würden, einen aufklärenden Artikel der Kölnischen Zeitung über die bei seiner „Allgemeinen Hausfrauenzeitung“ geübte Praxis, abzudrucken. Wie es nichtsdestoweniger mit der Ehrlichkeit des hitzigen Herrn bestellt ist, zeigte eine anfangs August am Leipziger Landgericht stattgehabte Verhandlung gegen ihn. Die vortreffliche Hausfrauenzeitung erscheint in einer Auflage von 1600 Exemplaren. Das war Herrn Reinboth ein wenig zu bescheiden, weshalb er kurzer Hand 17 bis 18000 hinzulog, wenn sich jemand fand, welcher Prospekte ꝛc. beilegen zu lassen beabsichtigte. Drei auswärtige Firmen, zwei Erfurter Groß-Blumenhandlungen und eine Salzhandlung in Barmen gefiel diese Entdeckung aber nicht. Sie hatten im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit des Verlegers die Prospekte in Höhe von 19000 bis 20000 Exemplaren gesandt und die Gebühren für die Verbreitung bezahlt. Der Geschäftsreisende der einen dieser Firmen fand bei zufälliger Anwesenheit in einer Leipziger Butterhandlung einen ganzen Stoß der Prospekte seines Geschäftshauses vor, welche, anstatt als Extrabeilagen der „Hausfrauen-Zeitung“ verbreitet zu werden, als Makulatur an jene Butterhandlung verkauft worden waren. Das Haus erstattete Anzeige, worauf Herr Reinboth wegen Betrugs in zwei Fällen zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Bemerkenswert ist ein am 22. August von der Berliner 3. Ferienstrafkammer des Landgerichts I gefälltes Urteil über Boccaccios „Decamerone“. Der Buchhändler Jacobsthal in Berlin hat eine neue Ausgabe des bekannten Werks unter Fortlassung der Vorreden und Erläuterungen veranstaltet und war deshalb wegen Verkaufs einer unzüchtigen Schrift zur Verantwortung gezogen worden! Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, die Urteilsverkündung geschah öffentlich und aus derselben war zu entnehmen, daß der Staatsanwalt, gestützt auf das Gutachten des als Sachverständigen vernommenen Schriftstellers Dr. Rodenberg,

das Schuldig beantragt hatte. Der Gerichtshof erkannte auf Freisprechung. Es müsse hervorgehoben werden, daß das Werk durch Fortlassung der Einleitung eine erhebliche Einbuße erleide, und es sei nicht zu leugnen, daß sein sittlicher Wert durch gewisse Kapitel seines Inhalts beeinträchtigt werde; andererseits enthalte es aber so viele tieferuste und einen veredelnden Einfluß ausübende Erzählungen, daß es als eine unzüchtige Schrift im Sinne des Gesetzes nicht angesehen werden könne.

In der Beschwerde des Figaro (vgl. Rundschau S. 345) wurde auch der sog. Rompreis erwähnt. Der diesjährige belgische ist am 3. August im Palast der Antwerpener Kunstakademie verliehen worden. Dieser Rompreis wird seit 40 Jahren alljährlich vom Staate für die besten Leistungen abwechselnd in den drei Hauptkünsten: Malerei, Architektur und Skulptur verliehen. Der diesjährige betraf die Skulptur, und als Aufgabe gestellt war die Anfertigung einer Statue, die das biblische Sujet der Parabel vom Säemann versinnbildlicht. Während drei Wochen müssen die Bewerber in völlig verschlossenen Logen des Akademiegebäudes bei dieser Arbeit ausharren: nach Ablauf dieser Frist tritt die Jury zusammen, gleichviel, ob die Arbeiten fertig sind oder nicht. Der erste und Hauptpreis besteht in baren 21000 Franks, womit dem Preisgekrönten die Verpflichtung auferlegt ist, drei Jahre lang im Auslande, insbesondere in Rom Studien zu machen. An der Konkurrenz nahmen diesmal sechs Künstler teil. Als vorzüglichste Leistung wurde von der aus 9 Mitgliedern bestehenden Jury einstimmig mit dem ersten Preise das in Thon hergestellte Modell des erst 26jährigen Jules Lagae gekrönt.

Ein interessanter Verlagsrechtsstreit ist in Italien über Meyerbeers Hugenotten ausgebrochen. Die Firma Sonzogno behauptet nämlich, daß das Eigentumsrecht des Originalverlegers Ricordi an den „Hugenotten" erloschen sei, weil diese Firma versäumt habe, gewisse gesetzlich vorgeschriebene Formalitäten bei der Erneuerung des Besitzrechtes zu erfüllen. Sonzogno veranstaltete auf Grund dieser Anschauung eine neue Ausgabe der „Hugenotten" (Partitur, Klavierauszug 2c.), zum Preise von 25 Centesimi die Lieferung. Die Firma Ricordi behauptete aber, daß diese Ausgabe ungesetzmäßig sei und strengte gegen Sonzogno einen Prozeß an, der nun seinen langjährigen Weg durch die Civilgerichtsstuben Mailands macht. Mittlerweile aber beschloß Ricordi, um dem Konkurrenten ein Paroli zu bieten, ebenfalls eine „Hugenotten"-Ausgabe zu 15 Centesimi das Heft Sonzogno blieb auf diese Maßregel die Antwort nicht schuldig und kündigte eine „Hugenotten"-Edition zu 5 Centesimi die Lieferung an. Der Firma Ricordi bleibt nun nichts mehr übrig, als den „Käufern" der „Hugenotten" das Werk Meyerbeers per Lieferung zu schenken, und da selbst ist es noch fraglich, ob das konkurrenzlustige Haus Sonzogno nicht so weit geht, seinen „Hugenotten"-Abnehmern per Heft noch 10 oder 20 Centesimi daraufzuzahlen! Jedenfalls bereitet sich, wie die Presse meint, für die Musikliebhaber in Italien eine herrliche Zeit vor, da Sonzogno die Absicht hegt, auch andere billige „Editionen" von Opern zu veranstalten, deren Eigentumsrecht in folge von Formfehlern erloschen ist.

Eine originelle Reklame ist in der ersten Augustwoche von einem Londoner Dichter in Szene gesetzt worden. Dichter zeichnen sich sonst dadurch aus, daß sie furchtbar unpraktisch sind und alles nicht Ideelle an der verkehrten Seite anfassen. Nicht so der Dichter James Roland! Er war freilich dafür auch noch kein Meister in seiner Zunft, im Gegenteil noch ganz unbekannt; aber er verstand es, seinen Namen fast völlig kostenlos in allerwelts Mund zu bringen. Das machte er so: Er schrieb ein Werk und versandte es zur Besprechung an sämtliche Londoner Blätter mit fol-

genden schön gedruckten Begleitworten: „Wenn binnen vier Tagen nicht eine freundliche Besprechung meines Buches in Ihrem Blatte ist, soll das nächste, was Sie von mir hören, ein Pistolenschuß sein.“ Daraufhin fanden es mehrere Journalisten für angezeigt, den energischen Dichter wegen gefährlicher Drohung verhaften zu lassen; dieser aber erklärte, es sei ganz und gar nicht erwiesen, daß der erwähnte Pistolenschuß den Redakteuren und nicht seinem eigenen Leben gegolten hätte, da gekränkte Poeten sich ja meistens zu erschießen pflegen. Roland wurde freigelassen, der Sachverhalt stand in allen Zeitungen und — die Reklame war fertig!

Über das japanische Zeitungswesen machte ein japanischer Redakteur, welcher zur Zeit in London weilt, kürzlich einige orientierende Mitteilungen. Wir gehen, erzählte er, um Mitternacht zur Presse und drucken nur eine Ausgabe; dasselbe ist bei allen anderen japanischen Zeitungen der Fall. Wir drucken jedoch in unserer Offizin noch ein anderes Blatt, ein billiges illustriertes Abendblatt von vier Seiten, daß eine Auflage von 30000 Exemplaren hat. Es wird für nur einen Cent verkauft, ist für die Volksmasse und wird viel von Frauen gelesen. Gewöhnlich enthält es drei Illustrationen: eine davon bezieht sich auf ein Tages-Ereignis, die anderen beiden auf die Erzählungen, welche den ständigen Grundzug der Blätter bilden. Diese Erzählungen sind japanische Geschichten von japanischen Schriftstellern! Denn obwohl der Geschmack an ausländischen Romanen in Japan zunimmt, ist er doch nicht genügend in das Volk eingedrungen, um die Veröffentlichung von Übersetzungen europäischer Romane in der Tagespresse der Mühe wert erscheinen zu lassen. Diese Abend-Centblätter sind weniger politisch als gesellschaftlich. In Tokio werden ihrer noch einige herausgegeben, und ihre Auflage ist etwa vier- bis fünfmal so stark als die der ernsteren Zeitungen. Die Zeitungen werden sämtlich in japanischen Lettern, untermischt mit chinesischen Schriftzeichen, gedruckt Dieselben haben sich seit 1000 Jahren eingebürgert, und obwohl eine Gesellschaft zur Einführung der lateinischen Schriftzeichen existiert, so hat diese doch noch wenig Fortschritte gemacht. (Sie besteht aber auch erst seit zwei Jahren.) Wir geben ein Journal in dieser Schrift vierzehntägig heraus, weiter sind wir noch nicht gekommen. Die Zeitungs- und litterarische Produktion im allgemeinen würde ungeheuer erleichtert werden, wenn wir die chinesische Schrift aufgeben könnten. Wenn Manuskript in den Setzersaal geschickt wird, geht ein Bursche alle Kästen durch und sammelt die benötigten Buchstaben, und der Setzer setzt sie dann in seinen Kasten. Zum Aufsammeln der Neuigkeiten hat eine jede Zeitung in Tokio gerade wie in europäischen Ländern einen Stab von einem Dutzend sog. Straßenreporter. Ein stenographisch gebildeter Reporter erhält 800 bis 1400 M. pro Jahr; doch das Leben in Japan ist sehr billig, das Klima ausgezeichnet, und das Geld reicht viel weiter als in Europa. Die Preßgesetze sind der Entwickelung des Journalismus durchaus nicht günstig. Sie sind nach denjenigen des französischen Kaiserreichs gebildet und gestatten der Regierung, die Zeitungen zu unterdrücken und die Redakteure mit schweren Strafen zu belegen. Eine Folge davon ist, daß man stets zwei Redakteure bei einem Blatte haben muß, einen, der eingesperrt werden kann, während einer am Pulte bleibt. Der Journalistenberuf ist vielen Gefahren ausgesetzt. Im großen und ganzen ist es also „da hinten“ ungefähr so wie bei uns.

Der am 3. August in Wien verstorbene unter dem Pseudonym Karl Elmar bekannte Volksdichter hieß mit seinem wahren Namen Karl Swiedak. Sein Tod ruft die Erinnerung wach, auf wie originelle Weise der Dichter zu einem Pseudonym kam. Das trug sich nämlich so zu: Der Dichter war in seiner Jugend ein flotter Soldat. In dem berühmten „Bombardierkorps“ (2. Artillerieregiment), in dem er diente, und

zwar gleichzeitig mit dem nachher so populär gewordenen Romanschriftsteller Eduard Breier, war er bei sämtlichen Offizieren als Gelegenheitsdichter bekannt und beliebt. Nun erschien damals in einem Wiener Almanach eine humoristische Erzählung unter dem Titel „Elmar", in welchem die Zustände und Verhältnisse in jenem Bombardierkorps in launiger, aber zugleich satirischer Weise geschildert waren. Als Autor dieser Erzählung stand im Almanach Joseph Karl Swiedak bezeichnet. Zwei Tage nach Erscheinen des Almanachs wurde Bombardier Swiedak zum Rapport kommandiert. Zitternd und zagend nahte er dem gewaltigen Hauptmann, der ihn stirnrunzelnd und überaus ungnädig anschnurrte: „Sie sind also dieser miserable Federfuchser, der das da — auf den aufgeschlagenen Almanach deutend — geschrieben hat?" Der arme Bombardier glaubte in die Erde versinken zu müssen. „Also Sie sind's! Wissen Sie nicht, daß Ihnen als Soldat jede schriftstellerische Thätigkeit verboten ist? Daß ich Ihren Namen nicht weiter mehr gedruckt sehe, hüten Sie sich! Abtreten! Marsch! Der junge Schriftsteller war von diesem, seinem ersten Debut als Novellist nicht gerade sehr entzückt. Wie erstaunte er aber, als ihn noch desselben Tages, abends, der Hauptmann zu sich in seine Wohnung rufen ließ und beim Eintritt folgendermaßen apostrophierte: „Swiedak! Hab' das Zeug gelesen und unbändig gelacht! Nicht schlecht, Sie sind ein sakrischer Kerl! — Aber schreiben dürfen's doch nichts mehr, d. h. als Swiedak . . . aber wenn die Geschichte eine Fortsetzung hätt', so von . . . von . . . sagen wir . . . von Elmar . . . so wär' das gar nicht übel . . ." „Wie, Herr Hauptmann glauben, daß ich . . ." „Ich glaube gar nichts, Swiedak, merken Sie sich das und nun . . . Ab! Marsch!" Swiedak hatte begriffen. Unter seinem Namen durfte er absolut nichts mehr schreiben, das war strenge verboten, aber unter einem Pseudonym . . . ja, dagegen hatte der gestrenge Hauptmann nichts einzuwenden. Swiedak brachte in der Folge den Namen Elmar, den ihm eigentlich sein Hauptmann aufoktroyiert hatte, zu Ehren und über die ersten Erfolge des Dichters, namentlich über den Erfolg von „Purzel" (1848) freute sich niemand so sehr, als sein früherer Hauptmann, der bis zu seinem Tode ein treuer Gönner und Freund Elmars blieb.

Am 10. August hat die historische Wissenschaft wieder einen schweren Verlust erlitten: an diesem Tage starb zu Heidelberg Georg Weber, der Verfasser der 15bändigen „Allgemeinen Weltgeschichte für die gebildeten Stände", im 81. Lebensjahre. Er war ein geborener Baier, am 10. Februar 1808 erblickte er zu Bergzabern das Weltlicht und erhielt seine Schulbildung in Speier. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er zu Erlangen Theologie und Philologie. In Heidelberg wandte er sich der alten Geschichte zu und wurde dort ein Schüler Schlossers. Eine Hauslehrerstelle in einer englischen Familie bot ihm Gelegenheit zu längerem Aufenthalt in der Schweiz, in Frankreich und Italien (1833—35). 1836 wurde Weber Vorsteher der Lateinschule seiner Vaterstadt, 1839 Lehrer, 1848 Direktor an der höheren Bürgerschule zu Heidelberg, in welcher Stellung er bis 1872 verblieb. Sein erstes historisches Werk war „Der Calvinismus im Verhältnis zum Staat" (Heidelberg 1836). Demselben folgte die „Geschichte der englischen Reformation" (2 Bände, 1845, 53) und die Abhandlung über Miltons prosaische Schriften in Raumers historischem Taschenbuch. Das hierauf erschienene zweibändige „Lehrbuch der Weltgeschichte" erlebte 18 und die „Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" 16 Auflagen. Auch seine „Geschichte der deutschen Litteratur" ist in 10 Auflagen verbreitet. Vom Jahre 1854 ab nahm Jahre hindurch die Arbeit an der „Weltgeschichte" seine Kräfte völlig in Anspruch. Die erste Auflage derselben war 1880 vollendet. Die zweite Auflage, an deren Ausarbeitung Weber von anderen Gelehrten unterstützt

wurde, ist noch im Erscheinen begriffen. Mit Holtzmann zusammen schrieb er um die Mitte der sechziger Jahre die „Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christentums“. Seinem Lehrer Schlosser widmete er 1867 eine besondere Gedenkschrift. Auch sein eigenes Leben schilderte er in dem kleinen Schriftchen: Mein Leben und Bildungsgang, 1883. Bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg veröffentlichte er den Band „Heidelberger Erinnerungen“.

Dr. Friedrich Hofmann, langjähriger Mitarbeiter und Redakteur der Gartenlaube, Verfasser von zahlreichen Kinderschriften, wie „der Kinder Wundergarten“ ꝛc., glücklicher Librettist (denn diese Thätigkeit hat viel eingebracht!) von Neßlers viel gegebenem „Rattenfänger“ und „Wildem Jäger“ — ist am 14. August ziemlich plötzlich gestorben. Hofmann hat sein erstes Werk 1838 als Student in Jena herausgegeben, es war das Schauspiel „Die Schlacht bei Fockſan“. Als geborener Koburger schrieb er sehr viel über seine Vaterstadt. Vierzehn Jahre (1841—1855) war er in Hildburghausen an der Redaktion des zweiundfünfzigbändigen Meyerschen Konversationslexikons thätig und als er 1854 das Register dazu fertig gestellt hatte, wurde er von der Universität Jena dafür honoris causa zum Doktor ernannt. Nach einigen Reisejahren übernahm er in Hildburghausen nach dem Tode Joseph Meyers die Redaktion des damals in 80000 Exemplaren erscheinenden „Universums“, mit dem er 1858 nach Leipzig übersiedelte. Hier trug man ihm nach dem, am 23. März 1878 erfolgten Tode E. Keils und nach E. Ziels Rücktritt die Redaktion der Gartenlaube an, die er denn auch bis 1886 führte. Das 1882 herausgekommene „Generalregister“ zu den 28 Jahrgängen der Gartenlaube ist sein Werk.

Vier deutsche Dichter.

Von

E. Ackermann in Stuttgart.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Zeitströmungen, die Zeitverhältnisse von nicht unbedeutendem Einflusse auf die Litteratur eines Volkes sind. Die Geschichte jedes Jahrhunderts liefert uns den Beweis von der unabänderlichen Folge, welche irgend ein politisches oder sonst weittragendes Ereignis im geistigen Leben der Gegenwart bedingt. Ein glänzendes Beispiel hierfür giebt uns die Litteraturgeschichte unseres Volkes der vierziger Jahre und hier sind es vor allem vier Dichter, die ihre Zeit hervorgebracht hat. Wie das geschehen, ihr gegenseitiges Verhältnis — sollen nachfolgende Zeilen darlegen; nach besonderer Darstellung des Einzelnen auf Grund seiner Gedichte wird sich am besten eine Folgerung ergeben. Es sind dies Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und G. Kinkel.

Georg Herwegh wurde am 31. Mai 1817 in Stuttgart geboren und trat nach vollendeten Gymnasialstudien in das bekannte Stift in Tübingen ein, wo er sich der Theologie widmen sollte. Sehr bald aber fühlte er, daß seine Natur und sein Geist sich diesem Studium nie anpassen würden und nach nur kurzem Aufenthalte verließ er die alte Musenstadt, um sich der journalistischen Thätigkeit zuzuwenden. Er kehrte wieder nach Stuttgart zurück und war anfangs Lewald bei der Redaktion der „Europa" behilflich, wurde jedoch bald zum Militär gezogen. Hier griff nun ein Vorfall in sein Leben ein, der so bedeutungsvoll für sein späteres Schicksal sein sollte. Kurze Zeit war er nur im Dienst, als er einem Offizier eine Beleidigung entgegenschleuderte, die eine strenge Untersuchung gegen ihn veranlaßte, der er sich aber durch die Flucht nach der Schweiz zu entziehen wußte. Subordination und Beugung unter eines Höheren Willen waren eben Herwegh's hochfliegenden Gedanken und seinem Charakter nicht angemessen und hier schon kam sein Haß gegen alles Regierende,

gegen jene falsch verstandene „Tyrannei“ zum Durchbruch, wie er ihn später als „gereizter Dichter“ so leidenschaftlich zum Ausdruck bringt, wenn er sein „Lied vom Hasse“ mit den Worten schließt:

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß
Als uns're Liebe werden.
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen!
„Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!“

In Emmishofen fand der Flüchtling Aufnahme und dort beteiligte er sich als Mitredakteur an der von Dr. Wirth herausgegebenen „Volkshalle“. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange; nach sehr kurzer Zeit trat er von der Leitung dieser Zeitung zurück, da ihm die Tendenz des Blattes zu gemäßigt war und siedelte nach Zürich über. Aus der freien Schweiz sandte er nun im Jahre 1841 seine Gedichte eines Lebendigen, auf langes Zureden seiner Freunde gesammelt, in die Welt, nachdem einige schon vorher einzeln in verschiedenen Zeitungen erschienen waren. Von irgend welchen poetischen Erzeugnissen seiner Studienzeit war gar nichts bekannt; um so überraschender wirkten nun diese seine politischen Lieder, mit denen er sich nun mit einemmale einen bekannten Namen gemacht und sich einen Platz in der Litteraturgeschichte erworben hatte. Es scheint, daß erst die Gährung im deutschen Volke, veranlaßt durch die gewitterschwüle Luft, die vom Westen gegen Deutschland zog, ihm die Fesseln, die seine dichterische Begabung in Banden hielten, gelöst und die Flammen der Begeisterung, die dann aber auch in voller Glut ausbrachen, angefacht hatte.

In seinen Gedichten eines Lebendigen, im Gegensatz zu den Briefen eines Verstorbenen von Fürst Pückler-Muskau, dem sie ironisch zugeeignet waren, offenbart sich nun Herwegh's poetisches Talent in formvollendeten Versen und in einer solch' glutvollen, fortreißenden Sprache, daß ihn im Vergleich zu seinen farbensprühenden, gestaltenreichen Bildern nur Freiligrath aus dem Dichterkreis jener Zeit übertrifft. Leider aber widerspricht er sich in denselben nur zu oft und führt hie und da seine Kampfgesänge so wenig einheitlich durch, daß seine blinde Wut dann unsympathisch hervortritt und zeigt, daß er selbst oft nicht mit sich im Klaren war. Er bewirkte aber mit diesen seinen Liedern nicht nur bei der damaligen, nach falschen Idealen dürstenden Jugend einen leidenschaftlichen Taumel, sondern auch bei verständigen, ernst-

denkenden Köpfen und nährte durch dieselben die Glut der umstürzlerischen Gesinnung in allen Schichten der Bevölkerung.

Es wird einem ganz unheimlich zu Mute, wenn man sein Lied vom Hasse liest und man glaubt sich unwillkürlich in die Zeit der Guillotine und der Jakobinermützen zurückversetzt, wenn sein Aufruf uns entgegentönt. Man begreift aber auch, welch' riesigen Eindruck diese gewaltigen Zorneslieder auf die aufgeregten Massen des Volkes machten, besonders, wenn man sich die Schlußverse dieses Aufrufes vergegenwärtigt.

„Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden,
Und kein golden Korn dem Feld.
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt.

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, lass' die grünen Wogen
Fluchend knirschen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein!

Wenn sich aber die aufgeregten Wogen seines Gemütes beruhigt, wenn sich, wie er in einem Gedicht sagt:

. . . . mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht" — —

dann bringt er seine Freiheitsgedanken in hochpoetischer Weise zum Ausdruck, wie es ihm in seinem Gang um Mitternacht so schön gelang.

Mit den einleitenden Strophen dieses Gedichtes führt er uns in das Reich der Träume, wie die Welt nach des Tages heißem Kampfe müde ist, wie sie träumt, und in ästhetisch schönen Gegensätzen führt er uns dann die Träume des Einzelnen vor. Er läßt uns einen Blick thun in finstere Kerkernacht, wo des Vaterlandes treuester Sohn, unverschuldet seiner Freiheit beraubt, die Eichenbäume wieder rauschen hört und er sich im Traum mit dem Siegeskranze sieht. Wir treten in den stolzen Palast des Reichen, dem, von Gewissensbissen gepeinigt, schaurige Bilder aufsteigen und der Gott der Rache ihm im Traum erscheint; und dann läßt uns der Dichter in die Hütte des Armen sehen, wo im kleinen Raum, Not und Hunger gepaart, doch dem schlichten Landmann sein enges Heim zur weiten Welt wird und ihm im Sonnenstrahl grüne Saaten erstehen und gold'ne Ähren wogen. Und dann:

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will ich noch segenflehend kurz verweilen.
Treu lieb' ich dich mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit teilen.
Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen. —
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar!
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen.

Du Stern, der wie das Glück aus Wolken bricht,
Du Nacht mit deinem tiefen, stillen Blauen,
Läßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl, —
O Gott der Träume, laß uns alle träumen!

Über dem ganzen Gedicht liegt ein Hauch voll Wehmut, ein Mitleid mit der leidenden Menschheit ausgebreitet, und wir sind durch dies einzige Gedicht mit dem Sänger versöhnt, der so schwer manches Mal unser Innerstes verletzt. Und wenn Herwegh noch so sehr in Zorn und blindem Eifer gegen Thron und Reich entflammt, und gegen sein deutsches Vaterland von den Alpen herüber gleich Fackelbränden seine wilden Lieder schleudert, so kann er doch nicht das dem Deutschen so ureigene Heimweh zurückhalten und dann wird seine Sehnsucht zu einem Gedicht, wie man es sich nicht schöner denken kann:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
Du rebenlaubumkränzter, stolzer Fluß!
Kaum bin ich eurer Scholle nah' gekommen,
Klingt schon dein Gruß herb wie ein Scheidegruß!
Was soll dem Auge deine Schönheit frommen,
Wenn meine arme Seele betteln muß?
Es ist so kalt der fremde Sonnenschein! —
Mich friert, mich friert. — Ich möcht' zu Hause sein!

Aber es ist, als hätte ein böser Dämon es ihm angethan, daß, wenn er fern dem Getriebe der Welt sich wähnt, und wenn er „auf der Erde höchsten Spitzen weilt, wo die Sonne näher blitzt und endlos das Blau über den granitnen Säulen sich wölbt und er hier als frommer Parse beten will“, ein dunkler Drang ihn hinabzieht in die wildbrausenden Wogen der gährenden Zeit, hinunter zu der Erde Qual, in das Elend der Welt:

„Ich wollte — ja ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;

Ich wollte, ach! und konnte nicht vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck, der Not da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual!

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
Und ladet mich gleich sel'gen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde sein!"

So singt er in seinen Strophen aus der Fremde und diese klingen dann aus in den bekannten Versen: „Ich möchte hingeh'n wie das Abendrot" ꝛc., mit denen er sich besonders bei der Frauenwelt für einige Zeit einzuschmeicheln gewußt hatte.

Als jener erste Band seiner Gedichte hinauszog in die Welt, wurden Herwegh's Lieder mit einem Wonnerausch aufgenommen und der Ertrag dieses seines ersten Buches ermöglichte es ihm nun 1842 seine längst gewünschte Übersiedlung nach Paris auszuführen und so finden wir ihn bald in dem Dorado der Jungdeutschen. Von hier aus machte Herwegh nach kurzem Aufenthalt eine Reise nach Deutschland und sie glich einem wahren Triumphzuge. Überall, wo er hinkam, wurde er von seinen Gesinnungsgenossen mit Jubel aufgenommen und ihm zu Ehren wurden Feste auf Feste veranstaltet. Er befand sich auf der Höhe seines Ruhmes. Selbst in Berlin wurde der Sänger des „Liedes vom Hasse" durch den berühmten Arzt Schönbein dem König von Preußen vorgestellt und ihm eine längere Audienz gewährt. „Wir wollen ehrliche Feinde bleiben," waren des Königs Abschiedsworte und Herwegh reiste glücklich (er hatte sich während seines Aufenthalts in Berlin mit der Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns verlobt) nach dem Osten weiter. Schon lange trug er sich mit dem Gedanken, eine neue Zeitschrift zu gründen, aber unterwegs — in Königsberg — erfuhr er, daß dieselbe, ehe sie überhaupt noch erschienen war, aus verschiedenen Gründen untersagt sei. Als Herwegh diese Nachricht erhielt, wurde er so erbittert, daß er in einem Briefe den König mit den rücksichtslosesten Vorwürfen überschüttete und dieser Brief, man sagt, auf Herwegh's Veranlassung, gelangte an die Öffentlichkeit. Die Folge davon war, daß Herwegh zum zweitenmale flüchten mußte und wieder wandte er sich — diesmal mit seiner ihm inzwischen angetrauten Gattin — nach der Schweiz und fand in Basel-Augst ein Asyl und später sogar das Bürgerrecht.

Im Jahre 1844 erschien nun von hier aus der zweite Band seiner

Lieder „Gedichte“, die nur sehr wenig Wertvolles enthalten und in denselben zeigt er sich nicht mehr als der nach der Freiheit dürstende Sänger, sondern sinkt meistens herab in kleinliches persönliches Gezänke.

Herwegh hatte nicht erfüllt, was Keller sich in einem Sonett von ihm versprach:

Schäum' brausend auf! — Wir haben lang gedürstet,
Du Goldpokal, nach einem jungen Wein:
Da traf in dir ein guter Jahrgang ein!
Wir haben was getrunken, was gebürstet,
Noch immer steht Zwing-Uri stolz gefirstet,
Noch ist das Land ein kalter Totenschrein,
Der schweigend harrt auf seinen Osterschein. —
Zum Wecker bist von vielen du gefürstet!
Doch wenn nach Sturm der Friedensbogen lacht,
Wenn der Dämonen finst're Schar bezwungen,
Zurückgescheucht in ihres Ursprungs Nacht:
Dann soll dein Lied, das uns nur Sturm gesungen,
Erst voll erblüh'n in reicher Frühlingspracht!
Nur durch den Winter wird der Lenz errungen.

Herwegh's Glanzperiode war vorüber und er zog sich als „grollender Dichter“ nun zurück und zwar wieder nach Paris. Im Jahre 1848, als „die Zeit gekommen zu sein schien“, zog er über den Rhein, um Deutschland mit Hilfe von ca. 1000 Mann in eine Republik zu verwandeln; bei Schopfheim in Baden wurde er aber mit seinen Getreuen von einer bedeutend geringeren Anzahl Württemberger zurückgeschlagen und konnte nur mit knapper Not seinen Verfolgern entkommen. Man sagt, seine Frau habe ihn, unter das Spritzleder eines kleinen Wagens versteckt, selbst kutschierend über den Rhein auf französischen Boden gebracht.

Für immer war des Freiheitssängers Mund verstummt; sogar als 1870 die welterschütternden Ereignisse eintraten, hielt er sich von jeder öffentlichen Kundgebung zurück. Wechselweise in Paris, Genf, Zürich sich aufhaltend, lebte er nur noch für seine Familie; am 7. April 1875 starb er in Baden-Baden, wohin er zuletzt sich begeben hatte. . . . Klangen auch seine letzten Lebensjahre still aus, ruhmlos, vergessen ist er nicht. Er war ein feuriger Sänger und die Geschichte der vierziger Jahre wird ihn stets nennen als ihren begeistertsten Vorkämpfer, so sehr er auch manchmal auf falschen Weg geraten war. Einige im volkstümlichen Ton gehaltene Lieder, ich erinnere nur an „Die bange Nacht ist nun herum“, wie auch seine meisterhafte Übersetzung von Lamartine's Werken werden die Erinnerung an ihn auch in den Kreisen, denen ein politisch Lied ein garstig Lied ist, stets wach halten.

— —

Anders wie mit Herwegh verhält es sich mit Ferdinand Freiligrath. Wenn bei jenem erst nach beinahe vollendetem Studium die poetische Ader sich offenbarte, so können wir schon bei dem 16jährigen Freiligrath dessen Talent für die Dichtkunst bewundern und früh schon erwarb er sich Lorbeeren, die ihm treu blieben sein Leben lang.

Am 17. Juni 1810 in Detmold geboren, war er von allem Anfang an dazu bestimmt, zu studieren. Leider aber sah sein Vater, der Lehrer an der dortigen Bürgerschule war, bald ein, daß er von diesem Vorhaben infolge eingetretener ungünstiger Familienverhältnisse absehen müsse, und der junge Freiligrath mußte sich wohl oder übel entschließen, dem Kaufmannsstande sich zu widmen. Man glaubte darin ihm später umsomehr eine sichere Existenz bieten zu können, als er auf das Erbe eines reichen Onkels in Edinburg hoffen durfte; gerade diese Änderung seines Lebensplanes sollte ihm den Weg in das Reich der Poesie erschließen.

Es war im Anfang seiner Lehrzeit, als er längere Zeit hindurch, da er öfter an Fieberanfällen litt, Moosthee trinken mußte. Beim Genießen des heißen Trankes stieg vor seinem geistigen Auge das Land, die Heimat des Moosthee's auf, Island, der eisige Fels im Meer. Er sah die Rauchsäulen des Hekla, den dampfenden Gischt des Geyser; und was seine Phantasie ihm als Bilder vorführte, gestaltete sich der Sechszehnjährige zu seinem ersten Gedichte und ahnungsvoll sah er ein Reich der Poesie vor sich erstehen, wie er es in kurzer Zeit der staunenden Welt verkünden sollte. „Moosthee" ist das Gedicht überschrieben und endigt mit dem prophetischen Schluß:

Feuer lod're, Feuer zucke
Durch mich hin im wilden Kochen.
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen
Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis:
So auf meinem Haupt ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprüh'n und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Während seiner Lehrzeit beschäftigte Freiligrath sich viel mit den neueren Sprachen, aber nicht nur mit Rücksicht auf seinen kaufmännischen Beruf allein trieb er diese Studien, sondern er vertiefte sich auch nach und nach immer mehr in die Litteraturen Frankreichs und Englands und übersetzte damals schon Walter Scott, Thomas Moore, Viktor Hugo und

Beranger, welch letzterer besonders auf seine dichterische Entwicklung sehr einflußreich einwirkte. Sonntags aber wanderte er aus dem stillen Städtchen hinaus und durchstreifte Wald und Feld. Dann tobte, wie er selbst sagt, kein Berserkerblut durch seine Adern und kein farbenglühendes Wüstenbild nahm seine Gedanken gefangen; hier befand er sich ganz in der deutschen Heimat, im deutschen Walde und versenkte sich in das Reich der Träume:

Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume;
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime.

Nicht lange jedoch erging er sich als Poet in den heimatlichen Fluren; ein mächtiger Drang in die Weite durchwogte sein Inneres, genährt durch das viele Lesen von Reisebeschreibungen und Schilderungen ferner Länder und Zonen. Sein Geist führte ihn über's Meer in ferne Weltteile und seine Phantasie malte ihm die Fremde in farbensprühenden Bildern aus. Er sehnte sich fort aus der deutschen Heimat — aber sobald sollte sein Sehnen nicht gestillt werden. Erst mußte er noch einen schweren Schlag durchmachen. Sein Vater starb im Jahre 1829 und nun stand der achtzehnjährige Jüngling ganz allein in der Welt; seine Mutter, an der er mit ganzer Seele gehangen, war längst auch gestorben, und damals, nicht, wie so vielfach angenommen wird, später, da allerdings erst das Lied im zweiten Band seiner Gedichte „Zwischen den Garben“ erschien, dichtete er das erhabene:

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Sein tiefer Schmerz und eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst erweckten in ihm eine eigenartige Gemütsstimmung und oft war ihm die Göttin Poesie eher ein Dämon als sein guter Geist:

Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: Flieh!
Mein Nero, weh' mir, ist die Poesie. —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern!

Und damals sang er in tiefer Resignation sein elegievolles Stimmungsbild Nebo.

Die welterschütternden Ereignisse in den Jahren 1829 und 1830 blieben auch nicht ohne Einfluß auf ihn und manches Gedicht entstand dann in jener gährenden Zeit, wie sein Barbarossa's Erwachen 1829; der Scheik am Sinai 1830; das Wetterleuchten in der Pfingstnacht 1831.

Man könnte versucht sein, meinen Ausspruch, daß die Zeit den Dichter bedinge, bei Freiligrath anfangs zu widerlegen. Die Thatsache sei mit dieser Erwähnung jetzt begründet, wie sie sich später noch deutlicher erweist.

Im Jahre 1831 endlich konnte er in die Weite ziehen und in Amsterdam fand er eine gute Stelle. Hier umgab ihn das Leben mit neuen Eindrücken, mit wechselvollen Bildern und Gestalten. Er sah aber nicht nur die Menschen und Dinge allein, wie sie sich ihm darboten, sondern er versetzte sich auch im Geiste in deren Heimat, vergegenwärtigte sich ihre Schicksale, bis sie sich hier auf einem Stapelplatz der ganzen Welt zusammengefunden hatten. Er, der aus den Eichen- und Buchenwäldern und aus den wogenden Kornfeldern der roten Erde herauskam, zog „Palme, Kamel und Wüste, Oas' und Hirtenzelt" in das Bereich seiner Poesie und führte der Welt in ungewohnten, klangvollen neuen Reimen die Herrlichkeiten ferner Erdteile vor. Rasch entstanden nun der Mohrenfürst, der Löwenritt, das Gesicht des Reisenden, die Seidene Schnur ꝛc. Das Meer nahm jetzt sein ganzes Sinnen und Denken ein und da gestand er sich:

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß
Und über Heiden bin geritten,
Sie ruh'n im Meer; im Meere ruht
Mein Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen,
Und wie heran jetzt schießt die Flut,
So schießen mir ins Auge Thränen.

Und am Hafen zog er in Gedanken mit den Schiffen über's Meer wie in „Einem Ziehenden" oder er begrüßt die Kommenden als die Träger des „Jungen Mai, des fröhlichen Gesellen" in Amphitrite.

Und doch lenkte der Mastenwald der Schiffe, das Kommen und Gehen aller Nationen seine Sinne nicht nur allein auf Palmenrauschen und Samumstürme, sondern es wurden auch Erinnerungen an die Heimat in ihm wachgerufen, wenn er bedenkt, wie jener stolze Mast dort einst auf luftiger Bergeshöh' oder im rauschenden Walde in der deutschen Heimat seine Wipfel wiegte, nun aber:

O stilles Leben im Walde,
O grüne Einsamkeit,
O blumenreiche Halde,
Wie weit seid ihr, wie weit!

Auch zu einem schönen, wohl zu seinem bekanntesten Gedichte gab ihm damals der Anblick deutscher Auswanderer den Anlaß.

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar"

und schmerzlich ruft er ihnen zu:

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimat Berge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Und ihn, der seinen Landsleuten solche Mahnungen zuruft, zog es doch wieder weiter und immer weiter:

„Wär' ich ein Baum vor Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemens glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand."

So sang er und vermeinte nur bei Beduinen in stiller Nacht am Wüstenborn oder unter rauschenden Cedern des Libanon die echte Poesie zu finden:

O Land der Zelte, der Geschosse,
O Volk der Wüste, kühn und schlicht,
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Da plötzlich, mitten im Träumen, Brüten und im Wonnerausch der morgenländischen Pracht, mußte unser Dichter eine Krisis durchmachen; er denkt zurück, er sehnt sich immer mehr nach der Heimat, nach seinem Vaterlande; ihm ist's, als erwache er aus einem schweren Traum:

Es rüttelt mich; Wach' auf, kehr' um im eigenen Hause,
Du Sinnender, besinne dich!

Diesen plötzlichen Umschwung kann man füglich als Abschluß der ersten Periode des Dichters betrachten. Er hatte der Welt ein neues Reich der Poesie erschlossen, hatte das veraltete Versmaß des Alexandriners durch seine meisterhafte Bearbeitung wieder zu Ehren gebracht und hatte den vielen Nachahmern Heine's, denen es allen an dessen wahrer poetischen Begabung fehlte, in der Ausübung ihres Singsangs, ihrer süßlichen Liebeslyrik Einhalt gethan.

Im deutschen Musen-Almanach, herausgegeben von Chamisso und

Schwab, erschienen 1835 seine ersten gedruckten Gedichte: Moosthee, Löwenritt, Scipio und Anno domini. Ferner brachten in demselben Jahre dichterische Beiträge noch von ihm Cotta's Morgenblatt, Duller's Phönix und Soester und Barmener Zeitungen.

Aus der Fremde kehrte nun Freiligrath im Jahre 1835 in die deutsche Heimat zurück und, nachdem er sich einige Zeit Ruhe gegönnt, trat er in ein größeres Geschäft in Barmen ein. Hier begann für ihn eine glückliche Zeit. Tagesüber war er der pflichtgetreue Kaufmann, aber sowie er den Arbeitsrock ausgezogen hatte, war er wieder der ideale Poet. Viele junge gleichgesinnte Männer lernte er damals kennen und mit mancher litterarisch bedeutenden Persönlichkeit trat er in regen Verkehr. Im Jahre 1838 ging er auf kurze Zeit nach Soest zurück, um dort in Muse seine Gedichte zu ordnen, die er auf Anregung Cotta's gesammelt erscheinen lassen wollte. Kaum war nun dieser erste Band seiner Gedichte in die Welt gesandt, als ihm sein Verleger die Mitteilung machen konnte, daß schon bereits eine zweite Auflage nötig sei und dieser zweiten folgte bald eine dritte. Anerbieten auf Anerbieten wurden nun dem so plötzlich berühmt gewordenen Dichter gemacht, bei dieser oder jener Zeitung als Mitarbeiter einzutreten und er konnte nun den schon längst gehegten Plan, aus dem Handelsstand zu scheiden, verwirklichen. Das erste, wozu er sich als „freier Mann“ entschloß, war die Herausgabe des „Malerischen und romantischen Westphalen“, wozu ihn Buchhändler Langewiesche aufgefordert hatte. Zu diesem Zwecke durchzog er nun im Sommer 1839 sein Heimatland und sammelte Studien, die er aber nicht verwertete, da er von dem Unternehmen im Herbste zurücktrat und Levin Schücking die Herausgabe übernahm. Er war nach Unkel, einem kleinen Städtchen am Rhein, gezogen und von hier aus schloß er sich rasch jungen, begeisterten Männern an, wie: Matzerath, Simrock, Hackländer rc. und führte ein rechtes Poetenleben. Hier lernte er auch Ida Melos, die Tochter eines Weimarer Professors, kennen und Beider Herzen gehörten sich bald für alle Zeiten an. Damals entstand das schöne Gedicht, das schönste Liebeslied wohl mit, das die deutsche Litteratur besitzt:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knie'n, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunk'ner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust.

Ehe er jedoch sein eigenes Heim gründete, machte er erst noch eine Wanderung den Rhein entlang ins Schwabenland und besuchte Kerner, Uhland und Cotta. Im Jahre 1841 führte er dann seine Braut heim und nahm in Darmstadt seinen Wohnsitz, da er dort eine Zeitung zu gründen beabsichtigte, für die bereits Bulwer und Dickens Beiträge zugesagt hatten. Der Verleger trat aber kurz vor Ausführung des Planes zurück und Freiligrath siedelte im Jahre 1842 nach St. Goar am Rhein über. Kurz zuvor, zu Neujahr 1842, wurde ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. ein Jahresgehalt von 300 Thalern ausgesetzt, man glaubt auf Verwendung Humboldts, der sich für ihn sehr interessierte. Zudem hatte Freiligrath mit einem Gedicht günstig auf den König eingewirkt. Es war dasjenige auf den Tod des spanischen Generals Diego Leon, der von seinem früheren Waffenbruder Espartero gefangen genommen und erschossen wurde. Nach der Schilderung des Helden Tod schloß Freiligrath das Gedicht mit einigen Strophen, die offenbar gegen die neu erstehenden revolutionären Dichter gerichtet waren und ließ es in den Worten ausklingen:

Der Dichter steht auf einer höh'ren Warte
Als auf der Zinne der Partei,

die nun zum „geflügelten Wort“ geworden sind.

Herwegh erwiderte darauf in seinem ungestümen Pathos:

Partei, Partei, wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen, wie ein Mann! — für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olympos nieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Die politischen Vorgänge in Deutschland waren inzwischen von großem Einfluß auf Freiligraths Poesie geworden und gegen so manchen Zopf und manches politische Verfahren richtete er seine flammenden Lieder und trotzdem wurde er von dem „jungen Deutschland“ angegriffen und besonders Herwegh suchte ihn nebst Geibel in seinem „Duett der Pensionisten“ lächerlich zu machen. (Schluß folgt.)

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1682—1882.

Von

Eduard Bernin.

II.*)

Wir gelangen nun zum 4. und letzten Abschnitt, welcher das vierte Jahrhundert der Geschichte der Buchdruckerkunst in Wien behandelt (1782 bis 1882). Der Verfasser hat ihm folgende Überschrift gegeben: „Die Wiener Buchdruckerkunst in der Zeit staatlicher Reaktion — das Jahr 1848 und seine Folgen auf dem Gebiete des Buchdrucks — technischer und kommerzieller Aufschwung." Wenn man nach den Ausführungen am Schlusse des 3. Abschnitts annehmen darf, daß gerade in der Zeit gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Wiener Buchdruckerkunst eine recht gute Entwickelung genommen hatte, so kann man diese Überschrift nicht als ganz zutreffend bezeichnen. Denn die „staatliche Reaktion", welche allerdings einen ungünstigen Einfluß auf das litterarische und typographische Leben geäußert hat, dessen Bann erst durch die Folgen des Jahres 1848 gehoben wurde, trat offenbar erst im Laufe des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ein, nachdem vorher die Thätigkeit der Wiener Buchdrucker eine solche gewesen war, daß diese, wie der Verfasser selbst sagt, mit einer gewissen Zuversicht in die Zukunft blicken konnten. Für das 3. und 4. Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts hat allerdings die Bezeichnung des 4. Abschnitts wieder ihre völlige Richtigkeit. Doch treten wir jetzt dem Inhalte desselben näher.

Der 4. Abschnitt ist in Kapitel eingeteilt, deren erstes folgende Überschrift trägt: „Allgemeine Lage der Wiener Buchdruckerkunst am Beginne des 4. Jahrhunderts und charakteristische Momente im Verlaufe desselben bis zum Jahre 1848. — Die einzelnen Offizinen von 1782 bis 1848 und ihre Thätigkeit."

---

*) Vgl. I. im Band V der „Buchhändler-Akademie". Seite 311 u. folg.

Während das 3. Jahrhundert unter recht traurigen Verhältnissen begann, wie wir dies früher dargelegt haben, war das Gegenteil zu Anfang des 4. Jahrhunderts der Fall. Die große Fürsorge der Kaiserin Maria Theresia für die geistigen Interessen in ihren Erblanden, Kunst und Wissenschaft besonders, ist erst neuerdings durch gründliche und gediegene Forschungen festgestellt worden. Und da es eine alte Wahrheit ist, daß der Buchdruck dann recht blüht, wenn die geistigen Schöpfungen von oben gefördert werden, so gedieh er auch zu den Zeiten der großen Kaiserin. Die Herrscherin wandte dem Aufschwunge des Buchdrucks in den Erblanden, namentlich in Wien, alle Fürsorge zu. Die von der Hofkanzlei erstatteten Vorträge, in denen es sich um prinzipielle Fragen handelte, entschied sie mit solcher Sachkenntnis, die eine genaue Prüfung der ganzen Lage voraussetzte. Diejenigen Buchdrucker aber, die sich persönlich ihren gnädigen Schutz erbaten, fanden immer wohlwollendes Gehör, und über das Buchdruckereiwesen im allgemeinen, sowie in speziellen Fällen ließ sie sich wiederholt eingehende Berichte erstatten. Angespornt durch dieses Interesse und solche Teilnahme der Kaiserin, ließen die Hofkanzlei und die niederösterreichische Regierung den Buchdruck sich gleichfalls angelegen sein; besonders haben die Fragen der Herstellung eines guten Papiers, des Gusses schöner Lettern u. s. w. die Regierung lebhaft beschäftigt und zu vielfachen Untersuchungen veranlaßt.

Auch Kaiser Josef II., der ja selbst als ein Jünger Gutenbergs anzusehen war, würdigte vollkommen die Bedeutung der Presse. Er unterstützte die kommerzielle Richtung, so daß sich die Buchdruckereien schnell vermehrten, allein er wandte auch der Zensur seine Fürsorge zu und verkümmerte dadurch die Preßfreiheit. Während der Zeit von 1782—1814, also während 32 Jahren, von denen etwa 20 mehr oder weniger durch Krieg ausgefüllt waren, entstanden in Wien nicht weniger als 55 Buchdruckereien, was offenbar einen Aufschwung oder doch Fortschritt bedeutet. Im ganzen sind von 1782—1848 — also im Laufe von 66 Jahren — in Wien 110 Offizinen thätig gewesen, mehr als in den drei vergangenen Jahrhunderten zusammen (101). Der Verfasser faßt nun diese 110 Buchdruckereien nach gewissen charakteristischen Merkmalen in Gruppen zusammen. Die erste derselben — in welche er solche Offizinen einreiht, welche hervorragend schöne Druckwerke aufzuweisen hat — umfaßt folgende Firmen: Ignaz Alberti, Franz Anton Schrämbel, Anton Pichler, Anton Strauß, Anton Edler von Schmid, Johann Vincenz Degen von Elsenau, die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Karl Gerold, Johann Paul Sollinger.

Die zweite Gruppe von solchen Buchdruckereien, welche wenn auch

nicht ausschließlich, doch vorwiegend oder in erheblichem Maße den Druck von Werken in fremden Sprachen pflegten, bestand aus: Johann Gay, Buchdruckerei der italienischen National-Kongregation, Georg Ventotti, Josef und Georg Hraschanzky, Marchides Bullio, Stefan von Novachovich, Albert Anton Patzowsky, Anton Edler von Schmid, Anton von Haykul, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Buchdruckerei der Mechitaristen-Kongregation, Josef und Albert della Torre, Josef Holzinger, Demeter Damidovich und C. M. Adolph.

Die dritte Gruppe — solche Buchdruckereien, die sich mit technischen Erfindungen befaßten — setzt der Verfasser zusammen aus: Anton Strauß, Franz Raffelsberger und k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Von den übrigen Offizinen, die entweder durch gute Leistungen einen Namen sich erworben hatten oder durch eigenartige Pflege einer bestimmten Richtung, dann auch durch den Umfang ihres Betriebs in weiten Kreisen bekannt waren, nennt der Verfasser noch: Die Ghelenschen Erben, Johann Ferdinand Edler von Schönfeld, die Familie der Wallishausser, B. Ph. Bauer, die Edlen v. Schmidtbauer, die Familie Pichler, Leopold Grund und Johanna Gorischek (Witwe Grund), Georg Ueberreuter, Josef Stöckholzer von Hirschfeld, Ferdinand Ulrich, Anton Benko, Michael Lell, Karl Sommer und Augustin Dorfmeister. Endlich wird diesen Typographen der Meister des Wiener Holzschnitts, Blasius Höfel, angereiht, dessen Bedeutung als Formschneider und Xylograph eine anerkannt große war.

Wir können hier natürlich ebensowenig auf die Schilderung einzelner dieser Firmen eingehen, als wir dies bei dem des 3. Jahrhunderts vermochten, und müssen uns daher wieder nur auf einige Bemerkungen beschränken. Wenn wir einzelne der bedeutendsten Offizinen nennen sollen, so glauben wir folgende hervorheben zu müssen: Anton Edler von Schmid, Vincenz Degen von Elsenau, Anton Strauß, Carl Gerold, Franz Raffelsberger (diese besonders durch die sogenannten „Raffelsbergerschen Karten" sehr bekannt gewordene Firma), Leopold Sommer (welcher der erste Wiener Buchdrucker war, der eine politische Zeitung herausgab).

Bei diesen 110 Offizinen, welche in der Zeit von 1782—1848 wirkten, sind zwei Arten wohl zu unterscheiden, nämlich: 1. die wenigen Universitäts-Offizinen mit ihren alten eigentümlichen Rechten und Satzungen, welche erwerblich und käuflich waren und 2. die weit zahlreicheren Druckereien mit ihren neuen Personal-Befugnissen, die vom Magistrate (der Stadt-

hauptmannschaft) als erster Instanz in Gewerbesachen in der Josefinischen Zeit verliehen wurden. Diese neuen Personal-Befugnisse erloschen mitunter bald, sie sind in dieser Beziehung charakteristisch für den Niedergang des besseren Buchdrucks in einer Zeit junger und zügelloser Preßfreiheit. Allmählich aber befestigten sich die Personalgewerbe und wiesen neben langer Dauer ihres Bestandes auch Tüchtigkeit und Ruf ihrer Leistungen auf. Es zeigte sich auch hierin der Übergang zu einer neuen Zeitperiode.

Das zweite Kapitel ist überschrieben: „Innere Geschichte der Offizinen von 1782—1848. — Ornamentale Technik (Lithographie und Xylographie). — Soziales. — Privilegien. Nachdruck. — Buchhandel.“

Dieses Kapitel bietet wieder eine Fülle von Wissenswertem, weshalb wir einiges von allgemeinem Interesse hier folgen lassen wollen. Zunächst ist es die Entwickelung der Technik, die ins Auge gefaßt werden muß. Seit mehr als $3^1/_2$ Jahrhunderten hatte Gutenbergs Erfindung nur geringe Veränderungen erfahren. Noch am Ende des vorigen und in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts hatten die inzwischen gemachten Verbesserungen der Buchdruckerpresse, die das Material und die Erzielung einer größeren Schnelligkeit betrafen, im allgemeinen nur wenig Eingang gefunden. Über die Zustände der Zeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schreibt Dr. Mayer folgendes: „Die mächtige Bewegung der Geister auf philosophischem und politischem Gebiete, das Reformbedürfnis in allen Schichten der Gesellschaft, die gewaltigen Umwälzungen im Staats- und kommerziellen Leben, die großen Kriege und die durch alles dies neben den still gepflegten Wissenschaften hervorgerufene und immer mehr anschwellende Litteratur, namentlich aber der Umstand, daß die Industrie durch bedeutende Erfindungen der Mechanik eine andere Physiognomie zu erhalten anfing, so daß mit einem Wort ein Zeitalter der Erfindungen angebrochen war, bewog einzelne Männer, auch die Buchdruckpresse nach mathematischen und mechanischen Prinzipien umzugestalten und so den allgemein gefühlten Anforderungen anzupassen.“

Es folgt nun eine Darstellung der Versuche, welche zur Verbesserung der Presse gemacht wurden. Wilhelm Haas aus Basel war der erste, welcher fast ganz aus Eisen eine Presse herstellte (1770—90), es folgten Roworth in London, Hagar in New-York und andere, bis es einem Deutschen, Friedrich König, gelang, der Erfinder der durch Dampf- und Menschenkraft bewegten Schnellpresse zu werden: er ist der Vater der heutigen Buchdruckerpressen. In Wien war man bestrebt, die technischen Fortschritte auf typographischem Felde sich möglichst anzueignen, die Leistungen der hervorragenden Offizinen jener Zeit zeigen im Vergleich

mit den früheren mehrfache Verschiedenheiten, die in der Entwickelung typographischer Einzelheiten, in Erfindung künstlerischer Anschauungen und Neuerungen, sowie in litterarischen Bedürfnissen begründet sind. Unser Werk sagt darüber folgendes Nähere:

„Das sozusagen typographische Kleid der Bücher ist das einfach bürgerliche, wie ja die Gesellschaft selbst damals eine einfach bürgerliche war. Die der Renaissance entlehnten oder im Barockstil enthaltenen Kopfleisten, Initialen und Schlußvignetten fehlen, und wenn schon ein derartiger dekorativer Schmuck, eine typographische Ornamentik, irgendwo angewendet wird, so ist alles so einfach, so trocken, so aller Poesie bar wie die Zeit selbst. Dagegen lag das Schwergewicht in der Herstellung eines besseren Satzes, in der strikteren Beachtung typographischer Normen, durch welche namentlich die größeren Offizinen mit ihren Hauptwerken sich hervorthaten. Was die Form und den Schnitt der Type, die Seele des Buchdrucks, betrifft, was auf die Symmetrie der einzelnen Typengattungen, welche im Satz verwandt wurden, Bezug hat: auf alles dies verwendete man viel Sorgfalt.“ Man darf hieraus den Schluß ziehen, daß die Wiener Offizinen zu jener Zeit ihre Aufgaben im ganzen ehrenvoll lösten.

Früher stand die Kupferstecherkunst in weit näherem Zusammenhange mit dem Buchdruck als jetzt. Die Initialen, Kopfleisten und Schlußvignetten, oder gar ganze Titelblätter, in Kupfer gestochen, wie sie in vielen Prachtwerken jener Zeit vorkommen, waren mit ganz geringen Ausnahmen gar nicht mehr üblich. Als selbständige Illustration tauchte der Kupferstich nur in den Almanachen auf, doch gelangte hier auch schon der Stahlstich zu häufigerer Verwendung. Im Jahre 1821 gab es in Wien 30 Kupferdrucker, unter denen viele geschickte Kräfte sich befanden.

Noch unbedeutender war der Zusammenhang, in welchem die eben erst in der Entwickelung begriffene Kunst der Steindruckerei mit dem Buchdruck stand. Die Erfindung von Alois Senefelder wurde im allgemeinen als ein dekoratives Moment bei Titelblättern und verschiedenen Arten der Illustration, als Landkarten, Noten, Porträts, Wappen ꝛc. angewandt. Die Firma Karl Gerold in Wien war die erste, welche 1816 eine eigene Steindruckerei errichtete, wobei ihm Senefelder persönlich zur Seite stand. (Das erste mit Lithographien ausgestattete Wiener Buch waren die „Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich“ von Vierthaler, 2 Bände.) Doch blieb die Lithographie anfangs in Wien zurück und entwickelte sich nur langsam, während sie zur selben Zeit in Bayern, namentlich für wissenschaftliche Zwecke, außerordentliche Fortschritte aufwies. Das „Lithographische Institut“ war es allein, welches in Wien zu einiger Bedeutung gelangte.

Nun begann auch der Holzschnitt in Deutschland neu aufzuleben. Namentlich waren es die beiden Unger an der Kunstakademie in Berlin, vornehmlich aber Professor Friedrich Wilhelm Gubitz, welche die alte deutsche Kunst in neuem Glanz erstehen ließen. In Wien war der Holzschnitt im 16. und auch noch im 17. Jahrhundert für die Buchillustration vielfach gepflegt, dann aber durch den Kupferstich eingeengt worden und endlich verfallen. Angeregt durch die Leistungen eines Gubitz, sowie durch die Fortschritte des englischen Holzschnitts, welche er auf einer Reise in Berlin kennen lernte, war es nun Blasius Höfel, der ein Neubeleber des Holzschnitts in Österreich werden sollte. Von Hause aus mit Leib und Seele Kupferstecher, wandte er sich doch, nachdem er 1829 eine Reise nach Deutschland gemacht hatte, um eine Beantwortung der Frage zu suchen, ob man noch Kupferstecher im großen Stile bleiben solle, und diese Frage ihm mit Nein beantwortet worden war, dem Holzschnitt zu und wurde sein Bahnbrecher in Österreich. Mit unermüdlichem Fleiß brachte er die alte Kunst wieder zu neuen Ehren und schuf Leistungen von hoher Bedeutung; leider blieb sein Streben für den heimischen Holzschnitt ohne nachhaltige Folgen, so daß zu Anfang der fünfziger Jahre das Feld wieder ganz brach lag.

Nach der Würdigung dieser technischen Fächer wenden wir uns wieder der sozialen Stellung der Buchdrucker zu. Der Verfasser beleuchtet zunächst sehr ausführlich die Verhältnisse, welche zwischen den alten Universitätsbuchdruckern mit ihren Privilegien und den Inhabern der vom Staate eingeführten Personalbefugnisse bestanden, wodurch zwei eigentlich getrennte Kasten ins Leben gerufen wurden, deren Gerechtsame ganz verschieden waren. Während keine Universitäts-Privilegien mehr verliehen wurden, mehrten sich fortwährend die Personal-Buchdruckerfreiheiten; längere Bittschriften, Bescheide, Verhandlungen aller Art waren die Folge. Erst im Jahre 1807 wurde die große Streitfrage entschieden und zwar in folgendem Sinne: Die Universitäts-Buchdruckereien sollten nach den für verkäufliche Gewerbe festgesetzten Normen behandelt werden, daher nur dann verkäuflich sein, wenn sie vor dem Jahre 1775 abgesondert von dem Hause, nach einem bestimmten Preise und mit obrigkeitlicher Bewilligung veräußert worden wären. Damit war eine der schwierigsten Fragen seit der neuen Gestaltung der Rechtsverhältnisse der Wiener Buchdrucker geregelt.

Eine weitere wichtige Frage war die des Lehrlingswesens. Bekanntlich galten für das sogenannte Aufdingen und Freisprechen der Lehrlinge schon in den frühesten Zeiten eigene Vorschriften, die seither wegen der Ausartungen, die bei den Festlichkeiten und Schmausereien immer vorkamen, mehrmals umgeändert wurden. Auch die Ordnungen

beim Protokollieren eines aufgenommenen Buchdruckerlehrlings und beim Freisprechen eines „überstandenen" Setzerlehrlings, die von den Formalien abgesehen den patriarchalischen Geist ihrer Tage atmen, hatten immer noch Mängel aufzuweisen, weshalb die Buchdrucker die Abstellung von Mißbräuchen beim Aufdingen und Freisprechen dringend verlangten.

Die Regierung sah strenge darauf, daß die Lehrjungen an Sonn- und Feiertagen um die Zeit des Gottesdienstes nicht zur Arbeit verwendet würden. Die Zahl der Lehrlinge war in früheren Jahrhunderten genau vorgeschrieben und strenge eingehalten worden. Eine natürliche Folge der von Kaiser Josef II. gewährten Freiheit der Presse und der Freigebung des Buchdrucks war die Vermehrung der Offizinen und damit auch der Lehrlinge. „Denn immer strömen — so sagt Dr. Mayer sehr richtig — die Kinder ärmerer Eltern jenen Berufszweigen zu, die durch eine günstige Konstellation Aussicht auf besseren und sicheren Erwerb bieten; so war es und so ist es auch heute noch in allen Zweigen der Gewerbe und der Industrie." Zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts befand sich daher die Zahl der Setzer- und Druckerlehrlinge in keinem richtigen Verhältnis mehr zur Anzahl der Offizinen, Pressen und Gesellen, wie es, um nicht von den alten Vorschriften zu reden, die Bedürfnisse verlangten. Denn als die Freiheit der Presse wegen maßloser Entartung wieder eingeschränkt, der Nachdruck auswärtiger Schriften gesetzlich eingeengt war, auch die Wissenschaft und Künste, soweit sie unter Maria Theresia und ihrem Sohn Josef II. die Buchdruckerpressen in ihre Dienste gezogen hatten, nunmehr selbst unter der Ungunst schwerer Zeiten beeinträchtigt waren, da stand es um viele Wiener Buchdruckereien, die in der täuschenden Hoffnung eines großen Gewinnes mit vielen Kosten eingerichtet worden waren, oft recht schlecht. Und dennoch gab es so viele Lehrlinge, daß nunmehr die Gesellen am 25. Jänner 1791 durch Johann Thomas Drexler, Faktor der Hummelschen Buchdruckerei, in einem Majestätsgesuche gegen den unter der vorigen Regierung eingerissenen Mißbrauch „durch Auslernung zahlloser Lehrlinge" Vorstellung erhoben. Dies ist die erste aktenmäßig erwiesene Bewegung innerhalb der Kreise der Wiener Buchdruckergesellen. In dem Entwurfe einer Offizinsordnung, welchen Thomas Edler von Trattner im Namen mehrerer Buchdruckerprinzipale der Stadthauptmannschaft überreichte, wurde ebenfalls ausgesprochen, daß nur gelernte Buchdrucker Lehrlinge halten dürften, und auch nur soviele, als sie Pressen besäßen, und wenn einer acht oder mehr Pressen hätte, um zwei Lehrjungen mehr, welche dann die Korrekturen auszutragen, die Gesellen zu bedienen und alle Gänge zu verrichten hätten.

Über die Beschwerden der Buchdruckergesellen fanden Tagsatzungen

statt. Bei einer derselben gaben sechs Prinzipale die Erklärung ab, daß die Beschwerde der Buchdruckergesellen begründet und vollkommen wahr sei, daß aber keine Verordnung bestehe, welche die Zahl der Lehrjungen vorschreibe; zugleich befürworteten sie das Gesuch der Gesellen.

Über die Frage, ob einem Prinzipal die Zahl der Lehrjungen vorgeschrieben oder freigegeben werden solle, hatte die Regierung jedoch ihre eigene Ansicht. Sie entschied dahin, daß „es bloß bei demjenigen, was bisher üblich war, sein Bewenden habe und sey solchem nach jeder Offizin freizulassen, so viele Lehrlinge zu halten, als sie ihr dienlich zu seyn finden wird.“ Hiernach nahm sie einen freiheitlichen Standpunkt gegen die Prinzipale und Gehilfen, die diesmal einig waren, ein. Das hinderte jedoch die Gesellen nicht, darüber zu wachen, daß nicht Lehrjungen in zu großer Zahl herangezogen würden.

Wir schließen diese Mitteilungen mit der Bemerkung, daß die Buchdrucker jener Zeit sich nicht damit begnügten, die gewerblichen Mißbräuche, wie sie sich während der freien Konkurrenz unter der Regierung Kaiser Josefs II. herausgebildet hatten, möglichst abzuschaffen, sondern daß sie auch zweckmäßige Einrichtungen für ihre innere Verwaltung ins Werk zu setzen suchten. So gelang es ihnen, das bisherige Unterstützungsverfahren der Kranken und Witwen zu verbessern und eine wohlwollende Alters-Unterstützung einzuführen. Beide Einrichtungen haben im Laufe der Jahre vielen Nutzen gestiftet.

Es war nur natürlich, daß zu einer Zeit, als die Preßfreiheit bestand und die Flut der Broschürenlitteratur zunahm — 1782 —, auch der Nachdruck in allen erdenklichen Formen zu erheblicher Bedeutung gelangte. Man hielt nach wie vor an dem Unterschiede zwischen in- und ausländischem Nachdruck fest. Schon zu Maria Theresias Zeiten war der Nachdruck inländischer, einem rechtmäßigen Verleger zugehöriger Werke oder Schriften bei schwerer Strafe verboten, „es wäre denn, daß Seine Majestät wegen Abgangs der Exemplare oder wegen des übertriebenen Preises, Ihre allerhöchste Erlaubnis darüber zu erteilen bewogen wurden“. Dieser Grundsatz wurde stets im Auge behalten, jeder inländische Verfasser oder Verleger eines Buchs wurde auf das kräftigste gegen den Nachdruck geschützt. Dagegen war der Nachdruck fremder und erlaubter ausländischer Bücher einem jeden Buchdrucker freigegeben, wenngleich ein solches Werk von einem oder mehreren inländischen Buchdruckern schon aufgelegt worden wäre. Der Zweck einer solchen Verordnung lag in dem damals herrschenden System, möglichst zu verhüten, daß Geld ins Ausland gehe, dagegen alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die einheimischen Gewerbe und die inländische Industrie zu schützen und diesen im Inlande

selbst ihre Absatzqellen vermehren und zu sichern. So kam es, daß im Jahre 1818 die Wiener Buchdrucker klagten, daß viele unter ihnen nur zwei Pressen halten könnten und die übrigen sehr beschränkt wären, weshalb sie sich fast ausschließlich mit Nachdruck beschäftigen müßten, und daß sie, wenn dieser abgeschafft werden sollte, erwerbslos würden.

Es begannen nun die Bestrebungen, welche dahin gingen, eine Reform der ganzen Nachdrucksgesetzgebung beim deutschen Bundestage anzustreben. Zu den Männern, welche in Verbindung mit F. A. Brockhaus, Dr. F. J. Bertuch, J. F. Cotta und anderen in dieser Richtung wirkten, befanden sich in Wien vornehmlich der Regierungsrat Sonnleithner, der Geschichtsschreiber Hormayr und der Buchdrucker und Buchhändler Karl Gerold. Es sollten jedoch viele Jahre verfließen, Jahre langer und starker Kämpfe gegen den Nachdruck, der hohen Orts in Wien noch immer aus wirtschaftlichen Gründen begünstigt wurde, bis endlich am 6. September 1832 die Bundesversammlung den bekannten Beschluß zur Sicherung des Rechtes der Schriftsteller, Herausgeber und Verleger von Gegenständen des Buch- und Kunsthandels gegen den Nachdruck faßte. Ihm folgten dann auch die Erlasse, welche die Frage des litterarischen Eigentums in Österreich in einer Weise neu regelten, wie sie schon längst von gerecht denkenden Buchhändlern und Autoren gewünscht worden war.

Die letzten Erörterungen dieses Kapitels sind den Verhältnissen des Buchhandels gewidmet. Sie sind nicht sehr ausführlich gehalten, bringen aber manches für unsere Leser von besonderem Interesse, weshalb wir dabei etwas verweilen wollen. Der Verfasser giebt zunächst folgende Aufzählung von den damals bestehenden Firmen. Wie es in der Natur der Sache lag, waren Buchdruck und Buchhandel nicht selten in einer Hand vereinigt, so bei Alberti, B. Ph. Bauer (der die beliebte Taschenformatausgabe Deutscher Klassiker, Bertuchs Bilderbuch für die Jugend, die vormalige Schrämbelsche Sammlung deutscher Klassiker u. a. druckte), bei Vincenz Degen, Anton Gaßler, Johann Gay, Josef Gerold, Joh. Dav. Hörling, Josef Edler vor Kurzböck und dessen Erben, Josef Schrämbel, Anton Patzowsky, Anton Edler von Schmidt, Thaddäus von Schmidtbauer u. Comp., Thomas Edler von Trattner, Christian Friedrich Wappler, dann bei Johann Georg Binz, und bei Johann B. Wallershausser, die als Antiquare den Büchermarkt mit gebundenen alten Büchern versahen, dabei auch Kommissionen auf Bücher übernahmen, Wallishausser besonders auf dramatische Schriften.

Diejenigen, welche ausschließlich den Buchhandel mit allen Arten von in- und ausländischen Büchern betrieben, auf alle Artikel des Buchhandels

Bestellung annahmen und meistens auch die Messen zu Leipzig bezogen oder daselbst ihre Kommissionäre hatten, waren Albert Camesina, Alois und Anton Doll (ersterer der Verleger der hervorragendsten medizinischen Schriften, letzterer der von schönen und beliebten Oktav- und Duodez-Ausgaben Deutscher Klassiker), Josef Geistinger, Franz Gräffer, Johann Georg Edler von Mößle (welcher meistens Gesetzsammlungen und juristische Schriften verlegte), Christoph Peter Rehms Witwe (Justina Rehm), Franz Josef Kötzl, Karl Schaumburg & Comp., und Philipp Josef Schalbacher, welcher die hervorragendsten englischen, französischen 2c. Werke führte.

Die vorzüglichsten Werke der italienischen Litteratur, auch schöne Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker waren bei Friedrich Volke zu finden. Verleger von Kupferprachtwerken waren Karl Haas, der auch Klassiker führte, Franz Härter, bei dem unter anderem die Bibliothek historischer Klassiker aller Nationen zu finden war. Auch auswärtige Buchhandlungen hatten in Wien Filialen oder offene Niederlagen, z. B. die von Schönfeldsche Buchhandlung in Prag.

Eine besondere Art der Vermittelung von Kauf und Verkauf von Büchern, Landkarten, Zeichnungen und selbst Gemälden, von physikalischen und musikalischen Instrumenten, überhaupt von Kunstwerken aller Art bildete das Bücherauktionsinstitut des Buchdruckers und Buchhändlers Thaddäus Edlen von Schmidtbauer und seines Sohnes Josef. Hier fanden zu beliebigen Zeiten Versteigerungen jener Gegenstände statt. Die zum Verkaufe angebotenen Bücher wurden in ein eigenes Verzeichnis mit fortlaufenden Nummern eingetragen, eine Bestätigung darüber ausgestellt. Das Verzeichnis wurde gedruckt und auch in der „Wiener Zeitung" veröffentlicht. Drei Tage nach der Versteigerung wurde entweder das Geld mit Abzug von 11 Prozent und 6 Kreuzer Druckgebühr für jede Nummer ausbezahlt, oder es erfolgte die Rückgabe der Werke.

Nach der für den Buchhandel im Jahre 1772 erschienenen Ordnung mußte jeder, der als Buchhändler sich niederlassen wollte, einen Fond von 10 000 Gulden ausweisen und den Buchhandel ordentlich erlernt haben. Die Zahl der Buchhändler sollte für keinen Ort bestimmt sein, aber auch nicht ohne Not vermehrt werden; dieselben konnten mit allen Gattungen von Büchern, den verbotenen ausgenommen, folglich mit rohen und gebundenen, mit Kupferstichen und Landkarten, Handel treiben, aber nur den Buchhändlern war der Handel mit neuen Büchern zugestanden. Fremde Buchhändler durften ihre Bücher nur während der Messen oder Märkte feil halten.

Eine kaiserliche Resolution vom 18. Mai 1782 entschied die Frage,

ob auch den Buchdruckern der allgemeine freie Buchhandel zu bewilligen sei, dahin, daß „allen Buchdruckern und auch den schon dermaligen Buchhändlern aber der allgemeine freie Buchhandel sowohl mit inländischen als fremden und auswärtigen Büchern an alle in- und ausländische Orte erlaubt sein solle.“ Wollte nun ein Buchdrucker einen ordentlichen Buchhandel treiben, so hatte er nur um die Bewilligung hierüber bei der Landesstelle einzuschreiten.

Daß diejenigen, welche sich ausschließlich mit dem Buchhandel befaßten, auf die doppelten Gewerbe des Buchdruckers und Buchhändlers, als dem reinen Buchhandel äußerst nachteilig, mit scheelen Augen sahen, ist wohl erklärlich. In einem diesbezüglichen Majestätsgesuche hoben denn auch die Buchhändler nachdrücklich hervor, wie eine Buchhandlung, deren neue Artikel jährlich in Deutschland über 4000 Gulden ausmachen, die gänzliche Anstrengung des Besitzers erfordern, der dann nicht imstande sei, seine kostbare Zeit auch noch der Buchdruckerei zuzuwenden, wovon die Buchhändler Hörling und Wappler Beispiele seien, die deshalb die Buchdruckerei aufgaben, da beide Geschäfte ohne Nachteil des einen oder des anderen neben einander und in einer Hand vereinigt nicht bestehen könnten. In Sachsen, Preußen, Frankreich und Holland gäbe es deshalb auch positive Gesetze, welche den Betrieb dieser beiden Gewerbe zu gleicher Zeit untersagten.

Das Patent vom 10. März 1806 erlaubte es in seinem Paragraph 10 den Buchdruckern auch ferner, diejenigen Schriften, welche sie zur Beschäftigung ihrer Pressen auf eigene Rechnung druckten, in öffentlichen Gewölben zu verkaufen, doch sollten sie sich unter dem Vorwand des Selbstverlags weder mit anderwärts gedruckten Büchern und dem Sortimentshandel abgeben, noch mit Büchern, die sie auf andere Rechnung gedruckt haben, Handel treiben. Das Verhältnis der Buchdrucker zu den Buchhändlern wurde sonach in der Weise geregelt, daß ersteren der Verkauf aller jener Bücher, die nicht ihre Verlagsartikel waren, gar nicht gestattet war. Im Jahre 1807 baten die Buchdrucker in einem Hofgesuche den Kaiser um eine derartige Abänderung dieses Paragraphen, daß sie auch für eigene Verlagsartikel andere Werke eintauschen und öffentlich verkaufen dürften; sie wurden aber abgewiesen. Auf Grund der alten Verordnung gestattete man ihnen nur in gewissen Fällen eine Ausnahme, denn bei einem allgemeinen Zugeständnis würde auch gar bald jeder Unterschied zwischen Buchhändlern und Buchdruckern aufgehoben worden sein.

Das nun folgende dritte Kapitel trägt die Überschrift: „Die geistigen Strömungen in Wien von 1782 bis 1848 und die Buchdruckerkunst in ihren Beziehungen zu denselben. — Die Censur.“

In diesem verhältnismäßig kurzen Abschnitt wird zunächst dargelegt, daß die Entwickelung der Buchdruckerkunst in der ersten Zeit jener Epoche keine bedeutende sein konnte. Was die Wissenschaften betrifft, so waren es zunächst pädagogische, dann theologische Werke, welche den Pressen Beschäftigung gaben, mehr aber thaten dies die Schriften juridischen und medizinischen Inhalts, wogegen die Naturwissenschaften nur schwach vertreten waren. Die Hauptmasse des damals Gedruckten bestand jedoch in Broschüren und Zeitungen von geringem Werte, sie beherrschte vordringlich den lauten Markt, was zwar die Winkelbuchdruckereien vermehrte, aber einen technischen Rückgang ihrer Leistungen zur Folge hatte. Den stärksten Nutzen hatten außer den Buchdruckern, wie Dr. Mayer sehr bezeichnend sagt, die — Krämer, „denn das meiste jener Schmutzlitteratur, die kaum über die Linie Wiens hinausgelangte, war Makulatur."

Einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Entwickelung der Litteratur, des Buchhandels und des Buchdrucks übte ferner die Censur und deren oft strenge Anwendung. Willkürlich und regellos herrschte die Allgewalt des Zensors, gegen welche anzukämpfen ganz unmöglich war, da es keinen zuständigen Gerichtshof gab. Die Nachteile dieses Systems traten nun auch auf dem ganzen weiten Gebiete der Litteratur zu Tage. Je harmloser und platter litterarische Erzeugnisse waren, um so leichter entschlüpften sie der Censur; was aber geistreich erdacht war oder die bessernde Hand an bestehende Übelstände irgend welcher Art legen wollte, erweckte bei dem Censor Bedenken und wurde entweder unterdrückt oder verstümmelt. Ja, selbst ernste Werke der Wissenschaft mußten strenge abgesteckte Grenzen aufweisen, wenn sie nicht in Gefahr geraten sollten, unliebsamen Veränderungen unterworfen zu werden. Es war nur ein durch langen Druck verursachter Notschrei, als eine Denkschrift von 98 hervorragenden Wiener Schriftstellern an die Regierung unter dem 11. März 1845 verlangte, daß eine Revision der Censurgesetze vorgenommen werden möchte. Und unter diesen Schriftstellern befanden sich die besten Namen wie Grillparzer, Anastasius Grün, Zedlitz, Rank, Hammer-Burgstall, Feuchtersleben, Graf von Colloredo u. a. m. Diese Denkschrift war der Flügelschlag der neuen Zeit, welcher sich schon mehrfach geregt hatte und nun immer vernehmlicher sich bemerkbar machte, ohne jedoch überall richtig verstanden zu werden, bis endlich das Jahr 1848 herbeikam und mit Macht die Forderungen der Zeit zur Geltung brachte. —

Das vierte Kapitel eröffnet eine neue Zeitepoche: die letzte unseres Werks. Es ist überschrieben: „Die Offizinen von 1848—1882. — Deren Einrichtung und technische Fortschritte. — Soziales."

„Knapp vor dem Frühlingseinzuge des Jahres 1848 — so beginnt

dasselbe — brach unter Sturmesbrausen auch die neue Ära freiheitlicher Entwickelung auf geistigem, politischem und sozialem Gebiete an. Was Männer der Wissenschaft, Litteratur und Kunst, was hervorragende Politiker und warme Menschenfreunde längst ersehnt und erstrebt, wofür sie geduldet und gerungen hatten: es war nun mit einem Male in den Märztagen jenes denkwürdigen Jahres verwirklicht worden. Die pia desideria österreichischer Schriftsteller und Männer der Wissenschaft waren durch die am 14. März erfolgte Aufhebung der Censur erfüllt worden." Freudig wurde der Frühling einer neuen Epoche im Völkerleben begrüßt.

Nächst den litterarischen Kreisen wurden die Buchdrucker von dieser neuen Gestaltung der Censur- und Preßverhältnisse berührt. Ihrer Freude darüber gaben auch einige in Jubelrufen Ausdruck. Sie erkannten sofort, daß in der voraussichtlich gewaltig anschwellenden Zeitungs- und Broschürenlitteratur ihre Thätigkeit am meisten werde in Anspruch genommen werden. So war es denn auch: reichliche Arbeit erwuchs allen Wiener Buchdruckern, zu deren Bewältigung sogar Kräfte von auswärts herbeigezogen werden mußten. Außer den Drucksachen für den Privat- und Geschäftsgebrauch waren es jetzt namentlich Flugblätter und Flugschriften, Aufrufe, Kundmachungen, Kompagniebefehle der Nationalgarde und akademischen Legion, Freiheitslieder, Lieder der Wiener Freiwilligen und akademischen Legion, Gedichte und Epigramme, Plakate amtlichen und politischen Inhalts, welche den Buchdruckerpressen reichliche Beschäftigung gaben, dann aber auch die vielen Zeitungen in den verschiedenen Formaten, von denen damals fast täglich neue erschienen. (Die Zahl derselben soll im ganzen 227 betragen haben.)

Der eigentliche Werksatz nahm dagegen keinen Aufschwung, sondern wies eher Rückschritte auf. Der höhere Unterricht war fast ganz unterbrochen, die Universität den größten Teil des Jahres hindurch geschlossen, die akademische Jugend, statt in den Hörsälen, auf den Straßen zu finden, die Professoren, wenn sie sich nicht aktiv an der Bewegung beteiligten, hatten Wien verlassen. Es wurden daher in dieser Zeit fieberhafter Thätigkeit, die wohl vielen Erwerb, jedoch wenig Vorteile für die Buchdruckerei als Kunst brachte, fast gar keine größeren Werke gedruckt. Dem geschäftlichen Aufschwunge des Wiener Buchdrucks blühte demnach auch nur so lange der Erfolg, als die Bewegung des Jahres 1848 andauerte, mit ihrem Ende war es um den einseitigen, ohnehin in dieser Form noch wenig zukunftverheißenden Betrieb vollends geschehen. Als nun Fürst Windischgrätz in seiner Proklamation vom 23. Oktober 1848 verfügt hatte, daß auf die Dauer des Belagerungszustandes alle Zeitungsblätter zu suspendieren seien, mit Ausnahme der „Wiener Zeitung", welche sich

auf offizielle Mitteilungen zu beschränken habe, gingen die übrigen Tagesblätter ein, vom 29. Oktober bis 3. November erschien in Wien nicht ein einziges Blatt, nicht einmal die „Wiener Zeitung." Damals wurde Wien bekanntlich bombardiert, am 1. November rückte Windischgrätz als Sieger ein.

Nun kamen trübe Zeiten. Die Buchdrucker hatten sich allerdings verpflichtet, keine Revolutionsschriften zu drucken, hielten sich jedoch nicht daran; infolgedessen befahlen die Behörden zu Anfang des Jahres 1849 die Verminderung der Buchdruckereien und bestimmten eine Kaution von 1000 Gulden für jede Zeitung. Im April 1849 stand es um die Wiener Buchdruckereien bis auf fünf (die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Karl Gerold, die Mechitaristen-Buchdruckerei, A. Pichler's Witwe und Johanna Grund) recht kümmerlich, sie waren teilweise in Schulden geraten, hatten Verluste erlitten, kurz das Geschäft ging schlecht und erholte sich erst mit den Jahren wieder. Die politischen Zeitungen blieben strengen militärischen Ausnahme-Maßregeln unterworfen und auch der Werksatz blieb unbedeutend, denn noch lagen Wissenschaft und Litteratur fast ganz darnieder, nur wenige Offizinen genügten zur Befriedigung aller Ansprüche.

Mit dem Jahre 1852 kam Änderung: die geistige Strömung erfuhr eine entschiedene und nachhaltige Wendung zum Bessern. Die erwachende litterarische Thätigkeit war zunächst durch die Schulreform hervorgerufen worden und seit der Umgestaltung und Ausdehnung des ganzen Unterrichtswesens nahm auch der Druck von Schulbüchern stetig zu. Nicht minder brachten die wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereine und Institute, welche seit den fünfziger und sechziger Jahren entstanden, ferner die Reorganisation der öffentlichen Verwaltung, sowie die stete Vermehrung der Tages- und Wochenblätter und der Monatsschriften, endlich auch der Aufschwung des Kalenderwesens von Jahr zu Jahr den Buchdruckern eine immer größere Beschäftigung. Durch solche Reformen und Bestrebungen wurde der Geschäftsbetrieb der Buchdruckereien wesentlich begünstigt. Die Offizinen mußten, um größeren Anforderungen zu entsprechen und der Konkurrenz von Deutschland her begegnen zu können, in technischer Beziehung ebenfalls besser ausgestattet werden und hierin blieben selbst die Besitzer kleiner Buchdruckereien nicht zurück. Es vollzog sich darin ein merkwürdiger Umschwung: fast alle Wiener Buchdruckereien richteten sich damals mit Lettern und Pressen auf einem modernen Fuß ein.

So vervollkommneten sich die Buchdruckereien Wiens seit Mitte der fünfziger Jahre nach der technischen und geschäftlichen Seite immer mehr. Unter den mehrfachen Ursachen dieser erfreulichen Erscheinung sind vor

allem die Entfaltung des geistigen Lebens in Wissenschaft und Kunst und die Reform der Hoch- und Mittelschulen hervorzuheben, welche den Druck zahlreicher Lehrbücher für die Schulen und eine reiche wissenschaftliche Litteratur hervorriefen. Im Kriegsjahr 1866 stockten wohl die Aufträge für die Buchdruckereien, jedoch wurden diese bald wieder zu weit größerer Bethätigung ihrer Leistungsfähigkeit herangezogen. Begünstigt nämlich durch wirtschaftliche und politische Verhältnisse, namentlich durch die Entstehung vieler Banken, Verkehrs-Anstalten und industrieller Unternehmungen, kam ein bisher nie gekannter Aufschwung in alle Zweige der Typographie und der graphischen Künste, so daß man nicht unberechtigt sagen darf, es sei für die Wiener Buchdrucker ein goldenes Zeitalter angebrochen. Bis zum Jahre 1872 war dieser Zustand des Blühens im allgemeinen ein normaler, ein gesunder, weil noch in gesunden Verhältnissen begründet. Mit der Erweiterung der Volksbildung, der Reform der Schule, in dem regen wissenschaftlichen Leben der damals entstehenden fachwissenschaftlichen Vereine, in der Herstellung illustrierter Werke, Annoncen und Preiskourants, endlich zahlloser Wertpapiere für Banken, Eisenbahnen u. dgl. war eine Fülle von Arbeit und Erfolgen für die Wiener Buchdruckereien gegeben wie kaum zu einer andern Zeit, welche eine längere Dauer erwarten ließ.

Inzwischen zeigten sich jedoch schon die Symptome schwindelhaften Gründertums. Die Buchdruckereien waren mit Arbeiten überbürdet und da man sie nicht alle bewältigen konnte, so gingen viele Aufträge für Werksatz ins Ausland; die Löhne und Preise waren hoch bemessen und wurden gern bezahlt, wenn man nur Arbeiter genug bekam und die bestellte Arbeit auch zur rechten Zeit erhalten konnte. Die Maschinenfabriken, Schriftgießereien und Papierfabriken hatten vollauf zu thun und der Bedarf, dem hier nicht entsprochen werden konnte, wurde durch Deutschland gedeckt. Aber der Schwindel, die unsinnig in die Höhe getriebenen Kurse gehaltloser Wertpapiere und eine zu milde Auffassung in der Handhabung des Gewerbegesetzes durch die Behörden, wenn es sich um die Erteilung von beschränkten Konzessionen handelte, bargen bereits große Gefahren für die Buchdruckereien in sich: sie traten auch wirklich ein, als der Aufschwung durch die furchtbare Mai-Katastrophe von 1873 sein Ende fand.

Durch den Zusammensturz von Banken und industriellen Unternehmungen, durch das Sinken der Kurse und die Entwertung der Börsenpapiere, sowie durch zahlreiche Insolvenz-Erklärungen wurden auch die Wiener Buchdruckereien direkt oder indirekt schwer betroffen. Zunächst zeigte sich dies darin, daß die Aufträge sich verminderten und die Ar-

beiten ins Stocken gerieten, in erster Linie dort, wo man für jene Anstalten den Bedarf an Drucksorten und Wertpapieren zu decken oder die im letzten Jahrzehnt erscheinenden Zeitungen, von denen viele wieder eingingen, zu drucken hatte.

Diese bedenkliche Lage machte sich 1874 bei dem stetig zunehmenden Mangel an Aufträgen bereits in weiteren Kreisen der Buchdrucker überaus fühlbar und ließ auch für die nächsten Jahre wenig Gutes erwarten. Der solide Werksatz war oft gewinnreicheren Tages- und Gründer-Aufträgen hintangesetzt, vielfach ins Ausland gedrängt worden und nun schwer wieder zurückzuführen; zudem waren viele neue Offizinen eröffnet und alte mit bedeutendem Kostenaufwande erweitert worden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß größeren Aufträgen gegenüber jetzt eine maßlose und nicht immer anständige Konkurrenz, welche die Preise herabdrückte, Platz griff, so daß statt der früheren hohen Preise jetzt die denkbar niedrigsten bezahlt wurden. Bei dieser unglaublich gesteigerten Konkurrenz trat noch die das Ganze schädigende Sucht, sich nichts entgehen zu lassen, zu Tage: mit wenigen Ausnahmen wollte jetzt jede Offizin alles herstellen, den Werk- und Illustrationsdruck so gut wie den Accidenzdruck, den Druck merkantiler Arbeiten gerade so wie den Tabellen- und Plakatendruck und den Kunstdruck. Mehr als früher traten jetzt auch die Nachteile hervor, welche den Buchdruckern durch die große Zahl der Besitzer beschränkter Konzessionen mit den amerikanischen Tretpressen im Accidenzfache zugefügt wurden.

Im Jahre 1877 beschwerte sich der Vorstand des deutsch-österreichischen Buchdruckervereins in Wien bei dem Ministerium des Innern über die Nachteile, welche sich durch die in den letzten Jahren so zahlreich erfolgte Verleihung von Konzessionen an Papierhändler, Buchbinder &c. zur Haltung sogenannter Tretpressen in mehrfacher Beziehung ergeben hatten und bat zugleich, an Nicht-Buchdrucker keine Konzessionen mehr zu erteilen. Seitdem nämlich die Maschinenfabrikanten Tretpressen von solcher Vollkommenheit und Größe lieferten, daß man mittelst derselben nicht bloß wie früher Visiten- und Adreßkarten, Briefköpfe und Couverts, sondern auch größere Drucksorten wie Cirkulare, Programme, Flugschriften, Statuten, Plakate u. dgl. herstellen konnte, bereiteten die Inhaber derartiger Druckpressen den eigentlichen Buchdruckern eine fühlbare Konkurrenz, indem sie denselben gerade die kleinen Accidenzarbeiten entzogen welche den Buchdruckereien bisher eine laufende Einnahme sicherten. Diese Eingabe blieb jedoch erfolglos.

Auch für den Zeitungsdruck waren die Verhältnisse ungünstig geworden. Die Mehrzahl der Fachblätter, die nur für Fachkreise berechnet

und darum auch meistens nur Bibliotheken entlehnt wurden, hätte zu Grunde gehen müssen, wenn ihnen nicht aus Privat- oder Vereinsmitteln die entsprechenden Kosten oder Subventionen zugeflossen wären, und diese Beiträge waren oft nur sehr bescheiden. Ebenso hatte die Tagespresse — von den gelesensten großen Blättern abgesehen — in ihrer Gesamtheit kein beneidenswertes Los. Der Zeitungsverkauf deckte häufig nicht die Herstellungskosten und der Erlös aus den Inseraten vermochte mit wenigen Ausnahmen das Defizit der Unternehmungen nicht zu tilgen. Gegen Ende der siebziger Jahre mehrten sich zwar wieder die Arbeiten, aber es standen doch noch immer manche Hindernisse im Wege, welche einen durchgreifenden Aufschwung zurückhielten, so daß die frühere, arbeitsreiche, glückliche Zeit nicht wiederkehren wollte.

Im Jahre 1848 gab es in Wien 27 Buchdruckereien. Von diesen bestanden 1882 nur noch 7 unter den alten Namen: Gerold, Wallishausser, Ulrich, Gorischek (Grund), Klopf, die k. k. Staatsdruckerei und die Druckerei der Nationalbank, alle anderen hatten die Besitzer gewechselt. Der Verfasser giebt nun eine Aufzählung und kurze Würdigung aller Offizinen, welche von 1848—82 in Wien bestanden, wobei er jedoch die Besitzer beschränkter Konzessionen außer Acht läßt und auch diejenigen Buchdruckereien nicht berücksichtigt, welche nach dem Jahre 1882 — dem Abschlusse des 4. Jahrhunderts — neu errichtet worden sind. Es war eine große und recht mühevolle Arbeit, dieses Verzeichnis richtig und vollständig herzustellen, sie wurde dem Verfasser durch die Materialien erleichtert, welche die einzelnen Buchdruckereibesitzer über ihre Offizinen selbst herbeibrachten. Natürlich können wir hier nicht einmal den Versuch unternehmen, die große Zahl derselben andeutungsweise oder nach Gruppen geordnet dem Leser vorzuführen; wir müssen uns darauf beschränken, einige bemerkenswerte Einzelheiten anzuführen, welche als besonders charakteristisch für die Entwickelung der Buchdruckerkunst erscheinen.

(Schluß folgt.)

Vom Kolportage-Buchhandel.

Von

Gustav Uhl.

(Schluß.)

Derartige Aufsehen erregende Sachen ereignen sich aber nicht oft, und die Gelegenheit, mit Broschüren ein gutes Geschäft zu machen, kommt also selten. Die Hauptthätigkeit des Kolporteurs ist das Verbreiten der sogenannten Kolportage-Romane, welche von dem Volke mit Begierde verschlungen werden. In Berlin, Dresden und Wien sind die Hauptplätze, wo diese Romane verlegt werden. Übrigens sind diese Verleger gewöhnlich keine Buchhändler oder haben doch nur eine sehr lose Verbindung mit dem Buchhandel. Sie sind von Hause aus meist Buchdrucker und suchen durch Vereinigung der Drucker- und Verleger-Thätigkeit die Preise für ihre Artikel möglichst niedrig zu stellen. Eine bekannte Berliner Handlung hat in den drei letzten Jahren 16 große Kolportage-Romane publiziert, und das will etwas besagen, wenn man den Umfang derselben in Betracht zieht. Diese Romane erscheinen nämlich alle in je 100 Heften, von denen das erste 3 Bogen, die übrigen je 2 Bogen enthalten. Das Format ist groß Oktav bei schöner großer Schrift. Man denke also jeder dieser Romane enthält 201 Bogen gleich 1608 Seiten in Großoktavformat (bei den Kolportage-Romanen zählt der Bogen fast stets nur 8 Seiten), während vergleichsweise Gustav Freytags „Soll und Haben“ nur 987 Seiten füllt und doch schon ein recht umfangreiches Werk ist. Und diese Bücherriesen werden vom Publikum mit 10 Pf. für das Heft oder mit 10 Mk. für das ganze Werk bezahlt. Es ist ein unsinniger Preis, wenn man dagegen den künstlerischen oder auch nur den bildenden Wert des Gelieferten hält. Für dasselbe Geld bekommt man zwei oder drei wirklich gute Bücher, die das Unterhaltungsbedürfnis ebenfalls befriedigen und gleichzeitig auf die ästhetische und moralische Bildung des Volkes einen guten Einfluß auszuüben geeignet sind. Aber warum geht der gemeine Mann an diesen guten Büchern vorüber und kauft den Schund? Der Grund liegt darin: Weil die Kolportage-Romane ihm

durch seinen Hausfreund und litterarischen Berater empfohlen und ins Haus gebracht werden, während er die guten Volksbücher sich im Buchladen holen müßte, und weil ihm dieser Roman in wöchentlichen Heften à 10 Pf. geboten wird, während er dort mit einem Male 2 oder 3 Mk. bezahlen müßte. Zehn Pfennige hat der Arbeiter stets übrig, aber 2 oder 3 Mk. giebt er nicht für Bücher. Alle Bestrebungen, gute Volksbücher zu verbreiten, werden stets ihren Zweck verfehlen, d. h. werden nicht in das Volk dringen, wenn die Bücher nicht in einzelnen Bogen zerrissen und in homöopathischen Dosen dargereicht werden; denn nicht allein der Inhalt dieser Kolportage-Romane zieht so sehr an und giebt ihnen die riesenhafte Verbreitung, sondern fast ausschließlich die Form der Bezugsbedingungen. Die Probe auf das Exempel ist ja schon mit dem besten Erfolge gemacht worden. Als im Jahre 1883 die Hochflut der Lutherjubiläumsschriften hereinbrach, beauftragte ein Kolportage-Verleger den Lic. theol. Martin Rade, ein ganz volkstümliches Buch über den Reformator zu schreiben, doch müsse es über 100 Druckbogen lang sein. Das Buch kam zu stande und hatte einen bedeutenden Erfolg. Es sollten nur mehr derartige Versuche gemacht werden, und das Volk würde bald nach dem Rechten zu greifen wissen.

Übrigens darf man nach dem Vorstehenden nun nicht meinen, daß die eigentlichen Kolportage-Romane sich einer schlechten Tendenz befleißigen. Nein, die Moral ist hausbacken genug, der Bösewicht wird bestraft und die verfolgte Unschuld gerettet. Aber diese Romane, von denen der Plan oft nur im großen und ganzen feststeht, wenn schon mit dem Druck der ersten Hefte begonnen ist, werden in so liederlicher, läppischer Weise komponiert, die Ausarbeitung wird so ohne jedes Verständnis für Wahrscheinlichkeit und künstlerische Gestaltung hingeworfen, Beschreibungen und Gespräche werden so in die Länge gezogen, daß man den Machwerken aus der Ferne ansieht, der Autor wird nach der Elle bezahlt und muß sich kontraktlich verpflichten, wöchentlich eine Anzahl Bogen zu liefern. Ich kann mir nicht versagen, den Prospekt über einen Kolportage-Roman wenigstens im Auszuge hierher zu setzen. Derselbe redet eine sehr charakteristische Sprache. Der Titel lautet: „Das schöne Fabrikmädchen oder die Geheimnisse einer großen Stadt". Ich schreibe mit Auslassungen wörtlich ab:

„Giebt es wohl ein erhebenderes Schauspiel, als das des menschlichen Ringens gegen die Macht des Geschickes, als den Kampf gegen die Widerwärtigkeiten, die das Leben fast jedem bringt, welcher eintritt in dieses irdische Dasein? Und muß dieses Ringen nicht noch mehr unsere Teilnahme erwecken, wenn es sich offenbart an einem zarten holden Wesen, dem der Inbegriff edler Weiblichkeit von der Vorsehung in die Wiege

gelegt wurde? Ein solches Wesen ist die Heldin unseres Romanes. Reichbegabt mit äußeren und inneren Vorzügen, tritt sie uns entgegen in bescheidenem, aber in dieser Bescheidenheit glücklichem Kreise. — Aber da stößt der Donnerschlag des Schicksals das zarte Mädchen aus dem elterlichen Hause, und treibt sie, die tief Bemitleidenswerte, hinaus in die große, weite, kalte Welt! — — Die Not bricht herein, die eiserne Not! Arbeit ist das Losungswort. Die Arbeit wird gefunden, unsere Heldin ist ein Fabrikmädchen geworden. Doch jetzt wird die Schönheit die Quelle steter Gefahr für sie. Standhaft aber widersteht sie allen Versuchungen. Schutzlos und sich selbst überlassen kommt sie in Berührung mit den verschiedensten Elementen, — mit den Trägern des prunkenden Reichtums und mit den Sklaven der hohläugigen Armut, — und sie sind es, welche unseren Lesern die Geheimnisse einer großen Stadt enthüllen. In sensationellen Bildern voll Lebenswahrheit wird uns das verborgene Treiben in einem Centralpunkte unseres Erdteils enthüllt, und es fallen Streiflichter in Tiefen, die bisher noch von keiner Feder beschrieben wurden! — Furchtbar sind die Hindernisse; aber im Augenblicke der gänzlichen Erschöpfung sendet die Vorsehung den mächtigen Erretter. Die Liebe. Noch aber ruhen die finsteren Mächte nicht. Alle dieser Liebe feindlichen Gewalten werden entfesselt, — der Argwohn, die Eifersucht, die Verleumdung — der Mann, welcher dem holden Wesen Treue geschworen, er wird der Geliebten gewaltsam entrückt. Glaubend an das Walten des alliebenden und gerechten Gottes, strebt Alma nach Wiedervereinigung. Gott verläßt die nicht, welche ihm schrankenlos vertraut. Die Vereinigung mit dem Geliebten erfolgt, und die Güter der Erde fallen den Liebenden zu. Die doppelte Aufgabe ist gelöst: Das Glück der Seele gefunden und das materielle Wohlsein begründet — unsere Erzählung schließt — harmonisch ausklingend — mit einem vollständigen Siege der Tugend!"

Das ist das Rezept. Und nun höre man noch einige Kapitel-Überschriften: „Die Verlassene. — Acht Tage später. — Des Kampfes Beginn. — Der Kampf fährt fort. — Erstes Stammeln der Liebe. — Die Blinde. — Alma. — Die Verbrecher. — Der Verdacht. — Ein Strich durch die Rechnung. — Ein teuflischer Plan und seine Ausführung. — Der Brand. — Die Folgen des Brandes. — Die Freunde. Ein Mord. — Die Dokumente" u. s. w. u. s. w.

Ich gestehe, daß ich es trotz des besten Willens noch nicht fertig gebracht habe, einen Kolportageroman von Anfang bis zum Ende durchzulesen; aber ich habe einzelne Kapitel als Probe herausgenommen und gewissenhaft studiert und dann, um den Faden nicht zu verlieren, das Ganze durchblättert. Ich muß sagen, daß es mir wie eine Versündigung

an der heiligen Dummheit des Volkes vorgekommen ist, wenn man mit diesen Kolportageromanen sein litterarisches Bedürfnis befriedigt. Die Litteratur soll bildend, veredelnd wirken; diese „spannenden“ Romane mit aufregenden Szenen aller Art sind für das Volk keine Speise, das ist „Kaviar fürs Volk“, wie Shakespeare sagt.

Da höre ich jemand sagen: wenn der Kolporteur aber so schlechte und unnütze Bücher vertreibt, wie kann man ihn da noch in Schutz nehmen? Muß man nicht einstimmen in das Verdammungsurteil, das von vielen Seiten über ihn gesprochen wird? —

Seien wir gerecht. Der Kolporteur ist Geschäftsmann und vertreibt die Bücher, mit denen er etwas verdient. Daß es aber bisher keine oder doch nur wenige gute Kolportagelitteratur giebt, fällt den Verlegern zur Last, nicht dem Kolporteur. Wir haben eine große und schöne Volkslitteratur. Greift nur mit kühner Hand hinein in die Schatzkammer der Vorzeit und wählt mit Geschmack und Verständnis das vollwichtige Gold aus und münzt es dann! das Volk wird euch von Herzen dafür danken. Wer aber etwas erreichen will, muß es machen wie die Verleger der jetzigen Kolportageromane: ein langes Werk in einer langen Serie von Lieferungen à 10 Pf. —

Die Kolporteure fangen jetzt an, sich im ganzen deutschen Reiche nach der Art der regulären Buchhändler zusammenzuschließen und alle unlauteren Elemente aus ihrer Mitte zu verbannen. Wenn beides ihnen mehr und mehr gelungen ist, wird sich auch ihr Einfluß auf die Litteratur und gleichzeitig auf die Volksbildung noch bemerkbarer machen. Und dann werden sie auch immer mehr und mehr Fühlung erhalten mit den regulären Buchhändlern, die jetzt noch verachtend auf die „Hausierer“ herabsehen; denn ich glaube, es ist gar keine Frage, daß unser Sortiments-Buchhandel, wenn er bestehen will, sich die guten Seiten des Kolportagehandels wird aneignen müssen und daß er daran kein schlechtes Geschäft macht. —

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf den Geschäftsbetrieb des Kolporteurs. Für den Sortimenter ist dieser von ganz besonderem Interesse, da er es aus ihm lernen kann, „wie es gemacht wird.“

Die erste Hauptsache bei der Geschäftsführung des Kolporteurs ist peinliche Ordnung, größte Genauigkeit und unermüdlicher Fleiß; mehr noch als in jedem andern Geschäft, da es sich hier meist nur in jedem einzelnen Falle um Pfennige handelt, und erst die Menge den Verdienst bringt. Und deshalb wird jeder Kolporteur zur Vereinfachung des Betriebes sich auf eine möglichst geringe Zahl von Lieferungswerken beschränken und auf diese möglichst viele Abonnenten sammeln. Dies

Sammeln wird nun von den einzelnen Kolporteuren sehr verschieden betrieben. Der eine geht in einer Straße oder in einer kleineren Ortschaft Haus bei Haus in jede einzelne Wohnung und giebt das erste Heft des Werkes, auf das er reist, zur Durchsicht ab, und ein paar Stunden später, oder am nächsten Tage, kommt er und holt die Hefte wieder zusammen, bei welcher Gelegenheit er dann zum Abonnement einladet. Bei dieser Manipulation gehen natürlich viele erste Hefte verloren. Der Kolporteur wendet diesen Modus deshalb nur an, wenn er das Sammelmaterial, d. h. die ersten Hefte, gratis erhält. Ein anderer verteilt keine ersten Hefte, sondern legt dieselben gleich persönlich vor und preist in mehr oder weniger aufdringlicher Weise sein Lieferungswerk an. Ein dritter, welcher größere Werke (Konversationslexika) vertreibt, führt wohl nur einen Probeband bei sich, legt diesen vor und läßt sich daraufhin einen Subskriptionsschein unterschreiben. Ein vierter endlich verteilt Prospekte u. s. w. — wie es eben jedem einzelnen nach seiner Erfahrung am geeignetsten erscheint.

Ist nun ein Abonnement gewonnen, so wird für ihn eine Fortsetzungskarte angelegt. Auf dieser steht oben sein Name und seine Wohnung, eine Zeile tiefer wird der Titel des Werkes eingetragen. Der übrige Teil der Karte ist in quadratische Felder geteilt, in welche die Zahlen, welche den einzelnen Lieferungen des Werkes entsprechen, eingeschrieben sind. Wird nun eine Lieferung abgegeben, so durchstreicht der Expedient die betreffende Nummer der Karte und bemerkt das Datum der Abgabe. Außerdem muß auf jeder Karte auch angegeben sein, in welchen Zwischenräumen der Abonnent seine Hefte zu erhalten wünscht. Beispielsweise würde eine solche Fortsetzungskarte also folgendes Aussehen haben:

Herr Maurer Aug. Müller, NW.

Schiffbauerdamm 16 III.

Das schöne Fabrikmädchen.

Wöchentlich 1 Heft.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80
81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

Diese Karten existieren der Sicherheit und Kontrolle wegen in duplo. Die eine führt der Expedient bei sich, die andere bleibt im Geschäft und wird jedesmal gewissenhaft ergänzt, sobald der Expedient von einer Tour zurückkommt. Es ist äußerst wichtig, daß zwei Listen vorhanden sind; denn wenn die Karte, welche der Abträger in Händen hat, verloren geht oder veruntreut wird, so muß eine neue angelegt werden können, oder der Abonnent ist verloren.

Neben diesem Pfennigverkehr spielt in den größeren Kolportagehandlungen das Abzahlungsgeschäft eine große Rolle, namentlich in solchen, welche in Konversationslexika ihre Hauptgeschäfte machen. Die Verleger unterstützen diese Geschäfte bei sicheren Kunden natürlich nur durch besonders günstige Bedingungen und gewisse Nachsicht bei den Zahlnngsterminen; außerdem ist das Publikum, welches diese Art Geschäfte liebt (der kleine Beamte, der Handlungsgehilfe, der gebildete Bauer) ein so großes, daß bei Fleiß und Geschicklichkeit im Sammeln der Abonnenten, Sorgfalt in der Expedition und richtigem Takt beim Eintreiben der Zahlungen ein schöner Verdienst erzielt werden kann.

Seit dem neuen Kolportage-Gesetz vom 1. Juli 1883 muß jeder Kolporteur stets ein Verzeichnis seiner Werke bei sich haben, das vorher von der vorgesetzten Polizeibehörde genehmigt ist. Es hatten sich nämlich in die Reihen der Kolportage-Buchhändler so viele unlautere Elemente eingedrängt, daß man befürchten mußte, sie würden einen verderblichen Einfluß üben, und der Gesetzgeber sah sich gezwungen, dieser unlauteren Elemente wegen den ganzen Stand unter Polizei-Aufsicht zu stellen, damit alle „Schriften und Bildwerke, insofern sie in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind,“ von der Kolportage gänzlich ausgeschlossen würden. Die Absicht des Gesetzgebers bei Erlaß dieser Beschränkungen ist die denkbar beste, aber trotzdem ist die Bestimmung des Gesetzes unhaltbar, weil ihre Ausführung unmöglich ist. In jedem einzelnen Falle hat nämlich die zuständige Verwaltungsbehörde des Ortes, in dem der Kolporteur seinen Aufenthalt hat, die Liste durchzusehen und zu genehmigen; ein Dorfschulze ist also ebenso kompetent als das Polizeipräsidium in Berlin und es ist sehr erklärlich, wenn das letztere reifere Urteile darüber abgiebt, ob ein Werk „in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet ist“, als ein Bauer, der ohne viel zu besehen seinen Namen unterschreibt. Dadurch aber wird eine unleidliche Rechts-Ungleichheit in den verschiedenen Orten herbeigeführt; denn ein Werk, das in Berlin verboten wird, kann an anderen Orten, die dicht bei Berlin liegen, genehmigt sein. Dem Wirrwarr, der hierdurch entsteht, wird jedoch dadurch die Krone

aufgesetzt, daß ein Kolporteur, welchem ein Werk freigegeben ist, dasselbe überall verkaufen darf, auch da, wo es durch die heimische Polizeibehörde verboten ist. Wenn also z. B. in Berlin ein Buch verboten ist, das die Behörde eines kleineren Dorfes in der Umgegend nicht beanstandet hat, so dürfen die Berliner Kolporteure dasselbe in ihrer Stadt bei Strafe nicht verkaufen, während der Kolporteur aus dem Dorfe unter den Augen der Polizei soviel Exemplare vertreiben kann, als er will. So nötig in einem Kolportage-Gesetz Schutzbestimmungen gegen schlechte Elemente und schlechte Bücher sind, so müssen sie doch gerecht und für alle gleich sein, sonst schaden sie mehr als sie nützen. Der besprochene Absatz des Kolportage-Gesetzes wird von den Kolporteuren auf das lebhafteste bekämpft und die Agitation gegen denselben wird in allen ihren Fachzeitschriften sehr eifrig betrieben. Es dürfte auch nur eine Frage der Zeit sein, daß derselbe entsprechend abgeändert wird, besonders da auch der Minister in einem Erlaß hat zugeben müssen, daß sich diese Bestimmung nicht so bewährt hat, als man hoffte.

Eine andere Bestimmung des Gesetzes vom 1. Juli 1883 hat dagegen sehr segensreiche Wirkungen gehabt, das ist das Verbot von Büchern, „die mittels Zusicherung von Prämien oder Gewinnen vertrieben werden."

Der Kolportage-Buchhandel ist bekanntlich noch allerjüngsten Datums. Bis zum Erlaß der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 war von ihm wenig oder eigentlich fast nichts zu merken, denn er arbeitete fast nur im Sinne und mit Unterstützung christlicher Vereine zur Verbreitung frommer Bücher. Mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes streckte er mit einem Male an allen Ecken und Enden den Kopf heraus und über Nacht entstand ein neuer Litteraturzweig, der Kolportageroman, der in seinen ersten Erzeugnissen allerdings revolutionär und unsittlich war und auf die niedrigsten Instinkte des Volkes spekulierte, wenn man das auch heute ableugnen will. Gleichzeitig wurde das Prämiengeschäft von den Kolporteuren in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen, d. h. es wurde dem Publikum versprochen, es solle nach Abnahme eines großen Werkes bei einer kleinen Nachzahlung oder wohl auch ohne dieselbe eine wertvolle Prämie, eine Taschenuhr, einen Regulator, Schmucksachen, auch wohl Möbel u. s. w. geliefert erhalten. Häufig wurden die Werke, mit welchen Prämien versprochen waren, niemals fertig, angeblich weil der Verfasser gestorben wäre, der Verleger falliert hätte, und die Abnehmer waren um viel Geld betrogen. Aber auch wenn die Prämien geliefert wurden, so hatten die Abonnenten doch das Nachsehen, denn sie waren meist völlig wertlos. Und die Polizei war machtlos, weil die Prospekte, welche die Prämie

versprochen, so geschickt abgefaßt waren, daß das Gesetz einen Betrug nicht konstatieren konnte. Dieser Prämien-Schwindel erreichte einen solchen Umfang, daß das Einschreiten des Gesetzgebers unabweislich wurde. Ziffernmäßiges Material habe ich für Deutschland leider hierüber nicht erlangen können. Für Österreich jedoch, das sich eines Prämienschwindel-Paragraphen noch nicht erfreut und wo trotz der Verbote und der Einschreitungen der Polizei dieser Unfug noch in schönster Blüte steht, kann ich interessante Zahlen beibringen.

In einem Stadthaltereierlaß (vom 31. August 1887), den der Magistrat in Wien dem Korporationsvorstande der dortigen Buchhändler zugestellt hatte, hieß es:

„In welchem Umfange diese Prämiengeschäfte betrieben werden, geht aus einer der Wiener Handels- und Gewerbekammer erstatteten Mitteilung der Wiener Uhrmachergenossenschaft hervor, nach welcher eine dieser Buchhandlungsfirmen allein ein Lager von rund 10000 Uhren besitzt, welche zu Schleuderpreisen aus dem Auslande bezogen wurden. Der jährliche Uhrenabsatz dieser Firma wird nach einer Schätzung aus Fachkreisen (Österreichisch-Ungarische Uhrmacherzeitung, V. Jahrgang Nr. 3. Dez. 1885) auf 10—20000 Stück ausländische Uhren veranschlagt."

Wenn schon in Österreich, wo die allgemeine Volksbildung, und infolge dessen der gesamte Buchhandel, die rein deutschen Gebiete ausgenommen, nicht sonderlich stark entwickelt ist, derartige Zahlen erreicht werden, dann muß es bei uns in dieser Beziehung noch viel schlimmer ausgesehen haben. Aber es ist ein gutes Zeichen für unseren Kolportagebuchhandel, daß auch nach dem Verbot der Prämien seine Thätigkeit nicht zurückgegangen ist, und es steht zu hoffen, daß er, wenn er erst alle Kinderkrankheiten überwunden hat, zu immer größerer Wirksamkeit und immer größerem Ansehen gelange und daß er mehr und mehr Gutes stifte in der ärmeren Bevölkerung unseres deutschen Vaterlandes.

Die sogenannten Jungdeutschen.

Eine Erwiderung.

Vor kurzem gelangte eine Broschüre zur Ausgabe, die das allgemeine Interesse gewiß, das des Buchhändlers aber im besondern wach rufen wird. Der Titel heißt: „Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenössischen Litteratur"*); der Verfasser ist Hans Merian. „Ein Vortrag gehalten in Leipzig" steht noch auf dem Titelblatt und Herr Hans Merian glaubt damit den „Trägern der Wissenschaft", vor allem denen im Sortiment Winke und Ratschläge zu geben, wie sie ihrem Stand Ehre machen können. Sehr löblich, aber auf Herrn Merian haben sie gewiß nicht gewartet. Die Jungdeutschen —! Ja, wer schart sich unter diese Fahne? Herr Hans Merian zählt sie auf, die Kämpfer und Stürmer und giebt sogar eine kurze Charakteristik der hervorragendsten. Zuerst jammert er aber über den Verfall der heutigen deutschen Litteratur, es gäbe keine würdigen Vertreter der Lyrik, des Epos, des Romans und Dramas außer unter der auserwählten Schar der „Jungdeutschen". Und eigentümlich, doch gesteht Herr Hans Merian zu, daß in unserer deutschen Dichtung nicht alles tot und öde ist, und nennt selbst die Namen Karl Stieler, Dranmor, G. Keller, C. F. Meyer, A. Fitger, R. Voß 2c., fragt allerdings, „wer liest sie?" — Herr Hans Merian, ich kann Ihnen sagen, dieser „Dichter" Werke werden oft gekauft, fragen Sie nur deren Verleger; diese sind mit dem Absatz trotz des teuren Preises zufrieden. Ich könnte Ihnen noch viele Dichter nennen, die durchaus nicht hinter denen des jungen oder jüngsten Deutschlands zurückstehen — doch mir ist nur daran gelegen, Sie auf einige Irrtümer aufmerksam zu machen, verschiedenen Sätzen Ihres Opus entgegenzutreten. Zugestanden, daß die Jungdeutschen einen „belebenden" Zug, eine „Revolution" in die deutsche Litteratur gebracht und dadurch vielleicht auch klärend, aber wohl nur als abschreckendes Beispiel wirken, als Vertreter der echten, wahren Dichtung dürfen wir sie aber durchaus nicht betrachten. Es ist ein aufregender

*) Verlag von R. Werther, Leipzig.

und aufgeregter selbstbewußter Drang, ein absichtlich im Staub und Rohen sich wohlfühlendes Auftreten, die in dem größten Teil der Werke der Jungdeutschen zum Ausdruck kommen. Karl Bleibtreu, fast möchte ich sagen ihr Haupt, ist einer, der noch in voller Überzeugung für seine Sache eintritt, ohne sich gerade „im Staub der Straßen, dem Druck der Not“ wohl zu fühlen, aber er meint, wie Sie selbst sagen, „es giebt auf der Welt keine Dichter, außer Shakespeare, Byron, Zola — und Karl Bleibtreu!“ — Der echte Dichter betrachtet die Gabe, die ihm ein guter Gott verliehen, als eine Gnade, als einen ureigenen Vorzug, daß er mit dem Edlen, Schönen, Wahren und Guten vor sein Volk hintreten darf und dessen Sinn nach dem Treiben des Alltagslebens höher hebt und ihm die Not des Erdenlebens vergessen macht, um ihm im Reich der Poesie eine neue Welt, und sei es auch nur für einige Stunden, oder noch kürzere Zeit, zu schaffen. Thut das die Dichtung der Jungdeutschen in ihrem Naturalismus und was darüber noch hinausgeht? Hat je schon eine echte wahrfühlende Seele sich durch die Dichtungen eines Kretzer, Alberti, Conradi, Henckell und wie sie heißen, gehoben gefühlt vom Hauche der echten Poesie? Oder war es noch weniger der Fall durch die Schöpfungen eines Storm, Träger, Stieler, Greif, Gerok, Dahn, Freytag und wie ich Ihnen noch so manche Namen nennen könnte, deren Träger man wohl auch zu den Vertretern der Litteratur nach 1850 zählt. Herr Hans Merian, Sie machen den Buchhändlern, den Sortimentern speziell den Vorwurf, daß sie viel zur Verflachung eines guten Geschmacks, des litterarischen Sinnes unseres deutschen Volkes beitragen. Das Bücher kaufende Publikum sei allein auf die einseitige Empfehlung des Buchhändlers angewiesen, der, wie man in Ihrer Broschüre zwischen den Zeilen lesen kann, nur die Bücher empfiehlt, die er gern los haben möchte, an denen er verdient. Herr Hans Merian, gerade das von Ihnen als das „unsere Backfisch-Kinderstuben-Altweiber-Modelitteratur verdrängende“ bezeichnete Opus Conradi's: „Brutalitäten“ erinnert mich, daß der Buchhändler doch nicht gerade ein Händler ist, der ohne die Ware zu kennen, alles verkauft und empfiehlt, was Geld bringt. Ich rechne mich durchaus nicht zu den Buchhändlern per excellence und ich will Ihnen sagen (es giebt, Gott sei Dank, noch viele Sortimenter, die nicht allen Schund empfehlen, sondern wenn sie keine Zeit haben, selbst zu lesen, aus Rezensionen und Kritiken, und zwar aus denen verschiedener Richtungen, ein Urteil sich zu bilden suchen), daß ich beim Durchblicken der „Brutalitäten“ mich durchaus nicht wohlthuend von dem dichterischen Hauche der Jungdeutschen angefacht fühlte, sondern stracks das edle Machwerk an den Verleger — der überhaupt mit einer Blumenlese derartiger Verlagsartikel dienen

kann, es ist Herr Schabelitz in Zürich — mit meiner vollen Namensunterschrift zurücksandte und der Bemerkung: diese Brutalitäten grenzen an Bestialitäten, und es ist traurig, daß sich ein Verleger für dieselben findet. Ich glaube, ich habe im Sinne meines damaligen Herrn Prinzipals gehandelt und wir gehören durchaus nicht zu den prüden Naturen. Wenn aber die „Dichtung“ darin ihren Zweck finden soll, in breiter Ausführung darzulegen, wie eine sinnliche Natur in der Sinnlichkeit über das heiligste Gefühl, das eines Menschen Brust bewegt, den Sieg davon trägt, dann ist es traurig um die Zukunft eines Volkes bestellt, dann hat die Dichtung ihren wahren, edlen Beruf verfehlt. Gerade Ihre angeführten Proben beweisen meiner Ansicht nach das Gegenteil von dem, was Sie zu begründen suchen. Ist das vielleicht „frisch, flott, schneidig, übermütig, und doch dabei recht sinnig, deutsch“, wenn Sie Herrn Detlev Freiherrn von Lilienkron sagen lassen in seiner „wunderhübschen“ Ballade:

Das war der König Regnar,
Der lebte fromm und frei.
Er trug gepichte Hosen
Wie seine Leichtmatrosen.
Die rochen nicht wie Rosen,
Das war ihm einerlei.

oder

— — — — — —
— — — —
Und als ich die Taschen ihr vollgesteckt
Mit Praliné's, Feigen und feinem Konfekt,
Da hat sie von Morgens bis Abends geschleckt.
Halli und Hallo! —

und da sagen Sie selbstbewußt dazu „das macht ihm sobald keiner nach“! Lieber Herr Merian, es ist eine schöne Sache für jemanden, und in dem Fall für eine große Schaar einzutreten, und wenn Sie es noch so gut meinen, man darf sich nicht mit fortreißen lassen, bestechen lassen von einigen glänzenden farbensprühenden Bildern, sondern man muß den Geist, der durch die Dichtung der Jungdeutschen weht, etwas näher ansehen und auf ihn eingehen; wenn jene Schaar aber glaubt, das Gute zu wollen, dann geht sie auf falschen Wegen, thut es mit falschen, mit wahrlich nicht ästhetisch zu nennenden Mitteln. Der Kunstwart spricht sich in Nr. 19 über Sie sehr lobend aus, aber nicht über Ihre Broschüre, die damals noch nicht erschienen war. Machen Sie sich dieser Anerkennung wert und lassen Sie sich nicht unter die Schaar der „Jungdeutschen“ rechnen.

Stuttgart. E. Ackermann.

Zwanglose Rundschau.

Nachdem die Buchhändler und Leihbibliothekare ihren stets regen Tagungsgelüsten entsprochen haben, ist anfangs September auch ein Teil der Bücherfabrikanten zu einer Tagung zusammengekommen. In dem schönen München, wo gleichzeitig soviel anderes tagungsfreudiges Volk sein Wesen trieb und drei Ausstellungen ihre Hallen einladend geöffnet hielten, kamen sie zusammen, die Bäcker des geistigen Brodes, das leider allerdings nicht so „gefragt“ ist wie die leibhaftigen Zuckerplätzchen.

Die deutschen Schriftsteller haben noch immer nicht unter einen Hut gebracht werden können und so kam es denn, daß zu den zwei Sitzungstagen des Verbandes am 2. und 3. September nur etwa hundert Teilnehmer zugegen waren. Darunter befanden sich Henrik Ibsen, Wildenbruch, Ganghofer, Max. Schmidt, Theodor Grosse, Lohmeyer, Ziemssen, Konrad Telmann rc. rc. Es fehlten u. a. von Münchnern Paul Heyse und Hermann Lingg. Die Gesellschaft wurde vom bayerischen Kultusminister von Lutz begrüßt, welcher in seiner Rede den Hauptzweck der Zusammenkunft hervorhob. „Sie wollen zunächst die Mittel beraten, sagte er, mit denen sich eine raschere gesetzliche Regelung des Verlagsrechts erzielen ließe und um die materielle Lage der Vereinsmitglieder und deren Relikten für die Tage zu sichern, in denen ihnen die Möglichkeit nicht mehr gegeben ist, sich selbst zu helfen.“

Dem Antrag gemäß beschloß die Versammlung, den geschäftsführenden Ausschuß zu beauftragen, daß er ein Gesuch an den Reichskanzler einreiche, wonach das Verlagsrecht in das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich aufgenommen oder durch ein besonderes Gesetz geregelt und ein Entwurf baldigst veröffentlicht werde. In der zweiten Sitzung am 3. September teilte der Vorsitzende mit, daß der Vorstand sich konstituiert und Herrn Schweichel (Berlin) zum Vorsitzenden, Herrn Wenzel (Berlin) zum Stellvertreter und Herrn Dr. Ziemssen zum Schatzmeister gewählt habe. Einen wichtigen Punkt der Tagesordnung bildete ferner der Bericht Maximilian Schmidts über den Entwurf der Statuten einer „Deutschen Schriftstellerstiftung“, welche 1. die Unterstützung der Schriftsteller bei vorgerücktem Alter durch eine jährliche lebenslängliche Rente, 2. die Fürsorge für ihre Hinterbliebenen, 3. die Unterstützung kranker und der infolge von Krankheit zum geistigen Schaffen unfähig gewordener Mitglieder, 4. eine momentane Aushilfe in der Notlage bezwecken und aus Jahresbeiträgen der Mitglieder von 100 Mk., außerdem aus Jahresbeiträgen der verheirateten Mitglieder von 50 Mk. zur Witwen- und Waisenkasse und sonstigen Zuschüssen gebildet werden soll. Nach einer längeren Debatte wurde der Entwurf einer besonderen Kommission überwiesen. Aus dem Rechenschaftsbericht geht hervor, daß der Verband, welcher im vorigen Jahre in Dresden gestiftet wurde (vgl. Rundschau Bd. IV. S. 544) bis Mitte August 578 Mitglieder zählt. Bezirksvereine wurden gegründet in Berlin, Breslau,

Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Hamburg und Graz. In Graz wurden die anfänglich von der Polizeibehörde erhobenen Schwierigkeiten durch Einsendung der Statuten behoben; in Wien konnte ein Bezirksverein nicht gegründet werden, weil die Polizei die Statuten beanstandete. Das Syndikat des Verbandes hat 49 Personen Rat und Beistand gewährt. Die Zahl der eingelaufenen Klagegesuche betrug vier. Beim Litterarischen Institute sind 316 Manuskripte eingegangen, wovon bis jetzt 31 untergebracht sind! Der Ertrag von den bereits verlegten Arbeiten betrug 2861 Mk. Das Organ des Verbandes „Deutsche Presse" hat 326 Abonnenten und kostete bisher 10 Mk. Von nun an wird der Abonnementspreis auf 4 Mk. erniedrigt werden können. Das Gesuch, dem Verbande die Rechte einer juristischen Person zu verleihen, ist von dem Königlichen Polizeipräsidium in Berlin abgewiesen worden, weil der Verband das erforderliche Vermögen nicht hatte. Dieses ist freilich sehr kläglich; es beträgt 7 Mk., da den Einnahmen von 5320 Mk. die Ausgaben von 5313 Mk. gegenüberstehen. Um nicht alle Hoffnungen auf die Erlangung der Rechte einer juristischen Person für den Verband schwinden zu lassen, wendeten indes sofort Fastenrath (Köln) demselben eine Schenkung von 1000 Mk. und Frau Forstenheim (Wien) eine solche von 100 Mk. zu.

Dem deutschen partikularistischen Charakter entsprechend muß natürlich das Allgemeine vor diesen Besonderlichkeiten zurückstehen. Infolgedessen glänzten die deutschen Schriftsteller auf dem am 15. September zu Venedig eröffneten elften Kongreß der internationalen Gesellschaft zur Wahrung des künstlerischen und litterarischen Eigentums durch Abwesenheit von Vertretern, während fast sämtliche größere Nationen Europas und Amerikas durch 300 Teilnehmer vertreten waren. Man sucht den Grund dafür darin, daß die Präsidentschaft der Association schon seit Jahren in den Händen der Franzosen liegt, und daß auch der offizielle Sitz derselben sich in Paris befindet. Die jährlichen Kongresse werden jedoch in verschiedenen Hauptstädten abgehalten. Der vorletzte tagte in Antwerpen und der letzte in Madrid (Bericht darüber vgl. Rundschau S. 58). Der diesjährige war dank der großen Vergünstigungen, welche die Teilnehmer auf den italienischen Eisenbahnen genossen, viel besucht. Die Franzosen (etwa 50) und Italiener waren am stärksten vertreten, dann folgten die Spanier und Belgier. Unter den italienischen Kongreßmitglieden befindet sich der Gelehrte Dante Serego Allighieri, ein direkter Nachkomme des berühmten Dichters; der Vertreter der ungarischen Litteratur ist General Stephan Türr, jener der Österreicher Herr von Hesse-Wartegg, einer der vier Vizepräsidenten des Kongresses. Die Eröffnungssitzung fand in dem großen Festsaal des ehrwürdigen Dogenpalastes statt, wobei der Vertreter des Königs und der Syndaco von Venedig, der genannte Graf Dante Serego Allighieri, den Vorsitz führten. Präsident des Kongresses ist der italienische Senator Paolo Fambri; der Vertreter der französischen Regierung ist der deutsche Archäologe Oppert, Mitglied des Institut de France. Das Arbeitsprogramm des Kongresses enthielt als wichtigste Nummer die Aufgabe, die Verein. Staaten von Nordamerika zur rückhaltslosen Annahme der Gesetze zum Schutze des litterarischen Eigentums zu bewegen, denn bekanntlich gehört dieses reiche Land noch zu den litterarischen und artistischen Raubstaaten in erster Linie; ferner eine diplomatische Aktion herbeizuführen, um die wenigen noch ausstehenden Regierungen zum Beitritt an die „Union de Berne" zu bringen, und endlich, vor dem Gesetz die Übersetzung dem Nachdruck gleichzustellen. Die Staaten Holland, Portugal, Rußland und Österreich sollen noch zum Beitritt zu der „Union de Berne" bewogen werden. Demgemäß beschloß der Kongreß, die schweizer Re ierung, welcher das internationale litterarische Bureau zu Bern als eine

Abteilung des Auswärtigen Amtes untersteht, zu bestimmen, sich mit den Regierungen der betr. Staaten ins Einvernehmen zu setzen. Besonders befremdend erschien es, daß Österreich-Ungarn sich bisher den von allen europäischen Kulturstaaten anerkannten Prinzipien des geistigen und künstlerischen Eigentums noch nicht angeschlossen hat, und der Kongroß beauftragte die „Association internationale“, Komitees zu bilden, welche in Parlament und Presse die Annahme der internationalen Gesetze neuerdings anregen sollen. Auch die Washingtoner Regierung wird zu demselben Zweck noch einmal gedrängt werden, dem Raubsystem der Verleger in den Vereinigten Staaten endlich das Handwerk zu legen. (Für Bücher wenigstens kann man zum Schutze gegen Nachdruck einer nordamerikanischen Firma das „copyright“ übertragen). Der Kongreß wurde am 22. September feierlich geschlossen. Der nächstjährige wird gelegentlich der Weltausstellung in Paris, jener von 1890 voraussichtlich in Athen abgehalten werden. Natürlich spielten auch hier die großartigen Festlichkeiten, welche Venedig und das italienische Empfangskomitee den litterarischen Gästen zu Ehren in Scene setzten, eine bedeutende Rolle in der ganzen Zusammenkunft.

Ein dankbares Thema für einen deutschen Schriftstellertag würde auch das Gesetz betr. das Urheberrecht bieten, ein Gesetz, welches so änderungsbedürftig ist als nur eines! Mit Hilfe der Ausleger, Dambach, Klostermann u. a. bietet es z. B. dem Nachdruck aus Zeitungen den denkbar größten Schutz und zitiert wird nur noch bei der Übernahme von Nachrichten von einer in die andere Zeitung aus — Unkenntnis des Gesetzes! Doch damit mögen sich die Journalisten beschäftigen. Über einen ähnlichen Fall hat am 10. September die dritte Ferienstrafkammer des Berliner Landgerichts I. eine bemerkenswerte Entscheidung gefällt. Es handelte sich um eine litterarische Arbeit der Schriftstellerin Elise Schmidt, welche wegen Betrugs angeklagt war. Vor etwa zwei Jahren ließ die Angeklagte durch den Redakteur der „Schriftstellerzeitung“, Dr. Lange, dem Redakteur des „Bär“, Herrn Wallé, ein umfangreiches Manuskript zum Ankaufe anbieten. Herr Wallé erklärte sich unter der Bedingung zur Annahme der Arbeit bereit, daß er dieselbe als Material zu einem Auszuge benutzen dürfe, den er selbständig anzufertigen beabsichtigte. Da die Verfasserin hiermit einverstanden war, erhielt sie eine Abschlagszahlung von 160 Mk. Bald darauf hatte der Redakteur Wallé Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Inhalt der fraglichen Arbeit im wesentlichen einer Reihe von Artikeln entnommen war, die bereits vor zehn Jahren in den Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung“ erschienen waren. Da „Der Bär“ nur Originalartikel bringt, hielt Redakteur Wallé die erstandene Arbeit der Angeklagten für wertlos und sich wissentlich für übervorteilt. Die so Beschuldigte bestritt entschieden, sich im Sinne der Anklage vergangen zu haben. Daß sie jene Artikel der „Vossischen Zeitung“ benutzte, habe sie dem Redakteur Wallé allerdings nicht mitgeteilt, es dem Redakteur Dr. Lange, welcher auf ihre Bitte die Vermittlerrolle übernommen hatte, aber ausdrücklich erklärt. Im übrigen sei die betreffende Arbeit, welche viel neues enthalte, als eine durchaus selbständige anzusehen und auch später im v. Deckerschen Verlage erschienen. Zeuge Dr. Lange bestätigte, daß die Angeklagte ihm die „Vossische Zeitung“ als teilweise Quelle angegeben, aber hieran die Frage geknüpft habe, ob sie verpflichtet sei, dem eventuellen Käufer hiervon Kenntnis zu geben. Der Zeuge habe dies bejaht. Übrigens herrsche in schriftstellerischen Kreisen eine noch nicht endgiltig entschiedene Meinungsverschiedenheit darüber, inwieweit ein Verfasser dem Verleger gegenüber die eventuell benutzten Quellen anzugeben verpflichtet sei. Redakteur Wallé blieb dabei, daß der Verleger des „Bär“ durch die Angeklagte getäuscht und geschädigt worden sei, er sei ermächtigt zu erklären, daß der spätere Verleger der

Arbeit der Angeklagten sich ebenfalls für übervorteilt halte. Während der Staatsanwalt auf Grund der Beweisaufnahme die Anklage aufrecht hielt und gegen die Beschuldigte eine Geldstrafe von 50 Mk. beantragte, hielt der Gerichtshof die letztere nicht für überführt, wissentlich eine Täuschung in gewinnsüchtiger Absicht vorgenommen zu haben, zumal in schriftstellerischen Kreisen eine Partei auf dem Boden der Angeklagten stehe. Aus diesem Grunde wurde auf Freisprechung erkannt.

So haben litterarische Arbeiten ihre Schicksale. Kürzlich ist zu diesem Kapitel wieder auf die deutsche Nationalhymne hingewiesen worden. Hoffmann v. Fallersleben hat es schon nachgewiesen, daß sie gar kein deutsches Original, sondern von Harries, dem Herausgeber des „Flensb. Wochenbl." gedichtet und zuerst in der 29. Nummer dieses Wochenblattes (vom 27. Januar 1790) als „Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen", abgedruckt worden ist. Jener Text wurde vier Jahre später in den „Berliner Volksgesang" umgeschmolzen, zuerst im National-Theater gesungen und in der „Spenerschen Zeitung" vom 17. Dezember 1793 abgedruckt. Als Verfasser hat sich jemand, „frech genug", mit „Sr." unterzeichnet. Ein Dr. Schumacher hat das Harriessche Lied bis auf fünf Strophen verkürzt und drei neue selbstgemachte hinzugefügt, doch „die Schumachersche Reimerei fand niemals Aufnahme und blieb in wohlverdienter Vergessenheit." Als Holst 1802 die Gedichte von Harries gesammelt herausgab, teilte er auch im zweiten Teile das ursprüngliche Lied mit der Anmerkung mit: „Dieses Lied ist nach Preußen gekommen und dort mit einigen Abänderungen auch öffentlich gesungen worden." Auch steht das Lied im „Allgemeinen Liederbuch des deutschen National-Gesanges" (Altona, 1798). „Genug", schließt Hoffmann seine Beweisführung, „dem holsteinischen Prediger Heinrich Harries bleibt die Verfasserschaft der preußischen Volks-Hymne und dem Doktor der Rechte Balthasar Gerhard Schumacher nur das eigennützige Verdienst der Verwandlung des holsteinischen Liedes in ein preußisches und die eine einzige Zeile „Heil dir im Siegerkranz!" Das Harriessche Geburtstagslied beginnt:

Heil dir, dem liebenden
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Christian, dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein u. s. w.

Nachdem die denkmallustigen Herren in Düsseldorf dem Patrioten Heine die Genugthuung zugesagt hatten, welche in unsern Tagen Mode geworden, ist die Angelegenheit anfangs September in bedeutendes Schwanken geraten und das schöne Heinedenkmalprojekt ist nunmehr als endgültig infolge Einspruchs von „hoher Stelle" als ins Wasser gefallen zu betrachten. (Vergl. Rundschau S. 105.) Schade, man hätte so schöne Inschriften dazu aus einem, Mitte September vom Journal des Débats zum ersten Mal veröffentlichten, an einen Herrn J. J. Dubochet gerichteten Brief nehmen können. Dort kommen nämlich folgende, des deutschen Dichters würdige Stellen vor: „Unsere Feinde sind obenauf in Deutschland. Die sogen. „nationale" Partei, die Teutomanen, brüsten sich in lächerlichem und rohem Eigendünkel, ihre Prahlereien sind unglaublich. Sie träumen davon, für ihr Teil die Hauptrolle in der Weltgeschichte zu spielen, in der deutschen Nationalität die verlorenen Stämme im Osten und Westen wieder zu sammeln, und wenn Ihr Euch nicht beeilt, ihnen das Elsaß zu geben, so werden sie alsbald auch Lothringen von Euch fordern, und Gott weiß, wo ihre germanische (tudesque) Anmaßung Halt machen wird. Ihr Wunsch ist der Krieg, und

in diesem Punkte sind sie einig mit unsern Fürsten, die den Kriegs- und Schlachten-Eifer ihrer aufrührerischen Unterthanen am liebsten auf das Ausland loslassen möchten. Ich habe vom Rhein sehr traurige Nachrichten erhalten: die ergebensten Freunde Frankreichs, die seit zwanzig Jahren an der Vernichtung der Macht Preußens in den Rheinlanden arbeiteten, wagen nicht länger gegen den andringenden nationalen Geist zu kämpfen und haben die Fahnen des deutschen Kaiserreichs aufgepflanzt". Und einem solchen Charakter wollte man am deutschen Rhein ein Denkmal errichten! Die Kaiserin von Österreich, welche ja auch für die Denkmalsidee eingenommen war und eine namhafte Summe dafür gezeichnet hatte, hat sich jetzt ebenfalls definitiv von dem Plane zurückgezogen. Sie hat an die noch lebende Schwester Heinrich Heines ein Schreiben gerichtet, in welchem sie „nicht mit ihrem Bedauern zurückhält, daß sie von ihrem Lieblingsplane Abstand nehmen müsse." In dem Schreiben weist sie ferner darauf hin, daß es die Intervention eines ihrem Gemahl nahestehenden Fürsten gewesen sei, welche sie dazu gedrängt habe, ihre Teilnahme an der beabsichtigten Denkmals-Errichtung zurückzuziehen. Nicht unerwähnt dürfte sie es aber lassen, daß der betreffende hohe Freund ihres Gemahls ein warmer Verehrer der Heineschen Muse sei und der Wunsch, daß sie von einer Beteiligung am Plane zurücktrete, in jenem Freunde nur durch die Beleidigungen angeregt worden wäre, welche der Dichter auf die Hohenzollern und Wittelsbacher in seinen Werken niedergelegt habe. Das war doch überhaupt stets der einzige Punkt, um den es sich bei der ganzen Angelegenheit handelte! Der Dichter Heine soll überhaupt nicht angegriffen werden. Ihm gebührt Ehre, aber keine solche, womit man sich selbst ins Gesicht schlägt.

Jedem Verdienste seine Krone, heißt es auch in einem andern Falle, und wenn es auch nur eine papierene wäre. Nachdem Gustav Freytag (vgl. S. 395) die Ehre, unter die Edelsten des Volkes aufgenommen zu werden, dankend abgelehnt hat, ist nunmehr Hans Hopfen in München, der Dichter des Festspiels bei Gelegenheit der Centenarfeier des bayrischen Königs Ludwig I., bayrischer Adelsritter geworden. Er wurde, wie man vorschriftsmäßig sagt, als Ritter des k. Verdienstordens der bayerischen Krone der Adelsmatrikel des Königreiches bei der Ritterkasse einverleibt.

So niederdrückend auch die, im vorigen Heft (S. 392) mitgeteilten Ergebnisse der Papieruntersuchungen ausgefallen sind, so beweist doch eine, im September eröffnete interessante Ausstellung des Papier-Vereins zu Berlin, daß auch noch Vortreffliches in dem Papierfach geleistet wird. Ausstellungsobjekte, welche auch für den Buchhändler von Interesse sind, haben u. a. Martini & Co. vorgeführt. Es ist dies eine verbesserte einfache Falzmaschine für Bücher, welche in der Stunde 12- bis 1500 Bogen dreimal bricht, und eine Doppelfalz- resp. Universalfalzmaschine, welche in der Stunde bis zu 4000 Bogen zwei- bis dreimal brechen. Dietz u. Listing haben eine Rundpreßmaschine für Bücherrücken, Preuße & Co. in Leipzig-Reudnitz eine zum Aufhängen, nicht zum Auflegen der Bogen eingerichtete, äußerst zweckmäßig konstruierte Heftmaschine ausgestellt. — Der Mitteldeutsche Papier-Verein hat am 21. September in Leipzig ebenfalls die Hallen einer Ausstellung geöffnet. Besonderes Interesse beanspruchen dort die Papierprüfungsapparate und Vorrichtungen, aus der Leipziger Papierprüfungsanstalt. Die Apparate arbeiten mit größter Genauigkeit und die Prüfungen von Papier auf dessen Haltbarkeit und Güte werden zum Teil auch unter Anwendung chemischer Hilfsmittel bewerkstelligt.

Am 5. September waren dreißig Jahre seit dem Tode des berühmt gewordenen Humoristen Saphir verflossen. Moritz Gottlieb Saphir war ein Ungar, am 8. Februar 1795 zu Lovas-Cereny von jüdischen Eltern geboren. Er wurde anfangs für den

Kaufmannsstand bestimmt, später finden wir ihn jedoch als Talmudstudierenden in Prag. Dort machte er mit einigen Gedichten Aufsehen und widmete sich infolgedessen ganz der Litteratur. Zunächst wandte er sich nach Wien, aber 1824 wurde ihm bedeutet, daß man in Österreich so satirische Geister, und, was noch schlimmer war, Federn nicht gebrauchen könne, weshalb er sich nach Berlin wandte. Während seines Berliner Aufenthaltes von 1826 bis 1829 gab er zunächst die „Berliner Schnellpost für Litteratur, Theater und Geselligkeit samt einem Beiwagen für Kritik und Antikritik" heraus. Kurze Zeit danach begründete er die kritische Zeitschrift „Berliner Kurier", die eine Zeitlang sehr angesehen, in manchen Kreisen auch gefürchtet war. Außerdem war Saphir während seines Berliner Aufenthaltes Mitarbeiter an fast allen dort erscheinenden Blättern. Aber auch hier verursachte seine Schneidigkeit ihm manchen Verdruß; es ist schwer, die Wahrheit zu sagen und mit der Welt in Frieden zu leben. Das brachte selbst Saphir nicht fertig und so sehen wir ihn 1834, nach mannigfachen Reisen in Frankreich und Deutschland wieder in seine österreichische Heimat zurückkehren und sich dauernd in Wien niederlassen. Hier gründete Saphir, welcher bereits 1832 zum Protestantismus übergetreten war, die „Theater-Zeitung" und den „Humorist", die aber wie alle anderen Zeitschriften, bald nach seinem Tode ihr Erscheinen einstellten. Später erschienen Saphirs gesammelte Werke in zehn stattlichen Bänden, in denen neben viel wertloser und flüchtiger Arbeit auch manche Perle des Humors zu finden ist. Sehr gesucht und im Buchhandel selten, ist Saphirs umfangreiches Konversationslexikon für Geist, Witz und Humor, das eine wahre Fundgrube von originellen Einfällen bildet.

Ein trauriges Schicksal hat den bekannten Wiener Leihbibliothekenbesitzer Albert Last betroffen. Derselbe versuchte in einem Anfalle von Geistesstörung seinem Leben ein Ende zu machen und mußte auf das Beobachtungszimmer des Wiener Krankenhauses gebracht werden. Am 4. September um 3 Uhr nachmittags, während die Schützen über die Reichsbrücke zur Schießstätte zogen, stürzte er sich von der Brücke in den Strom, aber mit Hilfe einiger Schiffsleute wurde der bereits besinnungslose Mann gerettet. Auf alle an ihn gestellten Fragen gab er nur unverständliche Antworten, und erst aus den Papieren, welche bei ihm gefunden wurden, konnte festgestellt werden, daß er mit dem Leihbibliotheks-Inhaber Last identisch sei. Albert Last steht im Alter von sechzig Jahren und ist Vater von zehn Kindern. Seit einigen Jahren nahm er an dem Geschäfte nicht mehr aktiv Anteil. Er war der erste, der in Wien Lesekabinette und Leihbibliotheken begründete. Seine Vermögensverhältnisse waren immer ganz gute, obwohl er im Jahre 1873 große Verluste zu erleiden hatte. Als vor kurzem seine Frau, die auch als Schriftstellerin bekannt war, starb, traten bei dem alten Manne Erscheinungen von Verfolgungswahn auf, und in letzterer Zeit litt er an der fixen Idee, daß er finanziell zu Grunde gehe und deshalb seinem Leben ein Ende machen müsse.

Das britische Museum in London hat auch aus dem vorigen Jahre wieder wichtige und wertvolle Erwerbungen zu verzeichnen. Es befinden sich darunter: Eine georgianische Bibel in Folio, 1743 zu Moskau auf Kosten des Prinzen Batar gedruckt. Dieses Buch ist überaus selten, da fast sämtliche Exemplare, die gedruckt worden sind, bei dem Brande von Moskau 1812 vernichtet wurden. Es sollen davon nur noch 10 Exemplare existieren, und es ist keine andere Ausgabe jemals in der georgianischen Sprache gedruckt worden. Eine andere seltene Bibel ist die in armenischer Sprache, gedruckt in Amsterdam 1666, Quartformat und illustriert mit zahlreichen Holzstichen, ferner ein Psalter in armenischer Sprache, gedruckt in Venedig 1565,

Oktavformat. Dieses Buch war das erste Erzeugnis der in Venedig hergestellten armenischen Presse und es ist, wie man glaubt, die erste in armenischer Sprache gedruckte Bibel. Diesen Bibeln reiht sich an Erzbischof Parkers seltenes Werk betitelt: „De Antiquitate Ecclesiae Britannicae“, gedruckt in Lambeth-Palast, von John Day, 1572, Folio. Man glaubt, daß nicht mehr als 25 Exemplare dieses Werkes existieren, und nicht zwei Exemplare stimmen in ihrem Inhalte gänzlich überein. Fünf Exemplare befinden sich jetzt im Britischen Museum. Ein Buch von größter Seltenheit ist auch das ebenfalls 1887 erworbene und auf Pergament gedruckte Missale der Diözese von Sevilla, gedruckt in Sevilla von Jakob Cromberger 1507, Folio. Es ist ein prachtvolles Exemplar alter spanischer Typographie und ging aus der Presse des Hauptes einer Familie deutscher Drucker hervor, welche bis Mitte des 16. Jahrhunderts in Sevilla arbeiteten. Es giebt davon nur noch ein einziges Exemplar, welches sich in der Casanati-Bibliothek in Rom befindet.

In England machen wieder einmal Shakespeare-Forschungen von sich reden. Es ist rührend, welch ein geduldiges Volk diese Angelsachsen geworden sind; man könnte glauben, der Bacillus unserer schönen Göthomanie sei ins Englische übertragen worden und würde nun gerade so erschrecklich, wie im Ursprungslande. Man erinnert sich noch des dicken Buches von Ign. Donnelly, welcher mit unglaublichem Fleiß und durch noch unglaublichere, ungeheuere Kombinationen darin haarscharf bewies, daß die Dramen, welche man Shakespeare zuschreibt, von einem gewissen Bacon verfaßt seien. Dieser unsinnigste aller Beweise wird nur noch dadurch übertrumpft, daß das Buch sogar einen deutschen Übersetzer gefunden hat und bei Brockhaus erscheinen konnte. In neuster Zeit hat nun, obschon das ganz überflüssig war, ein Geistlicher in Leamington, Dr. Nicholson mit Namen, sich der undankbaren Mühe unterzogen, dies fürchterliche Werk zu untersuchen. Seine Art und Weise ist originell, denn er benutzt in seiner Broschüre „No Cipher (keine Geheimschrift) in Shakespeare“. Donnellys eigenes, berühmt gewordenes Kryptogramm, um genau das Gegenteil aus dem Text selbst zu beweisen als es Donnelly gethan hat. Und fünfmal ergiebt derselbe Schlüssel die Behauptung: „Master William Shakespeare hat diese Stücke geschrieben“. Hoffentlich hört man nun nichts mehr von dem großen Kryptogramm.

Ein anderer Entdecker ist der Sekretär und Bibliothekar Savage in Stratford, dem Geburtsort Shakespeares. Derselbe hat sich in den Kopf gesetzt, ein unbekanntes Drama des Dichters aufgefunden zu haben. Er hat in einer Zusammenstellung von Citaten aus Dramen, welche einem unter Elisabeth und Jakob I. lebenden Gentleman, Namens Edward Pudsey, gehörte, Stellen aus einem Drama „Irus“ gefunden und erklärt, dieses „Irus“ sei der Titel eines verloren gegangenen Dramas Shakespeares. Die dramatischen Annalen kennen ein Stück dieses Titels, sei nun Shakespeare oder ein anderer der Verfasser, überhaupt nicht. Savage's einziger Grund, die Citate aus „Irus“ in Pudseys Buch Shakespeare zuzuschreiben, ist, daß am Kopf der Seite, auf der sie stehen, die Worte „Pl. Shakesp. Joh.“ zu lesen sind und daß sie zwischen Citaten aus dem „Kaufmann von Venedig“ und aus „Was Ihr wollt“ stehen. Daraus folgert Savage, daß Pudsey den „Irus“ als ein Werk Shakespeares gekannt habe, berücksichtigt aber dabei gar nicht, daß, während bei den übrigen Dramentiteln der Name Shakespeare's als der des Verfassers beigefügt ist, gerade beim „Irus“ der Verfassername fehlt, was doch darauf schließen läßt, daß der Schreiber den Namen eben nicht wußte. Der „Titelheld“ des Dramas ist vermutlich der trunksüchtige und prahlerische Bettler der Odyssee gewesen, den Odysseus im Hof seines Palastes besiegte. Wie man sieht „tout comme chez nous“.

Welche Verlegenheiten die Zensur manchmal mit sich bringen kann, geht wieder aus folgendem Erlebnis hervor, welches A. Ben-Oliel in Jaffa erzählt. Eine türkische Verordnung befiehlt, daß Bücher, welche in türkisches Gebiet eingeführt werden, vor der Ablieferung von den Lokalbehörden geprüft werden sollen. Dieser Mann erhielt vor geraumer Zeit von dem Trinitarier-Bibel-Verein eine Kiste mit heiligen Schriften in fünf Sprachen. Nachdem auf Erfordern einige Exemplare dem Gouverneur zur Prüfung vorgelegt worden waren, ertheilte dieser die Antwort: „Ich kann diese Bücher nicht lesen. Laß' sie im Zollhause bleiben, bis zu ihrer Auslieferung ein Befehl aus Konstantinopel eingeht." Ein späteres Gesuch um Behändigung der Bücher hatte die nachstehende Entgegnung zur Folge: „Wir haben jemanden (er ist aber augenblicklich von Jaffa abwesend), der französische Bücher prüfen kann, aber Niemand für andere Sprachen." Das ist doch wirklich reizend. Es giebt in Palästina deutsche, englische und andere Erziehungs-Anstalten; dieselben können also keine Bücher erhalten, welche die wohllöbliche Zensur in Jaffa nicht lesen kann!

Zum Schluß noch etwas weniger schönes. Herr W. Spemann in Stuttgart hat in puncto Reklame schon Erkleckliches geleistet. So lange sie in anständigen Grenzen sich bewegt, ist dagegen gar nichts einzuwenden; wenn aber Herr Spemann in seinem September-Zirkular zu „Vom Fels zum Meer" die Sortimenter von dem Vertrieb anderer Zeitschriften abzuhalten sucht, indem er sagt: „Ich meine, es entspräche auch Ihrem Interesse, Ihre Kontinuation möglichst zusammenzuhalten, resp. auf ein Unternehmen zu konzentrieren und ich bitte darum, daß Sie dazu das meinige ausersehen", so hört hier entschieden der geschäftliche Anstand auf und es ist nötig, gegen solche unwürdige Reklamen entschieden zu protestieren. Die Sortimenter werden wissen, was für eine Antwort sie auf solche Apostrophierungen zu geben haben!

Deutsche Buchhändler.

15.

Wilhelm von Braumüller.*)

Der Berufsgenosse, mit welchem sich die nachstehenden Zeilen eingehender beschäftigen, darf mit Recht auf das Verdienst Anspruch erheben, der eigentliche Gründer des österreichischen Verlagsbuchhandels zu sein. Vor seinem Auftreten gehörte es — dank der unseligen Zensurverhältnisse Österreichs — zu den Seltenheiten, wenn ein Buch in Wien erschien, dieser Ort war gewissermaßen von den Gelehrten und Schriftstellern der Monarchie und des eigentlichen Deutschlands verpönt; Braumüller ist es, der durch eigene Kraft dem österreichischen Buchhandel eine dem deutschen ebenbürtige Stellung erobert hat. Andere Weltfirmen, wie Cotta, Vieweg sind erst durch die Enkel ihrer Begründer zu der Höhe gelangt, auf welcher sie jetzt stehen; von Braumüller kann man jedoch — um mit Dr. Beyer zu reden — im Hinweis auf seinen Verlagskatalog sagen: „das ist das Werk einer einzigen Menschenkraft, sein eigenstes Werk, das Werk seines Genius, seines Ringens und Strebens, seiner Sorgen und Kämpfe, seiner Liebe, seiner Treue und Ausdauer!“ —

Unser großer Berufsgenosse ist ein Sohn Thüringens; in dem Dorfe Zillbach, das nördlich von Meiningen liegt, erblickte er am 19. März 1807 als der zweite Sohn des evangelischen Pfarrherrn Dr. Joh. Wilh. Braumüller das Licht der Welt. Sein Vater war so recht das Ideal eines Dieners der Religion im Geiste des Evangeliums zu nennen. Er war seiner Gemeinde — dieselbe zählte nur 300 Seelen — ein Vater im besten Sinne des Wortes und pflanzte in das Herz seiner Kinder den Sinn für alles Gute, Schöne und Edle. „Unter Blumen wuchs der Knabe heran,“ heißt es in unsrer Quelle; im Verkehr mit gesunden, kräftigen Dorfkindern übte er seine Kraft, verlebte er harmlos lebensfroh, wie sein ideal angelegter Sinn nicht anders zuließ, einen wahrhaft

*) Nach der Monographie: „Wilhelm von Braumüller und Heinrich von Cotta“ von Dr. C. Beyer. 1881. J. C. Fischer & Co. in Wien.

poetischen Vorfrühling seines Lebens, ein munteres frohes Kindheitsdasein, das seinen offenen Sinn für die schöne, reine, liebliche Natur Zillbachs nährte, die gerade in der Nähe des Pfarrhofes mit ihrem durch ein blumiges Gründchen sich dahin schlängelnden Waldbächlein, bei der malerischen Umrahmung eines erhabenen Waldes einen herzgewinnenden, poesieanregenden Eindruck macht und nicht ohne Einfluß auf Braumüllers Gemütsleben gewesen ist. „„Nur die Kindheit laßt keine Regenschauer verdunkeln,““ sagt Jean Paul. Und wahrlich, dem kleinen Zillbacher Pfarrerssohn hat's nicht hineingeregnet. Ihm war alles Sonne; und hätte auch nicht das Zartgefühl der Eltern es verstanden, dem Kinde das allerdings wohl Fühlbare der oft drückenden häuslichen Verhältnisse zu entziehen, das lauschige, grüne Laubdach des Waldes, der ihm eigentlich Heim war, würde verdeckt haben, was seinem Kinderherzen geschadet hätte.“

Die äußeren Verhältnisse, unter denen Braumüller aufwuchs, waren allerdings keineswegs glänzende; bezog sein Vater doch nur 40 Thaler Besoldung jährlich, welche Summe als Charakteristikum für die damalige Zeit dienen kann. Bei diesem Gehalte kann es uns nicht wundernehmen, daß der Pfarrer Braumüller schon im 64. Lebensjahre an Entkräftung starb. Beim Eintritt seines Todes (3. November 1820) war Wilhelm Braumüller, der von seinem Vater Gymnasial-Unterricht erhielt, erst 13 Jahre alt. Früh trat somit der Ernst des Lebens an unsern großen Kollegen heran, der von nun an ganz auf sich angewiesen war. Da er der Mutter nicht länger zur Last fallen wollte und konnte, so faßte er den Entschluß, Buchhändler zu werden. Am 1. Februar 1821 wanderte er nach Eisenach, und es gelang ihm, in der dortigen Baerecke'schen Buchhandlung eine Stelle als Lehrling zu bekommen. Da er nicht im stande war, das damals noch übliche Lehrgeld zu bezahlen, so mußte er sich verpflichten, volle fünf Jahre zu lernen.

Ueber seine Lehrzeit berichtet Dr. Beyer, der augenscheinlich von Braumüller selbst informirt worden, folgende interessante Einzelheiten:

„Baerecke war ein nicht unbedeutender Buchhändler und ein Verleger von hervorragenden Werken auf dem Gebiete der Botanik, Medizin und Forstwissenschaft; sonach war hinlängliche Gelegenheit geboten zur gründlichen Ausbildung im gewählten Berufe, welche auch im vollen Umfange mit seltenem Eifer zur vollen Zufriedenheit des Lehrherrn benutzt wurde. Braumüller bestrebte sich in der fünfjährigen Lehrzeit, durch ernstes Studium und durch Fortbildung, durch Lesen guter Bücher, die ihm Anregung zu eingehenden Privatstudien gaben, durch den Anschluß an Gebildete u. s. w. sich jene Eigenschaften anzueignen, welche den Mann zieren und von dem Buchhändler gefordert werden; er studierte am Fuße

der Wartburg, im kleinen Eisenach, den deutschen Buchhandel in allen seinen Zweigen und Eigentümlichkeiten. Nur wenn er allen seinen Arbeiten genügt, drängte es ihn hinaus in die schönen Wälder, in denen er die weitesten Touren nach Ruhla, Altenstein, Liebenstein mit immer neuer Frische und jugendlicher Wanderlust zurücklegte. Er hatte seinen Beruf, der ihn mitten unter die seit frühester Kindheit geliebten Bücher versetzte, lieb gewonnen; er begriff und erfaßte vollständig die große Aufgabe, welche dem Buchhandel gestellt ist."

In Leipzig, wohin ihn sein Chef während der Messe mitgenommen, wurde er Gerold vorgestellt und faßte darauf den Entschluß, sein weiteres Fortkommen in Wien zu versuchen. Am 25. April 1826 kam er dort an, und die Empfehlungen, die er mit sich führte, veranlaßten, daß ihn Gerold bereitwillig aufnahm. In der Buchhandlung des letzteren, die bereits 1755 gegründet wurde, lernte er die buchhändlerischen Verhältnisse Österreichs, sowohl die des Sortimentes als die des Verlages, gründlich kennen. Braumüller blieb volle neun Jahre bei Gerold, wenn wir von einer kurzen Unterbrechung absehen, die er 1830 bei Heyer in Darmstadt verbrachte. Neben dem Studium der buchhändlerischen Verhältnisse beschäftigte er sich mit dem des gesamten geistigen Lebens, in das er bald einen tiefen Einblick gewonnen, sowie mit dem von Land und Leuten und gerade hierauf dürfte sein künftiger Erfolg als Verleger in erster Linie basieren.

Noch während seiner Thätigkeit bei Gerold gelangte er zu einer gewissen Selbständigkeit dadurch, daß der erstere mit ihm, wie auch mit L. W. Seidel in ein Gesellschaftsverhältnis trat zur gemeinschaftlichen Übernahme der F. E. Haller'schen Buchhandlung in Brünn (11. März 1833). Gänzlich lösten sich Braumüllers Beziehungen zu Gerold am 1. Januar 1836; von diesem Tage ab leiteten Braumüller und Seidel die seit 1783 bestehende Buchhandlung R. v. Mösle's Wittwe und zwar zunächst als von der Regierung bestellte Geschäftsführer, bis sie dieselbe im Jahre 1840 durch Kauf an sich brachten und von nun an Braumüller & Seidel firmierten. Dieses neue Gesellschaftsverhältnis dauerte bis zum 2. September 1848, wo sich die Theilhaber trennten und sich die Einzelfirmen W. Braumüller und L. W. Seidel bildeten.

Gleich im Beginne seiner Selbständigkeit als Verleger entfaltete Braumüller eine bewunderungswürdige Thätigkeit und zwar gab er seinem Verlage vorzugsweise eine wissenschaftliche Richtung. Mit Eifer suchte er die Lücken der Litteratur zu erspähen und ließ dieselben durch die ersten Autoritäten ausfüllen. Kein Wissensgebiet ließ er unbebaut, überall lieferte er das Beste, so daß der Umstand, daß ein Werk bei Braumüller erschienen,

die Gelehrten- und Buchhändlerwelt von vornherein von der Vorzüglichkeit desselben überzeugt, und daß es sich bald jeder Gelehrte zur Ehre anrechnete, Braumüller seinen Verleger nennen zu dürfen. Alle deutschen Universitäten sind in ihren ersten Kapazitäten bei ihm vertreten; so wollen wir auf dem Gebiete der Medizin nennen: v. Arlt, v. Bamberger, Becker, die beiden Braun, v. Brücke, Donders, Emmert, Engel, Fick, Gerlach, Hirschel, Hyrtl, Kaposi, Klob, Langer, v. Linhart, Moos, Neumann, Politzer, v. Rokitansky, v. Scanzoni, v. Schroff, Schuh, v. Sigmund, Späth, v. Stellwag, Stricker, Türck u. v. a. Die Naturwissenschaften sind vertreten durch Brühl, C. G. Carus, Bernhard v. Cotta, v. Ettingshausen, v. Haidinger, v. Hauer, v. Hochstetter, Gustav Jäger, Kunzek, v. Reichenbach, Schmarda, Oskar Schmidt, Schrauf, Sueß, Franz Unger. Die Rechts- und Staatswissenschaften sind durch Arndts, Damianitsch, Frühwald, Glaser, Haimerl, Pachmann, v. Rizy, Schwarz in Dresden, Lorenz Stein, Josef Unger vertreten. Von den Historikern und Litterarhistorikern wollen wir nennen: Alfred v. Arneth, v. Aschbach, K. Bartsch, Jakob Falke, Gervinus, v. Helfert, Hurter, O. Lorenz, v. Miklosisch, v. Prokesch-Osten, Franz Pfeiffer, Reinisch, Thielen, v. Vivenot, K. Weinhold, Weiß, Wolf u. s. w. Die Theologie hat ihre Vertreter in: Auer, Böhl, Brunner, Buß, Domko, Ginzel, Card. Kutschker, Fürst-Erzb. Wilde, Lipsius, Otto, Porubßky, Ranke, Card. Rauscher, Veith. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Philosophen: Günther, Knoodt, v. Reichlin-Meldegg, Schmid, v. Schwarzenberg, Zimmermann u. s. w. Fast jeder Zweig der Land- und Forstwirtschaft war von Braumüller kultiviert worden, doch ist dieser Teil seines Verlages jüngst in den von Paul Parey übergegangen, der damit fast alles irgendwie Bemerkenswerte auf dem genannten Gebiete nunmehr in sich vereinigt.

Ueber seine Verlagsthätigkeit und die Prinzipien, von denen er bei derselben geleitet wurde, sagt Braumüller in seinem Kataloge vom Jahre 1879:

„Von dem Streben geleitet, die wissenschaftliche Litteratur Österreichs dem Auslande gegenüber zur vollen Geltung und Anerkennung zu bringen, habe ich einen Verlag geschaffen, welcher sowohl seinem Werte als der Ausstattung nach den ersten Rang einnimmt und welcher dadurch noch eine ganz besondere Bedeutung gewinnt, daß hauptsächlich, durch die geschmackvolle typographische Ausstattung angezogen, eine große Anzahl litterarischer Notabilitäten fremder Universitäten durch gediegene Werke dabei vertreten ist.

Vor allem ragt quantitativ und qualitativ die Medizin hervor, und die dominierende Stellung, welche Österreich durch seine medizinischen

Celebritäten in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands einnimmt, spiegelt sich auch in diesem Verlagskataloge wieder. Eine Reihe veterinär-wissenschaftlicher Werke, durch die Professoren des k. k. Tierarznei-Institutes würdig repräsentiert, schließt sich demselben an.

Auf dem Felde der Geschichte, welche infolge der freien Benutzung der kaiserlichen Archive in den letzten Jahren an tüchtigen Quellenwerken vaterländischer Geschichte bedeutenden Zuwachs gewonnen, umfaßt er die Werke der ersten österreichischen Geschichtsschreiber.

Die land- und forstwissenschaftliche Litteratur, bis dahin in Österreich gar nicht gepflegt, ist fast ausschließlich in meinem Verlage vereinigt und durch die Werke der Professoren an den berühmten Fachschulen in Mariabrunn, Ungarisch-Altenburg, Eulenberg, Hohenheim, Eisenach u. s. w. würdig vertreten.

Eine gleich verdienstvolle Schöpfung der letzten Jahre ist der Cyklus germanischer Werke, deren Verfasser im In- und Auslande als Autoritäten dieser Wissenschaft genannt werden. Außerdem umfaßt mein Verlag noch eine große Anzahl der gediegensten und weitverbreitetsten Schulbücher.

Die Herstellungskosten dieses Verlages, welcher in dem Zeitraum von 22 Jahren geschaffen wurde, belaufen sich auf 1,600,000 fl. und es entfallen hiervon: für Honorare 562,000 fl., an die Buchdrucker für Satz und Druck 515,000 fl., für Papier 411,000 fl., für Holzschnitte und andere artistische Beilagen 82,000 fl., für Buchbinder 30,000 fl.

Die vortreffliche Ausstattung, welche ich allen Werken mit der größten Sorgfalt gewidmet, hat ohne Zweifel wesentlich zu einer allgemeinen, besseren und würdigeren Ausstattung der litterarischen Erzeugnisse in Österreich beigetragen und auf die Entwickelung anderer Industriezweige, die Papierfabrikation, Buchdruckerei, Holzschneidekunst, welchen die oben angeführten Summen zugeflossen, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt."

Es ist nichts als ein berechtigtes Selbstbewußtsein, das aus diesen Worten klingt, und daß es nur dies ist, wird jedem klar werden, der einen Blick auf nachstehende Tabelle wirft, die eine Uebersicht der Werke des Braumüllerschen Verlages (nach Wissenschaften geordnet) bis zum Jahre 1879 enthält:

	Werke	Bände
Berg- u. Hüttenkunde . . .	8	8
Chemie, Pharmazie	23	26
Geographie, Geschichte	102	150
Handelswissenschaft	12	15
Kunst, Musik	31	48
	176	247

	Werke	Bände
Transport	176	247
Land- u. Forstwirtschaft . . .	73	91
Mathematik	25	27
Medizin	284	338
Militaria	34	36
Naturwissenschaften	67	72
Pädagogik	8	8
Philosophie	29	46
Rechts- und Staatswissenschaft .	88	118
Schöne Wissenschaften	29	74
Sprachwissenschaft	61	72
Technologie	9	12
Theologie, katholische	105	167
„ protestantische . . .	19	21
„ israelitische . . .	8	8
„ orientalische Kirche .	2	2
Veterinärmedizin	33	86
	1050	1425

In diesen Zahlen liegt die ganze epochemachende Wirksamkeit Braumüllers ausgeprägt: wer einen Blick in die Werke seines Verlages gethan hat, weiß, daß jene Zahlen über den pekuniären Aufwand, den sie erforderten, den Thatsachen entsprechen, daß sie in der That, was die illustrative und typographische Ausstattung betrifft, nicht allein dem österreichischen, sondern dem gesamten deutschen Buchhandel zum Vorbilde dienen konnten und gedient haben; wer ferner in die moderne Geschichte der Wissenschaften einigermaßen eingeweiht ist, weiß, daß die Namen der Autoren, die wir oben aufzuzählen Gelegenheit genommen haben, zu den ersten Autoritäten auf den betreffenden Gebieten zählen — und diese beiden Thatsachen werden genügen, um in jedem Fachmanne ein Urteil über die eminente Bedeutung Braumüllers als Verleger entstehen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Der Buchdrucker H. Knoblochtzer in Straßburg und seine Druckwerke.

Von

J. Braun.

Biographie und Bibliographie haben außer der Ähnlichkeit der Worte das miteinander gemein, daß sie beide viel Fleiß und Zeitaufwand erfordern und dafür verhältnismäßig wenig Lohn bringen. Um so mehr muß man sich freuen, wenn, wie es in den letzten Jahren häufiger als früher geschieht, von ganzen Vereinigungen oder einzelnen beide Litteraturgattungen fleißig gepflegt werden. Ganz besonders auch zur Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels sind in letzter Zeit mehrere wertvolle biographische und bibliographische Beiträge entstanden. Neuerdings ist nun abermals ein höchst schätzenswertes Werk auf diesem Gebiet erschienen*), das bestimmt ist, das Wirken eines rühmlichst thätigen Typographen, dessen Bedeutung für die Geschichte der Straßburger Druckkunst und Buchillustration bisher vollständig verkannt wurde, in das richtige Licht zu rücken.

Die elsässischen Gelehrten haben es leider zu lange versäumt, für eine Buchdruckergeschichte der Stadt Straßburg neue Beiträge zu liefern, was jetzt, nach dem Untergang der alten Bibliotheksschätze um so mehr zu beklagen ist. Was über die Lebensumstände der ältesten Straßburger Buchdrucker (bis 1520), zum Teil aus jetzt verlorenen Quellen, erhältlich war, hat Herr Professor Karl Schmidt in seinem wertvollen Buche**) gesammelt, und es ist hiernach kaum zu hoffen, daß sich für die Biographie dieser Männer noch viel Neues wird auffinden lassen, während dagegen auf dem Gebiete der Bibliographie die Straßburger Druckergeschichte noch ein reiches Feld der Ausbeute bietet. Eingehende Untersuchungen werden in dieser Hinsicht manches neue Licht verbreiten und die Bedeutung Straßburgs im Entwicklungsgange der Buchdruckerkunst

---

*) Bibliographische Studien zur Buchdruckergeschichte Deutschlands. Herausgegeben von Karl Schorbach und Max Spirgatis. I. Heinrich Knoblochtzer in Straßburg (1477—1484). Mit 75 Lichtdrucktafeln. Straßburg 1888. Verlag von Karl J. Trübner. Preis kart. M 40. — (Nur in 100 Exemplaren gedruckt.)

**) Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg. 1882.

klarer als bisher hervortreten lassen; ist doch noch nicht einmal die Liste der Straßburger Drucker der Inkunabelzeit auch nur entfernt als vollständig anzusehen, wie die überaus rühmliche und nachahmungswürdige Veröffentlichung Stehlins*) — nebenbei bemerkt, auch in Hinsicht auf andere alte Druckorte — deutlich beweist. Durch derartige Arbeiten ergiebt sich eine ganze Reihe von Druckern der Inkunabelzeit, die überhaupt noch nicht bekannt waren, oder solcher, die noch nicht die verdiente Würdigung gefunden haben, da man es unterlassen hat, alle ihre Preßerzeugnisse zusammenzustellen und bibliographisch zu beurteilen, wie es auch bei Heinrich Knoblochtzer in Straßburg der Fall ist.

Über die genaueren Lebensumstände dieses verdienstvollen Druckers ist so gut wie nichts bekannt. Bis jetzt hat sich in den Straßburger Archiven noch keine Urkunde gefunden, die über sein Leben Aufschluß geben könnte; auch das „Bürgerbuch" führt seinen Namen nicht auf. Das Einzige, was bisher über seine Lebensverhältnisse erlangt werden konnte, ist ein Eintrag in dem „Pflegerbuch" des Straßburger Stadtarchivs, aus dem ersichtlich, daß seine Frau Anna ihres zänkischen Wesens wegen 1479 von den Pflegern aus dem Gutleuthaus der Rothenkirche in Schiltigheim bei Straßburg wieder entlassen wurde, wohin sie infolge einer aussätzigen Krankheit gebracht worden war. Eine andere Notiz über Knoblochtzer findet sich in der schon erwähnten Arbeit Stehlins, wo er in einem gerichtlichen Vergleich vom 29. November 1483 als Schuldner eines Baseler Michel Tischmacher erscheint, dessen Guthaben im Laufe des Jahres 1484 getilgt werden sollte. Stehlin bezieht diesen Vergleich zwar auf den Drucker Knobloch, da hierin aber der Vorname Heinrich gebraucht wird, während dieser Johannes hieß, und außerdem der Zeitpunkt viel mehr für Knoblochtzer als für Knobloch spricht, so kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß von diesen beiden bei dem Vergleich der erstere beteiligt war. Etwas weiteres über ihn weiß man nicht, wohl aber läßt sich über seine Druckerthätigkeit auf Grund seiner Druckwerke ziemlich Genaues berichten, was hier schon um deswillen geschehen mag, weil diese noch von keiner Seite annähernd berücksichtigt wurde, und da das oben genannte kürzlich erschienene Werk von Schorbach und Spirgatis, dem dieser kurze Bericht entnommen und gewidmet ist, bei der kleinen Anzahl von Exemplaren nur in dem geringsten Maß der Allgemeinheit zugänglich sein dürfte.

Heinrich Knoblochtzer aus Ettenheym bei Freiburg i. Breisgau gebürtig, dessen Name in seinen Drucken in mannigfacher Form, wie

*) Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahr 1500. (Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels Bd. XI. Leipzig 1888.)

Knoblochzer, Knoblocze, Knoblitzer, Knoblochzerr ꝛc. erscheint, war in Straßburg von 1477—1484 als Drucker thätig. Aus dieser Zeit sind neun Drucke bekannt, die sein Impressum tragen, und 33 Werke, die ohne seine Druckfirma erschienen; bei weiteren 5 Drucken, die man mit großer Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben kann, fehlt der Nachweis, da von diesen noch keine Exemplare aufgefunden wurden. Alle Drucke Knoblochtzers, namentlich aber die unterschriebenen, sind so ungemein selten, daß Hain ihn in seinem Druckerverzeichnis für Straßburg gar nicht erwähnt. Schöpflin brachte nur spärliche Notizen über diesen Drucker, und Professor Karl Schmidt faßte sein Urteil in dem Satz: „Von 1478 bis 1484 kennt man von Knoblochtzer nur 6 Straßburger Drucke, alle in deutscher Sprache“ zusammen, welche Angabe ungeprüft auch in Kapps „Geschichte des deutschen Buchhandels“ übergegangen ist, wie auch J. Franck in seinem Artikel über Knoblochtzer in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ nicht mehr angab, und doch hätte schon die Durchsicht von Panzers deutschen Annalen eine größere Anzahl datierter Drucke und ein früheres Datum ergeben.

Das Hauptverlagswerk Knoblochtzers, das er auch am öftesten mit seinem Namen versah, ist der „Belial von Jacobus de Theramo“, den wir 1477, 1478, 1481 und 1483 in illustrierten Ausgaben finden. Da gleich mit seinen ersten Drucken reich illustrierte Werke erscheinen, die zugleich die ersten typographischen Erzeugnisse Straßburgs mit Illustrationen sind, so ist die Thätigkeit Knoblochtzers auch für die Geschichte der Straßburger Buchillustration von besonderer Bedeutung. Überblickt man die ganze Straßburger Thätigkeit dieses Druckers, so tritt, im Gegensatz zu seinen Vorgängern an diesem Orte, in der Richtung seines Verlages uns das populäre Element entgegen. Keine dickleibigen lateinischen Folianten der Scholastiker verließen seine Presse; er richtete sein Augenmerk auf Dinge, welche die große Menge interessierten und deshalb ist auch die Bevorzugung der deutschen Sprache erklärlich. Der siegreiche Abschluß der Burgunderkriege gab ihm die Veranlassung zur Herausgabe von nicht weniger als drei Drucken, ebenso wie später die Belagerung von Rhodos und die tapfere Gegenwehr des Ordens ihn zur Herausgabe eines Berichts des Großmeisters Pierre d'Aubusson an Kaiser Friedrich III. bewog. Die juristischen, medizinischen und theologischen Werke seines Verlages stehen fast alle im Dienste des Volkes, dem sie die gelehrten Kenntnisse näher bringen wollen. So finden wir unter seinen Verlagsartikeln ein lateinisch-deutsches Wörterbuch und den lateinisch-deutschen Donat, ferner eine Anweisung zur Abfassung guter Briefe, eine Anleitung zur Berechnung der Verwandtschaftsverhältnisse unter Beifügung zahl-

reicher Beispiele, eine Gerichtsordnung und Kalender. Auch die theologischen Drucke, wie das hauptsächlich für Laien bestimmte Plenarium, die Legende der heiligen drei Könige, die Aufsehen erregenden ersten Predigten des neuen Münsterpredigers Geiler, zeigen uns die gleiche zielbewußte Richtung. Am wertvollsten aber wird seine Thätigkeit für die Geschichte der deutschen Litteratur durch die entschiedene Vorliebe für Volksbücher und Volkssagen, die im Elsaß durch ihn zuerst veröffentlicht wurden. Auch bezüglich der äußeren Ausstattung seiner Drucke leistete Knoblochtzer bedeutend Besseres, als seine Straßburger Vorgänger, denn bei ihm erschienen zuerst und gleich in umfangreicher Weise illustrierte Werke, wie oben schon gesagt wurde, und außerdem tritt in seinen Titelblättern, in den Randleisten und Initialen das Bestreben nach Vervollkommnung und Verschönerung der Werke zu Tage.

Wie Knoblochtzer in illustrativer Hinsicht seine Vorbilder häufig auswärtigen oder einheimischen Druckereien entnahm, so machte er sich auch in textlicher Beziehung andere Drucke nutzbar, ja sogar Nachdrucke ganzer Werke kommen auch bei ihm vor. Gleich einen der ersten Drucke Martin Schotts, die Predigt Geilers „Wie man sich halten soll bei einem sterbenden Menschen", die auf Massenabsatz berechnet war und durch den Verfasser von der Kanzel herab dem Volke zum Kauf empfohlen wurde, druckte Knoblochtzer diesem nach, und auch Joh. Prüß mußte sich den Nachdruck einiger Werke gefallen lassen, wobei sich unser Drucker allerdings der Anbringung von Verbesserungen, besonders in Bezug auf die Illustrationen, befleißigte, wie dies z. B. bei dem einer Ausgabe Schotts 1482 nachgedruckten „Deutschen Plenarium" geschehen ist.

Man kann wohl annehmen, daß dieser Kampf mit einheimischen Druckern für Knoblochtzer, der noch nicht Straßburger Bürger geworden war, und dessen Frau mutmaßlich auch nicht aus Straßburg stammte, auf die Dauer zu größeren Mißhelligkeiten geführt hatte. Andererseits könnte man auch zu der Vermutung geführt werden, daß Knoblochtzer vielleicht durch ungünstige Vermögensverhältnisse zu einem Wechsel seines Aufenthaltes veranlaßt wurde, welche Annahme dadurch bestärkt wird, daß schon in einem seiner letzten Straßburger Drucke, dem Belial von 1484, in illustrativer Beziehung merklich gespart ist. Vielleicht weist auch die oben schon angeführte Urkunde (bei Stehlin), in welcher er als Schuldner eines Baseler Michel Tischmacher erscheint, auf einen pekuniären Zusammenbruch in Straßburg hin, der dann zu Ende des Jahres 1484 oder zu Anfang 1485 eingetreten sein dürfte. Alles dieses zusammen mag ihn zu seiner Übersiedelung nach Heidelberg veranlaßt haben, wo trotz der blühenden Universität sich noch kein Drucker niedergelassen hatte,

und woselbst er am 9. April 1486 unter dem Rektorat des Magisters Jeronimus Flor de Heydelberga zugleich mit Joh. Gruber von St. Gallen inskribiert wurde. Daß der Heidelberger Eintrag den ehemaligen Straßburger Drucker betrifft, geht daraus hervor, daß sich die Straßburger Thätigkeit bis 1484 verfolgen läßt, vielleicht aber auch bis 1485 reichte, und daß von ihm aus dem Jahr 1489 schon einige unterschriebene Heidelberger Drucke bekannt sind, in welchen sich auch noch mit den Straßburger Werken identisches Illustrationsmaterial vorfindet. Wie die Straßburger Thätigkeit Knoblochtzers bisher in völligem Dunkel lag, so ist auch dessen Wirksamkeit als erster Buchdrucker in der altehrwürdigen Universitätsstadt Heidelberg bisher noch nicht eingehender Untersuchungen gewürdigt worden, man muß es deshalb mit Freude begrüßen, daß Herr Karl Schorbach, der eine der beiden Herausgeber des hier benutzten Werkes über Knoblochtzer in Straßburg, auch eine ausführliche Darstellung der Thätigkeit dieses Druckers in Heidelberg vorbereitet.

Das vorliegende Werk muß in jeder Hinsicht gerühmt werden. Der Text ist in leicht verständlicher Form geschrieben; ja man vermißt sogar beinahe die sonst in derartigen Werken gewohnten Satz-Kolosse und gelehrten Raisonnements. Die Quellen-Angaben und die genauen Verzeichnisse lassen erkennen, daß die Herausgeber mit der größtmöglichsten Gründlichkeit sich ihrer Aufgabe erledigt und dieselbe mit Eifer gelöst haben. Die Beigabe von 75 in Lichtdruck ausgeführten Text- und Illustrationsproben begründet sich auf die große Seltenheit dieser Drucke. Aber auch eine etwas sparsamere Zugabe von Tafeln hätte schon genügt, wodurch der Preis ein niedrigerer und, als natürliche Folge davon, eine größere Verbreitung ermöglicht worden wäre. Das wird bei solchen Werken stets viel zu wenig beachtet.

Zum Schlusse sei noch auf eine allerdings ziemlich unbedeutende Thatsache hingewiesen, die in dem Werke keine Erwähnung gefunden hat. Bisher galt der gelehrte Buchdrucker Anton Sorg in Augsburg für denjenigen, der den ersten Versuch gemacht hat, eine Art unserer heutigen „Briefsteller“ (Augsb. 1484) herauszugeben. Da jedoch der (den Bibliographen Grässe, Hain, Brunet und Ebert unbekannte) Druck Knoblochtzers „Formulare und Deutsch Rhetorica“ von 1483 neben den „Sinonima oder glichbeteuttende worter“ auch eine vollständige Anleitung zum Briefschreiben nebst Mustern von Absage-, Kauf-, Bittbriefen u. s. w. enthält, so haben wir hier zweifelsohne das erste Muster eines „Briefstellers“ vor uns, und das Verdienst, einen solchen zuerst gedruckt und veröffentlicht zu haben, kommt also nicht mehr Anton Sorg in Augsburg, sondern Heinr. Knoblochtzer in Straßburg zu.

Die Buchdruckerkunst in Wien von 1682—1882.

Von

Eduard Zernin.

(Schluß.)

Die erste Schnellpresse wurde in Wien im Jahre 1832 aufgestellt, und zwar in der Offizin der Ghelen'schen Erben. Dies geschah für den Druck der „Wiener Zeitung“. Im nächsten Jahre folgte J. P. Sollinger; 1836 stellte A. Pichler's Witwe eiserne Hand- und Schnellpressen auf, welches Beispiel von anderen Offizinen nachgeahmt wurde. Die meisten derartigen Umwandlungen geschahen in den Wiener Offizinen aber erst zwischen den Jahren 1840 und 50. Voran ging jetzt unter der Leitung ihres neuen Direktors Auer die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die eigentlich verhältnismäßig spät den andern Offizinen folgte. Noch im Anfange der fünfziger Jahre gab es jedoch in kleinen Buchdruckereien nur die alten Holzpressen, welche auch noch in mittleren Offizinen vorkamen. Dann aber ging es rasch vorwärts und merkwürdigerweise so gründlich, daß nicht einmal ein Muster-Exemplar erhalten wurde und die Buchdrucker im Jahre 1879 für ihre Gruppe im Festzuge der Stadt Wien eine alte Holzpresse aus Ofen leihen mußten.

Die großen Offizinen Wiens waren bestrebt, in ihrer technischen Einrichtung hinter denen des Auslandes nicht zurückzubleiben. Welch ein verändertes Bild bieten die Druckereien im Anfange der achtziger Jahre gegen jene noch vor einem halben Jahrhundert dar! Jetzt umfangreiche lichte Räume, ja ganze mehrstöckige Häuser der Kunst Gutenbergs gewidmet und welch' ein bewunderungswürdiges Schauspiel bildet der Druckersaal der Gegenwart gegen die beschränkten, dumpfigen und niedrigen Arbeitszimmer von ehedem! Heute treibt der Dampf Schnellpressen und Rotationsmaschinen, ein genial erdachtes System von Hebeln und surrenden und wirbelnden Rädern, und Hunderte von geschäftigen Menschenhänden arbeiten ineinander. Und was verrichten heute nicht alles Papierschneide- und

Falzmaschinen gegen einst, als dies alles so schwerfällig durch Menschenhände geschah!*)

Früher besaßen die meisten Buchdruckereien auch Schriftgießereien, teils um den eigenen Bedarf zu decken, teils um Schriften an kleinere Offizinen abzugeben, selbständige Schriftgießereien gab es in Wien in den vierziger Jahren nur zwei (Schiel & Sohn und Jakob Fiedler). Die großen Anforderungen jedoch, welche an die nunmehr mit Maschinen arbeitenden Buchdruckereien bezüglich der Anzahl der einzurichtenden Formen, besonders aber wegen der Menge der Schriften für stehenden Satz, für die sich mehrenden Accidenzen u. s. w. gestellt wurden, mußten naturgemäß zur Errichtung selbständiger Schriftgießereien führen, deren Besitzer in der Lage waren, für sie alle und jede Opfer zu bringen. Da Schriftgießereien und Buchdruckereien im Aufschwunge und Niedergange sich so ziemlich das Gleichgewicht halten, so konnte auch der Geschäftsgang der Schriftgießereien bis zum Jahre 1873 ein blühender genannt werden, wobei nur der Mangel an geschulten Arbeitern häufig sehr schwer empfunden wurde; um diese Zeit zeigte sich aber ein Rückgang.

Früher wurde auch die Druckfarbe in den Offizinen selbst bereitet, die jetzt in großen Quantitäten aus eigenen Farbefabriken bezogen wird. Bei den Anforderungen, welche seit der Einführung der Schnellpressen

---

*) Johann Kienner, ein genauer Kenner der früheren Verhältnisse, entwirft in seinen Reminiscenzen an das Druckerleben Wiens: „Aus der guten alten Zeit" im „Vorwärts, Zeitschrift für Buchdrucker und verwandte Interessen" 1881, Nr. 16 folgendes anschauliche Bild:

„Gewöhnlich standen im niedern Lokale auf der einen Seite die Pressen, auf der andern die Regale für die Setzer, durch einen schmalen Raum geschieden, so daß 2 Personen knapp nebeneinander gehen konnten. Die Regale waren gewöhnlich schwarz angestrichen, ebenso die Pressen. Das Auf- und Zumachen des Deckels, das Aufeinanderschlagen der Ballen, später das Geräusch der Walzen beim Verreiben der Farbe, das Knarren der Pressen, so oft der Bengel angezogen wurde, verursachte einen solchen Lärm, daß man sich erst daran gewöhnen mußte, um sich dem Zunächststehenden verständlich zu machen. Dazu kam noch eine äußerst ungesunde Luft zum Einatmen. Fenster konnten nicht geöffnet werden, nicht nur wegen der Zugluft, sondern weil dem Drucker die Bogen der Auflage weggeweht wurden und auch das gefeuchtete Papier austrocknete. Dieses, mit Steinen beschwert, stand bei jeder Presse; der Geruch der Farbe, des Öls, womit Schienen und Spindeln der Presse geschmiert wurden, der Gestank des Terpentins, der zuweilen in Anwendung kam, trugen nebst der Ausdünstung so vieler Menschen — die Drucker waren, besonders in Sommerszeit, bei ihrer schweren Arbeit förmlich in Schweiß gebadet — auch nicht zur Verbesserung der zum Einatmen bestimmten Luft bei. Dazu kam aber noch, daß die gedruckten feuchten Auflagen von der Presse weg auf Stricken zum Trocknen aufgehängt wurden, welche über Kasten und Pressen im ganzen Arbeitslokale gespannt waren. So sahen mit geringen Abweichungen die meisten Druckereien der früheren Zeit aus."

an die Offizinen bezüglich der Menge und der Feinheit des Druckes gestellt wurden, besonders beim Illustrations- und besseren Werkdruck, würde die alte Farbenherstellung kaum mehr ausreichen, ja gar nicht mehr möglich sein. In Wien gab es schon in den dreißiger und vierziger Jahren eigene Bezugsquellen für Druckfarben. Gegenwärtig bestehen in Österreich 2 große Farbefabriken, die ihre Fabrikate an Wiener Buchdruckerfirmen abgeben: J. E. Breidt in Hamerling bei Schärding in Oberösterreich (seit 1844) und Friedrich Wüste in Pfaffstetten bei Baden (seit 1870). Für den Illustrationsdruck wird die Farbe auch aus deutschen, französischen und englischen Fabriken bezogen, deren Eigenschaften immer noch als die feinsten zu betrachten sind.

Die Ausstattung der Bücher hat seit dem Jahre 1848 große Fortschritte gemacht. Dieselbe hängt natürlich nach der rein typographischen wie typographisch-dekorativen Seite mit der Entwickelung des gesamten industriellen, geistigen und künstlerischen Lebens, dann aber auch mit den technischen Errungenschaften für den Buchdruck zusammen, namentlich seit die Maschine bei diesem die Herrschaft erlangt hat. Die Technik des Satzes, in erster Linie der orientalischen Sprachen, hat in Wien gegen früher große Vorzüge aufzuweisen, wozu nicht wenig auch das Studium guter Vorlagen aus klassischer Zeit und die heutige schulmäßig gepflegte Geschmacks- und Stilbildung das Ihrige beitrugen. Daß hier noch andere Faktoren wie Typen, Papier und Farbe mitwirken müssen, um einem Buche vom Standpunkte des Buchdruckers den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken, ist wohl selbstverständlich. Wenngleich langsam haben sich nun die Wiener Offizinen zu solchem Ansehen emporgerungen, daß ihre Erzeugnisse hinter denen anderer Staaten nicht zurückstehen. Gegenwärtig hat Wien Buchdruckereien und lithographische Anstalten aufzuweisen, deren Leistungen in den von ihnen vertretenen Spezialitäten fast unübertroffen dastehen, ja einzelne haben eine solche Stufe der Vollkommenheit erreicht, daß selbst das Ausland sie als Musterleistungen anerkennt. Dazu gehören z. B. der fremdsprachliche Satz der Hof- und Staatsdruckerei und der Offizin Holzhausen, der Werksatz der letzteren, der Accidenzsatz der Fromme'schen und Jasper'schen Offizin, die Leistungen der Waldheim'schen, Zamarski'schen, Gerold'schen und anderer Buchdruckereien. Auch manche Firmen zweiten Ranges sind mit Eifer und Erfolg bestrebt, ihren Preßerzeugnissen die möglichste Vollendung zu geben.

Wir übergehen hier, was in unserm Werke über Lithographie und Holzschnitt gesagt ist, und wenden uns zu demjenigen, was die Stellung der Buchdrucker zur Regierung und unter sich selbst betrifft. Am 1. Mai

1860 trat die mit kaiserlichem Patent vom 20. Dezember 1859 erlassene Gewerbeordnung in Rechtswirksamkeit, wonach das Buchdruckereiwesen unter die konzessionierten Gewerbe eingereiht wurde. Die Buchdrucker bildeten fortan gesetzlich eine Genossenschaft (Gremium), deren Zusammensetzung nach manchen Verhandlungen bestimmt wurde. Das „Gremium der Wiener Buch-, Stein- und Kupferdrucker" umfaßt heute nicht allein die Geschäftstreibenden der genannten Art, sondern auch die Buch-, Stein- und Kupferdruckpressen-Inhaber, die Schriftgießer, Xylographen, Kupferstecher und Stichplatten-Zurichter. Dieses feste Band trug wesentlich dazu bei, das innere Vereinswesen zu kräftigen. Im Jahre 1864 wurde ein „Fortbildungsverein für Buchdrucker" gegründet, 1872 folgte der „Verein der Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Faktoren Wiens" und der „Deutsch-österreichische Buchdrucker-Verein", welcher jedoch kein Zentralband für die Geschäftsbesitzer der diesseitigen Reichshälfte wurde und deshalb sich im Jahre 1881 wieder auflöste. Dagegen entstanden andere Vereine für Bildungs-, Wohlthätigkeits- und gesellige Zwecke, so daß wohl behauptet werden darf, daß bei den Wiener Buchdruckern das Vereinswesen zum Zwecke der Humanität und der Bildung, sowie zur Vertretung gemeinschaftlicher Interessen sich in einer Weise entwickelt hat wie bei keiner anderen Genossenschaft. Dieser Korpsgeist hat sich bekanntlich auch in vielen anderen Städten gezeigt und bethätigt, so daß wir hier nicht allein in Wien bestätigt sehen, daß die Jünger Gutenbergs das alte Erbe der Zusammengehörigkeit zu bewahren pflegen. Zwei typographische Zeitschriften, die „Österreichische Buchdruckerzeitung" und der „Vorwärts" bringen noch heute diese Thatsache in Wien zum Ausdrucke. —

Das fünfte (und letzte) Kapitel trägt die Überschrift: „Die geistigen Strömungen in Wien vom Jahre 1848 bis 1882 und die Buchdruckerkunst im Dienste derselben. — Der Buchhandel." In keiner Epoche der Buchdruckergeschichte Wiens zeigen sich die Wechselbeziehungen zwischen Litteratur und Wissenschaft einerseits und der Typographie und den graphischen Künsten andererseits so mannigfach verwoben wie in der Zeit von 1848—82. Es drängen sich in ihr zusammen die vollste Reaktion auf politischem und geistigem Gebiete während des Militär- und Polizeiregiments, daneben durchgreifende Reformen im gesamten Unterrichtswesen, dann das freiheitliche System mit seinen Wandlungen, ein steter Fortschritt in wissenschaftlichen Disziplinen und in den verschiedenen Zweigen der Kunst, endlich ein ungeheurer Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens, dem eine ebenso große Krisis folgte.

Zunächst waren es die Tagespresse und die periodische Fachlitteratur, welche einen sehr bedeutenden Aufschwung nahm. Zu Anfang des Jahres

1848 erschienen in Wien 35 Zeitschriften, diese Zahl hat sich in den folgenden 35 Jahren bis auf 503 gesteigert; die hierüber vom Verfasser aufgestellte genaue Tabelle der neu ins Leben gerufenen und eingegangenen Blätter — ein äußerst mühevolles Stück Arbeit — ist sehr interessant.

Eine nachhaltige Anregung zur Hebung des geistigen Kulturlebens in Österreich brachte die Reform des gesamten Unterrichtswesens, von den Volksschulen bis zur Universität, in den fünfziger und sechziger Jahren. Infolge dieser Umgestaltung der Lehranstalten entwickelte sich auch eine reichhaltige Schulbücher-Litteratur, an welcher die Wiener Typographie namentlich seit der Aufhebung des Schulbücherzwanges ihren Anteil hat. Die Hebung der Wiener Universität, die Errichtung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien (1849) wirkte befruchtend auf Litteratur, Buchhandel und Buchdruck ein, dazu kam die Gründung von verschiedenen wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften aller Art, wodurch jene Wirkung noch eine wesentliche Steigerung erfuhr. Es würde uns hier aber viel zu weit führen, auf Einzelnheiten in dieser Richtung einzugehen.

Eine wichtige Frage ist es noch, die der Verfasser zum Schlusse aufwirft, nämlich die: welchen Anteil die Wiener Typographie sowohl vom geschäftlichen Standpunkt aus, als auch nach der Seite ihrer technischen Entwickelung und Leistungsfähigkeit an der geistigen Bewegung Wiens in unseren Tagen hat. Er sagt darüber u. a. Folgendes: „Daß die Blüte der Litteratur und Wissenschaft den Buchdruckern Wiens ebenfalls nach Maß reichliche Gelegenheit zu verdienen gegeben hat, ist unbestreitbar, braucht und kann ja auch nicht ziffermäßig nachgewiesen werden. Auch jene geistigen Strömungen haben ihren guten Teil dazu beigetragen, daß die Buchdruckereien sich vermehrten oder vergrößerten, und manche ihrer Besitzer einen namhaften Teil ihres ständigen Geschäfts darauf basierten. Von noch größerer Bedeutung aber als der materielle Gewinn erscheint der Anstoß, welchen Litteratur, Wissenschaft und reproduzierende Künste auf die Hebung des Wiener Buchdrucks nach seiner technischen und ästhetischen Seite gegeben haben. Und hierin ist die Zeit von 1848—82 vielleicht die ereignisreichste Epoche in Wiens Buchdruckergeschichte. Einerseits die technische Bewältigung großer Auflagen mit Zuhilfenahme der verschiedenartigsten Maschinen, andererseits die typographisch und ästhetisch geschmackvolle Ausstattung der Bücher so nach ihrer inneren Bedeutung oder äußeren Veranlassung unterscheiden die Arbeiten der heutigen Typographie von jenen der älteren. Dadurch allein ist es auch möglich geworden, daß heute. selbst Volksbücher für das Auge weit gefälliger hergestellt werden können. Die typographische

Ornamentik hat, vom Holzschnitte abgesehen, durch stilgerechte Auszeichnungsschriften, Leisten, Vignetten und Linien in den Schriftgießereien eine hohe Vollendung erreicht und auch bei der Ausführung der Alphabete in allen Sprachen — der Muttersprache wie der fernstliegenden — wird den historischen und künstlerischen Anforderungen vollste Rechnung getragen."

Auch dem Verlagsbuchhandel Wiens muß ein wesentlicher Anteil an der Hebung der Wissenschaft einerseits und der praktischen Gewerbe andererseits zuerkannt werden. Dr. Mayer würdigt diese Verdienste in gerechter Art, indem er sagt: „Die großen Verlagsbuchhändler (Braumüller, Gerold, Hölzel, Seidel, Manz, A. Hartleben, Lehmann und Wentzel) waren bestrebt, ihre Verlagswerke in schöner, mitunter selbst splendider typographischer Ausstattung, ja als Prachtwerke erscheinen zu lassen. Die Verlagsbuchhandlung Braumüller durfte — neben Gerold — das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine der ersten gewesen zu sein, welche einer typographischen wie künstlerischen Ausstattung ihrer Verlagswerke durch in Text gedruckte Holzschnitte, Tafeln in Lithographie, Photographie oder Stich eine ganz besondere Sorgfalt zuwendeten. Die Folge davon war, daß eine große Zahl litterarischer Notabilitäten nicht nur der einheimischen, sondern auch fast sämtlicher außerösterreichischen Hof- und Fachschulen für Braumüller's Verlag gewonnen wurde. Selbst die gewöhnlichen Handbücher, deren früher vernachlässigte Außenseite oft dem inneren Werte des Buches gerade nicht förderlich war, wiesen nun eine zierliche Ausstattung auf, durch die sie dem auswärtigen Verlage mindestens gleichgestellt werden können."

Der Verlag der Wiener Buchhändler hat sich seit der Mitte der fünfziger Jahre überhaupt auch in bemerkenswerter Weise vermehrt. Für Geschichte sind Wilhelm Braumüller und Gerold und Komp. (richtiger Gerolds Sohn) obenan zu nennen, für Theologie Braumüller, Ludwig Mayer und die Mechitharisten (Heinrich Kirsch), für Medizin Braumüller, Urban und Schwarzenberg, für die militärischen Wissenschaften Ludwig Seidel und Sohn, für Land- und Forstwirtschaft W. Frick, für Kunst- und Kunstgeschichte C. Gerolds Sohn, Braumüller und v. Waldheim, für Rechts- und Staatswissenschaften, Philosophie und Naturwissenschaften W. Braumüller und Manz, für Geographie, Reisewerke, Pädagogik und Unterrichtsbücher Alfred Hölder, für schöne Wissenschaften, Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte, C. Gerolds Sohn, Franz Leo und Komp., (Carl Konegen) für Technologie Lehmann und Wentzel.

Was die Menge und Mannigfaltigkeit des Verlags, die oft sorgfältige typographische Ausstattung desselben anbelangt, so ragt, wie gesagt, die Hof- und Universitätsbuchhandlung W. Braumüller in erster Linie hervor.

Mit vorstehend geschildertem Kapitel ist der Haupttext des zweiten Bandes von „Wiens Buchdruckergeschichte von 1482—1882“ eigentlich abgeschlossen. Es folgen noch Nachträge und Ergänzungen. Zunächst werden Mitteilungen über Wiener Drucke aus den Jahren 1485 oder 1486 gemacht und sodann die Buchdruckerfirmen in beiden Bänden des Werkes vervollständigt. Hieran schließt sich ein Personal- und ein Sachregister über den Inhalt beider Bände. Nun folgt ein Verzeichnis sämtlicher Illustrationen im Text, und den Schluß bilden verschiedene Kunstbeilagen von heutigen Wiener Offizinen, welche als Probe der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit dienen.

* *
*

Wir sind am Schluß der Besprechung des Mayerschen Prachtwerks — anders können wir es nicht nennen — angelangt. Überblicken wir nochmals das große zweibändige Buch, welches die Entwickelung der Wiener Buchdruckerkunst in vier Jahrhunderten vorführt, so können wir nur wiederholt aussprechen, daß Herr Dr. Mayer mit demselben der Wiener Typographie ein schönes und würdiges Denkmal gesetzt hat. Und der Verfasser nicht allein: alle seine fleißigen Mitarbeiter, zu denen nicht wenige Jünger Gutenbergs gehören, haben durch Wort und Schrift, Satz und Druck, Bild und Schmuck jeder Art (die Kopfleisten, Vignetten, Initialen u. s. w. dürfen hierbei nicht übersehen werden) dazu beigetragen, daß ein seiner hohen Aufgabe und Bestimmung durchaus würdiges Werk entstanden ist. Diese von den Buchdruckern Wiens selbst herausgegebene Geschichte ihrer eigenen Kunst aus der Feder eines ihrer begeisterten Freunde Dr. Mayer verdient und wird auch sicher finden den Ehrenplatz, der ihr in der Litteraturgeschichte gebührt; sie wird Segen stiften und befruchtend wirken.

Über Stenografie.

Von

G. Hölscher.

Womit mag wohl die Thatsache begründet werden können, daß es die Stenografie bisher gar nicht verstanden hat, eine verhältnismäßig größere Zahl von Freunden im Buchhandel sich zu erwerben? Nach den Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung leicht machen kann, ist die Stenografie für den Buchhandel noch immer ein Mädchen aus der Fremde. Ich habe sogar noch nie davon gehört, daß in den zahlreichen Gehilfen-Vereinen Stenografie gelehrt wird, obschon ich ja nicht bestreiten will, daß es hie und da der Fall ist; aber daß es nur ganz vereinzelt geschieht, ist sicher. Woher kommt nun die Gleichgiltigkeit in Buchhändlerkreisen gegenüber einer Kunst, deren Nutzen und Bedeutung heute wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden dürfte? Und sind die angeführten Gründe zutreffend?

Wohl sagt man: die Stenografie hat für den Buchhändler gar keinen Wert; ich wüßte nicht, weshalb ich stenografieren lernen sollte; ich habe keine Gelegenheit, diese Kunst zu verwerten. Aber diese Phrase kann doch wohl kaum als stichhaltiger Grund angenommen werden. Die Kurz- oder Schnellschrift hat nicht nur den Zweck, Gesprochenes wörtlich festzuhalten, sondern u. A. auch den, die Schreibarbeit zu vereinfachen und dadurch Zeit und Kraft zu sparen. Was hindert denn den Buchhandel mit seinen unendlichen Schreibereien, die Stenografie als Entlastungsmittel von einer großen Summe mechanischer Arbeit willkommen zu heißen? Darf denn der Buchhandel gar nichts in seinen Geschäftsgang und seine Gepflogenheiten einführen, was nicht schon unsere Großväter gekannt und benutzt haben? Der Vorwurf des zähen blinden Festhaltens am Hergebrachten mag die Gesamtheit treffen, aber es entschuldigt deshalb den Einzelnen mit Nichten. Kann nicht Jedem, mag er nun Buchhändler sein oder einem weniger „erhabenen" Stande angehören, die Kenntnis der Stenografie eine große Annehmlichkeit werden und ihm zum Nutzen und Vortheil gereichen? Wir müssen also schon noch einen anderen Grund ausfindig zu machen suchen.

Freilich, wenn der Buchhändler wirklich nicht in die Lage kommen sollte, die Stenografie anzuwenden?? Wenn er wirklich gar nichts aufzuschreiben, nichts für seine eigne Person zu notiren hätte?! Welche Voraussetzungen hat aber diese Annahme! Sie führt uns zu einem andern Grund für die Gleichgiltigkeit gegen die Stenografie, der aber nicht besonders ehrenhaft ist.

Ich habe häufig die Bemerkung gemacht, daß der Schuster selten ganze Stiefel trägt und daß der Schneider häufig mit Löchern in seinen eigenen Kleidern umherläuft; ich habe ein paar Freunde, die im Papierhandel thätig sind, deren Briefe vergilbt sind, bevor sie geschrieben werden: Soll man nun daraus die Folgerung ziehen, daß diejenigen, welche mit der Wissenschaft handeln, diese selbst gering achten und sich nicht um ihre eigene geistige Ausbildung kümmern, während sie anderen sie anempfehlen und darauf ihre Existenz gründen? Aussprüche, die man nicht selten hört, lassen darauf schließen, als z. B.: Ach, wenn ich den ganzen Tag im Geschäft gearbeitet habe, bin ich müde und froh, wenn ich mich abends amüsieren kann; dann habe ich keine Lust, mich noch mit Lesen und Lernen abzugeben. Und doch haben die meisten unserer jüngeren Standesgenossen, welche allerdings glauben, als gewesene Obersekundaner jetzt fertige Menschen zu sein, das Lesen und Lernen noch sehr nothwendig. Aus dieser falschen Ansicht entspringt auch die Gleichgiltigkeit der Buchhändler gegen die für sie bestimmte Litteratur.

Die vorstehende Einleitung ist, wie ich bemerke, etwas lang geworden und berührt auch ein Thema, welches streng genommen nicht zur Sache gehört. Allein es ist nicht überflüssig, von Zeit zu Zeit auf solche Verhältnisse aufmerksam zu machen, welche der Besserung so sehr bedürftig sind. Die unermüdliche Ausbildung der in der Schule erhaltenen Grundlagen ist ein vortreffliches, ja unerläßliches Mittel zum spätern bessern Fortkommen, und wer weiß, ob nicht die heute noch vereinzelt auftretende Nachfrage nach jungen Buchhändlern, welche auch der Stenografie kundig sind, in nicht zu langer Zeit dennoch zur Regel wird. „In England," sagte Lord Roseberry auf dem vorigjährigen Londoner Stenografen-Kongreß, „ist die Stenografie verknüpft mit allen Operationen des öffentlichen Lebens, sie ist aber auch in hohem und immermehr wachsenden Maße mit alledem verknüpft, was wir das Privatleben nennen. Ich behaupte, in London giebt es kaum ein irgend bedeutendes Kaufmanns-, Bank- oder Sachwalterbüreau, welches nicht die Stenografie sich zu seinem Nutzen und Vorteil dienstbar macht, und nach meiner Überzeugung wird sich das private Arbeitsgebiet der Stenografie noch unendlich erweitern." Wird das nicht auch bei uns geschehen? Ich glaube es sicher. Es

ist deshalb angebracht, sich einmal auf dem Gebiet etwas näher umzusehen.

Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf die Vergangenheit der Stenografie.

Wenn man bedenkt, daß die Idee der Kurzschrift bereits vor zwei Tausend Jahren ausgeführt, und diese Ausführung vermutlich damals schon sogar zu einer verhältnismäßigen Ausbildung gelangt ist, so ist schwer begreiflich, daß diese Kunst bei uns Spätgebornen noch nicht größere Ausbreitung und allgemeinere Anwendung gefunden hat.

Sehr früh hatte das Bedürfnis bei den Römern eine Art von Kurzschrift entstehen lassen. Zwar besitzen wir keinen Anhalt für die genaue Zeit der Entstehung der ersten kurzschriftlichen Versuche aus der frührömischen Zeit, aber ein römischer Grammatikus, Valerius Probus, welcher zur Zeit Nero's (54—68) lebte, sagt in seiner Schrift de notis antiquis: „Bei den Alten, als die Anwendung der Noten noch nicht bekannt war, bezeichneten behufs größerer Schreibgewandtheit diejenigen, welche nur des Nachschreibens halber in den Senatssitzungen gegenwärtig waren, zur schnellen Aufnahme des Gesprochenen gewisse Wörter und Namen nach gemeinsamen Übereinkommen nur mit dem Anfangsbuchstaben." Diese abgekürzte Art der Aufzeichnung nannte man notae vulgares, und die einzelnen Abkürzungen singulae literae, woraus unser Wort Sigel für stenographische Abkürzungen abgeleitet sein soll.

Zu Cicero's Zeit (106—43 v. Chr.) soll dann eine eigentliche Kurzschrift entstanden sein. Cicero hatte einen Sklaven, namens M. T. Tiro, dessen er sich als Schreiber bediente und mit dem er sogar nachdem er ihm die Freiheit geschenkt hatte, in freundschaftlichem Verhältnis gestanden haben soll. Dieser Tiro muß als Erfinder der ersten Kurzschrift, der nach ihm benannten „tironischen Noten" angesehen werden. Mit ihrer spätern Vervollkommnung gelangte diese römische Stenografie zu großer Bedeutung und weiter Verbreitung, hauptsächlich dadurch, daß sie sogar um das Jahr 100 in den Jugendunterricht sich Eingang zu verschaffen wußte. So sehr waren diese tironischen Noten Allgemeingut geworden, daß sie nicht nur während des Bestehens des römischen Reiches in Anwendung blieben, sondern auch nach seinem Untergange (476) überall, wo man lateinisch sprach und schrieb, sich einzuführen verstanden als schätzbares Mittel zum raschen Festhalten von Vorgetragenem. Bis tief ins 10. Jahrhundert hinein ist die Anwendung der Erfindung des römischen Sklaven nachweisbar und noch im 12. Jahrhundert waren sie bekannt, wie dies aus einem Brief vom Jahre 1174 hervorgeht, welchen John of Tilbury an König Heinrich II. von England schrieb und worin er über die Schwierigkeit der Erlernung der tironischen Noten sich ausspricht. Als

ihre praktische Anwendung im 10. Jahrhundert aufhörte, da hatte die Welt nichts an die Stelle dieses wichtigen Verkehrsmittels zu setzen und sechs volle Jahrhunderte dauerte es, bis ein Ersatz für die neuern Sprachen gefunden wurde.

Auch von den Griechen wird uns berichtet, daß sie eine Kurzschrift besessen haben, allein die Proben davon scheinen ganz und gar verloren gegangen zu sein. Was uns als solche in Handschriften der Vatikanischen und Pariser Bibliothek vorgeführt wird, ist nicht wohl als Kurzschrift anzuerkennen.

Nachdem, wie bemerkt, die Welt eine lange Zeit ohne Schnellschrift sich behelfen mußte, tauchte 1588 in England ein System auf, welches als der Ausgangspunkt jeder modernen Stenografie zu betrachten ist. Man feierte am 26. September 1887 auf dem internationalen Stenografie-Kongreß zu London das dreihundertjährige Jubiläum der modernen Stenografie. Bei dieser Gelegenheit ist auch festgestellt worden, daß, gegenüber frühern Ansichten das System des Dr. med. Timothy Bright (spr. Breit) das erste war, obgleich dasselbe fast gleichzeitig mit einigen andern Versuchen in die Öffentlichkeit drang. Mit diesen hat es allerdings gemein, daß es praktisch fast gar nicht brauchbar war, daß es vielmehr nur den Anstoß gab, für das Wiedererwachen aus der jahrhundertelangen Gleichgiltigkeit gegen eine wichtige und nützliche Kunst. Das einzig erhaltene Exemplar des Bright'schen Systems wird auf der Bodleian-Bibliothek in Oxford aufbewahrt.

Die Führung auf stenografischem Gebiet wußte sich England auch für die Folge zu erhalten. Das 1620 erschienene System des Engländers Schelton wurde sowohl für das deutsche, als auch für das französische bearbeitet und die letztere Übertragung erfreute sich der Begünstigung Ludwigs XIV, wodurch das System unverdienterweise eine verhältnismäßig weite Verbreitung gewann.

Das Verdienst, die Kunst der Schnellschrift wesentlich gefördert zu haben, muß dem Engländer Taylor zugestanden werden, welcher 1786 mit einem „Versuch zur Herstellung eines allgemeinen, mustergiltigen Stenografiesystems“ hervortrat. Dieses ist als das erste, für praktische Zwecke einigermaßen brauchbare System zu betrachten. Es wurde von Bertin für das französische und fast gleichzeitig (1796 und 97) durch Mosengeil und Horstig für das deutsche bearbeitet. Damit war das Eis gebrochen und von nun ab erscheinen in England, Frankreich und Deutschland eine Unzahl neuer Kurzschriftsysteme, von welch letzterem ich nur die Namen Danzer (1800) Leichtlen, Berthold (1819) Heym (1820) Stärk (1829) Thon (1825) Brede (1827) Erdmann Ineichen (1830) nenne.

Wir wollen jedoch noch einen Augenblick bei der englischen Stenografie und ihrer weiteren Entwickelung verweilen.

Wie schon oben angedeutet wurde, bildeten die tironischen Noten nur zum geringen Teil handgeläufige Zeichen; die Mehrzahl derselben war eine Zusammensetzung von geraden Strichen, Kreisen und Punkten. Jenachdem z. B. ein Punkt von zwei einen Winkel bildenden Geraden eingeschlossen war oder nicht, ob der Punkt unter, neben oder über ein und demselben Zeichen sich befand, war die Bedeutung eine andere. Dazu kamen ganz bedeutende Abkürzungen, welche die Schrift schwer lesbar machten; sehr viele Wörter wurden überhaupt nur durch einen oder zwei Buchstaben wiedergegeben, so kürzte man z. B. alius durch a, alienus durch a-us, abscedit durch a^{t} (Haupt- und Nebenzeichen). Auch ganze Sätze wurden in eine einzige Chiffer zusammengezogen. Man ersieht schon hieraus, daß das Lernen einer solchen Schrift durch ein gutes Gedächtnis und bedeutenden Fleiß unterstützt sein mußte. Wenn es nun möglich ist, so haben die steifen Engländer für ihre Stenografiesysteme bis in die neueste Zeit hinein noch unpraktischere und handwidrigere Zeichen erfunden. Das geht von links nach rechts und von rechts nach links, ein Halbkreis drüber, ein Winkel drunter, Punkte und Kommata auf allen Seiten eines Schriftbildes. Das ist das System, welches man das mathematische oder geometrische nennt, aber ein total verrottetes ist. Man muß die Engländer bewundern, daß sie sich mit Begeisterung in ein solches Chaos stürzen und es ist auch nur erklärlich, weil dies im übrigen durchaus praktische Volk den Wert einer Kurzschrift zu schätzen weiß.

Nach Taylor hat Isaak Pitman ein System der „Shorthand" veröffentlicht, welches, trotzdem es die eben genannten Mängel vollauf sein eigen nennt, eine unerhörte Verbreitung gefunden hat und noch immer findet. Pitman, 1813 zu Bath geboren, hatte sich als Angestellter in einer Londoner Tuchfabrik die Taylor'sche Kurzschrift angeeignet, welche nun außer allem andern auch noch auf die zerfahrene englische Orthografie Rücksicht nahm. Hier sah nun Pitman sehr richtig, daß eine englische Stenografie unmöglich dem historischen Schnickschnack der englischen Schreibweise gerecht zu werden vermag, wenn sie es nicht auf Kosten der Ökonomie thun will. „Phonetische Schreibweise" war also vor allem sein Feldgeschrei und er blieb bekanntlich nicht dabei stehen, diese Forderung für eine brauchbare Stenografie aufzustellen, sondern suchte auch in die chaotische historische Kurrentschrift durch Aufstellung eines ganz radikalen fonetischen Systems, welches zahlreiche neue Buchstaben aufweist, Ordnung zu bringen. Obwohl er mit diesen beiden Aufgaben insofern gemeinsame Sache macht, daß die noch jetzt von ihm redigirte Zeitschrift

für Stenografie gleichzeitig für die Orthografie eintritt, so ist doch seine Lösung der stenografischen Frage mit ungleich größerem Erfolg gelungen. In weit über eine Million von Exemplaren ist das 1837 zum ersten Mal erschienene Lehrbuch der Pitman'schen „Phonetic Shorthand“*) in England verbreitet und trotz seiner Mängel gewinnt das System Tag für Tag neue Anhänger. Die sämmtlichen deutschen Systeme — und es sind deren gerade genug — haben zusammen nicht annähernd so viel Mitglieder aufzuweisen als das schwerfällige englische! Und doch beträgt die Zahl deutscher Stenografen an 30 000!

Unter der thätigen Mithilfe seiner Geschwister und Söhne ist es Pitman ermöglicht worden, sein System über die ganzen Vereinigten Staaten von Nordamerika, Britisch Amerika, Australien und selbst bis nach Indien und Afrika zu verbreiten. Der älteste und berühmteste Praktiker der Pitman'schen Stenografie, Thomas Allen Reed, begründete zuerst einen Verein für die Kurzschrift und ist somit als der Vater des stenografischen Vereinswesens zu betrachten. Unter seiner Redaktion erscheint ferner allwöchentlich seit 1842 das „Phonetic Journal“, welches heute in 20000 Exemplaren abgesetzt wird. Pitman gründete auch in London ein stenografisches Geschäft, welches in einem prächtigen Gebäude in der Paternoster Row untergebracht ist. So wird von den praktischen Völkern alles gleich ganz anders betrieben als bei uns!

Wie in England, so hat auch in Frankreich die Stenografie in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen. Die Taylor'sche Methode machte auch in Frankreich Schule, indem Pierre Bertin nach ihren Grundlagen ein System erfand, welches das bis dahin gebräuchliche, im Jahre 1787 zum ersten Mal erschienene und seitdem 20 mal aufgelegte von Coulon de Thévenot verdrängte. Durch das Taylor-Bertin'sche System ist auch die englische Kurzschrift ins Deutsche übertragen worden, denn dasselbe diente Friedr. Mosengeil für seine 1796 erschienene deutsche Kurzschrift als Vorbild. Französischerseits fand das Bertin'sche System ebenfalls viele Nachahmer, bis im Jahre 1827 Hippolyt Prévost (gest. 1873) mit einem neuen, aber auch auf Taylorschen Grundlagen beruhenden System weite Verbreitung gewann und nach seiner 1866 erfolgten Bearbeitung durch den Advokat A. Delaunay noch immer gewinnt. Das System ist im ganzen nicht ohne Geschick und ermöglicht ein rasches Schreiben, aber mehr oder minder auf Kosten der Deutlichkeit, so daß der berühmte „Zusammenhang“ des Satzes vieles gut machen muß, was die Deutlichkeit versieht. Eine große Rolle spielt in

*) A manuel of Phonography or writing by sound. London. F. Pitman. Phonetic Depot.

dem System der Punkt; er bedeutet je nach seiner Stellung zu einem Konsonantenzeichen: an, en, in, un, a, e, i, ai, ei, o, u, ou, eu, é, ez, er etc. ié, isé, ité, is, it, ic, if etc. Die Schwierigkeit des Lesens wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß es besondere „règles de probabilité de lecture“ giebt. Die Kürzungen erinnern stark an die tironischen Noten, wenn z. B. statt par conséquent = pr con geschrieben wird, für plus ou moins = pl oin, für jusqu'à un certain point = j. oin. Aus alledem erhellt, daß das Prévostsche System sehr schwierig zu erlernen ist. Ihm steht ein gleichfalls über eine große Zahl von Anhängern gebietendes, 1858 zum erstenmal erschienenes System der Gebrüder Duployé gegenüber. Diese beiden Stenografien entsprechen etwa den deutschen von Gabelsberger und Stolze. Die Parlamentsstenografen in Paris teilen sich in Anhänger dieser beiden Systeme, von denen das Duployé'sche es verstanden hat, in 3000 Elementarschulen sich Eingang zu verschaffen.

Drei Jahre früher als das in England herrschende System das Weltlicht erblickt hatte, war in Deutschland durch das Hervortreten Gabelsbergers im Jahre 1834 eine neue Epoche für die Geschichte der Stenografie begonnen worden. Bevor wir uns damit beschäftigen, sind wohl einige allgemeine Bemerkungen am Platze.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Stenografie nur den Zweck habe, Reden nachzuschreiben und daß sie für andere, welche nicht in die Lage kommen, sie auf diese Weise anzuwenden, eigentlich den Wert nicht habe, der als Äquivalent für die verursachte Mühe gefordert werden müsse. Wenn man auch den genannten Zweck als einen, in unserm entwickelten Kulturleben hochwichtigen anerkennen muß, so verdankt die Stenografie doch nicht diesem Bedürfnis allein ihre Entstehung. Man muß sich vielmehr daran gewöhnen, die Kurzschrift wirklich als eine vollkommenere Schrift zu betrachten, welche die jetzt gebräuchliche unvollkommenere eigentlich verdrängen müßte, denn in der That ist sie nichts anderes. Auf dem Wege nach dem Ideal der Schrift ist die Stenografie eine Etape. Das Ideal aller Schrift, welche keinen andern Zweck hat, als die lebendige Sprache zu ersetzen, muß aber die Fähigkeit bieten, mittels möglichster Kürze und Einfachheit eine Sprache in einer Weise praktisch darzustellen, daß das Geschriebene wieder leicht und unzweifelhaft gelesen werden kann. Das ist sehr einleuchtend und doch erfährt man alle Tage, wenn man es wünscht, wie wenig es begriffen wird. In anbetracht dieser selbstverständlichen Forderung sind wir mit unsern Kurrentschriften noch recht weit von dem Ideal entfernt. Die Gründe, welche in Berücksichtigung der Wichtigkeit des Gegenstandes nur ein sehr langsames Fortschreiten der Stenografie, dieser weitern Stufe zur Voll-

kommenheit der Schrift ermöglichen, sind einmal in der bedauerlichen Vielheit der Systeme im deutschen Vaterland und der Unentschlossenheit der Regierungen zu suchen, andererseits in den Schwierigkeiten, welche die stenografische Schrift dem Druck bereitet. Wohl giebt es auch schon einen stenografischen Typendruck, allein die Schwierigkeiten sind derart, daß die meisten stenografischen Drucke noch von stereotypirten Platten abgezogen werden. Freilich ist auch zu berücksichtigen, daß die moderne Stenografie noch sehr jung ist und deshalb als noch bedeutend entwickelungsfähig betrachtet werden kann. Wie das erste Hindernis der größern Ausbreitung der Stenografie, die Vielheit der Systeme, entstanden ist, möge die folgende Skizze kurz zeigen.

Wie bereits angedeutet wurde, ist F. X. Gabelsberger als der Vater der modernen deutschen Stenografie zu betrachten. Dieser Mann wurde am 9. Februar 1789 in dürftigen Verhältnissen zu München geboren. Im nächsten Jahre begeht man dort den hundertjährigen Gedenktag mit großer Feierlichkeit, und mit Rücksicht darauf wurde auch auf den vorjährigen Londoner Stenografenkongreß die Geburtsstadt des Gründers der modernen deutschen Stenografie als Versammlungsort für den nächstjährigen internationalen Stenografentag gewählt.

Gabelsbergers epochemachende Erfindung ging unmittelbar aus der Praxis hervor. Er hatte sich, nachdem ihm, dem selbst Unbemittelten, die Unterstützung zur Ausbildung für das Lehrfach verloren gegangen war, mit Schönschreiben und Lithografie beschäftigt, mit welchen Künsten er sich den Unterhalt erwarb. In seinen Mußestunden interessirten ihn die Systeme der Pasigrafie und die Dechiffrirkunst und so trat er denn, wie er selbst erzählt, „aus freier Idee an die Ermittelung einer Schnellschrift 1817 heran, und hatte hierbei keine andere Absicht, als etwa einem höhern Staatsbeamten zur Erleichterung seiner Geschäfte in der Art dienstlich zu werden, daß er vermittelst solcher Schrift entweder einzelne Elaborate desselben gleich vom Munde weg aufnehmen oder bei minder bedeutenden Gegenständen schnell das Wesentliche seiner Ansichten notiren könnte.“ Klarer wurde ihm noch die Bedeutung, welche eine solche Schnellschrift erlangen könnte, als er mit seinem ersten Entwurf 1819 die Verhandlungen des ersten bairischen Landtages aufzunehmen suchte. Von jetzt ab arbeitete er unermüdlich an der Verbesserung seines Systems. Man staunt über die Ausdauer, mit welcher dies geschah, wenn man erfährt, daß er, um das Verhältnis zu ermitteln, in welchem die einzelnen Konsonanten und Vokale in Bezug auf die häufige Widerkehr und ihre Verbindung, die vier Quartbände des Adelung'schen deutschen Lexikons Wort für Wort durchging und so eine Statistik der Buch-

staben zusammenbrachte, nach welcher die lautlichen Bestandteile der Wortbilder die mehr oder weniger einfachen Zeichen erhielten. Es war ein Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung, daß er mit den bisher (und noch jetzt) in England üblichen umständlichen geometrischen Zeichen brach und handlichere, den Formen unserer Schreibbuchstaben entnommene einführte. Neunmal verwarf er seine Ergebnisse als ihm selbst nicht genügend, und erst siebzehn Jahre, nachdem er angefangen hatte zu arbeiten, erschien seine Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst im Selbstverlag (1834. gr. 4^{0}, 560 S.) Dieser Veröffentlichung folgten 1843 die „neuen Vervollkommnungen in der deutschen Redezeichenkunst" mit dem Prinzip der Satzkürzung. Der geniale Erfinder war 1823 zum Ministerialsekretär ernannt worden und hatte sich auch seit diesem Jahre der staatlichen Anerkennung zu erfreuen, welche sich in der Gewährung einer kleinen Geldunterstützung zur Ausarbeitung seines Systems bekundete.

Drei Jahre nach Gabelsbergers, am 4. Januar 1849 plötzlich eingetretenen Tod traten die hervorragendsten Vertreter seines Systems in München und 1857 in Dresden zusammen, um dasselbe zum vollständigen Ausbau zu bringen und die Einheit zu wahren. Die dort geschaffenen Änderungen sind unter der Bezeichnung „Dresdener Beschlüsse" bekannt. Heute besorgt das Überwachungs-Geschäft der deutsche Gabelsberger Stenografenbund.

Nicht allzu lange ließ nach dem Hervortreten Gabelsbergers ein neues System auf sich warten; nicht lange genug, um dem ersten eine nicht mehr bezwingbare Macht von Anhängern zu verleihen. Das System von Stolze war es, welches den Kampf aufgenommen hat, einen Kampf, der bekanntlich heute noch nicht entschieden ist, sondern forttoben wird, solange nicht eine andere Macht eingreift als die beiden zunächst Beteiligten.

Wie sein Vorgänger Gabelsberger hatte auch Wilh. Stolze schon in früher Jugend mit einem nicht günstigen Geschick zu kämpfen. Er war am 20. Mai 1798 zu Berlin geboren und sah sich nach dem Tode des Vaters in die Lage versetzt, schon im Jünglingsalter statt Theologie zu studiren durch Erteilung von Unterricht für den notdürftigen Unterhalt der Familie zu sorgen. Endlich gelang es ihm, eine Anstellung bei der Berliner Feuerversicherungsgesellschaft zu erhalten, die ihm aber erlaubte, seine Studien und seine Lehrtätigkeit fortzusetzen. Die Stenografie, deren Wert er bei seiner vielseitigen Arbeit bald genug erkannt hatte, lernte er 1820 in dem Mosengeil'schen System kennen und seit diesem Jahre wurde sie seine Lieblingsbeschäftigung. Nach mannigfachen Vorarbeiten setzte er von 1838 bis 41 seine ganze Kraft für ein neues praktisches

System ein, welches weniger als das Gabelsberger'sche zum Nachschreiben von Reden, als vermöge seiner größern Einheitlichkeit und seines strengen Systematismus zum Gebrauch im gewöhnlichen Leben geeignet sein sollte. Das „Lehrbuch der deutschen Stenografie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht“ erschien zum ersten Mal 1841 auf Kosten des preußischen Kultusministeriums, dem Stolze das Manuscript eingereicht hatte, und das System fand Anklang. Stolze war seit dem zweiten vereinigten Landtag 1848 als praktischer Stenograf tätig und begleitete seit 1852 das Vorsteheramt des stenografischen Büreaus des Abgeordnetenhauses, wo die Stolze'sche Stenografie bis jetzt noch bedeutend vorherrscht. Freilich blieben dem Erfinder Stolze ebenso wenig wie andern die gehässigen Anfeindungen erspart, welche mit dazu beitrugen, seinen schon durch Krankheit und Familienunglück ohnehin schon getrübten Lebensabend noch mehr zu verdüstern. Er starb am 8. Januar 1867.

Auch nach Stolze's Tod sind mannigfache Verbesserungen an seinem System vorgenommen worden. Die von seinem eignen Sohne 1872 herrührende Umarbeitung zeigt so viele Neuerungen und Verbesserungen, daß sie das ganze System in zwei Lager teilten, welche sich heute noch Alt- und Neustolzeaner nennen. Es ist nicht gut ersichtlich und mit dem Streben nach Vollkommenheit nicht gut vereinbar, daß die Anhänger des alten Systems, statt zu den bessern überzugehen, jener verlorenen Sache noch neue Schüler zuzuführen suchen.

Eigentlich ist es ein müßiges Unternehmen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, welches der beiden deutschen Hauptsysteme den Vorzug verdiene. Ein jedes hat seine Vorzüge, ein jedes seine Nachteile. Im Allgemeinen kann man die Unterscheidung annehmen, welche sich aus der Natur der Sache ergiebt. Gabelsbergers Bestreben war es vor allem, eine Parlamentsstenografie ins Leben zu rufen, Stolze spricht schon im Titel seines ersten Lehrbuches aus, daß es ihm darauf weniger ankomme als vielmehr, eine Stenografie für die Schulen, das geschäftliche und öffentliche Leben zu schaffen. Gabelsberger suchte einem zur Zeit fühlbar werdenden Bedürfnis abzuhelfen, Stolze wollte die Schrift an sich reformiren. Sein Endziel ist die Verdrängung der gebräuchlichen Kurrentschrift durch das dem Ideal der Schrift nähere Schreibsystem. Infolge dessen war er bei dem Ausbau desselben ängstlich bemüht, sich an den Geist der deutschen Sprache zu halten, und er hat ihm in einem staunenswertem Grade Rechnung getragen. Kein System ist so frei von Willkürlichkeiten und so gefestet in den Elementen der deutschen Sprache als das Stolze'sche.

Der landläufige Vorwurf, den man ihm macht, ist seine sogenannte Dreizeiligkeit. Dem stenografieunkundigen Leser muß dies näher erläutert werden.

Der Begriff Schnellschrift macht es notwendig, die Zeichen für die einzelnen Buchstaben so einfach wie möglich zu gestalten. Nun ist es klar, daß man kaum vierundzwanzig so einfache Zeichen aus dem Punkt und dem Strich zusammensetzen kann, daß man sie etwa mit einer vier- bis fünffachen Schnelligkeit der gewöhnlichen Schrift zu Papier bringen kann. Eine solche Schnelligkeit ist aber mindestens notwendig, wenn man Gesprochenes fixiren will und wenn überhaupt das Schreibgeschäft wesentlich vereinfacht werden soll. Es bleibt also kaum eine andere Möglichkeit, die nötige Schnelligkeit zu erreichen, als Buchstaben auszulassen. Hierbei kann kein Zweifel sein, daß es die Vokale sind, welche fallen müssen, da die Konsonanten das eigentliche Gerüst, die Vokale nur die Füllung des Wortes bilden. Da aber auch selbstverständlich die Vokale nicht einfach fortgelassen werden dürfen, so müssen sie symbolisch bezeichnet, angedeutet werden. Dies geschieht bei Gabelsberger auf sehr unterschiedliche Art. Wir müssen uns die Sache schon etwas genauer betrachten, um ein ungefähres Bild davon zu erhalten.

Das Gabelsberger'sche System bezeichnet das unbetonte e gar nicht, wenn nicht ein Mißverständnis dadurch herbeigeführt werden kann; in „gebet" wird das zweite e nur geschrieben, weil auch ein Wort „gebt" existirt und deshalb die Nichtbezeichnung zu Verwechselungen Veranlassung geben könnte. Das a wird durch Verdichtung des voraufgehenden Konsonanten oder des folgenden, oder durch sogenannte Mittel-, d. h. durch eine etwas Höherstellung des folgenden oder des vorhergehenden Konsonantenzeichens angedeutet. o und ö werden stets grafisch dargestellt; doch wird der letztere Umlaut häufig durch e ersetzt (z. B. Ökonomie = Ekonomie). Das i zeigt man durch Hochstellung des vorangehenden oder nachfolgenden Zeichens oder Steilstellung (bei langen Zeichen) oder Verdichtung am Anfang oder Ende des betreffenden Konsonanten an; das u durch Tiefstellung des vorangehenden oder nachfolgenden Zeichens; bei langen Zeichen muß das u grafisch dargestellt werden. So schreibt man z. B. Muhme, Memme, Mime mit ganz denselben Zeichen; der Vokal wird aber angedeutet durch Tiefer-, Gleich- oder Höherstellung des folgenden m-Zeichens gegenüber seinem vorhergehenden.

Abgesehen davon, daß wir es hier mit einem wahren Chaos von Regelkram zu thun haben, welches nur in den Dehnungsbezeichnungen der Vokale bei der deutschen Rechtschreibung seines Gleichen findet und welches die Gabelsbergersche Stenografie sehr schwer erlernbar macht, haben wir also genau genommen hier nichts anderes als ebenfalls ein Dreizeilen-System und es ist kaum denkbar, daß eine Stenografie, welche die Vokale symbolisch bezeichnen will, auf diesen Behelf verzichten kann. Sehen

wir uns dieselbe symbolische Vokalbezeichnung bei dem Stolze'schen System an.

Bei ihm findet die Vokalbezeichnung durch den Stand des ganzen Wortbildes statt, sodaß z. B. zwischen zwei Konsonanten, welche verbunden auf der Hauptlinie stehend, ein e gelesen wird; die höhere Stufe, d. h. ganz dasselbe Wortbild auf eine höhere Zeile gesetzt, deutet i an und die untere bezeichnet o. Durch Verstärkung der ersten Konsonanten werden dann entsprechend a, y, u, durch Dehnung ei, ie (bei Eigennamen) und ü geschrieben, oder besser angedeutet. Diese Haupt-, Unter- und Oberlinie bildet nun die vielbestrittene Dreizeiligkeit. Genau betrachtet ist aber diese Dreizeiligkeit bei fast allen andern Stenografien zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß das Stolze'sche System den Grundsatz gleich von vornherein fest und bestimmt ausspricht. Zudem ist die Gabelsbergersche Kürzungsmethode durchaus verrottet und unbrauchbar. Nur ein einziges Beispiel. Man schreibt: Der Böse teischt sich selbst, wenn er glaub, er könn die Geduld des Himmel mißbrauch. In anbetracht solcher Unvollkommenheiten konnte freilich der Bericht der Unterrichtskommission für das Abgeordnetenhaus vom 24. Januar 1867 die Behauptung aufstellen, daß die Stenografie den Sprachsinn trübe und dem grammatischen Unterricht störend entgegenarbeite.

Man ersieht schon aus dieser kurzen Gegenüberstellung, daß in dem Stolze'schen System ein klareres und einfacheres „System" liegt. Dabei muß man natürlich nicht glauben, daß die Stolzeaner stets Linien ziehen müßten, bevor sie anfangen zu schreiben; ihre Schüler brauchen die Linien nicht länger als die Schüler des Gabelsberger'schen Systems. Als eine allzu große Genauigkeit kann es betrachtet werden, daß beide Systeme das c, v, und ph schreiben, statt sich mit der fonetischen Bezeichnung z und f zu begnügen. Andererseits genügen für eine genaue Schulschrift schlechte fonetische Widergaben Gabelsbergers nicht; so, wenn es Regel ist, ä wie e zu schreiben, also Veter statt Väter, Menner statt Männer, drengen statt drängen 2c. 2c. Solche Ungenauigkeiten kennt die Stolze'sche Stenografie in keinem Falle; sie ist vielmehr, von der eben genannten allzu großen Genauigkeit abgesehen, eine streng fonetische höhere Stufe der Schrift und eignet sich daher zur Einführung in den Schulunterricht vorzüglich.

Auf diesen letzten Punkt, sowie auf die Verbreitung der beiden Systeme werde ich später noch zurückkommen. Hier ist der Ort, um ein System zu erwähnen, welches sich an das Stolzesche so eng anschließt, daß dasselbe richtig eigentlich den Titel führen müßte: „Deutsche Schul-Stenografie von W. Stolze-Velten", statt daß der Name Stolzes

weggelassen ist.*) Jeder, welcher der Stolzeschen Stenografie kundig ist, kann mit Hilfe einiger Andeutungen der geringen Unterschiede auch die Veltensche lesen. Nichtsdestoweniger bedeuten diese geringen Unterschiede so wesentliche Verbesserungen des Stolzeschen Systems, daß es wünschenswert wäre, wenn das letztere nach den Veltenschen Grundsätzen umgearbeitet würde, wenn man das fertig vorliegende System nicht ganz annehmen will. Eine solche Umarbeitung wäre etwas ganz unschweres.

Der Hauptvorzug des Veltenschen Systems besteht darin, daß der Verbesserer zu den Vorzügen der Stolzeschen Kurzschrift in Bezug auf Genauigkeit und Systematismus die Einzeiligkeit eingeführt hat (mit Ausnahme einiger Sigel, welche über der Linie stehen), und zwar ist dies mit sehr einfachen Mitteln, nämlich ungefähr denselben Grundsätzen, welche das Stolzesche System für die Schreibung von Nebensilben gebraucht, erreicht worden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, falls einmal die Frage der Einführung der Stenografie in die Schulen von den Regierungen ernstlich erwogen wird, das Veltensche System, welches noch viel zu wenig gewürdigt wird (4. Aufl. 1888), mit an erster Stelle in Betracht gezogen werden muß und es ist ebenso sicher anzunehmen, daß die Entscheidung zu gunsten Stolzes fallen würde, wenn sich die Stolzesche Schule entschließen würde, das gute System noch weiter zu verbessern und auszubauen. Freilich ist das stete Verändern des Systems, das Flicken an dem einheitlichen Bau, wie es vor kurzem wieder an dem Stolzeschen System gemacht worden ist, mit Recht gefürchtet; auf solche Weise wird der gefährlichste Feind, die Zwietracht unter den Stenografen desselben Systems hervorgerufen; aber auch die an sich löbliche Zurückhaltung muß in vernünftigen Grenzen bleiben und darf nicht in das unantastbare Kastensystem ausarten, welches der Feind des Fortschritts ist. Die Umarbeitung des Stolzeschen Systems in ein einzeiliges würde nicht mehr Änderungen schaffen, als die Umarbeitung Dr. Franz Stolzes 1872 mit sich gebracht hat. Es ist da freilich auch eine Spaltung entstanden, aber der morsche Ast ist seit langem im Absterben begriffen.

Die größte Beachtung der Gabelsbergerschen und Stolzeschen Schulen verdient ein neues, im vorigen Jahre (1887) erschienenes System, welches in hohem Grade geeignet ist, zu einer fruchtbringenden und die Sache der Stenografie fördernden Vereinigung der beiden Hauptsysteme zustande zu bringen. Der Erfinder desselben ist der in den Kreisen der Gabelsbergerschen Stenografen wohlbekannte praktische Stenograf Ferdinand

*) Wilh. Velten ist Lehrer in Essen a. d. Ruhr. Er trat mit seinen Neuerungen im November 1876 zum erstenmal hervor.

Schrey in Barmen. Den Entwurf hat der Erfinder im Verein mit den Stenografen Dr. Chr. Johnen in Düren und Dr. Adolf Socin in Basel, deren Namen ebenfalls schon eine Gewähr für die Brauchbarkeit bieten, zu einem festgefügten System ausgebaut, welches sehr richtig den Titel „Vereinfachte deutsche Stenografie" (Barmen, H. Klein) trägt.

Wie bereits angedeutet, bietet diese Kurzschrift eine glückliche Vereinigung der Systeme von Gabelsberger und Stolze, deren Vorzügen sie noch den einer sehr leichten Erlernung hinzufügt. Kenner eines andern Systems können die Kenntnis dieser Kurzschrift in einigen Stunden sich vollständig aneignen, Neulinge in der Stenografie können sie mit einem Lehrer in vier Unterrichtsstunden bewältigen, ein Vorzug, welchen die beiden andern Systeme durchaus nicht bieten.

Die vereinfachte Stenografie schreibt die Einzeiligkeit Gabelsbergers, benutzt aber viele Grundsätze Stolzes. Das Wenige, was daran noch zu bessern wäre, beschränkt sich m. E. auf zwei Punkte. Da sind zuerst die Gabelsbergerschen Zeichen sch, z, ch u. s. w., welche ihren Fußpunkt unterhalb der Schriftlinie haben. Daß dies eine Unbequemlichkeit ist, gesteht das System selbst ein mit der Regel, daß die betreffenden Zeichen in Anlaut auf die Linie zu stehen kommen. Dann wird die Vokalbezeichnung auf den folgenden Konsonanten (welcher sie durch Verstärkung anzeigt) geschoben, wodurch die rationelle Verdoppelung dieses Konsonanten, wie sie Stolze in die feste Regel gebracht hat, unmöglich wird. Daraus entspringt dann die Ungenauigkeit, daß die Verdoppelungen von k, z, n, p (ck, tz, pp) unbezeichnet bleiben, was bei einer Schulstenografie — und darauf muß stets Rücksicht genommen werden — nicht sein darf. Im übrigen ist das Schreysche System ein Muster einer Kurzschrift.

Die Betrachtung einer weitern Kurzschrift bleibt noch übrig, diejenige, mit welcher der Musikschriftsteller Leopold A. F. Arends zuerst im Jahre 1850 hervortrat.

Arends war nach seiner, dem Lehrbuche beigegebenen Selbstbiografie am 1. Dezember 1817 zu Rakischi in Westrußland im Kreise Wilna geboren. Sein Vater betrieb dort eine Kunstgärtnerei und war aus Braunschweig eingewandert. Seine Ausbildung erhielt der spätere Erfinder in Riga und Dorpat, worauf er sich 1848 dauernd in Berlin niederließ. Im Hempel'schen Verlag erschien 1850 seine erste, übrigens wie er selbst sagt, ganz verunglückte Veröffentlichung über Stenografie unter dem bedenklichen Titel „Stenografie in sechs Lektionen" und erst 1860 legte er das Ergebnis seiner weiteren Forschungen in seinem „Leitfaden einer rationellen Stenografie" nieder, welcher 1886 in Fr. Schulze's Verlag seine 16. Auflage erlebt hat.

Mit Genugthuung weisen die Anhänger der Arends'schen Kurzschrift auf das Urteil Alex v. Humboldt's über das System hin. Der Erfinder hatte das Manuskript seines Lehrbuchs dem Naturforscher zur Begutachtung übersandt, worauf der letztere in einem Brief vom 27. April 1852 erwiderte, daß er „dem Gegenstand, dem Sie auf eine recht verdienstvolle Weise Ihren Scharfsinn und Ihre ausgezeichnete Kombinationsgabe widmen, leider ziemlich fremd“ gegenübestehe; er „glaube aber doch erraten zu haben, daß Ihr Spstem mehr durchdacht und gebessert ist als das, was ich von Gabelsberger und Stolze im Gedächtnis habe.“ Man ersieht schon aus dem Wortlaut, daß das Urteil eines auf anderm Gebiet durchaus bedeutenden Gelehrten nur denselben Anspruch auf Beachtung erheben kann, als z. B. die Ansicht Bismarcks über die Orthografie und sein Urteil in dem Streite zwischen Fraktur und Antiqua.

Die Arends'sche Kurzschrift unterscheidet sich vornehmlich dadurch von den beiden vorstehend besprochenen, daß sie die Vokale nicht symbolisch, sondern grafisch darstellt, infolgedessen dann natürlich eine ziemliche Einzeiligkeit erzielt worden ist. Es ist aber eine große Frage, ob es nicht ein bedeutender Vorteil Gabelsbergers und Stolzes ist, daß sie die Schreibung der Vokale durch Mittel überflüssig machen, welche leicht anzuwenden sind. Im übrigen aber zeichnet sich die Arendssche Kurzschrift nicht durch Vorzüge, sondern durch ihre Systemlosigkeit aus und kann in dem Wettkampf der Systeme nicht in Betracht kommen.

Ein eifriger Anhänger des Arends'schen Systems, Heinrich Roller, machte dem Meister Vorschläge über Verbesserungen desselben und über die Vermeidung einiger Verstöße gegen sprachliche Gesetze, konnte aber damit bei dem, nach seinen langatmigen Schriften zu urteilen, etwas eiteln Erfinder nicht durchdringen. Auf diese Weise machte sein System Schule, indem nämlich Roller 1875 die Umarbeitung selbst besorgte, gegen welche Arends sich gesträubt hatte; allein obschon es einen Fortschritt darstellt, hat auch das „Arends-Rollersche“ System keine besondern Erfolge aufzuweisen, wie es überhaupt heute sehr schwer ist, mit den beiden deutschen Hauptsystemen erfolgreich zu konkurrieren. Das mußten bisher alle Nachkömmlinge erfahren. Die Nachfolger Gabelsbergers sind Erckmann (1876), Adler (1877), Faulmann (Phonografie 1883). Von denjenigen, welche die Bahn Stolze's verfolgen, ist Wilhelm Velten schon oben behandelt worden, ferner sind zu nennen Tormin (1870), Baumgarten (1872), Kolb (1875), aus den achtziger Jahren Simon Lenze, welcher seine Stenografie auf das phonetische Schreibsystem Dr. Fricke's begründete, Merkes, Sartorius ꝛc. ꝛc.

Ein originelles Stenografiesystem, welches die Grundlagen der

anderen Systeme als verfehlt betrachtet und deshalb vollständig mit der Vokalbezeichnung desselben bricht, ist das in diesem Jahre (1888) erschienene und von dem Lehrer P. Laufenberg erfundene. Derselbe bezeichnet die Vokale mit der Größe und Stellung der voraufgehenden Konsonanten. Die Zeichen für die letztern sind Teile der Kurrentschriftbuchstaben. Abgesehen davon, daß sie dadurch vielleicht am leichtesten zu erfinden waren, ist das durchaus nicht ein so großer Vorzug. Im Ganzen ist das System nicht ungeschickt und sehr kurz, wenn aber der Erfinder seine „kurrentschriftliche Einzeiligkeit" gegenüber der Stolze'schen Dreizeiligkeit als ein Haupt-Vorzug seines Systems hervorhebt, so ist dies noch unzutreffender, als wenn Gabelsberger auf seine Einzeiligkeit sich beruft. Denn wenn es nur darauf ankommt, wie groß ich ein und dasselbe Zeichen mache, und ob ich es auf oder unter die Linie setze, um dadurch ganz verschiedene Vokale symbolisch zu bezeichnen, so kann füglich von einer Einzeiligkeit keine Rede mehr sein. Im Gegenteil braucht Laufenberg sogar ein sechs-Linkensystem!

Was nun die Verbreitung der deutschen Stenografiesysteme betrifft, so stehen dieselben so ziemlich im Verhältnis ihres Erscheinens. Am meisten verbreitet ist das Gabelsberger'sche, welches seine Anhänger hauptsächlich im Süden Deutschlands hat. Seine große Verbreitung hat dasselbe der Unterstützung der bayrischen, sächsischen und der österreichischen Regierung zu verdanken. In diesen Ländern ist der stenografische Unterricht in den Schulen nach Gabelsberger fakultativ eingeführt. In Bayern hat jede höhere Schule (Gymnasien, Real- und Handelsschulen) einen eigens für die Stenografie angestellten Lehrer, welcher ein ziemlich schwieriges Examen zu bestehen hat, und an den Lehrerseminaren und technischen Hochschulen giebt es sogar Professoren der Stenografie für die stenografische Ausbildung. Zu den Aufnahmen im Landtag werden nur Anhänger des Gabelsberger'schen Systems zugelassen, die sich vorher einer eignen Prüfung für Kammerstenografen unterzogen haben. Das Examen für das Lehramt der Stenografie findet unter Vorsitz eines höheren Ministerialbeamten als Regierungskommissar statt und dauert vier Tage.

Die zahlenmäßige Verbreitung der einzelnen Systeme möge die nachfolgende Tabelle veranschaulichen, welche sich auf die Statistik von 1886 gründet. Seitdem werden wesentliche Verschiebungen nicht stattgefunden haben. Hiernach verteilten sich die Stenografen folgendermaßen:*)

*) Die nebenstehende Tabelle ist der „Zeitschrift des kgl. preuß. statistischen Bureaus", Jahrg. 1887 entnommen.

in	Gabelsberger		Neu-Stolze		Arends		Roller		alle vier Systeme	
	Vereine	Mitglieder	Vereine	Mitglieder	Vereine	Mitglieder	Vereine	Mitglieder	Vereine	Mitglieder
Preußen	192	3140	245	5464	53	995	48	684	538	10283
dem Königreich Sachsen . .	127	3072	6	207	3	33	8	233	144	3545
den thüringischen Staaten .	21	506	15	191	1	42	3	59	40	798
Anhalt	1	20	4	38	1	7	—	—	6	65
Braunschweig	5	245	2	31	2	21	—	—	9	297
beiden Mecklenburg . . .	2	25	5	81	—	—	—	—	7	106
den Hansestädten	3	108	7	292	2	39	2	48	14	487
Oldenburg	4	107	1	10	—	—	—	–	5	117
beiden Lippe	4	47	1	27	—	—	—	—	5	74
Hessen	14	391	1	7	—	—	2	24	17	422
den süddeutschen Staaten nebst Elsaß-Lothringen . . .	87	3560	11	279	1	3	9	168	108	4010
Deutschland überhaupt . .	460	11221	298	6627	63	1140	72	1216	893	20204
der Schweiz	7	147	34	736	1	18	2	19	44	920
Österreich	53	2111	—	—	—	—	7	91	60	2202
Rußland	—	—	—	—	1	15	1	10	2	25
Frankreich	—	—	—	—	—	—	1	22	1	22
England	1	?	—	—	—	—	1	12	2	12
Amerika	3	80	6	99	—	—	10	200	19	379
zusammen	524	13559	338	7462	65	1173	94	1570	1021	23764
dazu Sammelvereine . . .	—	—	2	118	—	—	1	477	3	595
einzeln stehende Mitglieder der Verbände	—	—	—	497	—	90	—	27	—	614
insgesamt	524	13559	340	8077	65	1263	95	2074	1024	24973

Außerdem zählen die Altstolzeaner 72 Vereine mit 1171 Mitgliedern. Faulmann 11 Vereine mit 327 Mitgliedern, Lehmann (Stenotachygrafie) 13 Vereine mit 191 Mitgliedern. Es wird daher und in anbetracht dessen, daß viele Stenografen einem Vereine nicht angehören, nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die Zahl der deutschen Stenografen auf 30000 annimmt. In Preußen stellt die Rheinprovinz die größte Zahl Stenografen, nämlich 2475 (worunter 1335 Gabelsberger und 971 Stolze). Danach folgt Brandenburg mit 2328 Stenografen (wobei 1692 Stolze und 115 Gabelsberger). Am wenigsten verbreitet ist die Kurzschrift in der Provinz Schleswig-Holstein mit 126 Stenografiekundigen. Das Übergewicht hat Stolze im Königreich Preußen durch dessen mittlere und östliche Provinzen, Gabelsberger in der Rheinprovinz und Westfalen.

Über den Nutzen der Stenografie ist schon so viel geschrieben worden, daß derselbe heute wohl allseitig anerkannt werden dürfte. Freilich wird die Kurzschrift erst dann ihren reichen Segen entfalten, wenn sie zum

Gemeingut des Volkes geworden ist. Heute dient sie dem Einzelnen zu Notizen, Entwürfen, zum Diktandoschreiben wichtiger Briefe, zu Exzerpten, zum Nachschreiben von Vorträgen, bei der Lektüre oder auch im allgemeinen zur Zeitersparnis. Bei der Korrespondenz tritt schon hindernd entgegen, daß der Adressat nicht nur nicht immer Stenograf ist, sondern daß er auch gerade des Systems des Schreibers kundig sein muß. Die Vielheit der Systeme ist der ärgste Schaden der Stenografie. Wie ist nun dem entgegenzutreten? An ein freiwilliges Aufgeben von Systemen zu Gunsten eines einzigen ist natürlich nicht zu denken; erscheinen doch jahraus jahrein neue Systeme, so daß wir es heute schon auf die stattliche Zahl hundert gebracht haben. Diesem Mißstand kann nur die Schule erfolgreich entgegentreten. Die Regierungen haben es in der Hand; nur durch ihr einmütiges Eintreten für ein und dasselbe System wird die Stenografie ihrer hohen Aufgabe gerecht werden können. Auf dieses Ziel muß unaufhörlich hingearbeitet werden, obschon die Arbeit von 1862 bis jetzt zu einem Ergebnis nicht geführt hat.

Vom Jahre 1862 ab sind dem deutschen Reichstag nicht weniger als sieben Petitionen zugegangen, welche sich mit der Einführung der Stenografie in die Schulen beschäftigten, und obschon der Reichstag zwar die erste derselben eingehend beraten hat, über die letzte von 1886 aber einfach zur Tagesordnung übergegangen ist, so sind doch viele Vorurteile und landläufige Einwendungen von damals entschieden geschwunden. So z. B. daß die Stenografie die Handschrift verschlechtere, den Augen schade, daß sie nur für Berufsstenografen von Nutzen sei u. s. w. Zumal der letzte Vorwurf, welchen man heute noch vielfach ins Feld führt, wird täglich widerlegt. So erzählte z. B. der Afrika-Reisende Stanley, daß er die interessanten Mitteilungen in dem bedeutenden Buch über seine Forschungsreise nur der Stenografie verdanke, die es ihm ermöglichte, alles Beobachtete an Ort und Stelle zu fixieren. Die meisten bedeutenden Schriftsteller halten sich entweder Stenografen oder stenografieren selbst. Zu den letztern gehören u. a. Oskar von Redwitz, Hermann Schmid und Robert Hamerling. Die praktischen Amerikaner haben uns natürlich auch in der Anwendung der Stenografie im gewöhnlichen Leben längst überflügelt. Allein in Chicago sind mehrere Hundert stenografische Korrespondenten jahraus, jahrein bei Kaufleuten und Gewerbetreibenden beschäftigt. Es hat sich in Amerika neuerdings im Anschluß hieran noch ein besonderer Zweig von Stenografen ausgebildet, die sogenannten Hotelstenografen. Man findet dort in den großen Städten praktische Leute, welche in einem Hotel Wohnung genommen haben und, ausgerüstet mit allem Material zum Stenografieren und Übertragen, sich jederzeit den

Reisenden zur Verfügung stellen, um gegen angemessenes Honorar Korrespondenzen jeder Art fertigzustellen. So weit kommen wir in 20 Jahren vielleicht auch noch einmal!

Nichtsdestoweniger soll aber jeder, und vor allem der Buchhändler, der ein besonderes Interesse daran hat, nach Kräften mitwirken, daß mit der bedauerlichen Langsamkeit, mit welcher bei uns alle noch so segensreichen Neuerungen den schwierigen Eingang sich erringen müssen, endlich gebrochen wird. Aber wie die, längst als praktisch sich erwiesenen Schreibmaschinen vor lauter Erwägungen im deutschen Vaterland noch keine Verbreitung haben finden können, so muß auch die Stenografie, diese Wohlthat, unsern bedächtigen Landsleuten geradezu aufgedrungen werden, um eine so mäßige Ausbreitung sich zu erkämpfen. Freilich, die Tauben fliegen nicht mehr gebraten herum und die Stenografie braucht einen Massenanhang, um ihre Mission zu erfüllen, darum ist aber jeder einzelne berufen, das Seinige zur Erlangung der Wohlthat beizutragen. Und endlich, selbst wenn die Anwendung der Stenografie für uns beschränkt bleiben sollte, wenn wir nur das erreichten, daß die Regierungen, mit der Macht der Masse rechnend, sich entscheiden müßten für das System, welches seinen Einzug in die Schule halten wird, nun, so haben wir doch das Bewußtsein, der kommenden Generation einen großen Dienst geleistet zu haben. Oder ist das Gefühl für nichts zu achten? Nur der Egoist kann den Gedanken nicht fassen. Der Buchhändler hätte ja hier Gelegenheit, seine so oft an ihm gerühmten idealistischen Anlagen zu zeigen. Es ist vorläufig einerlei, welches System gelernt werde, Gabelsberger oder Stolze, oder die Systeme ihrer Verbesserer, mein Rat lautet nur, aber deutlich und eindringlich:

Lernt Stenografie!

Zwanglose Rundschau.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Leser in diesem Augenblicke bereits sämtlich über die beiden Hauptereignisse auf dem Büchermarkt der letzten Zeit ebenso gut unterrichtet sind, als der Verfasser der Rundschau. Wenn ich nichtsdestoweniger noch einmal auf Bekanntes zurückgreife, so geschieht es einmal, weil etwas so unerhörtes, daß das deutsche Gemüt sich durch — Bücher aus seiner micheliſchen Ruhe aufscheuchen läßt, in den buchhändlerischen Annalen gehörig registriert zu werden verdient, anderseits aber auch, um die bedeutsamen und für die Zukunft lehrreichen Vorgänge der Vergessenheit der Tagesblätter zu entreißen. Das erste und wichtigere Ereignis — denn so kann man diese Veröffentlichungen wohl nennen —, welches das zweite bedeutend in den Schatten stellt, ist die Herausgabe des Tagebuchs, welches der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 führte. Das zweite ist die Schrift des englischen Arztes Sir Morell Mackenzie, durch dessen Eingreifen in die Behandlung desselben deutschen Kronprinzen eine so verhängnisvolle Änderung derselben herbeigeführt wurde.

Daß der nachmalige Kaiser Friedrich III. zu der großen Zahl fürstlicher Persönlichkeiten gehörte, welche die Welt mit den gedruckten Erzeugnissen ihres Geistes beglücken, kann niemand behaupten; das war in der That kein Fehler. Aber es ist ebenso bekannt, daß er nach englischer Manier ein Tagebuch führte, dessen Eintragungen nach allem, was man davon weiß, äußerst interessante und scharfe Lichter auf viele Vorgänge fallen lassen mußte, deren Klarlegung noch nicht als „opportun“ betrachtet wird. Viel war schon das Abhandenkommen einiger Bände des Tagebuchs aus Charlottenburg und ihre Überführung nach London im April d. J. (1888) damals besprochen worden. Aber diese Angelegenheit verlor das Interesse durch das Gerücht, die Tagebücher seien später wieder nach Berlin gekommen. Niemand sprach mehr davon zu der Zeit, da wie eine Bombe in die friedliche Stadt das Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ mit der oben angeführten Veröffentlichung am 21. September in die politisch stille Zeit einschlug. Es ist sehr interessant gewesen, bei dem Verlauf dieser Angelegenheit die Charakterlosigkeit unserer Presse klar zu erkennen und einmal zu beobachten, auf welche Weise die öffentliche Meinung zustande kommt. Die erste Aufnahme des Tagebuchs von seiten der Presse war durchgehends sympatisch; man bewunderte den ganzen Mann mit seinen unbeeinflußten Überzeugungen und festen Ansichten. Aber es dauerte nicht lange, so machte sich in den offiziösen Organen, vor allen in der Kölnischen Zeitung eine bedeutend trübere Anschauung bemerkbar. „Wir erkennen, so hatte das genannte Blatt unterm 22. September geschrieben, in diesen Aufzeichnungen die hohe ideale Begeisterungsfähigkeit. Was von solchen Fähigkeiten in ihm lebte, das galt in jener großen Zeit der deutschen Sache!“ Bald darauf fand man zu-

erst die unbefugte (weil sie ohne des Kaisers Einwilligung geschehen war) Veröffentlichung des Tagebuchs, dann dieses selbst undelikat, ja unerlaubt und skandalös. Und welches war die Ursache zu diesem raschen Umschwung der Ansichten bezw. „Überzeugungen" der freien Presse?

Am 27. September veröffentlichte der Reichskanzler im Staatsanzeiger einen vom 23. datierten Immediatbericht an den Kaiser wegen Veröffentlichung des Tagebuches, in welchem die Echtheit desselben angezweifelt und das Strafverfahren auf Grund des § 92 des Strafgesetzbuchs beantragt wurde. Derselbe lautet: „Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Nachrichten, deren Geheimhaltung für das Wohl des Deutschen Reiches erforderlich ist, öffentlich bekannt macht" u. s. w. wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft (bei mildernden Umständen Festungshaft nicht unter sechs Monaten). „Wenn es überhaupt Staatsgeheimnisse giebt," heißt es dann in dem Bericht des Reichskanzlers, „so würde dazu, wenn sie wahr wäre, in erster Linie die Thatsache gehören, daß bei Herstellung des Deutschen Reichs Kaiser Friedrich die Absicht vertreten hätte, den süddeutschen Bundesgenossen die Treue und die Verträge zu brechen und sie zu vergewaltigen Eine Anzahl anderer Anführungen, wie die angeblichen Urteile Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen über Ihre Majestäten die Könige von Baiern und Würtemberg, die Anführungen über den Brief des Königs von Baiern und dessen Entstehung, die angeblichen Intentionen der preußischen Regierung gegenüber der Infallibilität fielen, wenn sie wahr wären, ganz zweifellos in die Kategorie der Staatsgeheimnisse und der Nachrichten, deren Veröffentlichung den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reichs, die auf der Einigkeit seiner Fürsten wesentlich beruhen, gefährdet, also unter Artikel 92 des Strafgesetzes. Wird die Publikation für echt gehalten, so liegt der Fall des Artikels 92 I des Strafgesetzbuches vor."

Die Ansichten, ob es sich hier um ein Verbrechen im angezogenen Sinne handelt oder nicht, sind äußerst geteilt und man muß das Urteil des Reichsgerichtes, welches sich mit dieser Sache als Landesverrat zu beschäftigen haben wird, abwarten. Was soll man aber von dem Charakter der deutschen Presse sagen, wenn der Hamburger Korrespondent (später natürlich) jeden Gedanken an eine Freilassung Geffckens nicht etwa aus Gründen des gerichtlichen Untersuchungs-Ergebnisses, sondern mit dem Hinweise darauf abwies, „daß eine Angelegenheit, welche Fürst Bismarck mit dem Aufgebot solcher Mittel betrieben hat, nicht ausgehen könne wie das Hornberger Schießen"? Dieser offene Ausspruch ist so bezeichnend für die Verdummung unserer von ekelhaftem Byzantinismus durchseuchten Presse, welche Recht und Gerechtigkeit auf solche Weise mit Füßen tritt, daß derselbe eine Aufzeichnung verdient. Ein Volk, welchem man eine solche Begründung einer Rechtssache zu bieten die Frechheit haben kann, muß schon auf einem tiefen Niveau von Selbstachtung stehen. Das einst stiernackige germanische Volk ist in der That auf dem Punkt, sein Rückgrat zu verlieren!

Übrigens schien man sich in einem Teil der Presse nicht ganz klar zu sein, ob die vom Reichskanzler in dem Immediatgesuch aufgeführten Punkte wirklich in diesem Falle eine Verfolgung rechtfertigten. „Von einem hervorragenden Juristen" ließ sich wenigstens die „Post", welche auch plötzlich andern Sinnes geworden war, schreiben: Die Veröffentlichung des angeblichen Tagebuchs Kaiser Friedrichs gestattet eine strafrechtliche Verfolgung nicht nur wegen Verletzung gewisser Paragraphen des Strafgesetzbuchs, sondern auch wegen Verletzung des Urheberrechtes. Manuskripte genießen nach dem Urheberrechtsgesetze einen noch weitergehenden Schutz als Werke, die der Autor bereits publiziert hat, indem auch das Citieren einzelner Stellen aus Manuskripten (§ 7 des Urheberrechtsgesetzes) und jegliche Übersetzung (§ 6 a. 6 vergl.

die Motive) als strafbarer Nachdruck verboten sind. Bekanntlich steht das Urheberrecht dem Verfasser und nach dessen Tode seinem Erben zu, soweit nicht eine rechtsgeschäftliche Übertragung desselben von seiten der Berechtigten stattgefunden hat. Die Übergabe eines Manuscripts zum Privatgebrauche ist selbstverständlich noch nicht Übertragung des Urheberrechtes oder der Ausübung desselben. Ebensowenig kann eine unbefugte, ohne Genehmigung des Autors oder seiner Erben erfolgte Publikation ein Urheberrecht des Verlegers begründen. Der Schutz des Urheberrechts würde ins Gewicht fallen gegenüber bevorstehenden Publikationen aus dem angeblichen Tagebuche weiland Kaiser Friedrichs III., soweit die Publikation nicht unter das Strafgesetzbuch fällt, namentlich auch gegenüber Veröffentlichungen in ausländischen Blättern, wenn sie in einem Staate erfolgen, mit welchem Verträge über den Schutz des Urheberrechtes abgeschlossen sind. Die Frage der Echtheit oder Unechtheit käme dabei praktisch nicht in Betracht.

Unterm 26. September erklärten die Verleger der Rundschau, Gebr. Paetel in Berlin, daß das Oktoberheft, wenngleich eine Konfiskation ausblieb, nicht mehr ausgegeben werde. Damit war der Staatsfeindlichkeit der Veröffentlichung die Krone aufgesetzt, zugleich aber die Neugierde nach dem Herausgeber und der Kenntnis des Tagebuchs auf dem Höhepunkt angelangt. Man bezeichnete als Herausgeber, gestützt auf die Versicherung, daß dies Tagebuch 1873 metallographiert an mehrere dem Kronprinzen nahestehende Personen verteilt worden sein sollte (was bei diesen jedoch nicht, wohl aber bei den Tagebüchern über die Reisen im Morgenland und nach Spanien und über den Krieg von 1866 der Fall ist), nacheinander den Professor Delbrück, den Frhrn. von Roggenbach, den Herzog Ernst von Koburg und Gustav Freytag. Delbrück äußerte sich später in den Preußischen Jahrbüchern über das Tagebuch und bedauerte die frühzeitige Veröffentlichung. Aber die Zeit werde kommen, „wo die Tagebuchblätter, aus den trüben Wassern, durch die sie jetzt gezerrt werden, gerettet, als köstliches Denkmal eines edeln Herzens und deutscher Gesinnung mit ungeteilter Pietät vom deutschen Volke verehrt werden.“ Die Zweifel über die Persönlichkeit des Herausgebers lösten die Verleger der Rundschau, freilich allem journalistischen Brauch entgegen, selbst, indem sie am 29. September ihren Vertrauensmann preisgaben. Gleichzeitig war Professor Geffcken auf der Reise von Helgoland, wo er sich mit seiner Familie zur Kur aufgehalten hatte und wo er nicht hätte verhaftet werden können, nach Hamburg, seiner Geburtsstadt, um hier seine Persönlichkeit zur Verfügung zu stellen; gleich auf dem Bahnhof wurde er verhaftet. Preußen ersuchte um Auslieferung; Geffcken, des Landesverrats angeklagt, blieb bis zum 10. Oktober in Untersuchungshaft, an welchem Tage er in das Moabiter Männer-Gefängnis übergeführt wurde.

Geffcken war 1854 Legationssekretär in Paris, von 1856—66 erst Geschäftsträger für Hamburg, dann hanseatischer Ministerresident in Berlin und 1869 in London; von da ab Syndikus des hamburgischen Staats. 1872 wurde er auf Grund seiner Veröffentlichung „Die Verfassung des deutschen Bundesstaates“ als Professor der Staatswissenschaften und des öffentlichen Rechts an die Universität Straßburg berufen, wo er 1880 auf Veranlassung des Kaisers Mitglied des reichsländischen Staatsrats wurde. Aus Gesundheitsrücksichten nahm er 1882 seinen Abschied und lebte seitdem in Hamburg. In völkerrechtlichen Fragen wird Geffcken als Autorität betrachtet. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen seien genannt: Reform der preußischen Verfassung, Staat und Kirche in ihrem Verhältnis zu einander, die Reform der Reichssteuern, la question du Danube, die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Diese Werke sind sämtlich bei Duncker & Humblot erschienen.

Geffckens eigener Sohn hat bald nach dem Erkenntnis, daß die Herausgabe des Tagebuchs ein Staatsverbrechen war, das Entmündigungsverfahren gegen seinen Vater eingeleitet.

Trotzdem, daß nach der Berner Konvention vom 9. September 1886 (Vgl. Rundschau III, S. 558 und IV, S. 251) dies nicht gestattet ist, sind von dem Tagebuch sowohl eine französische als auch eine englische Übersetzung erschienen.

Das zweite Ereignis auf dem buchhändlerischen Gebiete ist, wie bereits bemerkt, das Erscheinen der längst mit Spannung erwarteten Verteidigung des englischen Arztes Sir Morell Mackenzie. Die Denkschrift über die Krankheit Kaiser Friedrichs war am 10. Juli „nach amtlichen Quellen und den im königl. Hausministerium niedergelegten Berichten der Ärzte Prof. Bardeleben, Prof. v. Bergmann, Dr. Bramann, Prof. Gerhardt in Berlin, Prof. Kußmaul in Straßburg, Dr. Landgraf in Berlin, Dr. Moritz Schmidt in Frankfurt a. M., Prof. Schrötter in Wien, Prof. Tobold in Berlin und Prof. Waldeyer in Berlin" herausgegeben worden. Sämtliche Ärzte vertreten darin die Meinung, daß Kaiser Friedrich wahrscheinlich gerettet worden wäre, wenn man im Frühjahr 1887 den Rat der deutschen Ärzte befolgt hätte und den Kranken einer Operation unterzogen hätte, welche bereits auf den 21. Mai angesetzt war. Auf nähere Einzelheiten kann ich natürlich hier unmöglich eingehen; nur das sei hervorgehoben, daß man den amtlichen Bericht nicht als ganz objektive Darstellung betrachten kann. Man sagt, daß derselbe von Prof. Bergmann, dem heftigsten Gegner Mackenzies, herstamme, und es scheint auch alles darauf zugespitzt zu sein, um diesem die schwere Verantwortung an dem Tod des Kaisers aufzubürden, weil er die oben erwähnte Operation durch sein Dazwischentreten verhindert hatte.

Die deutsche Ausgabe der Broschüre Mackenzies, welche am 15. Oktober gleichzeitig in Styrum (bei dem Verleger Ad. Spaarmann), Berlin und Leipzig ausgegeben werden sollte, kehrt nun in ihrer Hauptsache den Spieß um und brachte, statt einer Verteidigung gegen die Anklagen der deutschen Ärzte, zum Teil sehr schwerwiegende Vorwürfe gegen diese; so z. B., daß Bergmann durch große Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Kanülen eine solche dem Kronprinzen nicht in, sondern vor die Luftröhre gestoßen habe und ähnliches.

Selbstverständlich waren die Vorbestellungen auf die Mackenziesche Schrift, welche durch Abbildungen und Autographen des Kronprinzen noch an Interesse gewann, sehr zahlreich, weshalb der Erscheinungstermin vom 1. auf den 15. Oktober versetzt werden mußte. Einige Berliner Blätter, welche augenscheinlich eine ebenso merkwürdige Ansicht über die deutsche Preßfreiheit als auch über die Würde des deutschen Volkes hatten und den Polizeistaat für die einzig richtige Regierungsform für dasselbe halten, schlugen acht und vierzehn Tage vor dem Erscheinungstermin bereits vor, die Ausgabe der Broschüre, deren Inhalt man noch gar nicht kannte, nicht zu gestatten! Der Verleger Spaarmann, statt dadurch gewarnt zu sein, schien seiner Sache so sicher, daß er bereits am 13. Oktober, wozu er durchaus nicht verpflichtet war, die drei ersten Exemplare an den Bürgermeister von Oberhausen sandte, welcher zwei davon an den Landrat und den Regierungspräsidenten in Düsseldorf weiterschickte. Das Ergebnis war, daß am 15. Oktober früh bei Spaarmann die Beschlagnahme sämtlicher Vorräte der Broschüre in Ausführung einer Verfügung des kgl. Amtsgerichts zu Mülheim a. d. Ruhr vom 14. Oktober stattfand, und zwar „auf Grund des § 94 Str.-Pr.-O. angeordnet, da dieselbe den Thatbestand der §§ 95, 185, 186, 200 Str.-G.-B. enthält, und zwar begangen durch Beleidigung Sr. Majestät des

deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II., sowie des Fürsten Bismarck (pag. 93 und 94) und der Professoren Gerhardt und v. Bergmann (pag. 13.—15, 20, 107, 115, 77 rc.)."

Damit waren natürlich alle Hoffnungen zu nichte geworden und statt derjenigen eines guten Geschäftes für Verleger und die Sortimenter kam die Gewißheit eines außerordentlichen Verlustes. Die Auflage der Broschüre betrug 130 000 Exemplare! In Leipzig, wo bei dem Kommissionär Spaarmanns am Montag den 15. alle Vorbereitungen zur Auslieferung der Bestellungen, die berghoch aufgespeichert lagen, bereits getroffen waren, erschienen an diesem Tage morgens mehrere Staatsanwälte, darunter zwei Berliner Beamte und acht Geheimpolizisten, die sofort auf sämtliche Exemplare Beschlag legten. Die Packete wurden ausgepackt und alle Vorräte, nachdem sie durchgezählt worden, in Kisten vernagelt. Zugleich durchsuchte man sämtliche Buchhandlungen. Für den Verleger sollten in Leipzig allein einige 40 000 Mark einkassiert werden. Die Antwort auf die Beschlagnahme der deutschen Ausgabe seiner Verteidigung hat Mackenzie dadurch beantwortet, daß er den Verlegern, welche den Bericht der deutschen Ärzte über die Behandlung des Kaisers Friedrich in England in englischer Sprache zu veröffentlichen im Begriff sind, durch seinen Rechtsanwalt eröffnen ließ, er werde, falls sie ihr Vorhaben ausführen und den Bericht erscheinen ließen, sofort eine Klage wegen Charakterschmähung gegen sie anstrengen und eine hohe Schadloshaltungssumme beanspruchen. Bei seiner Vernehmung erklärte Spaarmann u. a. zu Protokoll, daß die sämtlichen Bogen des englischen Originals von der Kaiserin Friedrich vor dem Druck gelesen worden seien. Als Entgegnung auf die Äußerung der Kölnischen Zeitung, „daß offenbar keiner der großen weltbekannten Verleger den Ruhm seiner Firma durch die Veröffentlichung einer gehässigen und unwahren Streitschrift erhöhen wollte", teilte er ferner mit, thatsächlich hätten sich vierunddreißig deutsche Verleger bei Sir Morell Mackenzie um den Verlag der deutschen Ausgabe beworben, darunter zwei der größten Berliner Firmen, mehrere Leipziger sehr angesehene Verleger und zwei Wiener Häuser. Spaarmann erhielt den Verlag infolge privater Verbindungen nach persönlicher Unterhandlung mit Dr. Mackenzie in London.

Selbstverständlich konnte die Unterdrückung der Broschüre wegen Beleidigung der Ärzte nur von einem von diesen zu stellenden Klageantrag abhängig gemacht werden, weshalb der erste Staatsanwalt beim kgl. Landgericht zu Duisburg die Professoren Bergmann und Gerhardt zur Antragstellung aufforderte. Allein die daraufhin erteilte Antwort lautete: „Wir beehren uns auf Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 17. Oktober ganz ergebenst zu erwidern, daß wir von der Stellung eines Strafantrages gegen den Arzt Mackenzie, den Buchhändler Spaarmann und den Drucker Kühne glauben absehen zu müssen. Wir verkennen nicht, daß an den von Ihnen bezeichneten Stellen Ausdrücke vorkommen, welche nach dem deutschen Sprachgebrauche als Beleidigungen unserer Person anzusehen sind. Wir sind aber der Meinung, daß diese Beleidigungen auf denjenigen zurückfallen werden, von dem sie ausgegangen sind, und daß eine Entscheidung hierüber durch das Gericht nur Äußerlichkeiten berühren würde. Die wissenschaftliche Frage der Wahrheit kann ihre Lösung in erster Reihe nur durch Männer der Wissenschaft und weiter durch das gesamte gebildete Publikum finden. Um ein solches Urteil zu ermöglichen, ist es von unserm Standpunkte sehr erwünscht, daß die Mackenziesche Broschüre dieselbe Verbreitung finde, wie die im Juli dieses Jahres erschienenen Berichte aus den Akten des königlichen Hausministeriums. C. Gerhardt. E. v. Bergmann."

Allgemein und noch besonders interessant für den Buchhändler sind zwei Briefe des englischen Mackenzie-Verlegers Sampson Low in London, wenn man bedenkt, daß die deutschen Ärzte zu gunsten der Langenbeck-Stiftung bei Herausgabe der amtlichen Protokolle über die Krankheit Kaiser Friedrichs auf jedes Honorar verzichtet und auf diese Weise der Stiftung eine Summe von gegen 8000 Mark zugewendet haben. Der erste Brief ist an einen deutschen Verleger gerichtet und lautet in der Übersetzung: Sir Morell Mackenzie, der hochselige deutsche Kaiser Friedrich und die deutschen Ärzte. Die Notiz, welche in einigen deutschen Zeitungen erschien, nach welcher Sir Morell Mackenzie nicht die Absicht hätte, eine Antwort auf die Behauptungen der deutschen Ärzte zu veröffentlichen, ist gänzlich unbegründet. Diejenigen, welche die größeste Ursache hatten, mit den Diensten zufrieden zu sein, die Sir Morell Mackenzie dem Hochseligen Kaiser Friedrich III. leistete, hatten das Gefühl, daß es für ihn notwendig wäre, seinen Ruf als Arzt von den Vorwürfen durch einen unabhängigen Bericht zu reinigen. Es versteht sich, daß dieser ausgezeichnete Arzt seit seiner Rückkehr fast ausschließlich mit zu seinem Berufe gehörigem Wirken beschäftigt war; da aber die Londoner Saison jetzt ihrem Ende entgegengeht, hofft er Zeit zu finden, um seine Antwort zu schreiben, welche im Verlaufe einiger Wochen gleichzeitig in Deutschland und in England zur Ausgabe gelangen wird. Das Werk wird Faksimiles der Handschrift und andere Skizzen des hochseligen Kaisers enthalten und wird nicht nur eine persönliche Verteidigung Sir Morells gegen die wider ihn gemachten persönlichen Angriffe bilden, sondern wird auch eine historische Darstellung seines täglichen, lang fortdauernden Verkehrs mit dem Kaiser enthalten. — Die englische Ausgabe wird einen Oktavband von ungefähr 200 Seiten bilden; Ladenpreis ungefähr 2 Sh. 6 Pence, und erscheint im Verlage von Messrs. Sampson Low, London. — Der zweite Brief ging an einen österreichischen Buchhändler und lautet in der Übersetzung: London, 15. August 1888. Geehrter Herr! Sir Morell Mackenzie hat uns gebeten, uns nach einem österreichisch-ungarischen Verleger zu erkundigen und als alten Geschäftsfreund von uns haben wir an Sie gedacht. — Würden Sie geneigt sein, das Übersetzungsrecht des demnächst erscheinenden Werkes Sir Morell Mackenzies über die vielbesprochene Frage der Behandlung des heimgegangenen deutschen Kaisers Friedrich III. durch ihn und die deutschen Ärzte von uns zu erkaufen? — Das beiliegende Manuskript wird Ihnen einen ungefähren Begriff von dem Charakter des Werkes geben. Mit Deutschland ist auch bereits ein Vertrag gemacht, für welchen uns eine sehr bedeutende Summe geboten und von uns auch angenommen wurde, aber Sir Morell ist durchaus der Meinung, daß der von ihm behandelte Gegenstand auch von gleichem Interesse für die österreichisch-ungarischen Leser ist. Aus diesem Grunde geben wir Ihnen jetzt Gelegenheit, uns ein Gebot für das Übersetzungsrecht dieses Werkes zu machen. Zu diesem Zwecke werden Ihnen einige Bogen unseres Textes zu rechter Zeit geliefert werden, um Sie in stand zu setzen, die Übersetzung zu beginnen und den Tag der Ausgabe mit uns festzusetzen; dieser Tag muß derselbe sein — nicht später und nicht früher — wie der Tag, an dem wir unsere englische, amerikanische und deutsche Ausgabe veröffentlichen. Es ist sehr wichtig, daß kein Bruchteil dieses Stoffes vor Erscheinen des ganzen Werkes bekannt gegeben werde, weshalb wir eine Gewährleistung in Form einer hohen Geldstrafe verlangen, welche an uns zu zahlen ist in dem Falle, daß der Kontrakt in dieser Beziehung nicht streng gehalten wird. Die Totalsumme, welche wir im Auftrage Sir Morell Mackenzies für das österreichisch-ungarische Übersetzungsrecht fordern, ist 300 Pfund (6000 Mark). Wenn Sie geneigt sind, unter diesen Bedingungen das Übersetzungsrecht zu erwerben, sind

unsere Zahlungsbedingungen folgende: 100 Pfund beim Unterschreiben des Vertrages, 100 Pfund nach Empfang des ersten Korrekturbogens und 100 Pfund nach Empfang des letzten Bogens. — Wir fügen hinzu, daß diese Offerte auch anderen österreichisch-ungarischen Verlegern gemacht ist und wir verpflichtet sind, das erste Gebot anzunehmen, das uns durch Telegramm oder auf andere Weise erreicht. Wir hoffen, daß diese Bedingungen Ihren Beifall finden werden und zeichnen rc.

Am 1. Oktober feierte die Firma Otto August Schulz und mit ihr seine Gründung, das Buchhändleradreßbuch, in Leipzig das fünfzigjährige Jubiläum. Der Begründer des Hauses war am 2. Oktober 1803 als der Sohn eines Seidenstrumpfwirkers in Leipzig geboren und erlernte den Buchhandel erst, nachdem er eine zeitlang in einer Speditionshandlung als Lehrling thätig gewesen war. Seine buchhändlerische Ausbildung erhielt Otto August Schulz in der damals hochangesehenen Verlagshandlung Joh. Fr. Gleditsch. Nach mehrjährigem Konditionieren bei Leop. Voß, Breitkopf & Härtel und F. A. Brockhaus, wo er das Heinsiussche Bücherlexikon redigierte, und nachdem er 1834 ein halbes Jahr dem Börsenblatt als erster Redakteur desselben vorgestanden hatte, gab er am 1. Oktober 1838 das Adreßbuch zum ersten Mal heraus. Das war damals freilich noch nicht ganz so dick wie der heurige Jahrgang. Es war nur 171 gegen 1055 Seiten im Jahre 1888 stark und wies im ganzen 1348 Firmen auf, d. h. 5678 weniger als das von 1888! Verleger kannte man damals 232, heute 1560, Sortimenter 874 gegen 4280 nach 50 Jahren. Das Adreßbuch von 1839 wies im ganzen 75 Kommissionäre mit 1195 Kommittenten auf, der Jahrgang 1888 252 mit 6305 Kommittenten! Durch die fünfzig Jahrgänge des Adreßbuches hat sich Otto August Schulz in der Geschichte des deutschen Buchhandels unsterblich gemacht. Er starb 1860 an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf einer Geschäftsreise zugezogen hatte. Nach seinem Tode besorgte sein Sohn Hermann die Herausgabe des Adreßbuches, bis es in den Besitz des Börsenvereins überging.

Noch ein zweites Jubiläum ist diesmal zu verzeichnen. Daß eine Firma zweihundert Jahre hindurch stets vom Vater auf den Sohn übergeht, dürfte nicht allzu oft vorkommen. Dies ist der Fall bei der Firma Fleischer in Leipzig, welche am 30. September die Säkularfeier der Rückverlegung des Geschäfts von Frankfurt nach Leipzig beging. Der Begründer der Firma war Christoph Fleischer, welcher 1681 von seinem Bruder Theodor die Hahnsche Druckerei in Leipzig kaufte. 1710 wandte sich sein Sohn Johann Friedrich mit dem Verlage nach Frankfurt a. M., wo der ältere Sohn Johann Georg seinen Wohnsitz hatte und der mit Goethes Vater befreundet war. Wolfgang Goethe teilte, als er die Universität Leipzig bezog, das Fleischersche Meßquartier in der Feuerkugel am Neumarkt. Georgs Sohn eröffnete noch zu des Vaters Lebzeiten am 30. September 1788 eine Sortimentsbuchhandlung im Fürstenhause zu Leipzig und verband damit, als sein Vater starb, auch dessen Verlag, den er durch Ankäufe noch bedeutend vergrößerte. Nach dessen Tode übernahm 1803 die Witwe das Geschäft und 1819 der Sohn Friedrich Georg, der u. a. auch einen Teil des Geßnerschen Verlages in Zürich übernahm. 1856 wurde das Geschäft derart geteilt, daß der Vater nur den Verlag behielt, während Sortiment- und Kommissionsgeschäft der Sohn Karl Friedrich übernahm. Dieser hat sich bedeutende Verdienste um den Buchhandel erworben. Er ist ein Hauptmitarbeiter an dem Ausbau der Organisation gewesen. Hauptsächlich hat er Anteil an der Inslebenberufung von Buchhändlerbestellanstalt, Börsenblatt, Buchhändler-Lehranstalt und der deutschen Buchhändlerbörse; deshalb schmückte sein Bildnis schon seit 1866 den Saal der alten Börse. Friedrich Georg Fleischer starb am 22. September 1863 und nun übernahm der Sohn

Karl Friedrich auch den Verlag, verkaufte aber 1872 das Sortiment, das jedoch 1881 von seinem Hause zurückgekauft ward. Seitdem führen seine Kinder das Geschäft weiter, seit 1880 gemeinsam mit Gottfried Otto Nauhardt. Besonders wurde von da ab der Kommissionshandel gepflegt; die Zahl der Kommittenten, die im Jahre 1880 erst 78 betrug, beläuft sich jetzt auf 230.

Eine sehr wichtige Entscheidung fällte das Reichsgericht in einem Urteil vom 6. April 1888 betreffs der Übertragbarkeit des Verlagsrechts von seiten des Verlegers. Erwirbt danach ein Verleger von einem Autor ein Urheberrecht, so kann er dies beliebig an einen anderen Verleger auch ohne Genehmigung des Autors weiter veräußern, wenn nicht aus dem ausdrücklichen Wortlaute, oder den begleitenden Umständen hervortritt, daß nach Absicht der Vertragsschließenden dies ausgeschlossen sein sollte. Demgemäß hat derjenige, welcher von einem Verleger dessen Verlagsrecht ohne Genehmigung erworben hat, das Recht, die Verfolgung des Nachdrucks durch Strafantrag herbeizuführen. Der Veranstalter des Nachdrucks kann sich nicht darauf berufen, daß das Recht seitens des Antragstellers nicht rechtsgültig erworben sei.

Das unsterbliche Verdienst, eine seit dem 6. Februar 1888 sehr fühlbar gewesene Lücke in der deutschen Nationallitteratur solid ausgefüllt zu haben, kann dem Dichter Cäsar Astfalk in Köln am Rhein selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen werden. Wer, dem eine deutsches Herz an die deutschen Rippen pocht, hat noch nicht den Mangel empfunden, welchen ein Dr. Örtel in seiner Broschüre (von der er allerdings blutwenig verstand) aufgedeckt hat, nämlich den Mangel an Zeitverständnis bei unsern Dichtern. Wie lange mußten wir warten, ehe ein mannhaft Dichterherz zugriff und in zarte Verse goß die Reden des gewaltigen Kanzlers. Jetzt erst kannst du ruhig schlafen, du Volk der „Denker", denn wieder einmal hat ein anderer, nämlich Cäser Astfalk in Köln am Rhein, für dich gedacht. Die große Rede Bismarcks vom 6. Februar, vor uns liegt sie, viel anmutiger, als der Redner mit seinem schwerverständlichen Vortrag sie uns zu übermitteln vermochte. Und auch ihn, den Dichter, hat der Patriotismus zu der That angespornt. Wie der alte Zumpt die widerspenstigen Regeln des Lateinischen in hübsche Verslein brachte, um das Behalten zu erleichtern, so auch der Dichter Cäsar Astfalk. Die Jambenform soll, wie er sagt:

. . . ein Mittel sein, dem deutschen Volk
Den Zauber leichter greifbar zu erhalten,
Mit dem des deutschen Kanzlers mächt'ges Wort
Den Erdkreis offenbar gefangen nahm.

Über die von ihm gewählte Form sagt er im Vorwort, er wäre

. . . bemüht, den seltenen Charakter
Des unerreichbar'n Ausdruckes, sowie
Des Kanzlers eig'ne, edle Einfachheit
Nach Thunlichkeit und meinem schwachen Können
Metrisch zu fassen. Nur an dem Scheidewort:
„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt"
Muß Jedermann das Versmaß scheitern lassen.

Eine poetische Einleitung schildert die europäische Lage, aus der jene Rede Bismarcks erwuchs, das französische und russische Wühlen gegen Deutschland, das Bestreben dieser beiden Staaten, gegen uns sich zu verbünden. Da sei nun der Kanzler auf den Plan getreten.

Am dritten Februar des achtundachtz'ger Jahrs
Läßt Fürst von Bismarck öffentlich verkünden,
Was zwischen Östreich-Ungarn und dem Reich
Am siebenten Oktober neunundsiebzig
Zu Wien in Bündnisform ist abgemacht:
„Wenn, wider ihr Verhoffen, ihren Wunsch,
Das Zarenreich den einen Teil bekriegte,
Sei dies ein Kriegsfall auch dem andern Teil."
Wie Windesbraut zerzaust die weise That
Der Frankenblätter eiteles Geflunker.

Solcher Schönheiten giebt es in der 26 stattliche Großquartseiten starken, mit dem Bildnis des Reichskanzlers geschmückten Broschüre, welche bei Decker erschienen ist, noch eine schwere Menge. Wenngleich solche jambische Verarbeitungen sehr zeitraubend zu sein scheinen (der Dichter hat hierzu acht Monate gebraucht), so wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß uns noch mehr solcher Freuden bereitet werden. Als empfehlenswerte Stoffe erlaube ich mir vorzuschlagen (außer selbstverständlich sämtlichen Reden Bismarcks) den Immediatbericht des Reichskanzlers, die Reden gesinnungstüchtiger Männer im Reichs- und Landtag, Parlamentsreden, in welchen eigene und unbeeinflußte Ansichten und Urteile ausgesprochen werden. Um solche zu verjamben und zu trochäen, wird Herr Astfalk stets Zeit haben.

Emil Zola hat sein Versprechen gehalten und Mitte Oktober einen Roman geschrieben, welchen jede Jungfrau bei Tage lesen darf. Der Vater des Naturalismus hat in der That etwas ganz ideelles geschaffen, wie dies schon der Titel „Der Traum" anzeigt. Die Heldin dieses Buches ist so rein und so unschuldig, wie die Heldinnen der Backfischlitteratur zu sein pflegen. Sie ist eine kleine Waise, die von den zuständigen Behörden bösen Leuten zur Pflege übergeben worden ist. Sie entflieht ihren Peinigern und wird, halbtot vor Hunger und Kälte, von wackeren Menschen aufgefunden, die sich mit Sticken von Meßgewändern beschäftigen und deren Häuschen dicht am Dome einer kleinen Stadt gelegen ist. Sie pflegen das Kind, nehmen es zu sich, erziehen es und unterrichten es in ihrer Kunst. Durch das fortwährende Leben in der Kirche, das viele Lesen der Meßbücher hat die heranblühende Jungfrau sich unbewußt an das Wunderbare gewöhnt, die Erscheinungen und Wunder haben auf sie gewirkt, wie Feenmärchen, und ihre Seele scheint von Zeit zu Zeit von ihr zu schweben, um den geliebten Heiligen auf ihren glorreichen Pfaden zu folgen. Nun beginnt der Traum der Jungfrau: sie liebt einen jungen Künstler, ohne zu wissen, daß er der Sohn des Bischofs ist. Der junge Künstler ist fünfzigfacher Millionär. Der Bischof verweigert seine Erlaubnis zur Verbindung der beiden Liebenden, und das junge Mädchen, immer noch an seinen Traum glaubend, wartet geduldig und stirbt in dem Augenblick, da der Traum sich verwirklicht hat.

„Der Traum" gehört äußerlich zu dem Cyklus der Rougon-Macquart. Die Heldin des Romans, Angelika, ist ein Abkömmling dieser Familie aus Plassans. Eine Anlehnung an die früheren Romane findet sich indes nicht. Gleichzeitig mit dem französischen Original bei Charpentier in Paris ist in Berlin bei S. Fischer eine von Alfred Ruhemann besorgte deutsche Übersetzung erschienen.

Es ist nicht zu verwundern, daß Zola in anbetracht dieses zu seinen sonstigen Arbeiten gar nicht passenden Romans „interwiewt" worden ist. Ernst Leblanc, ein Mitarbeiter der Züricher Zeitung, hat diese Arbeit übernommen und bei dem Verfasser schriftlich angefragt, was er mit seinem neuesten Werk „Der Traum" be-

absichtigte. Zola hat darauf folgendermaßen geantwortet: „Royan, 1. Oktober 1888. Lieber Herr und Kollege! Ihr Brief fällt mitten in die Ruhe hinein, die ich hier alljährlich suche, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich Ihnen kurzen Bescheid gebe. Übrigens hätte ich Ihnen nichts sagen können, was nicht sehr einfach wäre. Ich hatte mir in meiner Serie der Rougon-Macquart stets einen Platz für eine Studie über das Jenseits, über die Traumgebilde vorbehalten, denen ich, wie man mir oft vorwarf, in der Menschheit nicht genugsam Rechnung getragen haben sollte; jetzt, da die Stunde gekommen, habe ich das Buch geschrieben, das ist alles. Beim Lesen werden Sie sich von meinen Vorstellungen über den Gegenstand sehr deutlich Rechenschaft ablegen, denn ich äußerte mich vom philosophischen Standpunkte sehr klar, indem ich dabei immer in dem Tone blieb, den ich mir vorgenommen: einer Keuschheit, welche gestattet, das Buch in alle Hände zu legen. Ihr sehr ergebener und sympathisch gesinnter Emile Zola."

Gelegentlich der Veröffentlichung dieses Briefes wird erzählt: „Als Zola nach dem Kriege von 1870 die Reihenfolge seiner Studien über den französischen Bürgerstand unter dem zweiten Kaiserreich begann, war er sich der Schwierigkeiten vollauf bewußt, die ihm entgegenstarrten. Vermögen besaß er nicht. Sein Vater, ein italienischer Ingenieur, welchen der Bau des nach ihm benannten Kanals bei Aix in der Provence beinahe ruiniert hatte, war 1847 gestorben, als sein Sohn Emile erst sieben Jahre alt war, und dieser mußte nach kaum beendigten Studien für sich und seine Mutter sorgen. Es galt also, aus seiner Feder unmittelbaren Nutzen zu ziehen, und nichts ist weniger unmittelbar als ein Roman im Manuskript. Zum Glück für sein Fortkommen hatte Zola den Einfall, sich an die Bibliothek Charpentier zu wenden. Er setzte seinen Plan, die Reihenfolge der künftigen Bände, auseinander und der Verleger pflichtete ihm bei. — „Um aber ruhig, ohne Brodsorgen arbeiten zu können, brauche ich 500 Francs monatlich." — „Die sollen sie haben", antwortete der Verleger, „und dann rechnen wir alljährlich nach der Zahl der verkauften Exemplare ab." Bis zur Veröffentlichung des „Assomoir" wurde der Vertrag so ausgeführt, der Verfasser bezog 500 Franks Monatsgehalt und am Ende des Jahres, was ihm noch zukommen mochte. Als aber „L'Assomoir" in wenigen Wochen einen Absatz von fünfzigtausend Exemplaren hatte (er hat sich seitdem noch verdreifacht), sagte Georges Charpentier zu Zola: „Lieber Freund, der alte Vertrag ist zu vorteilhaft für mich. Wir wollen ihn zerreißen und einen anderen aufsetzen, der Ihre Interessen bei den bevorstehenden buchhändlerischen Erfolgen besser wahrt." Ein neues Übereinkommen wurde geschlossen, das den Grund zu dem Freundschaftsbunde legte."

In Berlin starb am 30. September der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat a. D. Dr. **Ludwig Hahn**. Derselbe hat mit seiner amtlichen Thätigkeit eine sehr rege litterarische verbunden. Geboren wurde er am 18. September 1820 zu Breslau. Er studierte Theologie und wurde während seines letzten Studienjahres 1841 Hauslehrer bei dem französischen Legationssekretär Humand, mit welchem er 1842 zur weiteren Erziehung von dessen Kindern nach Paris ging. Dort blieb er bis zur Februar-Revolution 1848. Nach Breslau zurückgekehrt, beteiligte sich Hahn lebhaft an den konservativen Bestrebungen daselbst und bethätigte diese Teilnahme durch eifrige Mitarbeiterschaft an der „Schlesischen Zeitung" und durch die Gründung der „Konservativen Zeitung für Schlesien". Im Jahre 1850 erhielt er einen Ruf zum Eintritt in das Unterrichtsministerium, 1855 trat er in das Ministerium des Innern über und wurde zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Als vortragender Rat bearbeitete er vorzugsweise die politischen und Preßangelegenheiten und begründete

während der Konfliktszeit die „Provinzial-Korrespondenz", welche er bis zu seinem im Jahre 1882 erfolgten Ausscheiden aus dem Staatsdienst leitete Von seinen zahlreichen, meist in der Besserschen Buchhandlung in Berlin erschienenen Arbeiten seien genannt: „Das Unterrichtswesen in Frankreich" (Breslau 1848). „Geschichte des Preußischen Vaterlandes", 1. Auflage 1854, 20. Auflage 1885. „Leitfaden der vaterländischen Geschichte", 1. Auflage 1855, 42. Auflage 1887. „Friedrich der Große", 1855. „Zwei Jahre Preußisch-Deutscher Politik 1866—67", 1868. „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreichs", 1871. „Geschichte des Kulturkampfes in Preußen", 1881. „Das Deutsche Theater und seine Zukunft" (anonym), 1880. „Fürst Bismarck", sein politisches Leben und Wirken 4 Bände. 1878—86.

Deutsche Buchhändler.

15.

Wilhelm von Braumüller.

(Schluß.)

Neben der Thätigkeit als Verleger entfaltete Braumüller auch eine sehr rege als Sortimenter; unsere Quelle sagt darüber: „Sein geistiges Auge suchte und fand bald Wege, die zu einem von Jahr zu Jahr wachsenden Absatze führten. Personen von hervorragender Stellung, ihre Studien, Bedürfnisse, Lieblingslektüre suchte er kennen zu lernen, zu gleichem Zwecke verschaffte er sich Kenntnis der Litteratur des In- und Auslandes, forschte, welche Bücher daselbst Absatz finden dürften. Er knüpfte Verbindungen an, und aus seiner Handlung wurden nun zahlreiche Bücher nicht bloß nach Deutschland, Frankreich, England, Dänemark, Italien, Rußland, sondern selbst nach Serbien, der Türkei, nach Persien, Ägypten, Amerika, Neuholland und Japan gesendet, so daß der Name des Buchhändlers Braumüller in den entferntesten Ländern bekannt und geachtet ist und er als Gründer und Verbreiter eines deutsch-wissenschaftlichen Verlages in beiden Hemisphären mit Recht angesehen werden kann."

Dieser ausgedehnten, unendlich vielseitigen Thätigkeit entsprechend sind auch die Auszeichnungen, die Braumüller zu teil geworden sind. Wissenschaftliche Gesellschaften ersten Ranges ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; zahlreiche land- und forstwirtschaftliche Ausstellungen spendeten ihm Medaillen und Ehrenpreise; schon 1846 wurde er zum k. k. Hofbuchhändler ernannt; seine Brust schmückten das Ritterkreuz des kaiserlich österreichischen Franz Josef-Ordens, das Ritterkreuz des kaiserlich mexikanischen Gadeloupe-Ordens u. a. m.

Die höchsten Auszeichnungen wurden ihm jedoch am 1. Februar 1871 zu teil, an welchem Tage er das seltene Fest des 50jährigen Buchhändler-Jubiläums feierte. Bibliotheken, Berufsgenossen, wissenschaftliche Celebritäten eiferten an diesem Tage miteinander, dem Jubilare ihre Huldigungen

und Glückwünsche in mehr als hundert Telegrammen und Zuschriften darzubringen. „Hätte jeder Österreicher“, schrieb der bekannte Historiker v. Vivenot, „in seinem Wirkungskreis so gearbeitet wie Sie, es stünde besser um unser Land.“ Unter den Gratulanten befanden sich auch der hochherzige Großherzog von Sachsen-Weimar und seine Gemahlin. Der eigne Kaiser ehrte den Jubilar durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone, womit zugleich die Erhebung der Familie Braumüller in den erblichen Adelstand verbunden war.

In sein Wappen wurden als Wahlspruch die Worte: „Per noctem ad lucem“ aufgenommen. Und welche anderen hätten sein Streben und sein Ziel auch besser bezeichnen können? Aus eigner Kraft, mit Besiegung unendlicher Hindernisse hat er sich emporgeschwungen. „Der Grundzug seines Wesens war,“ sagt Dr. Beyer, „das Bestreben, Nutzen zu stiften, lautere Wahrhaftigkeit, Teilnahme an anderer Freud' und Leid, gerechter Haß alles Scheinwesens.“ Diesem Grundzuge entsprachen die übrigen Eigenschaften Braumüllers; er war eine unendlich arbeitsame Natur und verbrachte sein Leben in schlichter, prunkloser Einfachheit, welche Reichtümer ihm Fortuna auch in den Schoß werfen mochte. Dabei war er jedoch dem Verkehr mit guten Freunden nicht abhold und wußte dieselben durch Zuvorkommenheit, herzgewinnende Liebenswürdigkeit und stete Hilfsbereitschaft an sich zu fesseln; denn ein hervorstechender Zug seines Charakters war sein nie erschöpflicher Wohlthätigkeitssinn: „Er wußte auch da und in der zartesten Weise zu geben, wo nicht die ausgesprochene Bitte, sondern die sichtbare Not um Hilfe flehte. Aus eignem Antriebe seines gutmütigen Herzens erschien er so manchem in der Not als ein Erretter. Insbesondere liebte er, Armen ungekannt und oft in eigner Person milde Gaben zu bringen, ihre bedrängte Lage zu lindern. So manche Summe floß auf diese Art jährlich in die Hände dürftiger Mitmenschen. Einen ungleich größeren Betrag und höheren Wert erreicht aber das, was er an Kinderbildungsanstalten, an Schulen und Schulkinder, an Vereine, wissenschaftliche Institute jeder Art, von Volksschulen bis zu den Universitäten, bei neu errichteten Anstalten, zur Gründung von Bibliotheken, bei schon existierenden zur Vermehrung derselben mit seltener Freigebigkeit hingab.“

Der innere Frieden, das Bewußtsein der Glückseligkeit, welche eine so gottbegnadete Thätigkeit, eine so edle Gesinnung hervorrufen müssen, wenn von jenen Empfindungen auf Erden überhaupt die Rede sein kann, wurde in Braumüller noch erhöht durch das Glück, welches er als Familienvater genoß; er verehelichte sich am 21. Mai 1837 mit Marie Anna Lechner, einer Tochter des Wiener Universitätsbuchhändlers (geb.

18. März 1817). Der Ehe mit ihr entsprossen zwei Söhne: Wilhelm (geb. am 7. Oktober 1841) und Gustav, sowie zwei Töchter, Mathilde und Marie. Der erstgenannte der Söhne erwählte den Beruf des Vaters und bildete sich unter dessen Leitung und auf ausgedehnten Reisen. Er trat bereits im Jahre 1868 in das väterliche Geschäft und hatte so Gelegenheit, noch mehrere Jahrzehnte neben dem großen Vater zu arbeiten; denn der rastlose Arbeitstrieb Braumüllers blieb diesem bis ins hohe Greisenalter erhalten und machte ihn auch in dieser Beziehung zu einem Beispiele für die jüngeren Berufsgenossen. Strengste Pflichterfüllung, minutiöse Pünktlichkeit zeichneten den Unermüdlichen bis zum letzten Atemzuge aus; sogar ein Schlaganfall, der ihn im Herbste 1882 traf, vermochte nicht, seinen Thätigkeitsdrang zu stillen und ihn zu veranlassen, sich der wohl verdienten Ruhe hinzugeben. „Allen Mahnungen zur Schonung widerstand er und von dem ihm lieb gewordenen Gewohnheiten ließ er sich durch keine noch so gut begründete Einwendung abbringen. So war er trotz seines sich mehr und mehr verschlimmernden Zustandes — obwohl nicht gelähmt, konnte er zuweilen nicht mehr längere Zeit zusammmenhängend sprechen und nur noch schwer schreiben — im Geschäft bis Mitte Juli 1884 ohne nennenswerte Unterbrechung thätig, als ihn sein Leiden zwang, am 22. Juli den Räumen Lebewohl zu sagen, in denen er so treu seinem Wahlspruch „Per noctem ad lucem“ gewirkt hatte. Die Auflösung trat noch schneller ein als gefürchtet wurde: schon am Abend des 25. Juli verschied er sanft und ohne Todeskampf.“

Dies ist in kurzem Umrisse das Lebensbild des wackeren Thüringers, den das Schicksal an die Ufer der Donau in die große Hauptstadt verschlug und ihn dort zu einem der ersten Buchhändler unsrer Zeit, zum Gründer einer Weltfirma machte; es ist ein reiches, inhaltvolles Leben, das wir zu schildern versucht haben, ein Leben, für das mehr als für jedes andere der Ausspruch Shakespeares geschrieben zu sein scheint:

„He is a man, take him for all in all!“

Vier deutsche Dichter.

Von

C. Ackermann in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Alle diese Agitationen waren für Freiligrath sehr empfindlich. Herwegh hatte als Wortführer der Poëten-Opposition einen großen Anhang und zum zweiten war ihm das Verkanntsein, ihm, der seinen geraden Weg ging, sehr schmerzhaft. Er begriff es nicht, daß man ihn, der in den meisten seiner Gedichte das Gegenteil ausspricht, als höfischen Dichter hinstellte; allerdings unterstützte diese Ansicht seiner Gegner die Annahme des Ehrengehalts. In Freiligrath stiegen nun aber auch Gedanken auf, die ihn stutzig machten. Wie kam es, mußte er sich sagen, daß Hoffmann von Fallersleben, jenem politischen Poëten, dessen Gedichte das Gleiche wie die seinen aussprachen, diese Pension entzogen wurde? Als ihn nun gar um jene Zeit Hoffmann besuchte, der, wir wollen nicht sagen, Freiligrath gegen die Regierung aufstachelte, aber doch die verborgene Glut, die in seinem Innern vorhanden war, anzufachen versuchte, entschloß der „Pensionist" sich kurz und gab zu Neujahr 1844 dem König den Jahresgehalt zurück. Johannes Scherr deutet diesen raschen Entschluß folgendermaßen: „Weil er ein Dichter war, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und Ungemach kam, welche ihm die zahme Freimütigkeit seines „Glaubensbekenntnisses" zuzog."

In unserm Dichter war nun der Freiheitsgedanke auch in voller Macht emporgestiegen; sein Ziel, Streben und Hoffen war nur noch — wenn auch durch heiße Kämpfe, durch blutiges Ringen doch ein einiges Deutschland erstehen zu sehen. Damals entrangen sich ihm jene herrlichen Verse: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte". Er vergleicht Polen in denselben mit einer Rose, die vom Steppengeier vor unsern Augen wild und grimmig zerstückt

wird und Deutschland mit einer Knospe, die dem Bersten nahe sei und spricht seine Hoffnung im letzten Verse aus:

„Der du die Blumen auseinander faltest,
O, Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran.
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an.
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume, —
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein.
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

In unsrer Zeit hat sich sein prophetisches Wort erfüllt und er selbst konnte noch die aufgeblühte Wunderblume in ihrer entfalteten Pracht schauen. Damals aber sah er das größte Hindernis, das sich einer zu verwirklichenden Einigkeit Deutschlands entgegenstellte, in der Vielfürstenschaft, und so richtete sich sein ganzer Zorn gegen alles, was als Ursache dieses Hindernisses irgendwie gelten konnte, gegen den König von Hannover, gegen die abgöttische Verehrung des Zaren Nikolaus ꝛc., auch die Gegensätze im sozialen Leben erschienen ihm jetzt in greller Beleuchtung und die Leiden des Volkes waren es nun, die ihn für dasselbe gegen den Thron eintreten ließen. Offen bekannte er sich jetzt zur Opposition, und nun stand er selbst auf der Zinne der Partei und in seinem „Glaubensbekenntnis“ ließ er seine politische Gesinnung in hinreißender, gewaltiger Sprache klar werden.

Durch die Lieder seines „Glaubensbekenntnisses“ wurde Freiligrath plötzlich der gefeierte Dichter der Jugend und der Freunde der Freiheit. Von den Gegnern aber wurde er in Acht und Bann gethan und die Polizei machte sich auf, ihn in Gewahrsam zu bringen. Der Dichter aber entkam vorher nach Brüssel, wo ihm für einige Zeit ein Asyl beschieden war.

Aus der Fremde, aus dem Exil, sandte er nun seine Freiheitsrufe nach Deutschland, die später in „Ça ira“ gesammelt erschienen. Dieses Bändchen kam in Herisau heraus, nachdem Freiligrath nach der Schweiz übergesiedelt war. König sagt über diese Gedichte:

„Sprachlich angesehen sind diese Lieder von vollendeter Schönheit, dazu von einer zündenden Glut, die an die exotischen Balladen aus der ersten Periode erinnert, ja dieselben noch übertrifft. Zusammengenommen mit den darauf folgenden „Neueren politischen und sozialen Gedichten“ bilden sie den Höhepunkt der Revolutionspoësie, oder genauer ausgedrückt, ihren Siedepunkt.“

Aus der gastlichen Schweiz aber vertrieb ihn bald die Sorge, daß von Deutschland aus seine Auslieferung verlangt würde und so zog er mit

seiner Familie 1846 übers Meer und gründete sich in London, wo er in einem großen Geschäftshause eine Stelle gefunden, ein neues Heim. Und während nun hier der Dichter zum Kaufmann wieder geworden war, waren es seine Lieder, die überall, wo Deutsche wohnten, einen Sturm von Begeisterung hervorriefen, und die im Vaterland nahenden Unruhen vorbereiteten.

Freiligrath selbst aber befand sich in gedrückter Stimmung; seine Ideale der Freiheit, der Menschenrechte ließen sich nicht mit seiner geschäftlichen Thätigkeit in Einklang bringen und schon war er bereit, nach Amerika auszuwandern. Da brach plötzlich die Februarrevolution aus und sein Herz ging auf in loderndem Jubel und Begeisterung und da der König von Preußen nach dem Barrikadenkampf in Berlin eine Amnestie erließ, beglückwünschte Freiligrath Berlin über seinen 18. März mit dem Lied „Den Amnestierten im Ausland“, aber er wollte als höchsten Preis die Republik. Im Mai 1848 verließ er England und ging an den Rhein zurück nach Düsseldorf, wo eines der Hauptquartiere der Demokraten aufgeschlagen war. Er feuerte an, er gab seine Signale, er stand auf der Wacht und beobachtete das Feuer. Und als die Revolution immer mehr Macht entfaltete, wurde sein Zorn zu maßloser Leidenschaft und in jenem gewaltigen Oratorium „Die Toten an die Lebenden“ läßt er diese Stimmung austönen, wenn er die auf den Barrikaden von Berlin Gefallenen wieder auferstehen und zu den Lebenden sprechen läßt:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns, auf schwankem Bret, hoch in die Luft gehalten.
Wir dachten: „Hoch zwar ist der Preis, doch echt ist auch die Waare.“
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.
Weh' euch! Wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, alles, alles hörten wir mit leisen Geisterohren. ꝛc.

Er ging in diesem wilden Agitationslied entschieden viel zu weit. Er schleuderte dem König von Preußen darin einen Vorwurf entgegen, der durchaus nicht gerechtfertigt war. War vielleicht Friedrich Wilhelm der gährenden Zeit mit ihren vielfach zu hoch gemachten Ansprüchen nicht gewachsen, so hatte er doch stets für sein Volk die wärmste Liebe gezeigt und Freiligrath sprach nun im Namen jenes so zu seinem König. Freiligrath wurde auf dies Gedicht hin am 29. August verhaftet und am 3. Oktober aber freigesprochen.

Auf letztere Nachricht hin bemächtigte sich ein ungeheurer Jubel der Volksmassen, die vor dem Gerichtsgebäude in Düsseldorf der Entscheidung

entgegengeharrt hatten und der Dichter wurde mit Musik durch die Straßen geführt und abends ihm ein großer Fackelzug dargebracht.

Wie populär er sich durch dieses Gedicht gemacht, erzählt uns Schmidt-Weißenfels. Einst beauftragte er einen Packträger in Köln, wo er soeben angekommen war, daß er seinen Koffer in ein Hotel trage und wollte die Zahlung im voraus leisten. Da las der Arbeiter zufällig auf dem Gepäckstück den Namen Freiligrath; er stutzte, zog die Mütze ab und sagte stotternd: „Um Vergebung, sind Sie der Freiligrath, der das Gedicht, die Lebenden an die Toten gemacht hat?“ Als dies Freiligrath bejahte, schob er das Geld zurück: „Die Ehr' vergess' ich mein Lebtag nicht“, nahm den Koffer auf seine Schulter und ging stolz mit seiner Last in Freiligraths Absteigequartier.

Nach seiner Freisprechung war der Dichter nun in die Redaktion der „Rheinischen Zeitung“ eingetreten und ließ in derselben öfters seine revolutionären Lieder erscheinen, die ihm aber immer mehr die Mißgunst der Regierung zuzogen, so daß im Jahre 1849 die Rheinische Zeitung am 9. Mai aufgehoben wurde.

Ganz im stillen zog sich nun Freiligrath nach Düsseldorf zurück um seine „Neuen politischen und sozialen Gedichte“ zu sichten und dann zu veröffentlichen. Ehe hiervon noch das zweite Heft erschienen war, wurde ein Steckbrief gegen ihn erlassen, dem er aber zuvorgekommen war; er war bereits nach England geflüchtet, um dort aufs neue den kaufmännischen Beruf zu ergreifen, der ihn allerdings anfangs schwer drückte, später aber, als er Geschäftsführer der Schweizer Bank-Kommandite wurde, war seine Existenz sorgenfreier und seine Muse freudiger gestimmt.

B. Lucius schildert uns in der „Deutschen Zeitung“ sein Familienleben: „Im Kreise seiner Familie fand Freiligrath seine einzige Erholung nach des Tages Arbeit. Er liebte seine Kinder mit außerordentlicher Innigkeit. Zwei Töchter wuchsen ihm heran, Käthchen und Luise; drei Söhne tummelten sich im Hause, Wolfgang, Otto und Percy. Wie manches Mal erzählte er ihnen von seiner wilden Zeit und zeigte er ihnen auch die zwei Steckbriefe, um ihnen lächelnd zu Gemüte zu führen, welch ein gefährlicher Mensch er sei. In der Familie wurde nur deutsch gesprochen, mit der Dienerin englisch. Jeder, der dort als Gast einkehrte, fühlte die Behaglichkeit eines glücklichen, geordneten Hauswesens und die Herzlichkeit, welche die Familienmitglieder untereinander verband, deren Haupt wie ein gütiger, milder Patriarch erschien.“

Hier in London übersetzte er Longfellow „Sang von Hiawatha“, wie auch viele andere englische und französische Dichtungen und wie vor-

trefflich seine Uebertragungen gelangen, zeigen uns am besten die Burns'schen Lieder: „O säh' ich auf die Heide dort" und „Mein Herz ist im Hochland", die ganz ins deutsche Volk übergegangen sind. Manchmal jedoch flammte hier und da ein Wiederschein aus den wilden Tagen in seiner Poësie auf, aber nur ein Schein, wie in dem Nachruf auf den jähen Tod von Kinkels Gemahlin Johanna im November 1858.

Zur Winterzeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.

Wir senkten in die Gruft Dich ein
Wie einen Kampfgenossen,
Du liegst auf diesem fremden Rain
Wie jäh vom Feind erschossen!

Ein Schlachtfeld auch ist das Exil,
Auf dem du bist gefallen;
Im festen Aug' das eine Ziel,
Das eine mit uns Allen! —

Die Ereignisse des Jahres 1866 im deutschen Vaterland riefen aufs neue Lieder aus seiner Brust hervor, aber sie waren nicht mehr stürmisch, wenigstens nicht mehr revolutionär und eigentlich nicht von großer Bedeutung.

Im Jahre 1867 machte nun die Bank, der Freiligrath in London vorstand, Bankerott und er verlor dadurch seine Stellung. Sorgen, bittre Lebenssorgen waren nun über ihn gekommen und mit ihnen plötzlich heiße Sehnsucht nach dem Vaterlande; und plötzlich regte es sich auch im deutschen Volke. Im April 1867 erschien ein Aufruf zu einem Ehrengeschenk in der Gartenlaube; Emil Rittershaus hatte diesen Aufruf mit einem schwungvollen Gedicht eröffnet und nachdem ein Jahr darauf die „Freiligrath-Dotation" geschlossen wurde, ergab sich ein Vermögen von nahezu 60,000 Thaler.

Am 21. Juni 1868 schied Freiligrath mit seiner Familie aus London und am 27. des gleichen Monats wurde ihm in Köln ein Empfang bereitet, der seinesgleichen sucht. Das deutsche Volk hatte seinen Dichter wieder und er wußte ein Jahr später bei einer ähnlichen Feier in Bielefeld seinen Dank so schön auszusprechen:

„Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün.
Das ist von Fels und Halde nieder
Das alte, lust'ge Quellensprüh'n.

Das sind sie rauschend alle beide, —
Der alte Wald, die alte Heide;
Ich seh' auf Wiese, seh' auf Weide
Die alten, treuen Blumen blüh'n."

und er wundert sich:

„Kennt mich denn jemand noch im Land?"

und als er schloß:

„Wohlan, ich greife froh zum Becher
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bemooster Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf ich's von der Berge Brauen:
Ich danke Dir, mein Vaterland!"

schlug ihm jedes Herz entgegen.

Und nun zum Schlusse: Der wieder heimgekehrte Dichter ließ sich in Stuttgart nieder, um hier seinen „poëtischen Feierabend" zu verleben und als im Jahre 1870 die Kriegsfurie gegen Deutschland losbrach und seinen Sohn Wolfgang auch ins Feld rief, da schenkte er seinem Volk den gewaltigen Sang:

„Hurra! du stolzes, schönes Weib,
Hurra! Germania!"

die ergreifende Ballade „Die Trompete von Gravelotte" und noch manches feurige Lied.

Es war erreicht, was er erstrebt; war es auch vor Jahren von ihm auf Irrwegen geschehen, es geschah aus Liebe zum deutschen Vaterlande; er spricht es so schön aus mit den einleitenden Worten zur Gesamtausgabe seiner Dichtungen, seines: „Lebens Liederbuch" in der Widmung: „An Deutschland"

Du aber hast in allen
Die Lieb zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren
Mehr als ich danken kann!

Noch 5 Jahre nach dem Friedensschlusse von 1871 waren ihm zu leben vergönnt und bei manchem Feste verherrlichten seine Gelegenheitsgedichte die Feier. Sein letzter Dichtergruß war zu Scheffels fünfzigsten Geburtstag, 16. Februar 1876. Am 18. März des gleichen Jahres entschlummerte er. Sein Tod rief in ganz Deutschland eine tiefe und

allgemeine Teilnahme hervor und sein Begräbnis am 21. März, das zu einer ergreifenden Totenfeier sich gestaltete, zeigt am besten, wie er seinem Volke ans Herz gewachsen war. Er ruht nun auf dem Uffriedhof zu Cannstatt.

Blicken wir auf sein stürmisches, thatenreiches Leben zurück, so giebt uns der Dichter selbst das Ergebnis desselben:

„Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangspunkte meines Strebens
Und sag: „Ich strebte nicht vergebens
Und segne dankbar mein Geschick.
Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrliches Poëtenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten:
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten;
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel!“

Nun zum dritten unserer Dichter-Charaktere. Seinen eigentlichen Namen August Heinrich Hoffmann präzisierte er durch Hinzufügung seines Geburtsortes Fallersleben, wo er am 2. August 1798 das Licht der Welt erblickte.

Im Lüneburgischen liegt jener Flecken und in den dortigen kleinlichen Verhältnissen, die zudem durch die trüben Zeiten, welche über Deutschland hereingebrochen waren, noch beengter wurden, verlebte Hoffmann von Fallersleben die ersten Jugendjahre. Die Eindrücke aber der schweren Zeitläufte, der Fremdherrschaft, waren auf sein empfängliches Gemüt nicht ohne Einfluß geblieben; damals wurde der Keim in ihm zu dem späteren „Deutschen Dichter“, wie ihn Prutz nennen wollte, gelegt.

In Helmstedt und Braunschweig besuchte er das Gymnasium und nach Absolvierung der Studienzeit zog er 1816 in Göttingen ein als Student, voll der schwärmerischen, begeisterten Ideen, die damals die akademische Jugend erfaßt hatten, und er blieb auch im gewissen Sinne ein Student sein Leben lang, in ewiger Jugend.

Theologie sollte er studieren; Litteraturgeschichte und deutsche Philologie aber erwählte er als Aufgabe seines Lebens und das deutsche Volk hat ihn darob viel zu danken; er hob mit andern Germanisten den Schatz deutscher Volkspoesie und wurde durch seine litterarhistorischen Studien selbst ein Dichter des Volkes, er sang nur in volkstümlichen Weisen.

In Bonn war er 1819 an der Universität immatrikuliert, wo er der niederländischen Litteratur besonders seine Zeit widmete, und später in

Leyden vertiefte er sich noch mehr in die Poesie des vlämischen Volkes. Im Jahre 1823 finden wir ihn dann, nachdem er erst in Berlin einige Zeit seinen Studien gelebt, in Breslau als Kustos der Universitätsbibliothek und dort entfaltete er auch seine erste Lehrthätigkeit als Privatdozent, wurde 1835 zum ordentlichen Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der gleichen Hochschule ernannt, bis er im Jahre 1842 seiner Professur enthoben wurde. Vier Jahre vorher hatte er sein Bibliothekamt bereits freiwillig niedergelegt.

Das wären nun in großen Zügen seine Lebensschicksale, solange ihm nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise Beachtung geschenkt wurde. Auf einmal aber wurde sein Name ein vielgenannter, war in aller Munde und das geschah durch die 1840 und 1841 erschienenen 2 Bände seiner „Unpolitischen Lieder“, denen rasch als weitere Tendenzpoesien nachfolgten: „Deutsche Lieder aus der Schweiz, Deutsche Gassenlieder, Diavolini, Hoffmannsche Tropfen und Streiflichter.“

Es ist eigentümlich, daß vorher die große Masse des Volkes auf ihren Dichter nicht aufmerksam geworden war, trotzdem er bereits Lieder gesungen hatte, die nach den vierziger Jahren in ihrer Schönheit auf das deutsche Volk einwirkten und mit dessen innersten Wesen nun so verwachsen sind, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes Volkslieder genannt werden dürfen.

Horae Belgicae, Deutsche Philologie, Fundgrube für deutsche Geschichte, Deutsche Sprache und Litteratur, Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte und kleinere Arbeiten sind die Früchte seiner damaligen wissenschaftlichen Thätigkeit.

Hoffmann hatte sich der Litteraturgeschichte zugewandt und zu seinem speziellen Studium die Übergangsperiode vom 14. zum 17. Jahrhundert erkoren, also eine Zeit, in der das Minnelied des Mittelalters in seiner einfachen, kunstlosen Schönheit zugleich mit der eigentümlichen Langstieligkeit des Meistergesanges zu Tage trat. Dieses tiefe Eindringen in die Litteratur jener Epoche konnte nicht ohne Einfluß auf den ausübenden Dichter bleiben und aus den Liedern seiner Studienzeit und der unmittelbar darauffolgenden Jahre klingt uns nun ein überaus glücklich getroffener Volkston entgegen in schlichten Gedanken, aber in ihrer Innigkeit zum Herzen dringenden Sprache, dann aber auch wieder ein philiströser Zug, oft mit einer ziemlich behaglichen Breite, einer gewissen Nüchternheit gepaart.

Mit einem Buche, mit den „Bonner Burschenlieder“, trat er 1819 an die Öffentlichkeit, obgleich von ihm vorher schon verschiedene poetische

Gaben einzeln erschienen waren, die er dann später seinen gesammelten Dichtungen einverleibte. Zwei Jahre darauf entstanden die „Alemanischen Lieder", wozu den Dichter Hebels Erfolge veranlaßt haben mochten; obwohl er die Mundart des badischen Schwarzwaldes völlig beherrschte, so traf er aber doch in derselben nicht den Ton, die Frische ungekünstelter Naturlaute, wie sie eben nur dem Alemanen Hebel gelingen konnten.

Aber als er seine „Unpolitischen Lieder" hinaussandte in die Welt, da nahm sie das deutsche Volk, vor allem das deutsche Bürgertum als seine eigenen Gedanken und Wünsche in Verse gebracht, mit Jubel auf.

Herwegh war der Dichter der Jugend, der begeisterte, feurige; Hoffmann aber wirkte in seinem trocknen Sarkasmus mehr auf die behäbigen „Bierbankpolitiker", weil er konkret bis zum Trivialen war, wie Prutz sagt, während Herwegh abstrakt bis zum Phantastischen sich gab. Herwegh schwärmte in Idealen, in hohen Prinzipien der Völkerfreiheit und Nationalität; Hoffmann ging ein auf die kleinlichen Schwächen der Zeit und das war für die politischen Spießbürger, da ihrem Gesichtskreis näher liegend, mundgerechter, wenn man so sagen darf.

Hoffmann hat mit allen seinen Zeitgedichten mehr eingewirkt auf das Volk, mit seinen unscheinbaren Nadelstichen, wie Herwegh in seinen Dithyramben. Jede Seite seiner „Unpolitischen Lieder", besonders aber der erste Band läßt uns diese als solche erkennen. Schlagen wir eine Seite auf. Überschrieben ist das Gedicht: „Steuerverweigerungsverfassungsmäßigberechtigt".

Sprecht von Volks- und Menschenrechten,
s'Ist doch eitel was ihr sprecht!
Ihr erlangt mit allem Fechten
Weder Schreib- noch Rederecht.

Sprecht zu hunderttausend Malen
Immer nein, und nein, und nein:
Eure Steuern müßt ihr zahlen!
Das ist euer Recht allein.

oder ein anderes:

Höchst und Allerhöchst.

Die allerhöchsten Herrschaften bestiegen den höchsten Gipfel des Berges, knieten nieder und flehten zum Höchsten. (Östl. Zeitung.)

Gott ist nur der Höchst auf Erden,
Doch der Allerhöchste nicht.
Willst du dessen inne werden
Nun, so hast du hier Bericht:

Alles Allerhöchst auf Erden
Ist von Königesgeschlecht,
Und das kann doch Gott nicht werden,
Denn das ist für ihn zu schlecht!

Und so geht es fort durch alle seine politischen „Unpolitischen Lieder".

Mit ganzer Seele hing er aber doch an seinem Vaterland und die echte, wahre Vaterlandsliebe ist noch nirgends so einfach, aber um so

packender zum Ausdruck gebracht worden als gerade in der bereits so oft erwähnten Sammlung.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe
Dank ich dir mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ichs erwidern
Dir in Not und Kampf und Streit.

So klingt ein Lied zwischen den satirischen Zeitgedichten heraus, dann das unter der studentischen Jugend noch so oft gesungene: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, da wachsen unsre Reben“; und wie linderndes Öl die aufgeregten Meereswogen besänftigt, läßt der Dichter in dem „revolutionären Liederbuch“ Verse ertönen, die wohl einst ihm auch eine Beruhigung waren, wie sie jetzt noch uns wohlthuend berühren, wenn wir sie zwischen den damals zeitgemäßen Strophen finden, wie im

Abendlied.

Abend wird es wieder,
Über Wald und Feld
Säuselt Friede nieder
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist mein Herz auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh!

Und wer fühlte es ihm nicht nach, wenn das Heimweh über ihn kommt,

Zwischen Sâone und Rhône.

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
O Vaterland, und wenn ich nichts mehr habe,
Begleitet treu doch diese Sehnsucht mich;
Und würde selbst die Fremde mir zum Grabe,
Gern sterb ich; denn ich lebte nur für dich!

Wer jubelt aber dann auch nicht mit ihm, wenn er aus fremden Landen heimkehrt:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heit'res Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost und Glück!

Wie schon erwähnt, wurde Hoffmann seiner Lehrthätigkeit an der Breslauer Universität enthoben und das geschah nur auf Grund seiner „Unpolitischen Lieder“. So ungefährlich sie in ihrem Wortlaut erschienen, die Regierung fühlte gar wohl den verderblichen Einfluß (nach den damaligen Begriffen) und unser Dichter mußte den Wanderstab ergreifen, als fahrender Sänger, der es eigentlich seinem ganzen Wesen nach war, wohl der allerletzte Troubadour.

Heute wurde er durch irgend eine amtliche Verkündigung aus irgend einem kleinen Staat ausgewiesen, morgen in einem andern war er gefeiert in Reden und Toasten, wurden ihm Fackelzüge und alle möglichen Ovationen dargebracht.

Adolf Strodtmann erzählt von ihm, wie er ihn im Jahre 1847 in Lübeck beim großen norddeutschen Sängerfest kennen gelernt hatte. Er, Strodtmann, als Gymnasiast trat mit Freunden am Abend in den Ratskeller ein, aus welchem ihnen ein lustiges Lachen entgegenscholl. „Ein stämmiger, herkulisch gebauter Mann hatte sich vor einer Batterie von Weinflaschen hingepflanzt. Sein langes, schlichtes, blondes Haar war mit einer schwarzen Mütze bedeckt, wie Philister und Handwerksburschen sie tragen; es wallte bis über die Schultern herab und floß mit dem Kinnbarte zusammen, der bei dem herzlichen vollen Lachen des feingeschnittenen Mundes und bei dem gutmütigen, schelmischen Zwinkern der tiefliegenden Augen beständig in schütternder Bewegung war. Der Mann mochte zu Anfang oder zu Ende der Vierziger stehen; sein faltenloses, heiteres Gesicht ließ sein Alter nicht mit Bestimmtheit erkennen; auch sein Stand war uns rätselhaft. Am wahrscheinlichsten dünkte es uns, daß er ein alter Student, ein bemoostes Haupt von unzähligen Semestern sei; denn unter seiner Tischgesellschaft leuchteten die weißen Mützen einiger Kieler Burschenschafter hervor, denen er die ergötzlichsten Universitätsschrullen erzählte. Wie beliebt Hoffmann von Fallersleben war, zeigt im weitern diese Episode im Ratskeller. Nachdem verschiedene Lieder von ihm, wie „Deutschland, Deutschland über alles, Treue Liebe bis zum Grabe“ rc. gesungen waren, entstand eine allgemeine Bewegung. Alles erhob sich von den Sitzen, drängte sich um seinen Tisch, in den Händen die gefüllten Gläser und eine kräftige Stimme rief: „Dem deutschen Mann, dem Sänger der Freiheit, Hoffmann von Fallersleben ein donnerndes Hoch!“ Jeder wollte mit ihm anstoßen, jeder einen Händedruck von ihm erhaschen. Die Leidensgeschichte des entsetzten Professors, des von Stadt zu Stadt vertriebenen Verfassers der „Unpolitischen Lieder“ hatte die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Schon der flüchtigste Verkehr mit dem Verbannten genügte, um den Verdacht

demagogischer Gesinnung zu erwecken. Aber hier in der freien Reichsstadt brauchte niemand seiner Liebe und Verwunderung für einen höchsten Ortes mißliebigen politischen Dichters Zwang anzuthun."

Hoffmann war nun dem deutschen Volk bekannt geworden und als nach dem Jahre 1848 die politischen Kämpfe eingestellt oder wo sie noch nicht zu Ende waren, in solch einer Erbitterung und geheimen, unbändigen Haß weiter geführt wurden, daß die unscheinbaren Stichelreden und Spottgedichte des Dichters dagegen nicht mehr aufkommen konnten, wandte er der Politik den Rücken und gründete sich einen eigenen Herd, der ihm, dem Vielgewanderten und Vielgereisten, wahres stilles Glück und Ruhe brachte. Im Jahre 1849 vermählte er sich mit seiner Nichte Ida zum Berge und verlebte die erste Zeit seiner Ehe teils in Bingerbrück, Neuwied und Weimar, bis er 1860 vom Herzog von Ratibor zum Bibliothekar der ehemaligen Benediktinerabtei Corvey berufen wurde.

Dort nun konnte er ganz seiner Wissenschaft und der Muse leben, denn seine Amtsthätigkeit nahm ihn nicht allzusehr in Anspruch, da, wie er selbst sagt, er sechs Monate verreist, und während der andern sechs Monate des Jahres die Bibliothek geschlossen sei. Hier sichtete er nun seine verschiedenen Liedersammlungen, teils gab er sie in erneuter Gestalt heraus und jetzt nach den Revolutionsjahren hatte das deutsche Volk seinen wirklichen unpolitischen Liedern auch die Anerkennung nicht versagt, die ihnen gebührt. Seine „Liebeslieder" erklären in ihren mannigfaltigen Variationen die Liebe als das Grundthema der Welt, als das innerste Band, das die Welt zusammenhält, und darum auch als ein unerschöpfliches und unvergängliches Thema der Poesie.

Allerdings tritt auch in diesen Liebesliedern die Doppelnatur des Dichters uns entgegen, jedoch so, daß die echte, erhabene Poesie die nüchternen Beiklänge überwiegt, ohne daß er aber in überschwenglichem Pathos sich in denselben ergeht. Er war eben kein jugendlicher, in der ersten Leidenschaft überschäumender Brausekopf mehr und so kam seine Liebe in ruhiger, inniger Sprache zum Ausdruck.

Daß er in seinen „Kinderlieder" stets den rechten Ton anzuschlagen wußte, und zwar so, daß diesen kein anderer der Poeten der Kinderwelt vor und nach ihm gleichkommt, verdanken wir auch wieder seinen eingehenden Studien, die er dem deutschen Volksliede widmete. Kindermund und Volksmund sind ja nach dem alten Sprichwort eins und dazu kommt noch, daß in all diesen Kinderliedern, wie auch in seinen Wander- und Liebesliedern eine Musikfülle ruht, die unwillkürlich zum Sange aufmuntern und unsere Komponisten haben auch stets mit Vorliebe Hoffmannsche Lieder, besonders aber die Kinderlieder, in Musik gesetzt.

Ich möchte unsern Dichter fast den Ludwig Richter der Poesie nennen. Glaubt man nicht beim Anschauen der Bilder dieses volkstümlichsten deutschen Malers, mit ihren glückseligen Kindergruppen, köstlichen philisterhaften Charakterköpfen, mit den das höchste Mutterglück ausstrahlenden schlichten Frauengestalten und wieder mit den lieblichen Dörfern, dem Waldesdunkel, den Bergen, Wolken und Regenbogen, den Dichter Hoffmann aus denselben sprechen zu hören! Und ebenso ersteht ein Richtersches Bild vor unsern Augen, wenn wir ein Gedicht unseres Poeten lesen.

Hoffmann hatte alle Saiten des deutschen Liedes anzustimmen gewußt, in dem Begleitwort, das Freiligrath einer Auswahl seiner Gedichte mitgiebt, heißt es so treffend:

Da füllt er sich den Becher,
Da schlägt er auf den Tisch;
Da hebt er an zu singen,
Das klingt so hell, so frisch —
Von Liebe, Frühling, Freiheit,
Von Wein und Jugendlust,
Von Frauen und von Blumen
Singt er aus froher Brust,
Singt: „Deutschland über alles!“
Das jubelt und das klagt;

Bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
Kein Ton ist ihm versagt.
Da lauscht im Kahn der Ferge,
Der Wandrer hemmt den Schritt;
Die Mädchen, die Studenten,
Die Kinder singen mit,
Und drängen sich zur Laube
Und treten froh herein,
Und segnen ihren Sänger
Bei Wein und Rebenschein.

Im Jahre 1870 hat auch er mit eingestimmt in die Kriegslyrik und seine ewig gleichbleibende Liebe zum deutschen Vaterland in manchem herrlichen Lied zum Ausdruck gebracht.

Am 8. Januar 1874 starb er auf dem Schlosse Corvey. Im Sommer des vorhergehenden Jahres dichtete der greise Sänger sein letztes Lied, einen Schwanengesang ureigenster Art, mit dem er Abschied nimmt, froh und zufrieden, von der Welt: „Abendruhe.“

So laßt mich ruhen ungestört!
Ich habe nun genug gehört,
Hab' auch genug gesehen.
Ich habe viel gewollt, gestrebt
Und viel durchdacht und viel durchlebt,
Was nun auch ist geschehen

Kein Halm, kein Blatt, kein Zweig sich regt
Mein Herz auch immer leiser schlägt,
Mein Sehnen ist gestillt.
Und was ich war, und was ich bin,
Es ist, als zieht es vor mir hin —
Ein Traum, ein Schattenbild.

Und Abend wird's, die Glocke schallt,
Und Fried' und Ruh' in Feld und Wald,
Als ob es Nacht schon wär'!
Ein Wandrer froh vorüberzieht,
Er singt aus voller Brust sein Lied —
Einst sang ich auch wie er.

Und doch ist die Vergangenheit
Mit aller Freud' und allem Leid
Wie milder Mondenschein,
Der mich begrüßt am Abend spat,
Ein treuer Freund, voll Rat und That:
„Du sollst nicht traurig sein.“

(Schluß folgt.)

Buchhandel und Druckkunst
in der Deutsch-Nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1888.

Man hat unser Zeitalter das papierne genannt! Wäre es nicht ebenso richtig, unser Jahrhundert das Zeitalter der Ausstellungen zu benennen? Vergeht doch kein Jahr, in dem nicht mehrere größere Ausstellungen stattfinden, ja beinahe jeder Monat bringt uns an diesem oder jenem Ort eine Ausstellung, bei der auch die Erzeugnisse der Buchgewerbe nicht fehlen, sei es nun eine Obst-, Bienen-, landwirtschaftliche, Hygieine- oder Kochkunst-Ausstellung, sei es eine Feuerwehr-, Gastwirts-, Philologen- oder Schullehrer-Versammlung, stets wird eine Ausstellung damit verbunden. Baby- und Schöne-Weiber-Ausstellung ist jetzt das Neueste auf diesem Gebiete; vielleicht beglückt uns das nächste Jahr mit einem Schornsteinfeger-, Dienstmänner- oder gar mit einem Kellner-„Kongreß", in welch' letzterem Fall sich auch der Buchhandel auf der „diesbezüglichen" Ausstellung mit den Schriften über das Servietten-Brechen, über die Trinkgelder-Frage ꝛc. beteiligen könnte. Tiefsinnige Betrachtungen über die Vorteile und Nachteile unseres Ausstellungswesens hier anzustellen, müssen wir uns schon versagen, aber erwähnt kann es werden, daß die in neuester Zeit sich großer Beliebtheit erfreuenden Spezial- und Fachausstellungen durchschnittlich nicht jene Gesamterfolge nach sich ziehen, von denen während oder vor der Ausstellung der daran Beteiligte träumt. Anders verhält es sich bei Welt- oder überhaupt größeren Ausstellungen, hier ist es für jeden Einzelnen eine seinem Beruf und seiner Nation schuldige Pflicht, das Bild der Leistungen möglichst zu vergrößern und zu verbessern, ohne Rücksichtnahme auf etwaigen Gewinn.

In diesem Jahre sind es vier Ausstellungen, die alle ein gleich hohes Interesse beanspruchen können, und von denen deshalb auch einige mit Recht von einem Teile des deutschen Buchhandels durch eine reiche, umfängliche Beschickung gewürdigt wurden. Während die Weltausstellung in Australien, auf welcher der deutsche Buchhandel jedenfalls in hervorragender Weise vertreten

ist, da wohl der größte Teil der Gegenstände unserer diesjährigen Ostermeß-Ausstellung nach Melbourne gewandert sein dürfte, vom buchhändlerischen Standpunkte noch nicht beleuchtet wurde, wohl aus dem Grunde, weil ein Bericht über dieselbe mit den ausführlichen Schilderungen der Ausstellung während der Ostermesse in Leipzig allzuviel gemein haben würde, ist kürzlich eine eingehende Beleuchtung der „Internationalen Wettbewerb-Ausstellung zu Brüssel von Herrn Th. Goebel geliefert worden.*)

Zwei Ausstellungen harren nun noch einer Kritik von buchhändlerischer Seite: Die „Nordische Industrie-, Landwirtschafts- und Kunstausstellung" zu Kopenhagen, und die „Deutsch-Nationale Kunstgewerbe-Ausstellung" zu München. Über die erstere, als die von unserem Gesichtspunkte aus unbedeutendste, kann nicht viel gesagt werden, da der Buchhandel und die Druckgewerbe Deutschlands — insofern auf den Katalog**) ein Verlaß sein kann — nur in ganz geringem Maße vertreten sind. Paul Bette und Ernst Wasmuth in Berlin sind die beiden einzigen deutschen Verlagsbuchhandlungen, denen wir darin begegneten.

Dagegen möge über die Münchener Ausstellung hier ein ausführlicherer Bericht Platz finden, wobei es dem Referenten, der bei seinen Besuchen in der Ausstellung vor lauter Ansehen nicht zum Sammeln von Notizen kommen konnte, wohl gestattet ist, den Katalog***) als Leitfaden zu benützen, umsomehr, als nur Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart und Gerlach & Schenk in Wien ein Verzeichnis der ausgestellten Bücher, die anderen Handlungen aber nur allgemeine Prospekte ausgelegt hatten.

Betreten wir die Ausstellung durch das südliche Portal, so sehen wir zur rechten Seite den großen Saal, in welchem die graphische Abteilung untergebracht wurde, die einzige, welche als Gruppe dem Inhalte und nicht dem Zufall der Landesangehörigkeit nach auftritt. Wie der deutsche Buchhandel ein für sich abgeschlossenes, wohl organisiertes Feld der Erwerbsthätigkeit bildet, so tritt er uns auch hier in der Ausstellung als ein Ganzes entgegen. Ob es nicht übersichtlicher und weniger verwirrend gewesen wäre, die ganze Ausstellung nach den Industriezweigen zu ordnen, ist eine Frage, die hier allerdings nicht in Betracht kommen kann, die aber insofern berührt werden mag, als es sonderbar und störend erscheint, daß trotz des Vorhandenseins einer graphischen Spezialabteilung doch bei einzelnen Landesgruppen buchhändlerische Verlagsartikel mitten unter anderen Gegenständen zur Ausstellung gelangt sind, wie dies beispielsweise bei Baden, Bayern und Preußen geschehen ist.

*) Börsenblatt 1888, Nr. 174.

**) H. Hagerup's Verlag in Kopenhagen.

***) Verlag d. akadem. Monatshefte in München.

Bevor ich nun die graphische Ausstellung selbst in ihren Einzelheiten kennzeichne, mögen die in den übrigen Ausstellungsräumen verstreuten buchgewerblichen Firmen angeführt und ihre Ausstellungsgegenstände kurz erwähnt werden. Ein näheres Eingehen ist bei der Fülle des Gebotenen nicht gut möglich, will man nicht den Raum für einen solchen Bericht in der „Buchhändler-Akademie" über die Gebühr in Anspruch nehmen.

In der Badischen Gruppe ist die Buch- und Kunstdruckerei von Doering in Karlsruhe mit hübschen Accidenzarbeiten, Gustav Liebermann in Firma A. Bielefeld's Hofbuchhandlung in Karlsruhe durch eine Reihe kunstgewerblicher Verlagswerke, Moritz Schauenburg in Lahr durch Kalender, Kommersbücher und Briefmarken-Albums in verschiedenen Einbänden, sowie durch Öldruckbilder und sonstige Verlagswerke, wie K. Scheurens „Der Rhein vom Fels zum Meer" u. s. w. vertreten. Unter den Ausstellungsgegenständen der Karlsruher Kunstgewerbe-Schule kommen für uns auch noch einige Publikationen der Lehrer dieser Anstalt in Betracht, es sind dies die „Zeichnungen und kunstgewerblichen Entwürfe" von Hermann Götz (Verlag von Paul Neff in Stuttgart), A. Heers „Plastische Vorlagen für den Zeichen- und Modellierunterricht", C. Schicks „Architektonische Details" (beide Verlag von J. Veith in Karlsruhe), F. S. Meyers „Ornamentale Formenlehre", „Handbuch der Ornamentik" und „Handbuch der Schmiedekunst" (sämtlich aus dem Verlag von E. A. Seemann in Leipzig).

In der 4. Gruppe begegnen wir einer Kollektiv-Ausstellung graphischer Arbeiten Preußens, die bedauerlicherweise nicht der graphischen Spezialausstellung einverleibt worden ist. Die hierbei beteiligten Firmen sind Amsler & Ruthardt in Berlin (Mannfelds Radierungen), J. P. Bachem in Köln, Aug. Bagel in Düsseldorf, B. Dondorf in Frankfurt a. Main, Du Mont-Schauberg in Köln, O. Elsner, W. Greve, Max Krause und Ernst Wasmuth, sämtlich in Berlin, C. Naumann und August Osterrieth in Frankfurt a. M., Max Pasch in Berlin (Prachtbibel), die Reichsdruckerei in Berlin, sowie endlich L. T. Wiskott in Breslau. Die meisten der genannten Firmen haben hauptsächlich feinere Druckarbeiten und erst in zweiter Linie ihre Verlagswerke ausgestellt. Hierzu tritt noch eine ganze Anzahl von Handlungen, die sich durch Ausstellung von allen möglichen Einbänden und Mappen beteiligt haben, deren Aufzählen aber hier zu weit führen würde.

Ebenso wie bei den Gruppen Baden und Preußen finden sich auch in der bayerischen Abteilung mehrere Aussteller graphischer Produkte verstreut. Es sind dies: M. Beckert in Partenkirchen (Photographien), Fr. & C. Pustet in Regensburg (Kollektion liturgischer Bücher und

anderer Verlagswerke), C. Buchner in Bamberg, Philipp Rohr in Kaiserslautern (Accidenzarbeiten), und R. Schulz in Bamberg (Plakate ꝛc.). Aus den übrigen Gruppen wären noch zu nennen: Ad. Braun & Co. in Dornach (Photographische Reproduktionen), A. Halanska in Hallein bei Salzburg (Kunstdrucke) und Zerr in Weißenburg (Photographien).

Wenden wir uns nun der graphischen Abteilung selbst zu. Was uns hier geboten wird. das vermag ein Berichterstatter auch mit den schönsten Worten lange nicht genügend zu schildern. Wohin wir auch den Blick richten, überall und überall begegnet uns ein prächtiges, farbenreiches Bild; hier eine Auslese der reizendsten Photographien, dort eine umfangreiche Sammlung herrlicher Chromolithographien, hier eine Menge altdeutscher Kunstdrucke und dort wieder eine stattliche Reihe weitberühmter Bücher, die entweder durch Inhalt oder künstlerische Ausstattung die Besucher fesseln. Den Buchhändler aber, der diese Räume betritt, muß die zahlreiche und unzweifelhaft allgemein imponierende Beteiligung des deutschen Buchhandels an dieser Ausstellung mit Stolz und mit einem Gefühl der Hochachtung für seinen Beruf erfüllen. Sind doch die meisten der hier vertretenen Firmen mit dem Emporblühen und der Entwickelung der deutschen Litteratur und des Illustrationswesens auf das Innigste verwachsen, begegnen wir doch einer Reihe von Verlagsfirmen, die wir gewohnt sind, auf den Werken unserer besten Schriftsteller zu finden. Die althergebrachte Organisation des deutschen Buchhandels hat es mit sich gebracht, daß die alten Zentralpunkte desselben, Leipzig und Stuttgart, auch heute noch, mit Ausnahme eines ganz kurzen Zeitraumes, in welchem Berlin einen kaum nennenswerten Vorsprung hatte, der Menge und der Pracht der litterarischen Erscheinungen nach vorwiegen. Ganz besonders Stuttgart scheint seinen Platz als bedeutendsten Verlagsort für Illustrationswerke fest behaupten zu wollen, obgleich ihm Leipzig in den letzten 10 Jahren in vieler Hinsicht näher gekommen ist, und es ist auch kaum anzunehmen, daß in nächster Zeit eine Verschiebung dieser Verhältnisse eintreten könnte, so sehr auch manche Kunststadt eine solche Aussicht für sich in Anspruch nehmen möchte.

Der Buchhandel Stuttgarts hat sich zu einer Kollektiv-Ausstellung vereinigt und tritt deshalb am auffälligsten aus dem Rahmen des Ganzen hervor. Die Firma A. Bonz & Co. hat ihre bekannten, in typographischer, wie in illustrativer Hinsicht sehr eleganten Verlagsartikel, wie die Werke von J. V. v. Scheffel, Stieler, Paul Lang u. s. w. ausgestellt; W. Effenberger bietet in Zeichen-Vorlagen und Bilderbüchern eine reiche Auswahl; Greiner & Pfeiffer sind durch ihre hübschen Antho-

logien und sonstige Geschenkwerke vertreten, während Julius Hoffmann seine für die Münchner Ausstellung geeigneten kunstgewerblichen Werke, wie Ornamentenschatz und Schriften-Atlas ꝛc. geliefert hat. Ebenso sind die Firmen W. Kohlhammer, Felix Krais, G. Weise, G. Rau und C. Wittwer durch mehrere ihrer dem Buchhandel hinlänglich als schön bezw. brauchbar bekannten Verlagswerke vertreten. Besonders hervorgehoben zu werden verdient W. Spemann, dessen Verlagsartikel, wie „Vom Fels zum Meer“, Kürschners „Litteratur-Kalender“ und „Hand- und Haus-Bibliothek“ durch ihre stattliche Reihe von einzelnen Bänden auffallen; dessen Prachtwerke, wie „Riviera“, „Hellas und Rom“, „Germania“ u. s. w. dagegen durch ihre hochfeine Ausstattung sich auszeichnen. Nicht minder hervorragend sind die von Paul Neff aufgelegten Werke, die den höchsten künstlerischen Zielen zustrebend erscheinen, sowie die von der Deutschen Verlags-Anstalt vorgeführten prächtig illustrierten Prachtwerke und Zeitschriften. Die Gruppe der Stuttgarter vereinigt somit allgemein bekannte Publikationen von weltbekannten Firmen, zu denen noch eine Anzahl tüchtiger Geschäfte hinzutritt, wie A. Gatternicht, die Hoffmannsche Buchdruckerei, E. H. Reimann, M. Rommel & Co., M. Seeger, die ihre Erzeugnisse auf dem Gebiete des Buch- oder Lichtdruckes ausgestellt haben. Und mitten unter diesen buchgewerblichen Produkten tritt uns ein von dem Hofsilberarbeiter E. Wollenweber in München gefertigter silberner und vergoldeter Pokal, ein springendes Roß darstellend, entgegen, der hier, als Geschenk einer Vereinigung von Stuttgarter Buchhändlern für das Deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig, seinen Platz gefunden hat.

Bayerns Buchhandel und die mit ihm verwandten Geschäftszweige sind naturgemäß in der Ausstellung der bayerischen Haupt- und Residenzstadt sehr gut vertreten. Vorwiegend der Münchner Kunst gewidmet ist der Verlag von F. A. Ackermann, in dessen reizenden Publikationen wir die besten Namen der Kunstwelt finden. Wer kennt nicht die überaus schönen Werke R. Beyschlags, wie „Frauenlob“ und „Liebes Volk“; wer erfreut sich nicht an dem „Kaleidoskop, Spiegel schöner Frauen“ und wer lacht nicht, wenn er „Kauffmanns Biedermänner und Konsorten“ besieht? Von einer fast unübertrefflichen Schönheit und größter Reinheit des Tones sind die Heliogravüren von Eugen Albert, dessen Namensvetter Jos. Albert, der berühmte Erfinder der nach ihm benannten Albertotypie, diese durch verschiedene Kunstblätter vorgeführt hat. In den Produkten der Autotypie-Compagnie (G. Meisenbach und J. von Schmädel) treten uns vollgültige Beweise für die Leistungs- und Entwickelungsfähigkeit dieses neu erfundenen Verfahrens entgegen;

ein Gleiches gilt von den Erzeugnissen der Chemigraphie von O. Consée. Reizende Chromolithographien sind von Gebr. Obpacher und von der Chromolithogr. Kunstanstalt (vorm. Jäger & Schwabenthan) ausgestellt. Eigenartig und dabei ungemein interessant sind die Ausstellungsobjekte der beiden Firmen Knorr & Hirth und G. Hirths Verlag. Herrn Dr. G. Hirth kommt bekanntlich das Verdienst zu, einen verfeinerten künstlerischen Geschmack in die Buchdruckerei eingeführt zu haben. Wie sehr dieses Bestreben von dem besten Erfolg gekrönt wurde, das beweisen die von der erstgenannten Firma ausgestellten Drucksachen. Was an künstlerischen und Musterwerken für das Kunstgewerbe im engsten Anschluß an die Publikationen G. Hirths geleistet ist, muß gerade in einer Kunstgewerbe-Ausstellung des Einflusses wegen, den diese einsichtsvoll gewählten und mit dem größten Verständnis hergestellten Sammlungen auf die ganze deutsche kunstgewerbliche Thätigkeit ausgeübt haben, mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet werden. Dem in stattlicher Reihe von Bänden aufliegendem Werk „Der Formenschatz“ schließen sich die anderen bekannten Publikationen dieses Verlages, wie das „Kulturhistorische Bilderbuch“, „Jost Amanns Wappenbuch“, die „Bücherillustration der Gothik und Renaissance“, die „Liebhaberbibliothek alter Illustrationen“ u. a. m. würdig an. Wie Hirths Verlag hat auch das Litterarische Institut von Dr. Max Huttler sehr bedeutende Leistungen zur Ausstellung gebracht. Unter den vielen Arten von Druckarbeiten in stilgerechter Ausführung verdient die Reproduktion der ersten Wandkarte Bayerns vom Jahre 1568 von Apiani besonders genannt zu werden; dieselbe wurde nach den im Bayer. Nationalmuseum befindlichen Originalholzstöcken gedruckt. Der allgemein bekannte „Münchner Kalender“ ist in seiner ganzen Entwicklung vorgeführt. Daneben finden sich Gebetbücher, Chroniken, Plakate, Diplome &c., alles in ihrem Zwecke entsprechender, künstlerischer Ausstattung. Von den bayerischen Ausstellern, die für uns in Betracht kommen, sind noch zu nennen: die Aktiengesellschaft vorm. H. Kohler & Co. in Kaufbeuren, A. Alois in Garmisch, Frz. B. Datterer in Freising, K. Juda in München, G. Schuh & Co. in München, K. Stücker in München, sowie die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, die teils Druckarbeiten, teils Verlagswerke ausgestellt haben. Besonders die letztgenannte Firma hat neben den verschiedenen Lichtdrucken eine Reihe ihrer prächtigen Verlagsartikel, wie die „Goethe-Gallerie“, die „Bunte Mappe“ u. s. w. zur Ausstellung gebracht.

Aus Leipzig und Sachsen haben nur wenige Firmen, und diese auch nur mit einer niedrigen Zahl von Werken die Ausstellung beschickt. Jul. Bloem in Dresden hat seine „Musterblätter für Schlosser“ und die „Schlosserzeitung“

geliefert; J. M. Gebhardts Verlag in Leipzig ist durch „Scheffers Mustervorlagen für farbige Kreuzsticharbeiten“ vertreten; die Gilbersche Hofverlagsbuchhandlung in Dresden durch eine Serie von Werken über Dekoration ꝛc.; G. Hedeler in Leipzig durch „Jobmanns Monogrammenschatz“, und Hoffmann & Ohnstein in Leipzig durch „Benders Stickerei-Monogramme“. So ziemlich alle Branchen der graphischen Kunst vereinigt Julius Klinkhardts Verlagsbuchhandlung, und demgemäß finden wir hier auch fast alles, was der neuere Verlag und Druck gebraucht. Aug. Pries in Leipzig hat neben anderem zwölf Pracht- und Kunstwerke ausgestellt, C. G. Röder in Leipzig verschiedene Erzeugnisse seiner Notenstecherei und -Druckerei, Römmler & Jonas in Dresden aber einige Serien verschiedenartiger Lichtdrucke.

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß Leipzig, die Metropole des deutschen Buchhandels, im Vergleich zu Stuttgart und München nur in geringem Maße vertreten ist. Ist bei dem Buchhandel der letzteren Stadt eine rege Beteiligung wegen der geringen Umstände und Unkosten eine selbstverständliche, so kann dies doch nicht von dem Stuttgarts gesagt werden. Für diesen waren die Verhältnisse genau dieselben wie für den Leipziger Buchhandel, und es muß deshalb wiederholt hervorgehoben werden, daß sich Stuttgarts Verleger zahlreich und glänzend, die Leipziger Handlungen aber nur sehr schwach beteiligt haben. Ob man hier vielleicht der Ausstellerei bereits müde geworden, oder aber ob man die Ausstellung in München trotz der deutlichen Bezeichnung einer „Deutsch-nationalen“ doch mehr für eine Ausstellung Süd-Deutschlands gehalten hat, wer kann es wissen? Jedenfalls aber drängt sich uns diese letztere Annahme auf, wenn wir die Zahl der Firmen und der Ausstellungs-Gegenstände vergleichen. Stuttgart ist mit 17, München mit 15, Leipzig dagegen nur mit 6 Ausstellern auf der Ausstellung erschienen!

Auch die andern norddeutschen Städte, wie Berlin, Breslau, Frankfurt u. s. w. sind in auffallend geringem Maße vertreten, ganz abgesehen von den vielen kleineren Orten, aus welchen die Verleger geeigneter Litteratur nichts oder nur wenig gesandt haben. Bei der Unmöglichkeit alles Einzelne zu erwähnen, mögen nun zum Schlusse nur noch einige der bedeutendsten Firmen aufgeführt werden.

Der bekannte Verlag für Kunst und Gewerbe von Gerlach & Schenk in Wien hat seine kunstgewerblichen Werke gesandt, die zum Teil, wie die „Allegorien und Embleme“, schon preisgekrönt wurden. Die Firma, welche übrigens den ihr zukommenden Raum sehr hübsch arrangiert hat, giebt durch die große Zahl und Pracht der ausgestellten Werke und Blätter ein brillantes Zeugnis von dem entwickelten kunstgewerblichen Leben der österreichischen Kaiserstadt.

Streng architektonisch gehaltene Blätter sind in dem von A. Bergsträßer in Darmstadt ausgestellten Werken: „Das Heidelberger Schloß“ und „Handbuch der Architektur“ zur Anschauung gebracht; während Heinr. Keller in Frankfurt a. M. ein Sortiment seiner Werke über mustergültige Möbel, Trachten und Kunstgewerbe von den bekannten Fach-Autoren, wie Essenwein, Hefner-Alteneck, Luthmer u. s. w. ausgelegt hat Der spezifisch heraldische Verlag von Wilh. Rommel in Frankfurt a. M. der schon in Berlin und Wien preisgekrönt wurde, hat sich in München durch die prächtigen Werke der Heraldik neuerdings allgemeine Anerkennung erworben. Außerordentlich geschmackvoll sind die von Friedr. Fischbachs Selbstverlag in Wiesbaden ausgestellten Werke, besonders die 10 Tafeln der „Ornamente der Gewerbe“; nicht minder schön in ihrer Art sind die von den beiden Firmen M. Kreutzmann und Aug. Müller in St. Gallen aufgelegten Albums. Die erstere Handlung hat J. Stauffachers herrliche Studien und Kompositionen, letztere aber sehr hübsche Buchdruckarbeiten und vier Bände einer Fachzeitschrift, der „Schweizer graphischen Mitteilungen“, gesandt.

Der Gesamteindruck der graphischen Ausstellung ist, wie schon oben gesagt wurde, entschieden ein erhebender, und es muß diese Abteilung zu dem Erfreulichsten der ganzen Ausstellung gerechnet werden. In dem Gedeihen und Blühen dieser, mit dem litterarischen und Geistesleben unserer Nation so enge verbundenen Zweige des Kunstgewerbes erblicken wir einen Maßstab für den Stand der Kultur und des Strebens unserer Zeit. Wirklich nennenswerte Vorteile wird die Ausstellung den beteiligten Handlungen freilich nicht bringen, aber die Wirkung einer Ausstellung hängt stets von der Verständlichkeit derselben ab, und in dieser Hinsicht kann man der Münchner das beste Prognostikon stellen, denn hier hat man, früher geübtem Gebrauch entgegen, dem Publikum mit geringer Ausnahme die Einsicht in die ausgelegten Werke gestattet. Und es ist auch erfreulich zu sehen, wie die Besucher gerade der graphischen Abteilung ein ungemein reges Interesse entgegenbringen und von der genannten Erlaubnis Gebrauch machen.

War die Münchner Kunstgewerbe-Ausstellung des Jahres 1876 ein epochemachendes Ereignis, welches dem neu emporblühenden Kunstgewerbe Impuls und Richtung gab, so bietet die diesjährige ein ruhmvolles Bild der Fortschritte und der zeitgemäßen Weiterentwicklung des deutschen Kunstgewerbes und Kunstfleißes. Von der Anerkennung, welche Publikum und Presse allerorts der Ausstellung zollt, kommt ein nicht geringer Teil der deutschen Druckkunst und dem deutschen Buchhandel zu!

J. Braun.

Ein Erinnerungsblatt
für den Erfinder der Photographie.

Von

Ph. Schneider.

Die junge Kunst der Photographie, welche in diesem Jahre erst das Alter eines halben Jahrhunderts erreicht hat, ist nichtsdestoweniger in ihrer raschen Entwickelung seit etwa zehn Jahren von solcher Bedeutung für den Illustrationsdruck geworden, daß ihre der Zeit nach zwar kurze, aber sehr reiche Geschichte wohl auch Stoff für ein buchhändlerisches Organ bieten kann.

Der eigentliche Erfinder der Photographie ist der Pariser Maler Jacques Mandé Daguerre. Freilich kannte man schon lange vor ihm den eigentlichen Kern der Photographie, die Einwirkung des Lichtes auf gewisse Körper, als z. B. das Hornsilber. Hiervon wußte schon 1566 G. Fabricius in seiner Schrift „de metallibus rebus" zu erzählen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde dann die Lichtempfindlichkeit der chemischen Verbindungen von Silber mit Brom und Jod bekannt und man berichtet von einem deutschen Arzt Joh. Heinr. Schultze, welcher bereits 1727 Schriftzüge durch Einwirkung des Sonnenlichts auf Silbersalze kopiert habe. Der Chemiker Scheele untersuchte 1773 diese Einwirkung auf Papier, welches er zuvor mit Chlorsilber bestrichen hatte. Ihm folgten viele andere Chemiker, aber kein einziger ist auf den Gedanken gekommen, daß diese Experimente einmal zu einer praktischen Bedeutung gelangen könnten. Erst von dem französischen Physiker César Charles wird berichtet, daß er in seinen Vorlesungen mit Hilfe leichtempfindlichen Papiers Schattenrisse seiner Zuhörer erhalten habe. Einen größeren Erfolg mit den bis dahin gekannten Mitteln erzielte 1802 der Engländer Wedgwood und später Davy, welch ersterer Kupferstiche und gemalte Kirchenfenster mittels des Sonnenlichtes auf Papier zu kopieren wußte, das er vorher mit Höllensteinlösung oder Chlorsilber imprägniert hatte. Abgesehen von der geringen Lichtempfindlichkeit der

bis dahin erhaltenen Verbindungen, sowie von dem Umstand, daß nur flache Gegenstände, Blätter u. dgl. durch Auflegen auf das lichtempfindliche Papier photographiert werden konnten, fehlte zur Erfindung der Photographie eine Hauptsache, die sogenannte Fixierung des Bildes. Es war kein Mittel bekannt, um die durch zehn- bis zwanzigstündige Einwirkung des Sonnenlichts erhaltenen Bilder nunmehr vor dem gefährlichen Licht zu schützen und so dem Verschwinden derselben entgegenzutreten. Diese wichtige Aufgabe gelöst zu haben ist hauptsächlich das Verdienst Daguerres.

Daguerre wurde am 18. November 1787 (nicht 1789) zu Cormeilles-Parisis im Departement Seine-et-Oise geboren. Er sollte den geordneten Lebenspfad eines Steuerbeamten einschlagen, allein dazu hatte er zu viel Malertalent und so begab er sich denn in die minder geordnete (so ist wenigstens die „öffentliche Meinung") Laufbahn eines Leinwandkonsumenten. Nach einer kurzen Lehrzeit bei dem berühmten Maler David bildete er sich bei dem Dekorationsmaler Depoti zu einem strahlenden Licht am Dekorationshimmel aus und bemalte nach und nach so ziemlich die sämtlichen Opernhäuser von Paris und dazu noch eine Menge von Panoramen, die man seinem Erfindungstalent verdankte. Auch ist Daguerre der Erfinder der Dioramen. Es sind dies zweiseitig gemalte Bilder, hauptsächlich Landschaften auf transparenter Leinewand, bei welchen durch verschiedene Beleuchtung große Wirkungen hervorgerufen werden. Später wurden auch z. B. die Landschaften durch erscheinende und wieder verschwindende Figuren belebt. Daguerre machte in den zwanziger Jahren mit einem solchen großen Diorama Aufsehen, noch bevor sein Name durch seine Haupterfindung bekannt geworden war.

Den halben Weg zu dieser führte ihn ein Pariser, Jos. Niocophore Nièpce. Dieser hatte sich schon 1826 durch ein, in der von dem Physiker Porta im 16. Jahrhundert erfundenen Camera obscura angefertigtes Glasbild des Papstes bekannt gemacht. Sein Verfahren bestand darin, daß er eine Metallplatte mit einer Lösung von Asphalt und Lavendelöl überzog und dann zwölf Stunden in der Dunkelkammer das Bild auf sie einwirken ließ. Dadurch zersetzte sich der Asphalt und wurde in Verbindung mit dem Lavendelöl zu einer Masse, welche nicht mehr lichtempfindlich war. Die unzersetzt gebliebenen Teile der Asphaltschicht konnten sodann mit einem Gemisch von Lavendelöl und Petroleum ebenfalls lichtunempfindlich gemacht werden, d. h. das ganze Bild war fixiert. Behandelte man sodann die Platte mit ätzenden Säuren, so konnte man sogar eine Druckplatte von dem Bilde erzielen. Allein so schön wie sich das in der Theorie begreifen läßt, waren die auf diese Weise erzielten Bilder durchaus nicht; sie waren vielmehr ganz undeutlich

und die Fixierung erwies sich als mindestens fraglich. Gleichwohl war Nièpce schon allein so weit gekommen, als ihm Daguerre, welcher sich mit demselben Problem des Fixierens beschäftigte, im Januar 1826 den Vorschlag machte, mit ihm zusammen zu arbeiten. Nièpce wollte indes nicht so ohne weiteres seine Erfolge verallgemeinern und erst nachdem er sich die Priorität der bisherigen Entdeckungen durch eine Veröffentlichung in der „Royal Society“ gesichert hatte, schloß er 1829 mit Daguerre einen gerichtlichen Vertrag.

Das Zusammenarbeiten hatte noch keine bemerkenswerten Erfolge aufzuweisen, als Nièpce am 5. Juli 1833 starb. Mit doppeltem Eifer arbeitete Daguerre unermüdlich weiter. Da plötzlich machte er zwei Jahre später, 1835, die merkwürdige Entdeckung, daß seine jodirten Silberplatten in der Dunkelkammer viel früher Veränderungen durch Einwirkung des Lichtes erleiden, als es dem Auge sichtbar wird. Bisher hatte man das Bild selbst durch stundenlange Belichtung in der Dunkelkammer entstehen lassen, jetzt war der Weg gezeigt, dasselbe erst später zu entwickeln. Die praktische Ausnutzung dieser Erfindung war jetzt nur mehr ein Schritt, welcher bald gemacht wurde. Nun vollzog sich das Daguerresche Verfahren auf folgende Weise. Zunächst wurde eine Silberplatte oder versilberte Kupferplatte Dämpfen von Jod ausgesetzt, wodurch die Oberfläche der Platte in lichtempfindliches Jodsilber übergeführt wird. Unter der Einwirkung der Lichtstrahlen in der photographischen Camera wird das Jodsilber an den vom Lichte getroffenen Stellen zersetzt, ohne daß jedoch an der Platte eine Veränderung bemerkbar wäre. Setzt man dieselbe jedoch Quecksilberdämpfen aus, so verdichten sich diese vorzugsweise an den vom Lichte getroffenen Stellen und das hellglänzende Quecksilberbild erscheint weiß auf dunklem Grunde. Diesen Prozeß nennt man Hervorrufung oder Entwickelung.

Jede Erfindung hat ihre mehr oder minder zutreffende Geschichte oder doch ihre Geschichten. So erzählt man von Daguerres Entdeckung, daß er sie ganz zufällig gemacht habe. Eines Tages habe er auf einer jodierten Silberplatte einen Löffel liegen lassen. Nachdem die Platte eine kurze Zeit unbeabsichtigt ins Licht gekommen sei, habe er sie ohne den Löffel in seinen Chemikalienschrank gelegt. Zu seiner eignen nicht geringen Verwunderung habe später die Ptatte das Bild des Löffels gezeigt. Daguerre hatte dann leicht gefunden, daß dies Wunder die Quecksilberdämpfe hervorgebracht hatten und die Daguerreotypie war erfunden. Das soll sich 1835 so zugetragen haben.

Nun blieb immerhin noch die schwierigste Aufgabe zu lösen: die Fixierung des gewonnenen Bildes. Durch die Zersetzung war zwar das

Jodsilber unempfindlich gegen die Belichtung gemacht; nun mußten auch die unzersetzten Teile der Platte unschädlich gemacht werden. Dies gelang dem glücklichen Daguerre im Jahre 1838, jetzt vor 50 Jahren, durch Behandlung der Platte mit unterschwefligsaurem Natron. Nun war seine Erfindung vollständig und harrte nur ihrer praktischen Ausbeutung. Durch ein Patent konnte sie nicht geschützt werden, weshalb sich Daguerre an den berühmten Pariser Naturforscher François Arago wandte, um durch dessen Vermittelung die Akademie zu gewinnen. Dieser erkannte sofort die Bedeutung der Erfindung und setzte es durch, daß ein Vertrag zu stande kam, nach dem der Staat für dieselbe eine Jahresrente von 10 000 Franks auswarf, welche unter Daguerre und den Sohn Nièpces derart geteilt wurde, daß ersterer 6000, letzterer 4000 Franks Rente bezog. Bei der Begründung des Gesetzentwurfs über die Erwerbung des Verfahrens führte der Minister des Innern, Duchatel, aus, daß es die Pflicht eines Staates sei, eine derartige Erfindung, welche durch kein Patent geschützt werden könne, zu erwerben und ihrem Urheber eine entsprechende Belohnung zu geben. Fremde Souveräne hätten Daguerre bereits sehr ansehnliche Angebote, 200 000 Franks, gemacht. „Wir hoffen, meine Herren", so schloß der Minister, „daß Sie sowohl die Motive dieser Vorlage, als auch die Bedingungen, auf welchen sie ruht, gutheißen werden. Sie werden nicht dulden, daß wir jemals einer fremden Nation den Ruhm lassen, die Welt der Gelehrten und Künstler mit einer der wunderbarsten Entdeckungen, deren sich unser Land rühmen darf, zu beschenken." Natürlich that die Stachelung des Nationalgefühls ihre Wirkung.

Das Bekanntwerden der Daguerreschen Erfindung machte zu einer Zeit, welche noch nicht so reich an verblüffenden Entdeckungen war als die unsere es ist, ungeheures Aufsehen. Selbst in Deutschland war der Enthusiasmus so groß, daß ein Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung seiner Entrüstung über den kargen Lohn für den Erfinder in den Worten Luft machte: Also 6000 Franks Jahrgehalt! Das wäre die ganze Belohnung für eine so herrliche, großartige und folgenreiche Entdeckung, die dem Erfinder und Frankreich neuen Ruhm verleihen wird?!

Wirklich eilte der neue Ruhm in raschem Siegeslauf durch die Welt. Bald wurde überall „getypt", wie man es nannte, und in den entlegensten Nesten konnte man den herumreisenden, Bauernköpfe verewigenden „Typern" nicht entgehen.

Bald nachdem der gepriesene Daguerre der Akademie sein erstes Bild vorgelegt hatte, trat der Engländer Talbot mit seiner Methode, Bilder mit Hilfe des Lichtes zu vervielfältigen, hervor. Im Frühjahr 1839 veröffentlichte er sein Verfahren in der Society, wonach dasselbe sich folgender=

maßen darstellt. Statt der theuern Silberplatte wurde ein Papier benutzt, welches nach Imprägnierung mit Kochsalz- (Chlornatrium-) Lösung auf einer Silberlösung schwimmend, dergestalt mit einer Schicht Chlorsilber überzogen wurde. Auf solchermaßen präpariertes Papier legte Talbot einen Kupferstich, welcher sich auf dem sehr empfindlichen Papier als Negativ abzeichnete. Das letztere wurde nach seiner Fixierung zur Hervorbringung der positiven Bilder ebenfalls wieder auf präpariertes Papier gelegt und der Belichtung ausgesetzt. Auf diese Art trat die Photographie in die Reihe der vervielfältigenden Künste. Daguerre hatte stets nur ein Bild mit seiner Dunkelkammer auf einer Platte herstellen können. Die rauhe Struktur des Talbotschen Papiers machte freilich nicht so genaue Abdrücke möglich, wie sie die Daguerreotypie mit ihren polierten Silberplatten hervorbrachte. Deshalb verwendete man auf Anregung von Nièpce de Saint Viktor, dem Neffen des erstgenannten Nièpce, seit 1847 zur Herstellung des Negativs Glasplatten, die mit einer Eiweißschicht, in späteren Jahren mit einer Kollodiumschicht überzogen waren.

Seitdem ist man unaufhörlich bemüht gewesen, immer empfindlichere Substanzen für die Camera obscura zu entdecken. Als eine, welche schon hohen Ansprüchen genügte, ist die Höllensteinlösung zu nennen, da sie das bei der Zersetzung des Jodsilbers freiwerdende Jod gleich wieder chemisch bindet und deshalb die Zersetzung fördert. Das Verfahren zwingt aber dazu, die Platten erst kurz vor dem Gebrauch zu präparieren („das nasse Verfahren"), was unter Umständen schwierig oder gar nicht durchzuführen ist. Es war deshalb ein großer Fortschritt, daß man vor etwa zehn Jahren nicht nur Platten anfertigen lernte, welche trocken zu verwenden sind und sich lange aufbewahren lassen, sondern daß diese Platten durch die Anwendung von Bromsilber gleichzeitig ganz bedeutend lichtempfindlicher wurden, so daß bei mancher der neueren Zeit zur Belichtung ein kleiner Teil einer Sekunde genügt, um ein Bild scharf wiederzugeben. Ja, Ottomar Anschütz aus Lissa in Posen hat die Empfindlichkeit der Platten derart gesteigert, daß er z. B. in der gegenwärtigen Brüsseler Ausstellung vierundzwanzig Aufnahmen nacheinander in 0,72 Sekunden zu stande bringt und so z. B. den Trablauf, den Sprung ꝛc. eines Pferdes in seinen einzelnen Phasen festhält. In neuester Zeit ist es ihm sogar gelungen, das fliegende Geschoß von 400 m Geschwindigkeit (in der Sekunde) in einem Bilde festzuhalten. Bei diesen gelungenen Versuchen, welche vom 9. bis 12. September d. J. auf dem Schießplatze des Grusonwerkes bei Buckau stattfanden, betrug die Belichtungsdauer der Platten nur 0,000076 Sekunden. London, Brüssel und Paris sind die

Hauptbezugsquellen für die trockenen Platten, woselbst täglich 5 bis 6000 Dutzend verkauft werden.

Auf die Anwendung der photographischen Aufnahmen für den Druck brauche ich hier nicht näher einzugehen, da die Leser dieser Zeitschrift über die Entwickelung des heliographischen Verfahrens stets auf dem Laufenden gehalten worden sind. Ich habe es indes nicht für überflüssig erachtet, auch die Anfänge jener bedeutsamen Kunst denselben in einigen Zeilen näher zu bringen.

Wie sollen wir lesen?

Von

Rich. Jul. George.

Unserer modernen Gesellschaft ist in gewissem Sinne das Gepräge nervöser Überhastung aufgedrückt. Diese äußert sich in sehr charakteristischer Weise auf litterarischem Gebiete: nicht allein, daß der deutsche Büchermarkt allwöchentlich mit unzähligen Produkten sehr zweifelhaften Wertes überschwemmt wird, ist ein bemerkenswertes Zeichen dafür; wir müssen vielmehr auch die Art und Weise, wie der Gebildete der Gegenwart liest, als ein Beispiel nervöser Überhastung hinstellen.

Giebt es doch gewisse Leute, welche die Lektüre von ganz eigentümlichen Gesichtspunkten aus betrachten. Der Salonlöwe, der in der Gesellschaft den Schöngeist spielen will, hält es für seine Pflicht, jeden neuen Roman von Ebers, Spielhagen, Dahn und den andern Modeautoren binnen vierundzwanzig Stunden nach Erscheinen gelesen zu haben. Von derselben gedankenlosen Sucht nach dem Neuen sind unzählige Damen der höheren Gesellschaftskreise und des Mittelstandes beseelt, nur mit dem Unterschiede, daß sie einzig und allein lesen, um ein augenblickliches Bedürfnis der Unterhaltung zu befriedigen, d. h. in deutlichen Worten ausgedrückt: sie lesen, um die Zeit tot zu schlagen. Losungsworte bei dieser Lektüre sind: recht rasch und möglichst viel. Man muß doch die Kosten aus der Leihbibliothek herausschlagen! Da nun unsere großen Leihinstitute für einige Pfennige pro Tag ganze Berge geistiger Produkte versenden, so giebt es gewisse Leser, welche so alljährlich ihre 100—200 Romanbände durchsetzen, getrieben von der Sucht, stets das Neueste zu lesen, von dem Verlangen, den Nerven einen vorübergehenden Reiz zu verschaffen. Es sind dies dieselben Leute, welche Kunstausstellungen und Museen durchlaufen, als stände jemand mit der Hetzpeitsche hinter ihnen; dieselben, welche die Theater besuchen, um die neuesten Kouplets vor sich hinträllern zu können. Urteils- und Geschmacklosigkeit, blinder Autoritätsglauben, gedankenloses Nachplappern fremder Kritik charakterisieren diese Kategorie der Leserwelt.

Eine derartige Lektüre verflacht das Gemüt, schadet dem Leser psychisch und physisch und läßt das Lesen nicht als geistigen Genuß, sondern als momentane Unterhaltung erscheinen. Werke der Dichtkunst — und zu diesen gehören auch der gute Roman und die gute Novelle — sind jedoch vom Dichter und Schriftsteller nicht geschaffen, um vorübergehend den Leser zu unterhalten. Hauptzweck jeder Lektüre ist vielmehr Veredelung des Gemütes, Erweiterung des Gesichtskreises, Stählung des Charakters. Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn wir mit innerer Sammlung an das Werk des Dichters und Schriftstellers herantreten.

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Diese schönen Worte Adolf Stöbers sind nicht nur auf ein Gedicht im engsten Sinne des Wortes zu beziehen; sie sind im Gegenteil voll und ganz auf jeden Roman anzuwenden, so daß innere Sammlung die unerläßliche Vorbedingung jeder Lektüre zu nennen ist.

Es ist mit den Erzeugnissen der Dichtkunst wie mit denen der bildenden Künste. Wer in einer Ausstellung oder in einem Museum hastig von einem Gemälde zum andern eilt, sich nur flüchtig dieses und jenes Bildwerk betrachtet, wird niemals einen dauernden Nutzen davon haben, wird niemals eindringen können in den Gedanken des Künstlers, in die Erhabenheit und Schönheit dessen, was der Pinsel des Malers, der Meisel des Bildhauers hervorgezaubert hat; der Betreffende sieht wohl, was die Kunstwerke äußerlich darstellen, auch vielleicht, ob er ein Ölbild oder Aquarell vor sich hat: der Zweck des Künstlers, „der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“, zu wecken, bleibt jedoch unerfüllt.

Man hat den Dichter mit Recht den Maler der Seele genannt. Die menschliche Seele soll er in seinen Werken wiederspiegeln, sie soll er zeichnen in ihren unendlich mannigfachen Äußerungen. Und das Produkt eines solchen Schaffens, die Dichtung, sie sollte man flüchtig und hastig in sich aufnehmen können? Nun und nimmermehr; das Abbild der Menschenseele, das jede echte, wahre Dichtung ist, ist so erhaben, so hoch, daß der Genuß einer solchen nur bei tief innerlicher Sammlung denkbar ist. Wo diese vorhanden, kann jedoch die Lektüre eines Meisterwerkes die Wirkung eines Gottesdienstes auf ein empfängliches Gemüt haben.

Nur selten ist jedoch der Mensch in der Stimmung, daß eine Dichtung einen derartigen Eindruck auf ihn macht, welchen wir als das reinste, höchste Ziel jeder Lektüre hinstellen möchten. Im allgemeinen werden wir uns damit begnügen müssen, daß der Leser an die Lektüre eines Buches mit dem Vorsatze geht: du willst aus diesem Werke geistige Anregung schöpfen, willst durch die Lektüre desselben deinen Geist, dein Gemüt über das Alltagsleben erheben und willst dein Urteil schärfen. Ein derartiger Vorsatz zieht vor allem den sehr wesentlichen Vorteil nach sich, daß der Leser, welcher ihn gefaßt, langsam und mit Verständnis liest. Hat man sich dies zum festen Grundsatz gemacht, so wird man über den betreffenden Schriftsteller oder Dichter auch bald eine Kontrolle ausüben, die mehr und mehr an Schärfe gewinnen wird. Sowie wir nämlich zu der Überzeugung gelangt sind, daß bei der Lektüre das Unterhaltungsbedürfnis ganz und gar im Hintergrunde steht, werden auch die Anforderungen, welche wir an einen Autor stellen, ganz andere. Wir fragen nicht mehr: Wann ist das Buch erschienen? Welche Autorität hat es geschrieben? Wer hat es lobend kritisiert? Wir folgen vielmehr bei der Auswahl unserer Lektüre ganz und gar dem, was unserem individuellen Geschmacke entspricht.

Über diesen ist, wie ein lateinisches Sprichwort sagt, nicht zu streiten. Eine Anforderung muß jedoch jeder Leser an die Werke stellen, die er liest. Diese Anforderung lautet: „Der Autor, welchen ich lese, muß die Handlung aus dem Charakter der Handelnden entwickeln, er darf den blinden Zufall nicht walten lassen, darf den Charakter seiner Personen nicht verzerren, wie es ihm im Interesse seiner Handlung wünschenswert erscheint; er muß mir vielmehr zeigen, wie jemand, der so und so denkt und fühlt, in der und der Lage handeln muß."

Diese Anforderung bezieht sich selbstredend nur auf die epische und dramatische Poesie, ist jedoch für die Lyrik durch eine verwandte zu ersetzen, die wir aus Rücksichten der Raumersparnis uns versagen müssen, hier anzuführen.

Wir haben bisher immer Sammlung, langsames Lesen und die Absicht, sich über das Gelesene ein Urteil zu bilden, als die Grundsätze jeder vernünftigen Lektüre hingestellt. Im innigsten Zusammenhange damit steht die Forderung: „lies womöglich laut". Das Material, mit dem der Maler der Seele arbeitet, ist die menschliche Sprache; diese verliert unendlich, wenn wir sie nur im geschriebenen Worte vor uns haben. Hierzu kommt noch, daß ein lautes Lesen, das stets viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als das leise, schon ein gewisses Verweilen mit sich bringt. Vom Verweilen ist der Weg zur Sammlung, zum Nachdenken,

zum Versenken in die künstlerische Eigenart des Dichters nicht weit. Wir brauchen hierbei wohl kaum zu betonen, daß uns bei dem lauten Lesen in erster Linie ein Vorlesen vorschwebt. Gerade dieses ist geeignet, die oben genannten Ziele der Lektüre in herrlichster Weise zu erreichen.

Umsomehr zu verwundern ist es, daß wir die Sitte des gemeinsamen Lesens nur in wenigen deutschen Familien finden; und doch giebt es kein geeigneteres Mittel, die kostbaren Schätze unserer National-Litteratur mehr und mehr in die weitesten Kreise des Volkes eindringen zu lassen und gleichzeitig das Familien- und Gemütsleben zu veredeln und zu vertiefen. Eine derartige gemeinsame Lektüre, an die sich ein lebendiger Gedankenaustausch über das Gelesene anschließt, wird zum höchsten geistigen Genuß für alle Teilnehmer, namentlich wenn die Wahl der zu lesenden Bücher von einem litteraturkundigen Familienoberhaupt geleitet wird: dann stehen auch die deutschen Klassiker nicht verstäubt im Bücherschranke; die in ihnen enthaltenen Geistesschätze werden vielmehr Gemeingut der Familie. Aber nicht auf sie darf sich die Lektüre einseitig beschränken; auch die kostbaren Perlen der neueren und neuesten Litteratur werden die schmutzigen Leihbibliothek-Schmöker verdrängen. Die deutsche Familie wird alsdann ihren Lesebedarf nicht mehr aus der Leihbibliothek entnehmen, sondern das wirklich Gute der Litteratur in einer Hausbibliothek vereinigen, die von Jahr zu Jahr nur um einige Bände wächst. Die Auswahl dieser dürfte denen, welche nach den von uns aufgestellten Prinzipien zu lesen pflegen, nicht schwer fallen; denn wer stets innerlich gesammelt, langsam und denkend liest, wird bald dahingelangen, den Schund vom Guten sondern zu können. Er wird manches Buch schon beim Lesen des Titels bei Seite werfen, andere werden ihm schon auf den ersten Seiten zeigen, wie hohl und flach sie sind. An Stelle der Urteils- und Geschmacksverirrung, welche leider die weitesten Kreise beherrscht, wird sich bei einem derartigen Leser mehr und mehr litterarisches und ästhetisches Verständnis entwickeln; er wird den heuchlerischen Autoritätsglauben an die Modeschriftsteller als wahrer Litteraturfreund hassen, und in den Stunden, die er der Lektüre widmet, Herz und Gemüt veredeln und für diese, sowie für Schärfung des Verstandes, der Urteilskraft, Erweiterung des Gesichtskreises den höchsten dauerndsten Gewinn finden.

Die neueste Litteratur für Buchhändler.

Von

J. Braun.

VI. *)

Es ist ein längerer Zeitraum verflossen, seitdem ich meinen letzten Litteraturbericht an dieser Stelle gebracht habe. Wenn ich denselben heute fortsetze, so geschieht dies, weil unterdessen mehrere bedeutende Erscheinungen der buchhändlerischen Fachlitteratur das Licht der Welt erblickt haben und der Redaktion außerdem eine Anzahl beachtenswerter Bücher zur Besprechung zugegangen sind.

Zunächst sind es zwei Publikationen der Firma Duncker & Humblot in Leipzig, die, ohne der Buchhändler-Litteratur direkt anzugehören, doch infolge eines Teils ihres Inhaltes für Buchhändler von Bedeutung sind. Das erste Werk betitelt sich: „Leipzigs Großindustrie und Großhandel in ihrer Kulturbedeutung. Geschildert von Paul Hirschfeld". Leipzig, die weltbekannte in ihrer zweiten Blüte sich befindlichen Handelsstadt ist bekanntlich auch der Stapelplatz des Buchhandels und wenn die geschäftliche Thätigkeit der verschiedenen Industrie- und Handelszweige in einem Werk zur Darstellung gelangt, so muß darin naturgemäß auch das Buchgewerbe eingehende Berücksichtigung finden. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat diese Thatsache wohl zu würdigen gewußt und er bringt der Buchhändlerstadt einen mehr als hinreichenden Tribut, indem er sein fleißiges Werk mit einer Schilderung der hervorragendsten Buchhändler-Firmen und Buchdruckanstalten beginnt. Das prächtig ausgestattete Buch würde eine ausführlichste Besprechung verdienen, aber bei dem hier knapp zugemessenen Raum muß ich mich leider darauf beschränken, dem Leser mitzuteilen, daß darin die Häuser F. A. Brockhaus, B. G. Teubner,

---

*) V. s. Bd. V. S. 48.

Bernh. Tauchnitz, K. Baedeker, Breitkopf & Härtel, J. J. Weber, E. Keils Nachfolger, F. Volckmar, das Bibliographische Institut und die Musikalienverlangsanstalt von C. F. Peters unter Berücksichtigung der ihnen zukommenden Wirksamkeit ausführlich und sachkundig beschrieben werden. An technischen Instituten sind darin Julius Klinkhardt Giesecke & Devrient, Wagner & Debes, C. G. Röder, Schelter & Giesecke, sowie Meißner & Buch, F. Flinsch, Sieler & Vogel (Papierfabriken), J. R. Herzog, Gustav Fritzsche (Buchbindereien) und endlich die Fabrik von Buchdruckfarben von Frey & Sening behandelt, während sich der übrige Inhalt mit mehr als 40 weiteren Großindustriellen Leipzigs befaßt, von denen etwa Mey & Edlich und Julius Blüthner hier noch zu nennen wären. Ungefähr der dritte Teil des ganzen, ausgezeichnete Illustrationen enthaltenden Werkes ist den buchgewerblichen Firmen gewidmet, man kann deshalb dasselbe sehr wohl der buchhändlerischen Litteratur beizählen. Ich muß es leider unterlassen, hier aus dem reichen Inhalt etwas mitzuteilen, aber ich wünsche dem Werke, daß diese Unterlassung gute Folgen haben möge, und daß recht viele Angehörige des Buchhandels gemäß dem für oben genannte Firmen vorhandenen Interesse in dem Buche die einzelnen Artikel und die den Buchhandel in noch weiterem Maaße berücksichtigende Einleitung selbst nachlesen möchten, zumal der Preis von Mk. 6 ein ungemein niedriger genannt werden muß.

Das zweite hier in Betracht kommende Buch aus dem genannten Verlag ist das anonym erschienene: „Deutsch-protestantische Kämpfe in den baltischen Provinzen Rußlands." Das achte Kapitel desselben (Seite 359—385) handelt von der „Unterdrückung des freien Wortes". Wir erfahren daraus interessante Einzelheiten über die Preß-Zustände und Zensur-Verhältnisse nicht minder wie über die Bedrückung einzelner für das Deutschtum eintretender Buchhändler. Man muß bei der Lektüre dieses Abschnittes staunen, wie widernatürlich und unsinnig die russischen Zensoren ihres Amtes walten, ein Faktum, daß schon zu häufig betont wurde, um hier noch darauf eingehen zu müssen. Wenn man freilich das im „Börsenblatt" kürzlich veröffentlichte Verzeichnis der in Rußland verbotenen Bücher gesehen hat, dann wird man sich auch über die hier geschilderten Zustände nicht mehr wundern, deren Darstellung eine lesenswerte Ergänzung zu jenem Verzeichnis bildet.

Gleichwie das erstlich genannte Buch, so ist auch das im Verlag von B. F. Voigt in Weimar erschienene: „Bücher-Ornamentik in Miniaturen, Initialien, Alphabeten u. s. w. In historischer

Darstellung das IX. bis XVIII. Jahrhundert umfassend. Herausgeg. von A. Niedling in Aschaffenburg" (Preis Mk. 12) ein Prachtwerk im vollen Sinne des Worts. Die Sitte, Bücher und Handschriften künstlerisch auszuschmücken, kommt bekanntlich schon im frühesten Altertum vor und erreichte diese Kunst besonders in den Werken der heiligen Schrift eine hohe Blüte. Diese Manuskripten- und Buchmalerei umfaßte die Ausstattung der Werke durch Initialen, Bilder, Randverzierungen u. s. w. Aus dem großen Reichtum dieser noch vielfach unbekannten Schätze, namentlich der Ornamententypen, welche in den Arabesken und dergl. vorhanden ist, hat Herr Niedling in dem vorliegenden Werk das Charakteristische in übersichtlicher Weise und historischer Reihenfolge zu einem geordneten Ganzen zusammengefaßt, in dem sich auch einige gut gewählte Beispiele des Formenschnittes und des Kupferstiches aus dem 17. und 18. Jahrhundert vorfinden. Das Werk, welches 30 Foliotafeln, darunter 3 in herrlichem Farbendruck, nebst dem nötigen erklärenden Text enthält, bietet zahlreiche Vorbilder aller Stilarten, und wird bei künstlerischen wie bei typographischen Neuschaffungen gute Dienste leisten. Zu bedauern ist nur, daß bei einzelnen Figuren durch die Umzeichnung ihre Eigenart etwas verloren gegangen ist, und dieselben dabei zu sehr modernisiert wurden.

Von dem Verfasser des rühmlichst bekannten Werkes über die Nürnberger Buchdruckerfamilie Koberger, Herrn Dr. Oskar von Hase, ist dessen am 15. August 1887 in der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure gehaltene Vortrag über „Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig" vor einiger Zeit im Druck (bei G. Hedeler in Leipzig, Preis Mk. 1) erschienen, und zwar in deutscher, französischer und englischer Sprache. Das Schriftchen ist eine knapp gehaltene Geschichte des Leipziger Buchgewerbes, die zu einem Vortrag zusammengedrängt wurde. Man merkt es demselben sofort an, daß sein Verfasser nicht nur mitten in dem buchhändlerischen Leben Leipzigs steht und als Besitzer des ältesten Geschäfts Leipzigs eine bevorzugte Stellung einnimmt, sondern daß er auch den hierin verwerteten Stoff seit längerer Zeit schon gesammelt und in einer, auch nicht buchhändlerischen Kreisen leicht verständlichen Weise zu verwenden gewußt hat. Man ist ja in allen, dem Buchhandel ferner stehenden Schichten des Volkes von der Organisation, Betriebsweise und geschichtlichen Bedeutung desselben so wenig unterrichtet, daß es schon aus diesem Grund verdienstlich genannt werden muß, wenn den Laien hiervon Kenntnis gegeben wird, und geschieht es noch dazu in einer solchen berufsfreudigen Art, dann kann sich der Verkündiger gewiß auch des

Dankes seiner Berufsgenossen versichert halten. „Mögen Sie jedenfalls etwas Dankbarkeit für die Vergangenheit und Freude an der Gegenwart aus seinen Worten herausgefühlt haben“, heißt es am Schluß; nun ich glaube dem Herrn Verfasser die Versicherung geben zu können, daß das, was wohl bei seinem Zuhörern vom Ingenieurfach schon eingetroffen ist, bei seinen Lesern im Buchhandel noch in höherem Maße der Fall sein wird.

„Buchhandelsrecht und Juristenrecht von A. Gubitz“ betitelt sich ein kleines Werkchen, das kürzlich bei Carl Braun in Schw. Hall erschienen ist. Der Verfasser, der sich schon seit Jahren mit der Erforschung des Rechts abgegeben und sich auch bereits durch mehrere Aufsätze im „Börsenblatt“ und der „Österr. Buchhändlercorrespondenz“ bekannnt gemacht hat, entwirft in seiner Schrift einen bestimmten Plan zur Gründung eines selbständigen Buchhändlerrechts, da er die Meinung vertritt, daß dieses nicht dem bestehenden Juristenrecht untergeordnet werden dürfe. Der Inhalt zerfällt in drei Teile, deren erster: „Der deutsche Buchhandel und die deutsche Rechtsprechung“ überschrieben ist, und in der Hauptsache zwei im „Börsenblatt“ mitgeteilte Rechtsfälle behandelt. Der zweite Teil befaßt sich mit dem „Buchhandelsrecht und Juristenrecht“, während im dritten Teil der Verfasser zu beweisen versucht, daß „Das Buchhandelsrecht ist ein Berufsrecht“. Als Anhang findet sich dann noch eine Abhandlung über „Das Recht des deutschen Schriftstellers“. Es ist eine schwere Aufgabe, die Eigentümlichkeiten des Buchhandels im Allgemeinen und dieselben in dem Verhältnis des Sortimenters zum Verleger im Besonderen vom juristischen Standpunkt aus zu beleuchten und wohl doppelt schwer, für einen nicht juridisch gebildeten Mann. Man bekommt aber doch bei dem Studium der Gubitz'schen Schrift den Eindruck, daß der Verfasser auf dem von ihm bearbeiteten Felde vollkommen zu Hause ist und seine Sache, wenn vielleicht auch in seiner eigenen Weise zu verfechten versteht. Allerdings finden sich auch hin und wieder Behauptungen und Beweisversuche, die als mißlungen bezeichnet werden müssen, wie z. B. der auf Seite 29 aufgestellte Satz, daß der Sortimenter an dem Konditionsgut alle Rechte des Eigentümers hat, also Eigentümer der Bücher sein soll, die ihm der Verleger nach menschlichem Begriff doch nur leihweise oder wie der technische Ausdruck lautet, bedingungsweise, d. h. kommissionsweise, überlassen hat. Der Inhalt des ganzen sicherlich mit vielem Fleiß und erst nach eingehender Kenntnisnahme der einschlägigen Litteratur abgefaßten Schriftchens gipfelt in der Forderung: „in den Streitigkeiten zwischen Buchhändlern an die Stelle der Juristen-Gerichte Schiedsgerichte von Buchhändlern zu setzen“.

Eine Streitschrift durch und durch ist das von den Herren Mayer & Müller in Berlin veröffentlichte Broschürchen: „Handelsfreiheit und Recht im Buchhandel“. Dieselbe wimmelt von Aufstellungen sonderbarer Ansichten und den faktischen Thatsachen nicht entsprechenden Sätzen. So findet sich gleich auf der ersten Seite die Behauptung, daß die ungewöhnliche Höhe (25 %!) des dem Sortimenter vom Verleger gewährten Rabattes dem Sortimentsbuchhandel Veranlassung bot, das Publikum an dem Rabatt teilnehmen zu lassen. Wer die Unkosten und Spesen des Sortimenters kennt, besonders desjenigen, der entfernt von Leipzig wohnt, der wird wohl auch wissen, wie viel von den 25 % wirklich überbleiben. Der größte Teil der Sortimenter wurde nicht durch die Höhe des ihm gewährten Rabattes, der gegen frühere Zeiten ja sogar bedeutend niedriger ist, sondern einzig und allein durch den Umstand zum Rabattgeben veranlaßt, daß einige heißhungrige Buchhändler durch selbstgebotene Zugeständnisse das Publikum an sich zu fesseln versuchten; erst dadurch wurden die anderen Firmen zu gleichem Verzichtleisten auf einen Teil des ihnen zukommenden Gewinnes gezwungen. Die Bewegung gegen den Rabatt ist ja nun glücklicherweise so weit gediehen, daß eine Abnahme der Mißstände sich bereits an einzelnen Orten bemerkbar macht, und so dürfte auch die „Denkschrift“ der Herren Mayer & Müller nur noch insofern Interesse haben, als sie uns Kunde von einem überwundenen Standpunkt giebt. Audiatur et altera pars sagt Seneca mit vollem Recht, aber erfolgt die Antwort in einer solchen Weise, wie sie der Schlußsatz des Vorwortes und der letzte fett gedruckte Absatz des vorliegenden Schriftchens bekundet, so ist jede Kritik unangebracht und überflüssig und es ist nur noch zu wünschen, daß der von den Verfassern in dem Motto: Si quid novisti rectius istis, Candidus imperti; si non, his utere mecum! erteilte Rat allgemein mißachtet wird.

In der Generalversammlung des „Vereins der österreichischen Buchhändler“ im Jahre 1885 wurde von Herrn Carl Graeser in Wien der Antrag gestellt, den Vorstand zu ermächtigen, die Errichtung von Spezial-Lehrkursen für Buchandlungslehrlinge im Anschluß an die bestehenden Handelsakademien anzustreben. Der Antragsteller wurde damals von dem Ausschusse des genannten Vereins beauftragt, über den Antrag einen eingehenden Bericht auszuarbeiten, und dieser ist nun als Separatabdruck aus der „Österreich. Buchhändler-Korrespondenz“ unter dem Titel: „Zur Activierung von Fachschulen für Buchhändler“ (Wien 1887. Selbstverlag von Carl Graeser) erschienen. Es ist darin der Plan einer österreichischen Buchhändler-

Lehranstalt genau dargelegt und kann man dem Schriftchen nur den Erfolg wünschen, daß die angeregte Anstalt recht bald ins Leben treten möge.

Ein neues, selbstverständlich „unentbehrliches“ Schriftchen über „Die vereinfachte, praktische und übersichtliche Führung des Kassa- (Losungs-) und Spesenbuches“ ist von dem geschäftseifrigen Herrn Hans Blumenthal (Iglau, Selbstverlag 50 Pf.) erschienen, das ganze 10 Druckseiten umfaßt, aber trotzdem unter der anspruchsvollen Benennung eines „Handbuches“ auftritt. Da die doppelte Buchführung im Buchhandel stets mehr und mehr Eingang findet, so dürfte es dem Sortimenter auch ohne die Anleitung des Herrn Blumenthal in den meisten Fällen, wo die Buchführung überhaupt eine ordnungsmäßige ist, möglich sein, die reinen Baar-Einnahmen und Ausgaben festzustellen. Etwas sehr gewagt scheint mir die Behauptung, daß der größere Teil der Sortimenter bisher für Einnahmen und Ausgabe besondere Bücher zu führen pflegte. In jedem ordentlichen Geschäft wird wohl ein Hauptbuch geführt, in dem beide Rubriken vereinigt sind und wenn Herr Blumenthal behauptet, daß man in dieser Hinsicht bei Geschäftsverkäufen selten reinen Wein einschenkt, so irrt er sich abermals bös, denn jeder Käufer einer Buchhandlung wird sich sicher gerade in dieser Beziehung genaue Kenntnis der Verhältnisse zu verschaffen wissen. Als nutzbringend für den Sortimenter wird man das Schriftchen wohl kaum bezeichnen können, wohl aber für den Verfasser, und das scheint ja leider bei seinen Unternehmungen die Hauptsache zu sein.

Seit Jahren tobt bei uns der Streit, ob die deutsche oder die lateinische Druckschrift ein größeres Anrecht auf Verwendung habe, ob eine davon, und welche von den beiden abgeschafft werden soll. In dieser Frage ist vor einiger Zeit abermals eine Abhandlung unter dem Titel: „Antiqua oder Fraktur. Von Ernst Knebel“. (Verlag von Franz Axt in Danzig, Preis 50 Pf.) erschienen, und man muß dem Verfasser nachrühmen, daß es ihm gelungen ist, schwerwiegende Gründe für die Bevorzugung der lateinischen Schrift beizubringen. Aber mag man dieser auch noch so viele Vorteile zuschreiben, unsere deutsche Schrift darf und wird nie durch die lateinische verdrängt werden, denn sie bildet ein äußeres sichtbares Zeichen des Deutschtums, und wo in der Welt gäbe es wohl eine Nation, die eines ihrer wertvollsten Güter beseitigen möchte, nur um die Bürde der Schuljugend zu vermindern und um die Gleichheit mit anderen Nationen zu erzielen?

Im innigen Zusammenhang mit unserer deutschen Schrift steht auch die deutsche Sprache. Während jene erst jetzt von mancher Seite dem

Untergang preisgegeben werden möchte, hat diese schon seit langer Zeit eine Verunstaltung erfahren, indem eine Unzahl von Fremdwörtern eingeführt wurden. Es ist nun mit Freude das Bestreben zu begrüßen, diese Fremdlinge wieder auszuweisen, und innerhalb dieser Bewegung zur Wiederherstellung unserer Nationalsprache muß jede Veröffentlichung willkommen geheißen werden, die dazu beitragen kann, unsere Muttersprache wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. So ist auch kürzlich ein ausgezeichnetes Buch erschienen, das betitelt ist: „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Von Herman Riegel“. (Braunschweig 1888, C. A. Schwetschke & Sohn. Preis Mk. 1.) Der Verfasser giebt zuerst einige Aufschlüsse über den Anlaß und die Art seiner Schrift, erörtert dann auf das Eindringlichste den heutigen Zustand der Fremdwörterei, zeigt alsdann die Entstehung und das Wesen des Übels, den Kampf gegen dasselbe, und behandelt schließlich die Mittel zur Beseitigung des tiefgewurzelten Mißstandes. Die Schrift, die durch zahlreiche Beispiele aus der Litteratur und Geschichte unseres Vaterlandes ungemein lehrreich wirkt, muß zweifelsohne als die gediegenste auf diesem Gebiet bezeichnet werden. Möge sie recht viele Leser finden, besonders auch unter den Buchhändlern, da es gerade hier noch viele giebt, die noch immer nicht begreifen wollen, daß man Wandlung schaffen kann, ohne gleich das Kind mit dem Bade ausschütten zu müssen. —

Zum Schluß für heute seien noch einige neue Erscheinungen kurz erwähnt. Von „J. A. Eberhards synonymischen Handwörterbuch der deutschen Sprache“ erscheint soeben bei Th. Grieben in Leipzig (in 12 Lieferungen à 1 Mk.) die vierzehnte Auflage von Dr. O. Lyon nach der von Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe bearbeitet. Das Buch ist bereits früher von der Kritik allgemein gelobt worden und zeichnet sich durch eine zutreffende Erklärung der Worte aus. Bei Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin ist jetzt der 20. Jahrgang der von Letzterem herausgegebenen „Allgem. Bibliographie der Staats- und Rechtswissenschaften“ in 6 Doppelnummern im Erscheinen begriffen. Wie dieses schon vielen Sortimentern als höchst brauchbar und zweckentsprechend bekannt ist, so dürfte auch das „Verzeichnis der besten und praktischsten Schulwandkarten, Atlanten u. s. w.“ (Frankfurt a. M., Jaegersche Buchhandlung) bald als praktisches

Hilfs- und Vertriebsmittel erkannt werden. Die Antiquariatsbuchhandlung „Posrednik“ in St. Petersburg hat einen „Catalogue descripte d'une belle collection de livres à gravures principalement du XVIII. siècle. Ouvrages hors ligne“ herausgegeben, der sich durch Genauigkeit der bibliographischen Angaben bei der Beschreibung der Werke, worunter viele äußerst seltene und mehrere Unica sich befinden, auf das Vorteilhafteste auszeichnet.

Zwanglose Rundschau.

Vom 18. September bis 12. November, also innerhalb eines Zeitraumes von weniger als zwei Monaten, hat der deutsche Buchhandel drei schwere Verluste erlitten. An den genannten Daten starben der Besitzer der Cottaschen Buchhandlung und Härtel, der frühere Teilhaber der Firma Breitkopf & Härtel. Dem letzteren war am 10. November Benjamin Herder vorangegangen.

Karl Freiherr Cotta von Cottendorf war, als zweiter Sohn des Freiherrn Georg, am 6. Januar 1835 geboren und ein Enkel des berühmten Zeitgenossen und Freundes von Goethe und Schiller, Frhr. Johann Friedrich, auf den Heine die Worte aus Egmont anwandte: das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt. Karl Cotta bezog mit sechzehn Jahren (1851) die Universität Tübingen, um Rechtswissenschaft zu studieren. Im Jahre 1860 trat er als Volontär in das Kommissionsgeschäft E. F. Steinacker in Leipzig, wo er sich gründlich ausbilden sollte. Hier war er bis zum Herbst thätig, und trat dann in die Buchdruckerei von Giesecke & Devrient ein. Aber auch dort hielt er nur bis gegen Weihnachten des Jahres 1860 aus. Es scheint, als ob ihm die Ausbildung auf größeren Reisen durch England und Frankreich, welche er jetzt unternahm, besser gefallen hat. Nach dem Tode des Vaters am 1. Februar 1863 wurde er Besitzer des berühmten Geschäftes, das unter seiner Leitung einzelne ganz bedeutende Autoren gewann. Der Nekrolog, welcher in seinem Blatte, der Münchener Allgemeinen Zeitung, am 1. November (nach 6 Wochen!) erschien, sagt, daß die Bibliothek der Weltlitteratur ganz das Kind seines Geistes sei. „Schwer nur entschloß er sich, nachdem sein Verlag vom Jahre 1867 an überall nachgedruckt war, ein gleiches zu thun, bis die rauhe Notwendigkeit der Selbsterhaltung und damit der Trieb, den Klassiker-Verlag für alle Zeit an sein Haus zu fesseln, alle Bedenken, die er mit allzu zartem Ehrgefühl bisher getragen hatte, wegfegte. Als er nach mehr oder minder verunglückten Versuchen anderer in einer Einmark-Ausgabe das richtige Mittel für seine Zwecke gefunden zu haben glaubte, ging er rüstig und entschlossen an das Unternehmen.“ Baron Karl Cotta hinterläßt aus seiner Ehe mit Fräulein Amelie de la Harpe aus Lausanne eine Tochter und einen Sohn Friedrich, welcher jetzt Inhaber der Geschäftes geworden ist.

Bald nach dem Tode des Barons haben seine Erben mit dem Direktor des Goethe-Archivs in Weimar, Professor Dr. Suphan, ein großes Geschäft abgeschlossen. Derselbe übernahm die Handschrift des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller welche die Großherzogin von Weimar für das Goethe-Archiv angekauft hat. Baron Cotta selbst hatte das Manuskript dieses Briefwechsels, der an tausend Briefe umfaßt im Jahre 1878 käuflich erworben. Als derselbe mit der Großherzogin, beziehungs-

weise deren Vertretern den Kaufvertrag über den so umfangreichen und wertvollen Autographenschatz abschloß, geschah dies unter der Bedingung, daß derselbe „bis zum Ableben des Herrn Verkäufers in des Letzteren ungestörten Besitz und Verwahrung mit dem ausdrücklichen Recht der Benützung zu litterarischen Zwecken" verbleiben sollte. Es handelt sich hier um Briefe, über welche Goethe selbst in einem Kodizill vom 22. Januar 1831 sich so merkwürdig ausläßt, daß die Stelle hier wiedergegeben zu werden verdient. „Correspondenz mit Schiller", heißt es dort, „anno 1850 herauszugeben. Alle Aufmerksamkeit verdient das Kästchen, welches bey Großherzogl. Regierung niedergestellt ist; es enthält die Originalbriefe meiner Correspondenz mit Schiller, welche erst im Jahre 1850 herausgegeben werden sollen, wovon die Acten das Weitere nachweisen. Wie sich auch die weltlichen Sachen bilden, so werden diese Papiere von großem Werthe seyn: a) wenn man bedenkt, daß die deutsche Literatur sich bis dahin noch viel weiter über den Erdboden ausbreiten wird; b) daß darin nahe bis 500 Briefe von Schillers eigner Hand befindlich, daß ferner c) die Anekdotenjagd so viele Namen, Ereignisse, Meynungen und Aufklärungen finden wird, die, wie wir in jeder Literatur sehen, von älteren Zeiten her immer mehr geschätzt werden, so wird man begreifen, was ein kluger Unternehmer aus diesen Dingen werde für Vortheil ziehen können. Deshalb das Ausbieten dieses Schatzes nicht privatim, sondern durch die Zeitungen, und zwar auch durch die Ausländischen zu besorgen, und den Nachkommen die Früchte väterlicher Verlassenschaft zu steigern seyn werden. Meine Enkel sind alsdann längst mündig und mögen nach dieser Anweisung ihre eigenen Vortheile wahren. Die Hälfte des Erlöses kommt den Schillerschen Erben zu, weshalb denn in diesem Geschäft die nöthige Vorsicht zu brauchen ist." Der Briefwechsel ist im Cottaschen Verlage im Jahre 1856 zum erstenmale veröffentlicht worden.

Benjamin Herders Geschäft gehört vorwiegend der Klasse der konfessionellen Handlungen an. Sein letzter Inhaber wurde am 31. Juli 1818 zu Freiburg geboren. Sein Vater, welcher 1810 das Geschäft gegründet hatte, hinterließ dasselbe bei seinem Tode 1839 zwei Söhnen, Karl Raphael und Benjamin. Letzterer hatte seine Ausbildung im väterlichen Geschäft und in der Pariser Zweiganstalt genossen. Nachdem er um die Mitte der vierziger Jahre eine selbständige Thätigkeit entwickeln konnte, hob sich das Geschäft ganz bedeutend, indem er demselben die bedeutendsten katholischen Schriftsteller zuführte. Es entstanden die Filialen zu Straßburg (1867), München, St. Louis (1873) und Wien (1886). Als die bedeutendsten Verlagswerke seien genannt: das „Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte, die „Theologische Bibliothek", die „Asketische Bibliothek", die „Sammlung historischer Bildnisse", die „Bibliothek deutscher Klassiker", die „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völker-Kunde", Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" (bis jetzt 6 Bände).

Zwei Tage später als Herder, am 12. November, starb in Leipzig Raymund Härtel. Er war 1810 geboren als Sohn von Gottfr. Christoph Härtel, der 1794 als Kompagnon in das 1719 gegründete Breitkopf'sche Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Geschäft eintrat. Im Jahre 1800 starb der letzte Breitkopf und jener ältere Härtel konnte daher als alleiniger Inhaber des Hauses bei seinem 1827 erfolgenden Tode seinen Söhnen Hermann und Raymund dasselbe hinterlassen, das seitdem die Firma Breitkopf & Härtel führte. Die Ausbildung des Geschäfts zu einer der ersten Musikalienhandlungen und Notenstech- und Druckereien der Welt ist wesentlich das Werk dieser nunmehr beide verstorbenen Brüder, deren letzter, jetzt verstorbener der Firma 53 Jahre, bis 1880, vorgestanden hat. Die gegenwärtigen Besitzer des Hauses sind Volkmann und Dr. Hase.

Den drei angeführten Toten reihen sich zwei andere an. Der erste derselben ist der allgemeine deutsche Schriftsteller-Verband, welcher sich in seiner Generalversammlung vom 31. Oktober zu Leipzig selbst zu Grabe trug. Sein Vorsitzender gab in einem längeren Vortrag eine Übersicht über die innere und äußere Entwickelungsgeschichte des Verbandes seit seinem zehnjährigen Bestehen (6. Oktober 1878 bis zum 31. Oktober 1888), worüber die Leser der Rundschau stets auf dem Laufenden gehalten worden sind. Besonders betont er diejenigen Vorgänge und Verhandlungen, welche früher zu einer Trennung, dann aber, auf den Schriftstellertagen zu Berlin (26. Oktober 1885), zu Eisenach (10. Oktober 1886) und zu Dresden (25. September 1887) zu einer Verschmelzung der getrennten Schriftsteller-Verbände geführt haben. Die heutige Generalversammlung und ihre Tagesordnung, führte der Redner aus, bilde den letzten Akt in diesem wechselvollen Drama zehnjähriger Kämpfe und Konflikte. Dann geht der Redner auf die positiven Bestrebungen des Vorstandes während der abgelaufenen Periode ein, auf die, eine allgemeine Unterstützungs- und Pensionskasse abzielenden Verhandlungen, schildert die vielfach ideellen Pläne der Verbandsleitung (deutsche Reichsbibliothek, deutsches Schriftsteller-Jahrbuch), ferner ihre Einwirkung auf die Legislatur der Einzelstaaten, wie auf die Reichsgesetzgebung behufs Regelung des Autorenrechts 2c. Der Punkt 3 der Tagesordnung. Referent Vorstandsmitglied Dr. Rob. Keil in Weimar, bezieht sich auf die Auflösung des Verbandes und wird bei der Abstimmung mit lobenswerter Einstimmigkeit sämtlicher 75 anwesenden Stimmen angenommen.

Nicht so sicher konnte der Tod des Schutzvereins deutscher Schriftsteller festgestellt werden. In der Presse, dem Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes, stand am 30. September im Inseratenteil das Dementi der Auflösung zu lesen und in derselben Nummer im redaktionellen Teil wurde dieselbe als Thatsache aufrecht erhalten Wer nun recht hat, entzieht sich meiner Beurteilung.

Aus Paris kommt die Kunde, daß daselbst am 17. November der bekannte Gounod-Verleger Choudens gestorben ist. Sein berühmtes Haus, Haus Choudens Vater und Sohn, steht seit 1879 mit Leipzig in Verbindung (Komm. R. Forberg). Seine umfangreichen Kataloge weisen außer Werken von Haydn, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Nicolai u. a. auf: 3 Werke von Berlioz, 14 von Gounod, 7 von Bizet, ebenso viele von Audran, 5 von Reyer, 21 von Offenbach. Französische und ausländische (auch deutsche) Gesangswerke von nahezu 100 Opernkomponisten.

Doch nun ists genug der Totenklagen, sehen wir uns bei den Lebenden um.

Eine für Buchhändler sehr lehrreiche Statistik ist kürzlich durch das neueste statistische Jahrbuch von Berlin veröffentlicht worden, nämlich eine Statistik der Volks-Bildung. Vorläufig erstreckt sich dieselbe freilich nur auf die vorgeschrittenen Berliner, aber sie wird voraussichtlich nicht darauf beschränkt bleiben. In Berlin giebt es danach 24 Volksbibliotheken, welche zusammen 104040 Bände besitzen. Im letzten Jahre wurden 362667 Bände ausgeliehen, also jeder Band durchschnittlich 3½ Mal, und zwar fielen 26 Prozent der verliehenen Bücher auf Handwerker, Gesellen und Arbeiter, 24 Prozent auf Frauen, 18 Prozent auf Gymnasiasten und Studenten, 14 Prozent auf Gewerbetreibende und Künstler. Das überraschendste ist aber, daß ein Band durchschnittlich 5,3 Mal entliehen wurde aus der — ausländischen Litteratur, dann absteigend 5,1 Mal aus der deutschen Nationallitteratur, 3,6 Mal aus der Rubrik „Encyklopädie und Vermischtes“ (Romane und Erzählungen?), 2,5 Mal aus der Mathematik, 2 Mal aus der Philologie und Pädagogik, 1,7 Mal

aus Geographie und Reisen, und so weiter bis zur — Theologie, wo ein Band durchschnittlich nur 0,7 Mal, sowie zu den Staatswissenschaften, wo er 0,5 Mal entliehen ward. Diese Zahlen sprechen so sehr für sich selber, daß hier jede Erklärung überflüssig wäre. Man kann sogar sehr viel daraus herauslesen!

Eine unerwartete und für den deutschen Buchhandel sehr beklagenswerte Entscheidung hat das preußische Staatsministerium in der ersten Hälfte des November gefällt. Es hat dem Ersuchen des Börsenvereins, die Behörden und amtlichen Bibliotheken anzuweisen, künftighin von der Forderung eines Rabatts bei Bezug von Büchern Abstand zu nehmen, nicht stattgegeben, und alle gleichzeitig angegangenen Centralbehörden haben, unter Berufung auf diesen Beschluß, solche Ersuchen abschlägig beschieden. Infolgedessen haben die Berliner Buchhändler am 16. November den Beschluß gefaßt — 10 Prozent zu gewähren! Wie sich der Börsen-Verein zu dieser Sprengung des Syndikats stellen wird und welche Schritte er gegen die Zuwiderhandelnden der am 28. April d. J. angenommenen Verkehrsordnung unternehmen wird, bleibt vorläufig abzuwarten. Daß etwas geschehen muß, und zwar recht bald, ist der Vorstand seinen Mitgliedern schuldig. Die Mittel sind in seiner Hand; es ist nur eine Konsequenz aus den mit Freuden begrüßten Beschlußfassungen, daß sie auch angewandt werden!

Einen Beitrag zu dem oft traurigen Kapitel „Schriftstellerelend" konnte man anfangs November in Berliner Zeitungen lesen. Man fand dort folgende Notiz: „Der Schriftsteller Julius W. Braun, welcher lange Jahre mühevollster Arbeit an sein großes Sammelwerk „Lessing, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen" gewandt hat, ist an Asthma und Herzverfettung schwer erkrankt. Als Lohn für seine, allen Litteraturfreunden willkommene und von ihnen dankbar anerkannte Arbeit sind ihm nur einzelne Gaben von der königl. preuß. Regierung, der Schillerstiftung und dem Freien Deutschen Hochstift zu teil geworden; die Bemühungen seiner Gönner, ihm ein kleines Jahrgehalt aus öffentlichen Mitteln zu erwirken, sind zwar nicht aussichtslos, können aber erst nach Monaten zum Ziele führen. Inzwischen leidet er mit seiner Familie den bittersten Mangel an allem, was zu seiner Pflege und zum Leben nötig ist." Und dann folgt eine Aufforderung an die Leser, nach Möglichkeit durch Gaben dazu beizutragen, „die verzweifelte Lage eines verdienstvollen deutschen Schriftstellers erträglicher zu gestalten." Endlich hieß es weiter: „Jede, auch die kleinste Gabe wird von den Unterzeichneten mit herzlichem Danke entgegengenommen. Für die angemessene Verwendung der einlaufenden Gelder ist gesorgt. Als Unterzeichner waren aufgeführt Karl Frenzel, Berlin, Hermann Heiberg, Berlin, Paul Lindau, Berlin, Ernst v. Wildenbruch, Berlin, Julius Wolff, Charlottenburg. Es entsteht nun doch die Frage, ob es angebracht ist, das große Publikum auf diese Weise anzubetteln, wenn die Kollegen solch gut situierte Leute sind, wie die Unterzeichneten dieses Aufrufs. Was nützen denn alle schönen Phrasen von Einigkeit und Opferwilligkeit, was nützen alle schönen Feste, wie sie die Berliner Schriftsteller jedes Jahr feiern, wenn sie bei solchen Gelegenheiten, wie die vorliegende, wo es sich um einen tüchtigen Mann handelt, nicht für einander eintreten können, ohne eine öffentliche Bettelei an das Publikum zu inszenieren, das doch mit dieser Sache gar nichts zu thun hat.

Eine interessante Charakteristik des Führens der jungdeutschen Dichter und Dichterlinge, Karl Bleibtreu, hat am 7. November eine Schöffengerichts-Verhandlung zu Charlottenburg geliefert. Als Kläger trat dabei der bekannte Redakteur der Romanzeitung, Otto Leixner auf, welcher in einer Episode des Bleibtreuschen Romans

„Größenwahn“ (Leipzig, Friedrich) verleumderische Beleidigungen seiner Persönlichkeit zu finden behauptete. In dem genannten Werk Größenwahn, welches auch ein Kapitel „Karl Bleibtreu“ enthalten sollte, wird unter dem Namen Ottokar v. Feixeler eine Figur geschildert, welche als Typus der Berliner litterarischen Kritik gelten sollte, und zwar der Kritik, welche anfangen selten zu werden, die nämlich eine eigene, unkäufliche Meinung vertrat. Das konnte Bleibtreu nicht vertragen, daß man seinen Größenwahn nicht einfach anbetete und so schuf er für seinen unbequemen Kritiker jene Romanfigur, welche außer mit dem sehr durchsichtigen Namen auch mit vielen andern Zügen geschmückt war, wie sie der lebende Leixner aufweist. Sogar die Personalbeschreibung stimmte. Außerdem wurden dem Feixeler des Romans Worte in den Mund gelegt, welche Leixnerschen Kritiken entnommen waren, und zwar Kritiken über ein früheres, vor drei Jahren erschienenes Werk Bleibtreus, in welchem mit Bezug auf angeführte Stellen dem Verfasser die Eigenschaft eines Poeten von Fleisch und Blut abgesprochen wurde. Der Feixeler des Romans wurde dargestellt als ein verlebter Wollüstling, ein Heuchler und Scheinheiliger, eine Unterschlagung, verübt an Kollegen, wurde ihm unterschoben, ja zum Schluß wurde er in seiner Gattin in empörender Weise angegriffen. Die Beweisaufnahme drehte sich natürlich um den Nachweis der Identität der Romanfigur mit dem Lebenden, und hierüber ließen die Zeugenaussagen keinen Zweifel. Es wurde sogar festgestellt, daß Bleibtreu die Absicht gehabt hatte, sich an dem ihm persönlich ganz Unbekannten einer Kritik wegen, welche nicht seinen Beifall hatte, zu rächen. Der Vertreter des Klägers wies aus Briefen Bleibtreus nach, daß dieser sich vergeblich bemüht hattte, eine andere Kritik Leixners über seine Werke zu erzielen, und daß er erst, als diese Bemühungen gescheitert waren, zu dem Angriff in dem Roman schritt. Der Gerichtshof hielt die Anklage für in allen Stücken erwiesen und verurteilte den Angeklagten wegen verleumderischer Beleidigung auf Grund des § 187 des Str.-G.-B. unter Ausschluß einer Geldstrafe zu vier Wochen Gefängnis und Tragung der Kosten. Auch wurde auf Vernichtung der inkriminierten Stellen des Romans erkannt. Man sieht, daß unsere veraltete Preßfreiheit den Anforderungen, welche die Jungdeutschen an dieselbe stellen, durchaus nicht genügt. Dieser Meinung gab auch der Verteidiger Dr. Grelling Ausdruck, indem er betonte, daß eine Verurteilung seines Klienten einen Eingriff in die dichterische Freiheit, die Figuren für den Roman oder das Drama aus dem Leben zu nehmen und mit dichterischen Zuthaten der Phantasie zu umkleiden, gleichkommen würde. Man wundere sich also nicht, wenn einer dieser Weltstürmer und „Revolutionäre in der Litteratur“ demnächst das Feldgeschrei ausgiebt: das Strafgesetz, ein Attentat auf die deutsche Litteratur.

Sein fünfzigjähriges Bestehen feierte am 31. Oktober der königlich preußische litterarische Sachverständigenverein, welchem die gutachtliche Beurteilung aller auf den Nachdruck bezüglichen technischen Fragen obliegt. Die Mitglieder desselben vereinigten sich aus diesem Grunde selbstverständlich zu einem Festmahl und empfingen die Glückwünsche des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und der Korporation der Berliner Buchhändler. Von den anwesenden Mitgliedern erfreuten sich zwei, nämlich der Vorsitzende desselben, Wirkliche Geheime Ober-Postrat Prof. Dr. Dambach, und der stellvertretende Vorsitzende, Prof. Dr. Mommsen, bereits einer Erinnerung an das Fest des 25 jährigen Bestehens des Vereins, drei Mitglieder einer mehr als 20 jährigen Thätigkeit. Allgemein gab sich die Freude darüber kund, daß die Wirksamkeit des Vereins auf Grund des preußischen Urhebergesetzes vom 11. Juni 1870 die Grundlage für das jetzt in ganz Deutschland geltende Urheber-

recht geschaffen hat und daß die so entwickelten Grundsätze auch ihre Anerkennung in den internationalen Verträgen, namentlich in dem Berner allgemeinen Vertrage, gefunden haben. Andere Leute finden das Urheberrecht freilich noch lange nicht so geordnet und vollkommen und es würde schwer werden, dasselbe in seiner jetzigen Form gegen die wohlbegründeten Angriffe mit Erfolg zu verteidigen.

In England hat Sir Morell Mackenzie, mit dem wir uns das letzte Mal eingehender beschäftigt haben, von neuem von sich reden gemacht. Man wird sich erinnern, daß derselbe seine Verleger durch Androhung hoher Konventionalstrafen zu strengstem Schweigen über sein Werk verpflichtete. Nichtsdestoweniger brachten die englischen Zeitungen kurz vor der Veröffentlichung der Broschüre die genaue Inhaltsangabe. Es fragt sich nun, wer der Dieb war. Die englischen Verleger Sampson Low & Co., sind natürlich sehr entrüstet. Ein merkwürdiges Licht auch auf ihr Verfahren wirft indes die Thatsache, daß sie einige Tage vor der offiziellen Herausgabe einer Rival-Firma die Druckbogen der Broschüre für die bescheidene Summe von 1000 Pfd. St. anboten. Die Firma lehnte dieses generöse Anerbieten jedoch mit der überraschenden Bemerkung dankend ab, daß sie die Druckbogen bereits umsonst erhalten habe. Der „Dieb“ hat jedenfalls sein Handwerk nicht recht verstanden; bemerkenswert ist aber, daß seine geheimnisvollen Langfinger noch immer nicht von der Polizei entdeckt worden sind. Mackenzie bewahrt in betreff dieses Diebstahls ein ominöses Schweigen, und Publikum und Verleger haben demgemäß nicht eben schmeichelhafte Schlüsse gezogen. Mittlerweile ist nun auch eine englische Übersetzung der Krankheitsgeschichte nach den Berichten der deutschen Ärzte erschienen. Daß dieselbe zu dem hohen Preise von 5 Schilling ausgegeben wurde, erklärt der Verleger dadurch, daß der Zweck der Publikation nicht der sei, „den krankhaften Geschmack des großen Publikums nach etwas Sensationellem zu befriedigen, sondern den Beweis zu erbringen, wie falsch der Kaiser behandelt worden sei.“ Als seine Broschüre in Deutschland beschlagnahmt worden war, erklärte Mackenzie als Antwort auf die freilich ganz ungerechtfertigte Konfiskation, daß er jede Übersetzung des deutschen Krankenberichts in England verfolgen lassen werde. Das geschieht nun auch wirklich, obgleich dies nicht mehr als Gegenwehr betrachtet werden kann, nachdem in Deutschland die vorschnelle Handlung gut gemacht worden ist. Aber wie man hört, haben die Advokaten Mackenzies, Lewis, dennoch die Klage gegen den Verleger Paul Schloßmann angestrengt, und dieser hat sie angenommen. Auf den Ausgang dieses interessanten Prozesses wird man gespannt sein dürfen. — Dem Verleger Vizetelli der englischen Übersetzung der Zolaschen Romane „la terre,“ „Nana“ und „Pot-Bouille“ ist noch schlimmer mitgespielt worden. Er hatte sich am 30. Oktober vor dem Londoner Gerichtshof der Old Bailey „wegen Verbreitung unsittlicher Schriften“ zu verantworten und wurde am 30. Oktober unbarmherzig in dem sittenfesten Lande zu einer Geldstrafe von 100 Pfd. St. verurteilt. Ferner wurde ihm der weitere Verkauf der obigen Werke verboten und außerdem mußte er 200 Pfd. St. Bürgschaft zur Sicherung seines Wohlverhaltens während der nächsten zwölf Monate erlegen!

Christian Dietrich Grabbe, ein verwüstetes Genie.

Von

Richard George.

„Ach! welcher große Geist ist hier untergegangen!"
(Ophelia in Shakespeares Hamlet.)

Der scharfe Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, der enge Zusammenhang, in welchem in gewissem Sinne Genie und Wahnsinn stehen, haben sich bei den hervorragenden Geistern unseres Volkes, namentlich bei unseren Dichtern, in furchtbaren Wirkungen geäußert. Hat doch gerade die deutsche Litteraturgeschichte vor allen andern den traurigen Vorzug, daß sie eine ganze Reihe von exzentrischen Naturen aufzuweisen hat, deren Lebensschicksale Stoff zu einem Trauerspiele geben würden. Der überschwengliche Idealismus Hölderlins fand seinen Abschluß in einem an völlige Geisteskrankheit grenzenden Stumpfsinn, der diesen Dichter 42 Jahre umnachtete. Der tief lyrische, mit Gott und der Welt in Zwiespalt geratene Lenau starb im Irrenhause. Der Hauptvertreter der romantischen Schule, Heinrich v. Kleist, erschoß sich 1811 am Wansee bei Potsdam. Joh. Christ. Günther (1695—1723) erlag den Folgen seiner Ausschweifungen und ist in dieser Beziehung mit Christian Dietrich Grabbe zu vergleichen; denn auch dieser Feuergeist, dessen tragischer Lebenslauf uns im Nachstehenden beschäftigen wird, ist elend an der Trunksucht zu Grunde gegangen. —

Grabbe erblickte am 14. Dezember 1801 zu Detmold das Licht der Welt. Sein Vater, Zuchthausverwalter und Vorsteher einer Leihbank, wird uns als ein gelassener, friedlicher und nüchterner Mann, der als ein Typus des mittleren Bürgerstandes gelten konnte, geschildert, während man der Mutter vor allem Energie und Willenskraft nachrühmt. Der Biograph Grabbes, Karl Ziegler, erklärt sich die Barockheit und den Starrsinn Grabbes als ein Erbteil der Mutter; der letzteren, welcher E. Duller die Hauptschuld an der späteren Trunksucht ihres Sohnes beilegt, darf jedenfalls der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie Grabbe durch übertriebene Zärtlichkeit und Nachsicht verzogen habe. Die Er=

zählung, sie habe ihrem Sohne schon als vierjähriges Kind Branntwein zu trinken gegeben, gehört jedoch ebenso entschieden in das Gebiet der Fabel.

Neben der falschen Erziehung, welche Grabbe von seinen Eltern zu teil wurde, übte namentlich die Stellung seines Vaters auf sein empfängliches Gemüt einen verhängnisvollen Einfluß aus. Er selbst äußerte sich darüber in den letzten Jahren seines Lebens mit den Worten: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtnis das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben.“

Grabbes Eltern, welche ihren Sohn über alles liebten, da er ihr einziges Kind war, hegten, obwohl sie selbst ohne höhere Bildung waren, den heißen Wunsch, ihn studieren zu lassen. Grabbe besuchte infolgedessen das Gymnasium seiner Vaterstadt; schon während seiner Schulzeit zog er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer durch die Wunderlichkeit seines Wesens und seine überraschenden Leistungen auf sich. Wenig zogen ihn die klassischen Sprachen an, obwohl er die griechischen Tragiker und den Aristophanes hochschätzte. Eine besondere Vorliebe zeigte er dagegen für Geschichte und Geographie; auch war er von jeher ein vortrefflicher Aufsatzschreiber. Einst hatte der 16—17jährige Grabbe ein so phantasievolles Märchen als Aufsatz geliefert, daß der Lehrer verwundert zu ihm sagte: „Grabbe, wo haben Sie das her? Es ist ja, als ob man von Calderon oder Shakespeare etwas lese.“ Bemerkenswert ist auch, daß er schon auf der Schule eine Tragödie: „Der Erbprinz“ schrieb, von der Bruchstücke in den „Herzog von Gothland“ übergegangen sind.

Von Jugend auf zeigte Grabbe einen Hang zur Wunderlichkeit und Barockheit. Seine Eltern waren so thöricht, denselben für den Stempel des Genies zu halten. Sehr verderblich war es für Grabbe, daß zu jener Zeit auf der Detmolder Schule eine unbegreifliche Ungebundenheit herrschte. Ungestraft durften die Schüler Karten spielen, Rauchen und Trinken, und namentlich das letztere that Grabbe mit Vorliebe; oft soll er in Gesellschaft seiner Gesinnungsgenossen in einem Kruge auf dem Lande in der Nähe von Detmold so viel Grog zu sich genommen haben, daß der Heimweg nur mit Hindernissen angetreten werden konnte.

Ostern 1820 bezog unser Dichter die Universität Leipzig, um, mehr dem Wunsche seiner Eltern als seinen eigenen Neigungen folgend, Jurisprudenz zu studieren. Mit dem Studium der letzteren nahm er es bald nicht mehr ernst; er las, schrieb, besuchte Theater und arbeitete den von Detmold mitgebrachten „Herzog von Gothland“ um. Seine exzentrische Natur zeigte sich jetzt mehr und mehr, bald war er niedergeschlagen, bald hochbeglückt; wochenlang hauste er einsam auf seinem Zimmer, um sich

dann mit der größten Ausgelassenheit in den Taumel der wildesten Orgien zu stürzen. Naturgemäß mußte diese Exzentrizität seine angeborene Reizbarkeit erhöhen und seine Gesundheit zerrütten.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Leipzig vertauschte Grabbe Ostern 1822 diese Universität mit der zu Berlin. Er legte hier die letzte Hand an das bereits mehrfach erwähnte Trauerspiel „Herzog Theodor von Gothland“. Dieses Erstlingswerk, welches man mit Recht ein Abbild des Grabbeschen Geistes genannt, zeigt uns in gewissem Sinne in seinem Helden unsern Dichter in seiner ganzen forcierten Genialität. Der Herzog Theodor ist ebenso wild und wüst wie Grabbe; die Worte, welche ihm der letztere im zweiten Teile der Tragödie in den Mund legt, würden ein schätzenswertes Material zur Zusammenstellung eines Katechismus des Pessimismus darbieten. Grabbe hat sich im „Gothland“ die Aufgabe gestellt, das Menschendasein in seiner Erbärmlichkeit darzustellen. Es ist ein geradezu grauenvolles Gemälde, welches er vom Fluche und von den Qualen des Menschenlebens entwirft. Obgleich ein näheres Eingehen auf den Inhalt des „Gothland“ den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde, kann ich doch nicht umhin, einzelne für die schwulstige Schreibart und pessimistische Gesinnung Grabbes besonders charakteristische Stellen zu citieren; so z. B. aus dem entsetzlichen Monolog des Herzogs Theodor:

„Nein, nein,
Es ist kein Gott, zu seiner Ehre
Will ich das glauben.
(Donnerschläge.)
Ei, wie
Die Ohrwürmer rumoren!
Wär' ein Gott,
So wären keine Brudermörder;
Ich glaube, daß es Panther giebt,
Ich glaube, daß es Bären giebt,
Ich glaube, daß die Klapperschlange giftig,
Allein an Gottes Dasein glaub' ich nicht.“

Sein hyperbolischer Kraftstiel, seine Gott-, Welt- und Menschenverachtung prägt sich auch in folgenden Aussprüchen aus: „Es scheint der Mensch gemacht zu sein, daß über ihn die Hölle triumphiere!“ — „Was ist toller als das Leben? Was ist toller als die Welt? Allmächt'ger Wahnsinn ist's, der sie geschaffen hat.“ — „Nur zum Zerreißen ist das Menschenherz gemacht.“ — „Es giebt nur eine einzige Vergeltung und die besteht in der gänzlichen Vernichtung unseres Daseins, die man den Tod nennt.“

Als Grabbe seine dem Gedanken und der Anlage nach wahrhaft gigantische Dichtung in Berliner litterarischen Kreisen veröffentlichte, erregte dieselbe ungeheures Aufsehen; man fragte sich geradezu, ob der Dichter verrückt oder ein Genie sei. Am 3. August 1822 schrieb Grabbe an seine Eltern:

„Vor allem melde ich Euch, daß mein Ruhm sich hier zu verbreiten anfängt. Ich hatte vor vierzehn Tagen oder drei Wochen einem Schriftsteller mein Werk mitgeteilt und werde nun schon von vielen hiesigen Schriftstellern aufgesucht. Erst gestern holte mich einer ab und führte mich in seine Wohnung, wo sich eine Masse von Philosophen und Dichtern versammelt hatten, um mit mir bekannt zu werden. Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so auf, daß sie beinahe wirblicht vor Überraschung werden."

Diese allgemeine Anerkennung erzeugte in Grabbe vorübergehend eine sehr gehobene, ja glückliche Stimmung, in der er das ironisch-humoristische Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" schuf. Grabbe entwickelt hier, besonders auf Kosten litterarischer Größen, einen köstlichen Humor und beißenden Sarkasmus, der sich am trefflichsten durch das folgende Beispiel charakterisieren läßt. Der Teufel, der in diesem Lustspiel eine hervorragende Rolle spielt, will ein Stündchen schlafen; er setzt sich in einen Lehnstuhl und sagt, indem er ein Buch aus der Tasche zieht: „Es ist doch gut, daß ich mein altes unfehlbares Schlafmittelchen, Klopstocks Messias, mitgebracht habe. Ich brauche nur ein paar Verse darin zu lesen, dann bin ich so müde, wie der Daus. (Das Buch aufschlagend.) Wo blieb ich doch das letzte Mal stehen? Ah, pag. 29." (Er liest zwei Verse und schläft ein.) Köstlich sind auch die Flüche des Teufels: „Hol mich Gott!" „Alle Engel!"

Der Berliner Zeit gehört auch das bedeutungslose dramatische Spiel „Nannette und Maria" und das groß angelegte, von tiefer Geschichtsauffassung Zeugnis ablegende Fragment „Marius und Sulla" an.

Grabbe, welcher sich in Berlin an Koechy, v. Uechtritz, Gustroff, Ludwig Robert, v. Borch und Heinrich Heine eng anschloß, verfiel auch hier bald in jene geniale Liederlichkeit, als deren klassische Vorbilder E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient anzusehen sind. Unter diesen Umständen darf es uns nicht überraschen, daß die oben erwähnte glückliche Stimmung nur eine vorübergehende war. Ekel an sich und an der Welt, Zweifel an seinem poetischen Talent verbitterten Grabbe bald wieder das Leben. Schließlich kam er auf den Gedanken, Schauspieler zu werden. Schon in Leipzig hatte er sich zur Realisierung desselben Wunsches an Professor Amadeus Wendt gewandt, der ihm jedoch seinen

Gedanken ausgeredet. Grabbe glaubte jetzt erkannt zu haben, daß die Schauspielkunst sein eigentlicher Beruf sei. In einer sonderbaren Laune schrieb er an den Kronprinzen von Preußen, den späteren Friedrich Wilhelm IV., einen grotesken Brief, in welchem er um eine Stelle als Schauspieler bat. Sein Schreiben war in einer so närrischen Form abgefaßt, daß der Kronprinz, welcher es für Scherz halten mochte, dasselbe unbeantwortet ließ.

In derselben Angelegenheit war auch sein Freund Dr. Koechy für ihn thätig; er schrieb nämlich am 19. März 1823 an den Regisseur Gaßmann in Kassel und bat den letzteren, Grabbe bei der beabsichtigten Schauspieler-Karriere nützlich und hilfreich zu sein. Als Grabbe jedoch Ostern 1823 Berlin verließ, wandte er sich nicht nach Kassel, sondern nach Dresden, wo er von Ludwig Tieck, der damals Dramaturg am Hoftheater war, eine Stellung als Regisseur oder Schauspieler zu erhalten hoffte. Tieck interessierte sich lebhaft für den Dichter des „Gothland", vermochte jedoch nicht, ihm den gewünschten Wirkungskreis zu eröffnen.

Im Juli verließ Grabbe, nachdem er sich wahrscheinlich mit Tieck entzweit, Dresden, hielt sich mehrere Wochen in Leipzig auf und gelangte, gebrochen an Leib und Seele, über Braunschweig nach Detmold. Es berührte ihn tief schmerzlich, daß er sich nun doch einer bürgerlichen Laufbahn widmen mußte. Obschon er die Jurisprudenz nie ernst genommen, bestand er am 2. Juni 1824 ein juristisches Examen und praktizierte eine Zeitlang als Advokat. Sein Gemüt war völlig zerrissen; er bewarb sich um eine Stellung als Gehilfe des Bibliothekars und Archivrats Clostermeier, zu der ihm der letztere, ein langjähriger Freund der Familie Grabbes, nicht verhelfen konnte. Aller Lebensmut verließ ihn in jener Zeit; er schrieb in sein Tagebuch: „Wär' ich tot, es wär' mir lieb, lebt' ich nie, es wäre besser." Jeden Verkehr mit seinen früheren Freunden hatte er abgebrochen, ja, er beantwortete nicht einmal ihre Briefe. In seinem äußeren Gebahren wurde er von Tag zu Tag exzentrischer, extravaganter; begrüßte ihn ein Bekannter freundlich, so sagte er in seiner cynischen Weise: „Sieh, ich meinte, Du wärst schon längst gestorben."

Im Jahre 1827 fielen einige Lichtstrahlen in dieses Dunkel, die für einige Zeit seinen Lebensmut wieder auffrischten. Einer seiner Bekannten aus der Leipziger Zeit, der Buchhändler Kettembeil, hatte die Hermannsche Buchhandlung in Frankfurt a. M. gekauft und forderte Grabbe auf, seine bisher ungedruckten Werke bei ihm erscheinen zu lassen. Grabbe kam dieser Aufforderung nach und so erschienen denn noch im Jahre 1827 seine „Dramatischen Dichtungen" (2 Bde.).

In demselben Jahre gelang es Grabbe auch, die bescheidene Stellung eines Auditeurs beim lippischen Militär zu erhalten. Auch zu dichterischer Produktion fühlte er sich zu jener Zeit aufgelegt; er schuf die kühn erfundene Tragödie „Don Juan und Faust“ (Sommer 1828; sie erschien zu Frankfurt a. M. 1829); in diesem Werke stellt Grabbe die sinnliche und die übersinnliche Seite der Menschennatur dar; er schildert den spanischen Wüstling, der von Genuß zu Begierde taumelt und im Genusse nach der Begierde schmachtet und den deutschen Grübler, den ein tiefes Sehnen treibt, die geheimsten Pulse der Natur kennen zu lernen. Jener scheitert, wie O. Blumenthal in seiner kritischen Analyse dieser Tragödie mit Recht bemerkt, an Lebens-, dieser an Erkenntniskraft.

Auf der ganzen Höhe seines dichterischen Könnens steht Grabbe in seinem „Friedrich Barbarossa“ (Winter 1828/29; erschien 1829 zu Frankfurt). Es ist unbegreiflich, daß die Leiter der deutschen Theater diesem echt nationalen Meisterwerke hartnäckig ihre Bühnen verschließen. Eine edle Sprache, ein trefflicher Aufbau, eine lebendig fortschreitende Handlung wetteifern in dieser Tragödie mit einander. Nirgends zeigt sich der Vaterlandsstolz, die tiefe Auffassung, welche Grabbe von der Geschichte hatte, mehr als in diesem Drama. Weniger gelungen ist die zweite Hohenstaufen-Tragödie „Heinrich VI.“ (vollendet im Dezember 1829; erschienen Frankfurt 1830); es tritt in derselben die Charakteristik zu sehr in den Vordergrund, wie ja überhaupt der Mangel an Handlung, abgesehen vom „Barbarossa“, ein Fehler aller Dramen Grabbes ist.

Um das Jahr 1830 stand unser Dichter auf der Sonnenhöhe seines Glückes, wenn man bei einem so exzentrischen Menschen wie Grabbe überhaupt von Glück sprechen darf. Er befand sich in auskömmlichen Verhältnissen, sein litterarischer Ruhm verbreitete sich, nachdem seine Dramen im Druck erschienen waren, über die Grenzen Deutschlands. Und doch ließ eine innere Zerrissenheit den unglücklichen Mann nicht zur Ruhe kommen. Um die in seinem Innern kochende Gott-, Welt- und Menschenverachtung zu betäuben, umgab er sich mit einem Kreise junger Leute, die meist erst soeben von der Universität kamen. Er lud dieselben zu seinen „Theeabenden“ ein, welche gewöhnlich schon nachmittags um 4 Uhr anfingen. Man trank an denselben ungeheuere Quantitäten Rum, wobei sich Grabbe als ein Meister zeigte und ergötzte sich an dem Cynismus und der Frivolität seiner Unterhaltung; seine blitzartig genialen, epigrammatischen, geistsprühenden Bemerkungen waren damals in ganz Detmold gefürchtet. Grabbes Barockheit grenzte oftmals geradezu an Verrücktheit; so kaufte er sich eine Orgel und spielte stundenlang auf derselben zur Qual seiner Nachbarn.

Sehr verhängnisvoll war es für Grabbe, daß er im Herbst 1829 in nähere Beziehungen zu Lucie Clostermeier, der Tochter des bereits erwähnten Archivrates trat. Der letztere starb um diese Zeit und Grabbe fand Gelegenheit, sich seiner Witwe und seiner Tochter bei der Erbschaftsregulierung gefällig zu erweisen. Er besuchte ihr Haus sehr häufig und blickte hierbei zu tief in die schönen Augen der Tochter, die mit üppigem Wuchs und andern körperlichen Vorzügen eine, wenn auch einseitige, wissenschaftliche Bildung verband. Grabbe war für Lucie mit einem Male Feuer und Flamme; die ablehnende Haltung, welche dieselbe ihm, dem Sohne eines verstorbenen Zuchthausverwalters gegenüber, annahm, entzündete seine Liebesglut nur noch mehr. „Sie sollen und müssen mein werden“, rief er einst in höchster Extase und ergriff die Geliebte am Halse, so daß sie laut schreiend aufsprang.

Diese Szene, welche für das exzentrische Wesen Grabbes charakteristisch ist, führte zunächst zum Abbruch der Beziehungen zwischen ihm und Lucie Clostermeier; er verlobte sich sogar 1830 mit einer Detmolder Kaufmannstochter. Diese Verlobung ging jedoch bald zurück, da dem jungen Mädchen in der Nähe dieses Feuergeistes bange werden mochte. Grabbe war eben der Ansicht, daß „ein Mann wie er, ein Genie, sich an die Kleinigkeiten des Lebens nicht zu binden brauche“ *) und ging selbst seiner Verlobten gegenüber stets seinen eigenen, rücksichtslosen Weg; dennoch that seinem Herzen die Aufhebung des Verlöbnisses wehe, wie er denn auch zur Betäubung seines Schmerzes eine Reise nach den Rheinlanden bis Straßburg unternahm.

Dem Jahre 1830 gehört das großartige Drama „Napoleon oder die hundert Tage“ an (Frankfurt 1831). Zu seiner Charakteristik lasse ich die Aussprüche zweier bekannter Litterarhistoriker folgen; Johannes Scherr sagt: „Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste Transfiguration des Napoleonismus“.**) Über die geradezu unvergleichlichen Volks- und Hofszenen des 1. und 2. Aktes äußert sich Rudolf von Gottschall mit den Worten: „Seit Goethes Egmont ist nichts gedichtet worden, was die Physignomie einer Zeit mit so greifbarer Wahrheit und Lebendigkeit wiedergäbe“.***) Daß ein Theaterstück, in welchem die Schlachten von Waterloo und Ligny räumlich dargestellt sind, für die Bühne völlig unbrauchbar ist,

*) Verg. Karl Ziegler, Grabbes Leben (Hamburg 1855, Hoffmann & Campe), auf dessen Biographie diese Darstellung im wesentlichen beruht.

**) „Dämonen“ S. 254.

***) In der Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe von Grabbes Werken (2 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun.).

versteht sich wohl von selbst. Dennoch müssen wir der Kunst der Charakteristik, mit welcher Grabbe in diesem großartig angelegten Gemälde glänzt, unverhohlen unsere Bewunderung zollen; dabei ist die Sprache kernig und knapp, ohne daß der Dichter in jenen manierierten Lakonismus verfällt, den wir bei seinen späteren Dramen zu tadeln haben. Wir können daher den Worten O. Blumenthals mit vollem Herzen beistimmen, der seine geistvolle Einleitung zu dieser Tragödie mit dem Gesamturteil schließt: „Der Dichter, der so tief und begeisterungsvoll die Poesie der Geschichte erfaßt, wird auch in der Geschichte der Poesie zu den Unvergeßlichen zählen.“ *)

Es berührt tief schmerzlich, ein solches Dichtergenie von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag in moralischer Beziehung sinken zu sehen. Seine wüsten „Theeabende“, an denen der Rum in Strömen floß, wurden mehr und mehr zur Tagesordnung erhoben. Vollends zertrümmerte er sein Lebensglück durch die Ehe mit der oben erwähnten Lucie Clostermeier, an die er am 6. März 1833 sein Schicksal auf immer kettete. Weit entfernt, die wüste Genialität, die wilde Exzentrizität ihres Mannes durch Milde und Sanftmut, treue Hingabe und aufrichtige Liebe zu heilen, machte dieses harte, herrschsüchtige und egoistische Weib Grabbe die letzten Jahre seines Lebens zur Hölle. Im Rum suchte unser Dichter wieder Vergessenheit und wütete als Ehemann ärger als je gegen seine Gesundheit.

Daß Grabbe, bei dem der Ordnungstrieb überhaupt nur wenig vorhanden war, unter diesen Umständen sein Amt vernachlässigte, versteht sich wohl von selbst. Er führte sein Auditeur-Amt so schlecht, daß er bald einsah, es könne auf diese Weise nicht fortgehen. Die amtlichen Akten waren in Unordnung, sogar vielfach nicht mehr vorhanden. Grabbe hatte in seiner genialen Zerstreutheit Feuer mit ihnen angemacht oder sie als Fidibus benutzt. Die Kraft zur Ordnung dieser verwickelten Sachlage fühlte unser Dichter nicht in sich; er richtete daher an den Fürsten ein Gesuch und erhielt „krankheitshalber“ ein halbes Jahr Urlaub (Ostern 1834). Grabbe benutzte den letzteren, um an seinem „Hannibal“ zu arbeiten. Um diese Zeit wurde das Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau immer trüber; die ehelichen Zwistigkeiten arteten zu Thätlichkeiten aus. Auch die Trunksucht Grabbes nahm in ganz erschreckender Weise zu; in seinen Unterhaltungen wurde er immer sarkastischer, frivoler, cynischer.

---

*) O. Blumenthal hat eine sehr korrekte und vollständige Ausgabe von Grabbes Werken herausgegeben; sie erschienen in 4 Bänden 1874 in Detmold bei der Meyerschen Hofbuchhandlung.

Seine häuslichen Verhältnisse waren Stadtgespräch in Detmold, da er mit jedem, der es hören wollte, über seine Frau schimpfte. Dabei traten jetzt die Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke zu Tage: seine Gesundheit war vollständig untergraben.

Man könnte sich darüber wundern, daß ein so reicher Geist wie Grabbe nicht Freunde hatte, die ihn warnten, ihn von dem moralischen Abgrund zurückhielten, vor dem er stand. Karl Ziegler sagt über diesen Punkt: „Es ist schrecklich zu sagen, daß er nie ehrlich sein konnte, nie die Wahrheit sagte, daß es ihm zur andern Natur geworden war, sich zu verstellen und anders zu sprechen, als er dachte, daß er sich nicht herzlich anschließen konnte, nicht treu war, daß es ihn immer kitzelte, seine Freunde aufzuziehen oder von ihnen abzuspringen."

Bitter sollte sich diese Eigentümlichkeit Grabbes rächen, die im Grunde auch nur eine Heuchelei war, da er im tiefsten Innern seines Herzens die weichsten Empfindungen verbarg. Grabbe fürchtete nur, sentimental zu erscheinen, was ihm das Entsetzlichste war; er zeigte sich daher seinen Mitmenschen so abstoßend wie möglich.

Nach Ablauf des Urlaubs erhielt unser Dichter halb mit, halb gegen seinen Willen den Abschied, was ihm durch folgendes Regierungsresolut angezeigt wurde (16. Sept. 1834): „Auf die am 14. d. M. vom Auditeur Grabbe ad Resc. vom 9. d. M. abgegebene Erklärung bleibt demselben unverhalten, daß solche als Entlassungsgesuch angenommen sei und Serenissimus nunmehr die erklärte Niederlegung des bisher bekleideten Postens als Auditeur in Gnaden bewillige. Dabei ist demselben der Bezug der etatmäßigen Gage bis zum Ablauf dieses Jahres, sowie die Beibehaltung des Titels und Ranges als Auditeur gnädigst zugestanden."

Als Grabbes Frau die Nachricht vom Abschied ihres Mannes erfuhr, geberdete sie sich wie eine Furie. Hatte sie schon früher auf Aufhebung der Gütergemeinschaft hingearbeitet, so trat jetzt ihr kleinlicher, habsüchtiger Charakter in seiner ganzen Nacktheit zu Tage. Grabbe, dessen Selbstgefühl aufs tiefste gekränkt war, hielt es in dem kleinstädtischen Detmold nicht länger aus. Er wandte seiner Vaterstadt und seinem zanksüchtigen Weibe den Rücken und begab sich zunächst nach Frankfurt. Hier hoffte er sich durch schriftstellerische Arbeiten ernähren zu können. Sofort nach seiner Ankunft ging er zu einem befreundeten Professor, bei dem gerade eine größere Abendgesellschaft versammelt war. Er stürzte auf denselben, ohne von der letzteren weiter Notiz zu nehmen, in seiner bizarren Weise los und redete ihn mit der ihm eigenen cynischen Rücksichtslosigkeit an: „Ich komme soeben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen; ich habe Detmold verlassen, mein Weib, mein böses Weib hat

mir die Hölle heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davon gegangen bin. Ich habe den Auditeur dran gegeben."

So führte sich Grabbe in Frankfurt ein, ohne zu bedenken, daß er sich auf diese Weise gleich von vornherein unmöglich machte. Bald war er denn auch wieder auf das Wirtshausleben angewiesen. Nachdem es mit Buchhändler Kettembeil, um dessentwillen Grabbe in erster Linie sich nach Frankfurt gewandt, zum Bruch gekommen war, schrieb er am 18. November 1834 an Immermann in Düsseldorf einen Brief, in welchem folgender Passus vorkam: „Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen."

Infolge dieses Briefes schickte Immermann eine freundliche Einladung an Grabbe. Als der letztere Ende November 1834 in Düsseldorf eintraf, nahm sich Immermann seiner in der väterlichsten Weise an. Er, der Oberlandesgerichtsrat, der in den besten Kreisen der Gesellschaft verkehrte, holte den damals schon ziemlich derangiert aussehenden Grabbe, der überhaupt auf seinen äußeren Menschen stets wenig Gewicht legte, persönlich vom Gasthofe ab, ließ seine wenigen Effekten nach der von ihm besorgten Wohnung schaffen und vermittelte ihm eine bescheidene Existenz. Dieses freundliche Entgegenkommen that Grabbe unendlich wohl; am 11. Dezember 1834 schrieb er an seinen Freund, den Kanzleirat Petri: „Er (Immermann) benimmt sich brav, auch lasse ich ihn in meiner Privatwirtschaft gern den Vormund spielen, denn ich sehe, es ist nütz, er meint es gut und die Poesie (wo mein Verleger Kettembeil den Vormund spielen wollte) ist weit genug für meine Laune. Beherrschen lasse ich mich nicht, aber so lange ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer."

Sehr wohlthuend berührte es Grabbe auch, daß Immermann, an den er sich wie ein Sohn an den Vater anschloß, ihn in die feinsten Kreise Düsseldorfs einführte, in denen der geistreiche Mann stets den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Dieser Umgang schien auf Grabbe eine veredelnde Wirkung auszuüben. Er sah Immermann fast jeden Tag, ja, sein Mitteilungstrieb war diesem gegenüber so groß, daß er zahlreiche Briefe und Billete an ihn richtete. Ganz gegen seine Gewohnheit räumte er Immermann einen großen Einfluß auf die Gestaltung seiner dichterischen Produktionen ein. Es bezieht sich dies namentlich auf die Tragödie „Hannibal", die er in Düsseldorf vollständig umarbeitete. So verzichtete er auf Immermanns Rat auf die Versform, für die er nur sehr geringes Verständnis hatte. Auch die Einteilung dieses Dramas rührt von Immermann her, dem es auch gelang, Grabbe zur Ausmerzung zahlreicher Cynismen zu bewegen, was dieser seinem Verleger Kettembeil nicht hatte

gestatten wollen. Neben der in vielen Zügen wahrhaft genialen Tragödie „Hannibal“ bearbeitete Grabbe auch das dramatische Märchen „Aschenbrödel“. Über diese Jugendarbeit des Dichters sagt Johannes Scherr treffend: „Aschenbrödel beweist, wie wenig das Leichte, Lyrische, Luftige dem Genius Grabbes zu Gesichte stand“.*) Flachheit der Charakterzeichnung und ähnliche verhängnisvolle Fehler hat „Aschenbrödel“ mit der Tragödie „Die Hermannsschlacht“ gemein. Dieses Drama, welches Grabbe ebenfalls in Düsseldorf schuf, gehört zu dem schwächsten, was unser Dichter hervorgebracht hat. An ihm können wir weiter nichts loben als die trefflichen Landschaftsschilderungen, die Grabbe als ein dankbarer Sohn seiner Heimat von dem Terrain der Varusschlacht entwirft. —

Der innere Zwiespalt, unter dem Grabbe stets zu leiden hatte, die Qualen, welche aus dem Mißverhältnis zwischen dem Bewußtsein seines Talentes und dem Druck der Außenwelt hervorgingen, führten auch in Düsseldorf den unglücklichen Mann zu seinem wüsten Treiben zurück. Nur vorübergehend war es ihm möglich gewesen, von seinem Wirtshausleben zu lassen. In Düsseldorf hatte er in dem Komponisten Robert Burgmüller eine ihm geistesverwandte dämonische Natur kennen gelernt. Mit diesem Burgmüller saß er bald die Nachmittage und die Nächte im „Drachenfels“, wo sich die beiden exzentrischen Freunde im Genuß der schärfsten geistigen Getränke überboten und um die Wette in den geistreichsten Paradoxen auf die Menschheit, die Welt und Gott schimpften, um dann wieder stundenlang sprachlos in ihre Gläser zu starren. Burgmüller war einer der wenigen, an die sich Grabbe wirklich eng anschloß, was wir auf die Verwandtschaft ihrer Naturen zurückführen müssen; sehr treffend ist der Vergleich, den Ziegler gebraucht, wenn er Grabbe und Burgmüller „zwei ausgebrannte Vulkane“ nennt.

Das gute Verhältnis zwischen Immermann und Grabbe mußte sich unter diesen Umständen bald lösen. Nicht allein, daß Immermann an dem wüsten Treiben seines Schützlings Anstoß nahm, ist die Ursache der Entfremdung beider Männer; Immermann fühlte sich auch tief verletzt durch die Angriffe, welche Grabbe in seinen Rezensionen und Kritiken gegen die von dem ersteren errichtete Musterbühne machte. Schon im Sommer 1835 hörte jeder Verkehr zwischen Grabbe und Immermann auf.

Auch die pekuniären Bedrängnisse Grabbes traten mehr und mehr in den Vordergrund. Es war ihm freilich gelungen, durch Vermittelung Immermanns einen Verleger für den „Hannibal“ und für „Aschenbrödel“ zu finden, die beide 1835 bei L. Schreiner in Düsseldorf erschienen

*) „Dämonen“ S. 232.

(„Die Hermannsschlacht“ erschien erst nach Grabbes Tode mit einer biographischen Notiz von E. Duller, Düsseldorf 1836), doch bekam er für beide der genannten Dramen nur 230 Thaler. Hierzu kommt noch, daß Grabbes alte Mutter, welche in Detmold geblieben war, fortwährend um Geld bat. Auch seine Frau ließ ihn nicht in Ruhe und suchte ihn zu bewegen, auf die eheliche Gütergemeinschaft Verzicht zu leisten, da sie die Schulden, die er in Detmold gemacht, nicht bezahlen wollte. Um das Unglück voll zu machen, starb am 7. Mai 1836 Burgmüller in Aachen, wohin er sich seiner zerrütteten Gesundheit halber begeben hatte: Jetzt konnte es Grabbe in Düsseldorf nicht länger aushalten; er machte sich auf, um den Tod, den er im Herzen fühlte, in seiner Vaterstadt zu erwarten.

Wer kann die Empfindungen schildern, unter denen er in Detmold als ein an Leib und Seele gebrochener Mann einzog! Wahrhaft herzzerreißend ist die Beschreibung, die uns Ziegler von der äußeren Erscheinung dieses Himmelsstürmers giebt. Seine abgetragene, nachlässige Kleidung rief in seiner Vaterstadt, wo dem alten Cyniker niemand hold war, Hohn und Spott hervor. War doch auch der braune Frack hinten am Ellenbogen schon weiß geworden. Seine dünnen Beine schlotterten wehmütig in der weiten schwarzen Hose. Die weiße Wäsche war durch ein Halstuch ersetzt. Eine grüne Mütze bedeckte den spärlichen Haarwuchs. Die Augen lagen tief und matt in dem blassen Gesichte, das etwas Geisterhaftes an sich hatte, wenn sie plötzlich aufleuchteten, um im nächsten Augenblick glanzlos zu erscheinen. Ob der junge Titan, als er den „Gothland“ schrieb, wohl geahnt haben mochte, daß er einst mit den Worten Theodors ausrufen würde:

„O wie weit, wie weit ist es mit mir gekommen! Von dem unedelsten Getränk, vom Branntwein, muß ich Tapferkeit mir erbetteln!“ —

Grabbes erster Gang in Detmold war der zu seiner alten Mutter, die er aufs innigste liebte. Seine Stimmung war eine wehmütige und weichherzige; auch zeigte er sich weniger bizarr. Unendlich tief kränkte ihn die Nichtachtung seiner Mitbürger, die er freilich selbst verschuldet hatte. Jene epigrammatisch kurzen, witzsprühenden Aussprüche und Sarkasmen, um derentwillen man ihn früher gefürchtet, standen ihm nicht mehr zur Verfügung. Obwohl er sich im besten Mannesalter befand — er war erst 35 Jahre alt — machte er den Eindruck eines Greises; seine Beine zeigten eine erschreckende Unsicherheit, so daß er beim Gehen förmlich wankte. Er hatte die entsetzliche Rückenmarksschwindsucht.

Sehr begreiflich ist es, daß Grabbe bei seinem gänzlich kranken Körper jede Arbeitslust verloren hatte. War auch sein reger Geist noch ungeschwächt derselbe, so fühlte er doch, daß die Zeit dichterischer Pro-

duktion vorüber sei, daß sein Tod ihm nahe bevorstände. Wohl las er seine „Hermannsschlacht" wiederholt durch, um hier und da zu feilen; darauf und auf die Lektüre einiger Zeitschriften beschränkte sich seine ganze geistige Thätigkeit. Grabbe war zunächst in „Stadt Frankfurt" in Detmold abgestiegen, da sich sein Stolz dagegen sträubte, bei seiner Frau um ein Unterkommen zu betteln. Da saß er denn in der Gaststube meist unbeachtet in einer Ecke, trübsinnig auf den Tisch starrend. Einst — es war in der Mitte des Sommers 1836 — hatte sich eine größere Gesellschaft, die von einer Landpartie zurückkehrte, gegen Abend in der Gaststube eingefunden. Grabbe kam gegen 10 Uhr aus seinem Zimmer und mischte sich unter die weinfrohe Gesellschaft, die von dem trübsinnigen, geknickten Manne nur wenig Notiz nahm. Da kam Grabbe auf den unglücklichen Gedanken, dieser Gesellschaft seine „Hermannsschlacht" vorzulesen, obwohl er sich sagen mußte, daß man ihm hier nur wenig Aufmerksamkeit schenken würde. Er holte sein Manuskript und fing mit seinem packenden Pathos an zu deklamieren. Die Gesellschaft war jedoch keineswegs in der Stimmung, eine umfangreiche Tragödie mitanzuhören. Man spielte ruhig weiter, unterhielt sich laut, einige blickten mit vielsagendem Lächeln auf Grabbe, so daß der unglückliche Dichter schließlich nur einige alberne Tröpfe als Zuhörer hatte, die sich offenbar geschmeichelt fühlten, über einen so großen Geist gewissermaßen zu Gericht zu sitzen. Endlich sah Grabbe die lächerliche Situation ein, in die er geraten war, und gab seine Deklamation auf, um verzweifelt in seinen Stuhl zu sinken. Nur wenig vermochte der Trost seines treuen Freundes Ziegler den gewaltigen Schmerz zu lindern, der den unglücklichen Mann durchtobte. Daß er so tief gesunken war, das hatte er doch nicht geglaubt!

Am andern Morgen fragte ein Fremder, der in der „Stadt Frankfurt" abgestiegen war, erstaunt, wen er zum Zimmernachbarn habe. Derselbe hätte in der Nacht wie wahnsinnig getobt, den Hahn einer Pistole in Bewegung gesetzt, diese schließlich krachend mit den Worten zur Erde geschleudert: „Nein, das wäre gemein!" um sich laut schluchzend auf sein Bett zu werfen. Der Nachbar des Fremden war — Grabbe!

Auf Anraten einiger Freunde gab unser unglücklicher Dichter endlich das Gasthausleben auf. Er beabsichtigte ursprünglich eine Privatwohnung zu mieten, entschloß sich jedoch schließlich, seine Frau zu zwingen, ihn wieder aufzunehmen, was sie ihm gesetzlich nicht verweigern konnte. Die Art und Weise, wie er diesen Entschluß in Szene setzte, ist charakteristisch für ihn und das Verhältnis zu seiner Frau: er rief die Vermittelung der Polizei an. Es begab sich auch thatsächlich ein Polizeidiener — ob aus eigenen Antrieb oder auf höheren Befehl, läßt sich nicht sagen —

zu Grabbes Frau, die denn auch die Rückkehr gestattete. Bezeichnend ist der Empfang, der Grabbe zu teil ward. Seine Frau sah ihn über die Straße wanken, hielt es jedoch nicht der Mühe wert, ihm entgegenzugehen, ließ ihn vielmehr durch die Magd an der Hausthür empfangen. Als der unglückliche Mann, von der Magd unterstützt, endlich das Zimmer seiner Frau erreicht hatte, fand er dasselbe leer; es bedurfte erst längeren Zuredens von seiten der ersteren, ehe sie sich zu einer spöttischen Begrüßung herbeiließ. Grabbe erhob sich bald wieder, angeblich, um einen Spaziergang zu machen. Sein böses Weib verfolgte ihn mit giftigen Blicken, um haßerfüllt zur Magd zu sagen: „Sieh, er will zu seiner Mutter, sieh, wie ihm die Taschen stehen, da hat er das Geld darin, das will er zu seiner Mutter schleppen, so betrügt er mich um mein Geld."

Die Rückenmarkschwindsucht Grabbes verschlimmerte sich von Tag zu Tag; bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen; Nahrung nahm sein Magen schließlich gar nicht mehr an; auch das Trinken von Bier, das Grabbe bis in die letzten Tage versuchte, war schließlich unmöglich. Dabei besuchten ihn nur wenige Freunde an seinem Krankenbette; sein Weib hatte, wie Grabbe sehr wohl wußte, noch in den letzten Wochen eine Ehescheidungsklage gegen ihn eingereicht und suchte den sterbenden Gatten in jeder Weise zu kränken und zu ärgern.

Wenige Tage vor seinem Tode erschien ein Prediger bei ihm, um Grabbe, der im günstigsten Falle Pantheist war, zum Autoritätsglauben zurückzuführen. Grabbe sprach mit demselben in seiner bizarren Weise über alles mögliche, sprang von den Chinesen auf Japan, von Japan auf russische Elementarschulen. Endlich machte der Prediger direkt den Versuch, Grabbe religiösen Trost zu spenden und sprach vom baldigen Ende, von Himmel und Seligkeit.

„Ja so, der Himmel!" sagte Grabbe. „Wissen Sie, Herr Pastor wie's im Himmel aussieht? Ob wohl die Ochsen, die Esel und die Kamele auch in den Himmel kommen? Ich glaube es, sie haben ja auch Seelen. — Das wird einmal ein Leben im Himmel sein, welch ein Gekrauf und Gekrabbel, wenn sich das alles kratzt und stößt und schlägt, all dies Getier!"

Obwohl ich weit davon entfernt bin, in dieser Beziehung auf dem Standpunkt Grabbes zu stehen, so können wir ihm für die Konsequenz, mit der er bei seinen religiösen Anschauungen beharrte, nur unsere Hochachtung zollen. Ist doch nichts so erbärmlich, wenn Religionsspötter, wie z. B. der eitle Voltaire, auf dem Totenbette nach Prediger und Abendmahl wimmern.

Am 10. September besuchte die bejahrte Mutter Grabbes ihren,

sterbenden Sohn in Begleitung des Hofrates Piderit, den sie mitbrachte zum Schutz gegen ihre Schwiegertochter. Es bestand nämlich zwischen beiden Frauen eine bittere Feindschaft, die selbst der nahe Tod Grabbes nicht milderte; denn die Frau des letzteren war hartherzig genug, um der Mutter den Weg zu ihrem Sohne zu versperren. Dasselbe widerwärtige Schauspiel wiederholte sich am 11. September, wo Frau Grabbe in Begleitung des langjährigen Freundes ihres Sohnes, des Kanzleirates Petri erschien. Dieser führte sie energisch ohne weiteres in das Sterbezimmer. Bald stürzte das böse Weib wie eine Furie die Treppe herunter und brüllte wie ein gereiztes Tier: „Wart' die kommt mir doch ins Haus, obgleich sie genug weiß, daß sie nicht kommen soll! Sie soll mir sogleich wieder fort, auf der Stelle! Ich will doch sehen, wer hier zu befehlen hat!" Es bedurfte einer sehr nachdrücklichen Intervention Petris, um noch ärgere Auftritte zu vermeiden. Am nächsten Tage, am 12. September erschien Petri wieder mit Grabbes Mutter. Als sie eintrat, hatte ihre Schwiegertochter schon flüchtig von Grabbe Abschied genommen; bereits am Morgen war er bewußtlos gewesen; sein Auge war halb gebrochen; die Sprache versagte ihm. Die Gegenwart des treuen Mutterherzens wirkte wiederbelebend auf ihn; das Bewußtsein kehrte sogar zeitweilig zurück. Unverwandt heftete er seine Augen auf die geliebte Mutter, die ihren Liebling, ihren Stolz, in dem sie ihren letzten Trost verlor, mit den zum Herzen gehenden Worten tröstete:

„Sui Christian, Dui bist ja muin leuve Christian — sui man getrost, Diu krigst et ja niu baule evuit bedder — sui, Diu kümmst ja niu tom Baddern — muin leuve, leuve Christian."

So sprach das treue Mutterherz, das auch am liebsten still gestanden hätte, als Grabbes Herz nachmittags um 3 Uhr aufhörte zu schlagen. Was sagte aber Grabbes Weib, als es die Nachricht vom Tode seines Mannes empfing? „Topp, das ist gut, daß der Unhold tot ist"; dabei schlug sie in beide Hände und rief nochmals: „Topp! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!" —

Wir haben im Vorstehenden die letzten Schicksale Grabbes ausführlicher geschildert, weil sie uns in gewissem Sinne den Schlüssel zu manchem Rätselhaften in seinem Leben geben, indem sie nicht allein sein ursprünglich weiches, von allerlei Barockheiten und Bizarrerien entstelltes Herz in seiner wahren Gestalt zeigen, sondern auch den Charakter seiner Frau, an der er trotz allem mit inniger Liebe hing, in seiner ganzen Erbärmlichkeit bloßstellen. —

Wer sich eingehender mit dem Leben Grabbes beschäftigt, kann sich nicht ohne tiefe Rührung von den Schicksalen dieses Genies abwenden.

Albert Möser faßt dieselben in einem gedankentiefen Sonett in ihrer ganzen Tragik zusammen, welches diese Skizze beschließen mag:

„Ein Riesenspätling vom Titanenstamme,
Entstürzt des Äthers Höh'n im Fall, im jähen,
Ein Urweltsmensch, aufragend aus Pygmäen,
Ein Halbgott, strauchelnd in des Erdballs Schlamme.
Umzäumt von schalen Weltgewimmels Damme,
Wo Stumpfsinn stets und Unverstand sich blähen,
Zu groß den vielen, die als Irrlicht schmähen,
Die in dir glomm, die heil'ge Gottesflamme.
Vom Weib um Liebe grenzenlos betrogen,
Mit Inbrunst werbend um der Dichtung Krone —
So zogst du hin, fremd, siech, mit düstern Sinnen;
Ein Stern nur blieb, deſſ' Glanz dir nicht gelogen:
Der Mutter Herz schlug treu geneigt dem Sohne,
Bis dich der Tod erlösend rief von hinnen!“

Vier deutsche Dichter.

Von

E. Ackermann in Stuttgart.

(Schluß.)

Von unsern 4 Dichtern haben die bis jetzt in das Bereich unserer Abhandlung gezogenen drei sich durch ihre politischen Lieder in den vierziger Jahren hauptsächlich populär gemacht; hat auch Kinkel, auf dessen Leben und Dichtungen wir nun näher eingehen wollen, nicht gerade in den Revolutionsjahren sich die dichterischen Lorbeeren geholt, so hat er doch an den politischen Bewegungen jener Zeit mehr als die andern aktiv teilgenommen und wenn er auch seine Poesieverhältnisse mäßig wenig der Politik zur Verfügung stellte, so waren doch die politischen und sozialen Verhältnisse seiner Zeit von großem Einfluß auf seine Lebensschicksale und infolge dessen auch auf seine Dichtungen.

Johann Gottfried Kinkel wurde am 11. August 1815 in Oberkassel als Sohn des dortigen Pastors geboren. Ein sinniges, heiteres Gemüt hatte die Natur ihm verliehen, Mutter und Schwester aber waren es, die den heranreifenden Knaben und späteren Gymnasiasten mit ihren pietistisch düsteren Anschauungen sehr beeinflußten und in ihm den Entschluß reif werden ließen, wie sein Vater Theologie zu studieren. In Bonn war er einer der eifrigsten Anhänger der orthodoxen Schule und während seines späteren Aufenthaltes in Berlin setzte er seine Studien unter Marheineke, Neander und Hengstenberg fort und besonders letzteres Weltanschauungen huldigte der junge Theologe mit voller Hingabe. Dabei schrieb er aber Theater- und Konzertberichte, allerdings durch die Not dazu gezwungen; denn in der ersten Nacht seines Berliner Aufenthaltes leistete er bei einem plötzlich ausgebrochenen Brande so thatkräftig Hilfe, daß seine Kleidung vollständig verbrannte und er behufs Anschaffung einer neuen zu diesem Noterwerb greifen mußte. Mutig und entschlossen in jeder Gefahr des Lebens war Kinkel; das bewies er, als er ein Jahr vorher in Bonn drei Kinder aus dem Wasser rettete und in seinem späteren Leben beteiligte er sich an manchem waghalsigen Unternehmen.

Von Berlin kehrte er im Herbste 1835 nach Bonn zurück, lernte dort Geibel und später in Barmen Freiligrath kennen, welch' beiden er manche poetische Anregung verdankte; Der Triumph des Kreuzes, ein Epos, entstand in jener Zeit.

Kinkel machte ein glänzendes Licentiat-Examen, habilitierte sich dann als Privatdocent 1836 in Bonn und begann eine Geschichte der christlichen Kunst zu schreiben. Um einesteils seine Studien hierzu weiter an Ort und Stelle zu machen, anderenteils seine Gesundheit zu kräftigen, reiste er 1837 nach Italien, wo er bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb. So wäre bis jetzt sein Leben dahingeflossen in ruhigem Geleise und in steter Arbeit, eines jungen, ernsten Gelehrten würdig. Da kehrte er nach Bonn zurück, kam in den Verkehr mit jungen, strebsamen Männern und sein ruhiges Gemüt kam plötzlich in eine Bewegung, seine strengen Anschauungen mußten dem Einfluß einer Macht weichen, gegen die er widerstandslos war, der er sich bald ganz hingab.

Im Frühling 1839 lernte Kinkel Johanna Mockel, die geschiedene Frau des Buchhändlers Mathieux in Köln kennen.

Diese Frauennatur mit hochfliegender Phantasie, reich beanlagt auf dem Gebiete der Musik, mit dem ganzen geistigen Leben vertraut und einer gewaltigen Leidenschaft fähig, wollte der Theologe Kinkel bekehren, wollte die 8 Jahre ältere, katholische Frau, die mit sich selbst zerfallen war, zu dem Frieden des Christentums zurückführen. Der willensstarke Geist aber, der in Johanna wohnte, eine gebieterische Macht, die sich unwillkürlich in ihren Blicken, Worten und Handlungen kundgab, wirkte so auf den jungen Gelehrten, daß er von ihr, wenn sie miteinander ihre theologisch-philosophischen Untersuchungen und Meinungen austauschten, immer mehr gefangen wurde, bis nach und nach Zweifel an dem Glauben einer geoffenbarten Religion in ihm aufstiegen, bis sie endlich beide auf den Standpunkt einer pantheistischen Weltanschauung gelangt waren.

Um diese beiden, anfangs in größtem Widerspruch stehenden, aber geistig hervorragenden Menschen, sammelte sich mit der Zeit ein Kreis gebildeter Männer, dem unter anderm auch Karl Simrock, Alexander Kaufmann, Nickolaus Becker angehörten. Unter der Leitung Johannas und Kinkels wurde von dieser Vereinigung ein Blatt herausgegeben, betitelt „Der Maikäfer, Zeitung für Nichtphilister", voll Humor und Satire und später nannte sich nach diesem Blatt die Gesellschaft Maikäferbund. Jener Zeitung widmete Kinkel voll und ganz seine poetische Thätigkeit und das Bedeutendste, was sie brachte, von den andern Mitarbeitern wie von Kinkel selbst, war dessen „Otto der Schütz", ein frühlingsfrisches Epos.

Daß gerade damals, als Kinkel in seines Herzens Zwiespalt innere Kämpfe durchmachte,

Wie wenn des Stromes Flut sich hebt
Und rauschend auf zum Felsen strebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er . . . .

jenes Gedicht entstand, das seinen Ruhm begründete und für alle Zeiten sicherte, ist ein Zeugnis doch von einem inneren, festen Grund, der dem Dichter Zeiten sicherte, da er sich, unbeeinflußt von den äußern Lebensumständen, ganz der echten, wahren Poesie hingeben konnte, die in ihm eigene Kunstwerke erstehen ließ.

Otto der Schütz, der im Jahre 1846 entstand, ist in der That eine Dichtung von bestrickendem Reiz der Schönheit, voll Waldesduft und Waldeszauber, Frühlingspracht und Maienglanz. Das Epos baut sich auf frei, ungezwungen; die Gestalten gruppieren sich in maßvoller Darstellung um die Hauptpersonen, Otto von Thüringen und der schönen Elsbeth von Cleve, ohne eine oder die andere zu beeinflussen.

Kurz sagt in seiner Litteraturgeschichte sehr treffend: Er hat die alte Sage in ihrer reinsten Erscheinung aufgefaßt und die romantische Seite derselben mit aller Treue bewahrt, ohne sie mit dem mystischen und bombastischen Beiwerk zu verunstalten, was man bei anderen Bearbeitungen mittelalterlicher Verhältnisse nur zu oft angehäuft findet; so schlicht und einfach die Erzählung zu sein scheint, so ist sie doch mit tiefem Verständnis der Kunst angelegt und durchgeführt und wir bewundern vor allem die Zartheit, mit welcher das Liebesverhältnis in allen seinen Phasen dargestellt wird.

Doch wir haben uns verleiten lassen, Kinkels Lebensgang vorzugreifen; nun zurück zu seinem Verhältnis zu Johanna. Kinkel war zum Religionslehrer am Bonner Gymnasium und 1840 zum Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln ernannt worden; seine Predigten, die er 1842 herausgab, brachten ihm durch den kunstvollen Aufbau der Sprache, tiefdurchdachten Inhalt und durch ihre rhetorische Fülle Anerkennung in allen Kreisen. Der Neid aber, den die Professoren, die sich offen als seine Feinde bekannten, dem wahrheitsliebenden Prediger entgegentrugen, brachte es, sein Verhältnis zu jener katholischen Frau zum Vorwand nehmend, so weit, daß Kinkel seiner Predigerstelle enthoben und, als er 1843 die inzwischen zum Protestantismus übergetretene Johanna heimführte, auch gezwungen wurde, seine Stelle als Religionslehrer niederzulegen. Er suchte und fand Trost in seiner Liebe, wie er dies in seinem Gruß an mein Weib uns kund giebt.

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all' dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß dir's heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling einst im Jubelrausche
Haucht dir die wilden Schwüre zu.
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle du.
Auf meiner Stirn die trüben Falten,
Auf deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß dich mir zu rauben kam.
— — — — — — —
Und staunst du morgen, froh erwachend,
Bricht prächtiger Sonnenglanz herein
Durchs hohe Fenster, grüßt dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein;
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bist du am eignen Herd dein Gast.

Der Haß seiner Widersacher begnügte sich jedoch noch nicht und Denunziation auf Denunziation veranlaßte ihn schließlich, aus der theologischen Fakultät auszutreten und sich der philosophischen zuzuwenden; er hielt Vorlesungen über Kunstgeschichte und Litteratur, die sich eines regen Beifalls erfreuten. Um jene Zeit erschien auch der erste Band seiner Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, welche die Veranlassung war, daß er im Jahre 1846 zum Professor der Kunst- und Litteraturgeschichte an der Universität Bonn ernannt wurde. Das Jahr 1848 brachte dem Dichter sein Verhängnis.

Schon früher hatte Kinkel an den nationalen Bewegungen teil genommen, wenn auch mit Begeisterung, so doch aber auch in maßvollen Schranken; seine politische Haltung sprach sich in dem zu erstrebenden Ziel aus: eine Bundesverfassung unter Aufrechterhaltung der Throne. Der Waffenstillstand von Malmö aber, über den auch er die allgemeine Empörung teilte, ließ den Zorn in ihm auflodern und voll Eifer übernahm er die Leitung der „Bonner Zeitung" im Sinne der demokratischen Partei; und als er 1849 zum Abgeordneten der zweiten Kammer ernannt wurde, trat er ganz entschieden mit seinem Programm auf: die

Hebung des vierten Standes und dessen Befreiung vom geistigen und materiellen Druck der Besitzenden. Human und sittlich waren seine Grundsätze, die er in seiner Bonner Abschiedsrede zum Ausdruck brachte:

„Die Grundsätze der Demokratie sind einfach wie alles Göttliche und „weltgeschichtlich Große; das Kind begreift sie, der Mann denkt sie „nicht aus. Die Demokratie beruht auf dem tiefen Gefühl der Liebe, „die den Menschen an den Menschen bindet als an seinen gleichberech- „teten Nächsten."

In Berlin entwickelte nun Kinkel für seine Partei eine rastlose Thätigkeit und in seiner berühmten Rede vom 25. März 1849, anläßlich der Beantwortung der Thronrede durch die Nationalversammlung, stand er im vollen Feuer der Revolution, als entschiedener Vertreter der Linken und am 26. April, einen Tag vor der Auflösung der Kammer, führte er gegen die Regierung von der Tribüne herab die Zwecke der sozialdemokratischen Republik aus.

Als Kinkel dann nach Bonn zurückkehrte, hatten die Fackelbrände der Revolution in ganz Deutschland gezündet; die Bonner Demokratie hatte einen Sturm des Zeughauses in Siegburg beschlossen und Kinkel stellte sich mit in die Reihen seiner Parteigenossen, zu kämpfen oder zu sterben. Wie unglücklich jener Zug endigte, ist ja allgemein bekannt. Die kleine Schar wurde zersprengt und die Teilnehmer mußten nach allen Himmelsrichtungen fliehen. Kinkel erreichte unbehelligt die Pfalz, wo er sich Fenner von Fennerberg als Adjutant zur Verfügung stellte.

Dort in der Pfalz, wo die Wogen der revolutionären Partei hochgingen, wurde er alsbald eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit; als aber die Sache des Volkes immer mehr zurückging, schließlich sich ganz verlor, eilte Kinkel nach Baden und trat als freiwilliger Jäger in die Kompagnie Besançon ein. Einer der größten und stämmigsten, ragte er unter den Männern seiner Kompagnie hervor und war einer der diensteifrigsten, seines Zieles aber auch seiner Pflicht bewußt. Im Kampf an der Murg, am 29. Juni wurde er verwundet und geriet in Gefangenschaft.

In Karlsruhe, wohin er gebracht wurde, war es ihm vergönnt, noch einmal seine Johanna zu sehen, bevor er in Rastatt vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Er glaubte, es stehe ihm die standrechtliche Erschießung bevor, und einen Tag vor der vermuteten Exekution dichtete er in seiner Zelle sein

„Vermächtnis."

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab ich nun genossen;
Mich hat ein edles Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.

Im Freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde,
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Lebens Buche:
So werf ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland
Für dich es hinzugeben!

Der müden, schwielenharten Hand
Ein sanftes Los zu werben,
Du vierter Stand, du treuer Stand,
Für dich geh ich zu sterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für Euch zur That entschlossen,
Fall ich ums nächste Morgenrot,
Vom kalten Blei durchschossen.
— — — — — — — —

Seine Vertheidigungsrede aber, die aus innerster Überzeugung aus ihm kam, seine edle Erscheinung selbst, bewirkten, daß er zur lebenslänglichen Festungsstrafe verurteilt wurde; „die Gnade des Königs" milderte diese Strafe auf Zuchthaus für die Lebensdauer.

In der Züchtlingsjacke, zum Wollspinnen wie gemeine Verbrecher verdammt, sollte der überzeugungstreue Dichter im Zuchthaus zu Naugardt sein Leben beschließen; ein Fluchtversuch mißlang ihm und hatte zur Folge, daß Kinkel in noch schärfere Haft nach Spandau gebracht wurde. Auf welch kühne Weise er dann im November 1850 von seinem ehemaligen Schüler, dem jetzigen amerikanischen Diplomaten Karl Schurz befreit wurde, erzählt Wiggers im Jahrgang 1863 der Gartenlaube ausführlich.

Kinkels Leidenszeit war nun in ihrem herbsten Maße vorüber; in London, wohin er sich geflüchtet hatte, wirkte er als Professor an verschiedenen dortigen Hochschulen; im Jahre 1857 versuchte er sich an einem Trauerspiel, Nimrod, das aber keine große Beachtung fand; im Verein mit seiner Frau gab er noch einen Band Erzählungen heraus, die aber die Würdigung nicht fanden, die sie verdienten. Seit 1866 befand sich Kinkel in Zürich, wohin er einen Ruf als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte erhalten hatte, und wirkte dort als allgemein beliebter und geachteter Lehrer bis zu seinem Tode, der am 14. November 1882 erfolgte. Kurz zuvor erschien noch eine liebliche Dichtung von ihm, Tanagra. Dieser Schwanengesang klingt aus in seinen Lieblingsweisen, in dem Versmaß, daß Kinkel so meisterhaft zu behandeln verstand. Sein „Otto der Schütz" und „Tanagra" sind als größere Dichtungen das Bedeutendste, was er geschaffen und hätte er sonst nichts der Nachwelt hinterlassen, mit diesen beiden Dichtungen hat er sich einen Platz in der Litteraturgeschichte erworben, der ihm voll und ganz zusteht.

Der Schatz von ernsten, sinnigen Liedern aber, mit denen er das deutsche Volk bedacht, hat ihm auch die Herzen zugethan werden lassen,

in deren Kreisen das Epos nicht das Verständnis und die Würdigung findet, die ihm zukommen sollen; sein „Abendmahl der Schöpfung“ und „Der Abend war so wunderschön“ sind Perlen der deutschen Lyrik. Das Lied aber, das er sich selbst zur Beruhigung gesungen, hat schon so manch schwergeprüftes Herz getröstet und mit dessen letzten Strophen wollen wir schließen:

Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät.
Im gleichen, festen Gleise
Der goldne Wagen geht;
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht,
Wirf ab Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Lassen wir nun nochmals die Gestalten unsrer vier Dichter vor unsern Augen vorüberziehen, versenken wir uns nochmals in ihr Streben, Wollen und ihre Werke, so können wir uns mit den kurzen Worten einverstanden erklären, mit denen Ernst Ziel diese Dichtergestalten so treffend individualisiert, wenn er Herwegh, als den feurigen Pathetiker, Freiligrath als den farbenprächtigen Romantiker, Hoffmann von Fallersleben als den burschikosen Volkssänger und Kinkel als den maßvollen Klassiker der deutschen Demokratie bezeichnet.

Die Frankfurter Buchbinder und ihre Ordnungen.

Die Aufmerksamkeit der Bibliographen und Bibliophilen lenkt sich seit neuerer Zeit mit Recht, auch neben der Geschichte der Buchdruckerkunst, der Buchbinderkunst zu, und ist es als ein erfreuliches Ereignis zu bezeichnen, daß man nun auch sich mit der Geschichte derjenigen beschäftigt, die das Buch, neben dem Verfasser und Drucker, herstellt, und auch über diese wissenschaftliche Forschungen anstellt. Wenn auch über die Leistung derselben, den Büchereinband selbst, schon in der Litteratur, namentlich der neueren und neuesten Zeit, manches Beachtenswerte erschienen ist, so hat sich doch die Aufmerksamkeit der Forscher den Zunft- und sonstigen Verhältnissen der Buchbinder selbst erst in ganz jüngster Zeit zugewandt.

Herr Professor Dr. Karl Bücher in Basel, dem die Wissenschaft das vortreffliche Werk über die „Bevölkerung von Frankfurt im XIV. und XV. Jahrhundert“ verdankt, hat nun Nachforschungen in dem reichen Frankfurter Stadtarchive angestellt, über die Buchbinder-Ordnungen und das Resultat jener Forschungen in dem „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“ (Dritte Folge. Erster Band 1888) und auch als Separatabdruck (Tübingen 1888, Laupp) unter dem Titel: „Frankfurter Buchbinder-Ordnungen vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert“ veröffentlicht, wofür wir demselben zu Danke verpflichtet sein müssen. Es ist, soviel uns bekannt, die erste Veröffentlichung auf diesem Gebiete, schade nur, daß die Ordnungen erst mit dem Jahre 1580 beginnen, wenigstens werden frühere nicht in dem Archive aufbewahrt; doch geben sie uns immer schon einige interessante Einblicke in das Wesen der Zunft und der Handwerkverhältnisse der Buchbinder selbst. Sie bieten manches, was die Aufmerksamkeit der Bibliographen, der Buchhändler ꝛc. erregen dürfte und wir wollen uns erlauben, einiges daraus mitzuteilen, was der Kenntnisnahme würdig zu sein scheint.

Die Kunst des Einbindens wurde sicher wohl in den Klöstern zuerst ausgeübt. Von den Brüdern des gemeinsamen Lebens haben wir sichere Nach-

richten darüber aufzuweisen und wird wohl diese Kunst bei andern Orden auch gepflegt worden sein. Es ist wohl mit Recht anzunehmen, daß diese Klosterbuchbinder außerdem für Laien Bücher gebunden haben, denn da sie die Erzeugnisse ihrer Pressen an die Laien verkauften und selbst Bestellungen für dieselben annahmen, werden sie auch diese Kunst als Erwerbsquelle benutzt haben. Im XV. Jahrhundert wissen wir es gewiß, daß dieses geschehen und auch von den Begharden, ein Orden, ganz ähnlich den Brüdern vom gemeinsamen Leben, in Frankfurt sind Bücher eingebunden worden.

Doch kommen neben diesen Klosterbuchbindern auch welche vereinzelt vor. So ist in Frankfurt der erste Buchbinder aus dem Laienstande im Jahre 1463 im Bedebuch (Steuerbuch) der Niederstadt verzeichnet. Der Mann ist als Philips Buchebinder eingetragen, wohnte zwischen den Porten und zahlt bloß den Herdschilling (geringste Steuer) und muß zu der ärmern Klasse der Einwohner gerechnet worden sein, da er erst 1476 zur Leistung des Bürgereides herangezogen wurde. Daß er im Bürgerbuche nur mit seinem Vornamen bezeichnet wird, läßt darauf schließen, daß er der einzige seines Handwerks in der Stadt gewesen war.

Das Auftreten der Buchbinderei als ein eigenes Gewerbe, mag wohl mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Verbindung stehen, denn 1433 finden wir schon in Nürnberg den ersten Laienbuchbinder und in Köln und Paris findet man schon früher welche vor. Aber für Deutschland dürfte es wohl richtig sein, daß die Ausbildung der Buchbinderei mit der Entwickelung der Buchdruckerkunst, des Verlagsgeschäftes und des Sortimentsbuchhandels Hand in Hand geht. Auch finden wir sie mit der Druckerei; bald mit dem Verlags- oder dem Buchführergeschäft in einer Person verbunden, so daß im Anfang wohl anzunehmen man geneigt sein könnte, daß die Buchbinderei lediglich nur zu einem Teil eines einheitlichen umfassenden Buchgewerbes sich gestalten wollte. Allein diese Annahme ist eine irrige, denn es geht schon daraus hervor, daß sich die Bücherproduktion, durch die Umstände veranlaßt, später in vier gesonderte Gewerbe teilte, die dann selbständig für sich bestanden.

Als Beweis hierfür können wir die Thatsache erwähnen, daß bereits am Ende des XV. Jahrhunderts auf der Frankfurter Messe, welche schon damals der Sammelppunkt des deutschen Buchgeschäftes zu werden begann, die heutige Sitte sich ausgebildet vorfindet, nach welcher einer das Buch roh vom Buchführer kaufte, um es dann dem Buchbinder zum Einbinden zu übergeben.

„Vom ersten Auftreten des Gewerbes bis zur Bildung einer Zunft ist ein weiter Weg“, so berichtet uns Bücher, „namentlich bei einer Produktion,

die ein verhältnismäßig so beschränktes Bedürfnis befriedigt, wie die Buchbinderei. Die Zahl der Frankfurter Meister scheint sich bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts nur wenig vermehrt zu haben. In einem Verzeichnisse der Einwohner, welches 1542 bei Erhebung des Gemeinen Pfennigs aufgestellt wurde, kommen nur 4 Buchbinder vor, während das Druckergewerbe durch 6 Buchdrucker, 1 Buchsetzer und 4 Druckergesellen vertreten ist. Die Hauptentwickelung fällt in das folgende Menschenalter. Im Jahre 1580 ist die Zahl der Buchbinder auf 15 angewachsen, von denen allerdings mehrere nebenbei auch das Buchführergeschäft betrieben. Immerhin konnten sie sich stark genug halten zur Begründung einer Zunft, und sie mußten sich um so mehr dazu angetrieben fühlen, als kurz vorher ihre Berufsverwandten, die Buchdrucker, zu einer eigenen Ordnung gelangt waren."

Unter den von Dr. Bücher mitgeteilten Ordnungen ist wohl die für uns interessanteste der Taxordnung vom Jahre 1589, die wir auch unten wörtlich mitteilen wollen. Es ist zugleich die älteste, welche vom Handwerk selbst aufgestellt und wichtig ihr Inhalt, sowohl in wirtschaftlicher und technischer, als in kulturhistorischer Beziehung. Wir lernen hier eine Betriebsweise der Buchbinderei kennen, welche früher nur bis in dieses Jahrhundert bei vielen Gewerben (auf dem Lande z. B. noch bei den Schneidern) die Regel bildete, gerade aber bei den Buchbindern auffallen muß: der Besteller liefert das Hauptmaterial (Leder, Bretter, Klausuren), so daß dieser nur Werkzeuge und Hilfsstoffe bereit zu halten hat. Es geht allerdings daraus hervor, daß die Meister die Buchführer als ihre wichtigsten Kunden zu betrachten hatten, doch kann aber daraus nicht geschlossen werden, daß die Buchbinder lediglich Hausarbeiter der Buchführer gewesen seien, denn es lassen sich vielmehr Fälle aus andern Orten namhaft machen, wo diese Materialstellung auch bei einem einzelnen Einbande für einen Privatkunden vorkommt. Was den besonderen Tarif für die Juden betrifft, so mochte derselbe infolge des von dem gewöhnlichen verschiedenen Formats der jüdischen Bücher notwendig geworden sein; soweit sich vergleichen läßt, enthält derselbe nicht etwa höhere Ansätze, als der allgemeine.

Die Meister des Buchbinderhandwerks zu Frankfurt stellen eine Tax-Ordnung auf 1589, Juli 7.

Zu wissen vnd kund gethan sey menniglichen, das off heut, dato zu ende bemelt, die ersamen vnd ehrenhafften Meistern, ein gantz erbar Handwerck der Buchbinder alhie zu Franckfurth, vnder ihnen ein Tax-Ordnung wegen deß einbindens, demnach zwüschen vnd vnter inen biß anhero große vnordnung, zwietracht vnd vnainigkheyt gewesen, numehr aber solche

abzuschaffen sich mit einander nachvolgender maßen vnd weiße verainiget verglichen vnd ain gemaine Taxam beschlossen vnd vffgerichtet haben. Alß nämblichen, daß ein jeder Maister, da ihme von den Buchfhürern Bücher einzubinden behendiget, deßgleichen auch die jhnigen, von denen inen solche zugestellet werden, deroselben Tax gemäß sich darnach zu gerichten, damit khaine Neuwerung noch Renoualten derenthalben entstehe, bey straff vnd vermaidung gedachts ebarn Handwercks vffgerichte Articul vnd Ordnung, auch bei verlust vnd verlierung seines Handwercks, damit darnach die Meister mit demselben nichts zu thuen noch mehr zu schaffen haben wöllen.

Folget Taxation.

Item von ainem Median vnd Cosmographio	1	fl.
daruon zu planieren	2	batzen
Item von der Median Biebell, gespalten, mit der Cronica	12	batz.
daruon zu planieren	2	batz.
Item vom folio	9	batz.
zu planieren	$1^1/_2$	batz.
Item vom quarto in folio	5	batz.
daruon zu planieren	$^1/_2$	batz.
Item vom quarto Median	6	batz.
zue planieren	1	batz.
Item vom Median Octauo	4	batzen
Item vom Folio Octauo	$2^1/_2$	batz.
daruon zu planieren	$^1/_2$	batz.
Item vom Duodecimo	3	albus
daruon zu planieren	2	batz.
Item von dem Lobwasser (Lobwasser)*)	2	batz.
planiert	4	alb.
Item von den dicken halb vberzogen mit ainer Clausur	18	₰
Item von den dinnen halb vberzogen mit einer Clausur	3	+
Item von treier vnd vierter	3	alb.
Item Pappenbüchlein, halb vberzogen gattung, von ainem	6	₰

Item wan ein Maister (oder ein Buchfuehrer) Ledder, Bräter vnd Clausuren darzu gibt, alles daß halbe gelt, wie die Stück nacheinander specificirt, taxirt vnd verzaichnet seind.

Solche Taxation vnd Ordnung, wie vermeldet vnd angezaigt, ist darumb, auf daß hinfüro aynigkait vnd freundlichkeyt vnder den Maistern vnd erbarem Handwerck erhalten vnd gepflanzet, kainer darunter zu nehmen vnd etwas darwidder zu thuen, zu handlen noch dargegen icht was für

*) D. h. dem damals und später vielverbreiteten Buche, dessen erste Auflage unter dem Titel: Psalmen . . . . nach Frantzösicher Melodey vnd reimen art . . . Durch Ambrosium Lobwasser, Heidelberg 1574, bei Johann Mäier in 12⁰ erschien.

zunehmen vnd verschaffung zu thuen, vffgerichtet vnd verfertiget worden. Haben demnach vielgesatzte vnd hieunden benampte Maister deß Buchbinder-Handwercks einer dem Ander, deme alßo steet vnd ohnverbrüchlich in allen treuen vnd glauben nachzusetzen, zu geleben vnd nachzuekommen, darwidder auch im geringsten nicht zu gestreben mit hand und mund versprochen, gelobt, zugesagt vnd versprechnis gethan.

Im fall vnd widder verhoffens ainer dargegen handlen thete oder thuen würde, daß deroselbe crafft vnd vermög vorangeregter Articul — doch aines Erbaren Wolweisen Raths diesser Statt Franckfurth straaf in alle wege vorbehalten — nach vbertrettung vnd vberfharung der That off mehrangedeutes gantzen erbarn Handwercks erkantniß gestrafft werden soll ohne ainige einred oder Defension, alle Argelist hirinnen ausgeschlossen.

Deß zu wharer Vrkund, stetter vnd vester confirmirung diesser Tax-ordnung hat offt vnd viel angesatztes Handwerck der Buchbinder (Zunfft-Ordnung) vnd ein Jeder in sonderheit für sich selbsten mit aigenen henden vnderschrieben vnd sein Pittschaft vndertruckt, alles zu vester Haltung dießer Taxation. — Actum Franckfurth off Montags den siebenten Monatstag Julij im Jhar nach der geburth vnsres Erlösers vnd Seligmachers Christi Tausent fünfhundert achtzigk und neun.

Willibalt Sedelmeir. Weigandt Bartscherer. Henrich Goltschmit.
Balthasar Gruber von Jhena. George Kundt. Valten Fischer.
Samuel Lonicerus. Diettherich Rouyer. Conrad Wolffard.
Hans Effmer. Michal Jeger. Victorinus Beyer.
Hanß Vlrich Weiß. Baotian Rost.

Der Juden Taxe.

Von gantz vberzogene biecher.

Von einem Regall*) zu binden	18 batzen	Von einem regall median in quarto dickhe vnd ...	6 batz.
Von einem tallmuot (Talmut)	12 batz.	Von einem folio quart	5 batzen
		Von pappen biechlen	7 ₰
Von einem folio	9 batzen	Von einem octauo	4 p.

Von halb vberzogne biecher.

Von einem großen regall	12 batz.	Von einem folio quart	3 batz.
		Von einem octauo	1 batz. 2 kr.
Von dem dallmuot	9 batz.	Item von holz — biecher in octauo	7 ₰
Von einem folio	8 batz.		
Von einem regall vnd median quart	4 batz. 2 kr.		

*) D. h. ein Buch in Regal-Format, dem größten damals üblichen jetzt Royal.

In schaffleder.

Vom tallmuot	10 batz., halb 7 batz. 2 kr.
Vom folio	8 batz., halb 5 batz.
Vom quart	4 batz., halb 3 batz.
Vom octauo	2 batz.

Aus der Buchbinder-Ordnung des Jahres 1589, die Dr. Bücher ebenfalls mitteilt und die sich mit der eigentlichen innern Organisation des Handwerks selbst beschäftigt, dürfte noch die Mitteilung nachstehender Artikel interessant sein.

Nach Artikel 3 sind als Probe- und als Meister-Stück zu liefern:

„1. ein Median Biblia in schön gantz rot Leder, vffen Schnitt vnd Bund vergült;

2. ein Cosmographia oder Landtafel in gantz schön weiß Schweinen-Leder, so angeflickt, vff dem Schnitt grün;

3. ein Biblia in quarto in kestenbraun (kastanienbraun) Leder, vffne Schnitt vnd Bunt vergült;

4. Pactes oder Papier, also langlecht gefalzen, in gelb Leder vnd gestempfft;

5. zur Octauen mit zweyen Rücken und zweyen Holzschnitten, vff dem Schnitt vnd Leder vergült."

und dann Artikel 20, dessen Bestimmung noch heute Anwendung finden sollte: „So ein Meister einem ein Buch versetzt, verfaltzt, verschneidt oder sonsten mangel daran gelegt vnd erfunden würd, soll der Meister dem jenigen, so die Bücher sind, den Schaden kheren und dazu vom Handwerck gleichfalls gestrafft werden." Dieser vortreffliche Satz wird in späteren Ordnungen stets wiederkehrend gefunden.

Dr. Ernst Kelchner.

Einige Betriebsmanipulationen des Sortimenters.

Die bis ins Ungeheure gesteigerte Konkurrenz hat die Zeiten, in denen der Sortimenter hinter seinem Ladentisch stehen konnte, um auf die Dinge, die da kommen, zu warten, längst schwinden lassen; der Kampf aller gegen alle um das tägliche Brot hat auch den sonst so konservativen Sortimenter aus der Lethargie früherer Jahrzehnte aufgerüttelt und auch in seinem Wirkungskreise das Publikum so verwöhnt, daß sich eben jeder einzelne Sortimenter in die Lage versetzt sieht, durch allerlei Betriebsmanipulationen die Käufer anzulocken. Freilich sind wir noch nicht so weit, daß die Erzeugnisse des Geistes durch Plakatträger auf den Straßen angekündigt werden; doch sind die Mittel, in dem Publikum das Bedürfnis nach geistiger Nahrung zu wecken, die mannigfaltigsten und wollen wir versuchen, im Nachstehenden einige derselben darzulegen.

Zunächst wollen wir hier von einigen Mittelchen reden, die unserer Ansicht nach zu den verwerflichen gehören, da sie dem kollegialischen Anstand und dem gegen das kaufende Publikum einen Schlag ins Gesicht versetzen. So erinnert es z. B. sehr stark an die geschäftlichen Usancen der bekannten jüdischen Kleiderhändler, wenn folgender Kunden-Lotsungs-Versuch in Anwendung gebracht wird:

„Der Chef eines sehr angesehenen alten Sortimentsgeschäftes in einer Universitätsstadt, der seiner biderben Geradheit wegen bekannt, aber auch geachtet ist, geht soweit, daß er neuberufenen Professoren die Wohnung besorgt und bei der Zureise ihnen einen Diener bis zur Landesgrenze entgegensendet!“ *)

Das ist denn doch etwas stark und nach unserer Ansicht wenig geeignet, in dem Buchhändler den Vermittler zwischen Schriftsteller und Publikum zum Ausdruck zu bringen. Einem derartigen aufdringlichen Betragen ist es auch wohl namentlich zuzuschreiben, daß man im Publikum vielfach eine stark ausgeprägte Antipathie gegen die Ansichtssendungen findet. Da laufen die Boten den Leuten erst das Haus ein, um die

*) Vergl. „Manipulationen zur Erhöhung des Absatzes in Sortimentsgeschäften“ S. 7. (Leipzig 1884), welcher lesenswerten Broschüre wir uns hier und da anschließen.

Digitized by Google

Novitätenpakete los zu werden. Von allen möglichen Sortimentern erhält dann solch unglückliche Standesperson Ansichtssendungen und wird nachher mit Bitten, Anfragen bestürmt, daß es schon nicht mehr schön ist. In dieser Beziehung wollen wir den Lesern folgendes Pröbchen eines ins Ungeheure gesteigerten Sortimentereifers nicht vorenthalten. Der ungenannte Verfasser der soeben citierten Broschüre schreibt S. 8:

„Wir erinnern uns da aus der eigenen Praxis des folgenden heiteren Vorfalles, wie er sich zu Anfang der sechziger Jahre in einer Hofbuchhandlung einer mittleren deutschen Residenzstadt zutrug. Wir hatten das möglichste gethan, um die „Gothaischen genealogischen Taschenbücher" ohne jede Verzögerung paken und abgehen lassen zu können. Allein der erste Geschäftsdiener, der aus Pietät seitens des Chefs nicht entlassen wurde, war lahm; sein Körper ruhte auf einem verkürzten und einem normalen Bein. Daß bei solcher Veranlagung ein schnelles Gehen nicht zu erwarten ist, dürfte begreiflich sein. Es ist ja überhaupt nicht zu verlangen, daß die Pakete alle in ein und derselben Minute abgegeben werden können, dies ist schon wegen deren verschiedenen Entfernungen vom Geschäft nicht möglich. Bei der letzten auf seiner Tour gelegenen Kundschaft nun, einer adligen Familie, trat unser Hans Huckebein, wie wir ihn getauft, schweißgebadet von dem forzierten und ihm um so beschwerlicheren Gehen, in die Hausflur, erfreut, das letzte seiner eiligen „Gothaer" los zu werden. Doch da sieht er den Bedienten die Treppe herunterkommen, welcher ihm mit stummer aber vielsagender Geberde abwinkt und dabei auf vier unter seinem Arm befindlichen Pakete mit „Gothaern" zeigt, die er eben im Begriff ist, den verschiedenen Firmen schon wieder retour zu tragen, weil von der fünften, die zuerst kam, behalten wurde!"

Dieses Beispiel spricht für sich selbst! Wird man beim Lesen desselben nicht unwillkürlich an den Berliner Mühlendamm seligen Angedenkens erinnert, wo die Kleiderhändler semitischer Rasse aus jedem Laden heraus den Vorübergehenden ihre Vorräte anpriesen? Derartige zu stürmische Betriebsmanipulationen verfehlen meist ihren Zweck ganz und sind nur geeignet, den Sortimenter als einen Hungerleider erscheinen zu lassen. —

Wenn die Ansichtssendungen, die der Sortimenter ja nun doch einmal nicht entbehren kann, von ersprießlichen Resultaten begleitet sein sollen, so ist es vor allem erforderlich, daß er dem Publikum damit nicht zur Last fällt und so von vornherein einen gewissen Widerwillen durch seine Aufdringlichkeit hervorruft. Jeder muß sich in dieser Beziehung ein taktvolles, rücksichtsvolles Auftreten zur strikten Richtschnur machen, da sich Geschäfte ja doch nicht erpressen lassen. Der Sortimenter

gehe bei seinen Ansichtssendungen zunächst von denen aus, die er schon zu seinen Kunden zählt; ihren Geschmack, ihre Liebhabereien suche er zu erspähen und präge sie seinem Gedächtnis ein, um sich bei darbietender Gelegenheit als ein liebenswürdiger litterarischer Beirat zu zeigen. Es ist uns ein Groß-Sortimenter, ein hoch gebildeter, jovialer alter Herr bekannt, der über seinem Pult einen Kalender hängen hat, auf welchem die Geburtstage (vielfach auch nur die ungefähre Zeit derselben) von vielen seiner Hauptkunden nebst deren Familienmitgliedern verzeichnet sind. Naht sich nun die Zeit eines solchen, so verfehlt er nie, eine passende Ansichtssendung nebst höflichem Begleitschreiben zu machen, deren Inhalt er dem Alter, Geschlecht und Bildungszustande des Betreffenden anpaßt. Er hat dabei die schönsten Erfolge aufzuweisen, und mancher Sprößling seiner Kunden ist von ihm, aufsteigend von Jahr zu Jahr, vom Struwwelpeter bis zu Königs Litteraturgeschichte versorgt worden. Der betreffende Herr studiert, um sein Verzeichnis soviel wie möglich zu vervollständigen, die Familienanzeigen der besseren Zeitungen und mehr als einmal ist es ihm passiert, daß ihm von seiten eines erfreuten Kunden die Frage vorgelegt wurde: Aber woher wußten Sie denn, daß der Geburtstag meines Jungen war?"

Ansichtssendungen, die auf dieser Basis beruhen und fast zu einem patriarchalischen Verhältnisse zwischen Sortimenter und Publikum führen, schließen auch all die Streitigkeiten, zu denen dieser Betriebsmodus sonst so oft führt, aus, und wir können jedem Sortimenter die Ausnützung familiärer Festlichkeiten für den Bücherabsatz aufs wärmste empfehlen. Wahres Taktgefühl wird hier nie die Grenze zwischen Zuvorkommenheit und Aufdringlichkeit verfehlen, und das erstere ist die conditio sine qua non für jeden, der hinter dem Ladentisch einer Buchhandlung steht.

Von günstigem Erfolge ist meist das in einigen Handlungen übliche Versenden von geschriebenen Zirkularen an das Publikum, deren Rückseite ein gedrucktes Verzeichnis empfehlenswerter Werke enthält, die sich zu Geburtstags-Geschenken eignen. Es ist erforderlich, daß in diesem Verzeichnisse die Werke nach Geschlechts- und Altersklassen geschieden sind. Wir kennen eine Handlung, in welcher der Lehrling nach einem ihm übergebenen Adressen-Verzeichnis Tag für Tag 20 solcher Zirkulare versendet und zwar geschieht dies mit dem denkbar besten Erfolge, wie wir uns aus eigner Anschauung überzeugt haben, so daß der Porto- und Spesenaufwand gar nicht in Betracht zu ziehen ist.

In ähnlicher Weise kann der Sortimenter auch zur Zeit der Konfirmationen verfahren, indem er sich an die einsegnenden Prediger mit der Bitte wendet, ihm doch die Namen der Eltern seiner Konfirmanden

nebst Adresse mitzuteilen, einer Bitte, der meist in der liebenswürdigsten Weise entsprochen wird. Der Sortimenter thut in diesem Falle am besten, wenn er nur eine kleinere Anzahl der sittlich-religiösen Standard-Works empfiehlt, da er auf diese Weise durch Vorzugsbedingungen seitens der Verleger, Erwerb von Freiexemplaren größeren Gewinn erzielt. Auf allen diesen Zirkularen ist natürlich die Bereitwilligkeit auszusprechen, event. eine Ansichtssendung zu machen; die Vorderseite muß unter allen Umständen geschrieben sein, da gedruckte Zirkulare erfahrungsmäßig vorzugsweise in den Papierkorb wandern.

In den Familienanzeigen der Zeitungen findet der Sortimenter auch Anzeigen über stattgehabte Verheiratungen. Da ist es nun eine sehr empfehlenswerte, dankbare Manipulation, wenn er an die Neuvermählten ein Zirkular schickt, in dem z. B. folgende Werke empfohlen werden:

Davidis, Kochbuch,
Kübler, das Hauswesen,
Ebhardt, der gute Ton,
Ammon, die ersten Mutterpflichten,
Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Wir haben gefunden, daß derartige Zirkulare meist von wirklich ersprießlichen Erfolgen begleitet waren, und können jedem Sortimenter den Versuch nur empfehlen, wie wir überhaupt dem Publikum gegenüber, das nicht zu den Kunden zu rechnen ist, dem Zirkular der Ansichtssendung gegenüber den Vorzug einräumen: es ist billiger und ramponiert die Bücher nicht, der Sortimenter darf sich hierbei nicht durch den Porto-Aufwand abschrecken lassen; er soll namentlich überall, wo es geht, im Lokal-Verkehr die billigen Privatposten benutzen; so kostet beispielsweise in Berlin bei der sehr korrekt arbeitenden Paketfahrt-Gesellschaft der Brief nur 3 Pfg., die Postkarte nur 2 Pfg.! Aber auch selbst das Porto der Reichspost darf den Sortimenter von der empfohlenen Manipulation nicht abschrecken, da sie wirklich sehr wirksam ist. Und die Zeit? Nun, die findet sich bei richtiger Einteilung und Ausnutzung der vorhandenen Kräfte in jedem Sortimente und in besonders arbeitsreichen Epochen, wie in der Weihnachtszeit, versteht sich das Unterlassen dieser und ähnlicher Manipulationen ja von selbst.

Die neueste Litteratur für Buchhändler.

Von

J. Braun.

VII.*)

Wie vor einiger Zeit Hermann Heiberg in dem Roman „Der Januskopf“ seine Gestalten dem Buchhandel entnommen hat, so schildert jetzt auch August Niemann in seiner Erzählung „Eulen und Krebse“ (Verlag von C. F. Windaus' Buchhandlung, J. Goetsch in Gotha. Preis Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50) die Leiden und Freuden des Buchhändlerstandes. Neben den Prinzipalen erscheinen die Gehilfen, die Lehrlinge, die Kommissionäre, die Buchbinder, selbst die Markthelfer sind nicht übersehen worden und auf der anderen Seite finden sich natürlich die Vertreter des Publikums, wie Gelehrte, Litteraten, Offiziere u. s. w. In einer mittleren Provinzialstadt bildet die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Schottmüller, die zu Anfang des Romans ihr fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum festlich begeht, obgleich sie bereits ihrem Untergang entgegen zu steuern scheint, den Mittelpunkt, um den sich der Gang der Handlung dreht. Von hier wandern wir mit dem Gehilfen Petersen — nebenbei bemerkt einem Musterexemplar eines Buchhandlungsgehilfen — nach der Buchhändlerstadt Leipzig, wo wir die verschiedensten Vertreter unseres Standes kennen lernen. Die Figuren sind sämtlich so voller Lebenswahrheit und Natürlichkeit geschildert, daß man sich sehr häufig des Gedankens nicht erwehren kann, der Verfasser müsse in den Buchhandlungen besondere Vorstudien zu seinem Roman gemacht haben. Die Darstellung des Weihnachtsgeschäftes in der Buchhandlung von Niedermeyer ist mit köstlichem Humor gegeben, ja häufig sind die Bilder mit geradezu packender Realistik gezeichnet. Wer aber glaubt, in dem Roman Niemanns einzig das Leben der Buchhändlerwelt vor Augen geführt zu sehen, der täuscht sich gewaltig, denn so ziemlich alle Gesellschaftskreise werden im Verlaufe der Erzählung hereingezogen und dadurch erhalten

*) VI. s. Bd. V. S. 531.

wir in dem Buche eine in jeder Hinsicht interessante, unterhaltende Lektüre. Selbst dem weiblichen Teile der Buchhändlerschaft wird das Buch als eine spannende Geschichte hochwillkommen sein, „kriegen" sich ja doch am Ende der strebsame Gehilfe Petersen und das durch mancherlei Erfahrungen geläuterte Fräulein Schottmüller zu ewigem Bunde, die der Verfasser die Worte voller Begeisterung für den Buchhandel sagen läßt: „Ich bin stolz darauf, eines Buchhändlers Tochter zu sein, denn ich glaube, der Buchhändlerstand ist der vornehmste von allen Ständen, soweit es sich um nützliche Arbeit handelt. Der Buchhändler handelt mit dem vornehmsten Stoffe, den es überhaupt giebt: er handelt mit Geist." Und nicht mit Unrecht läßt derselbe die Gräfin Julia sprechen: „Der Buchhandel hat sich an das unbewußte Sehnen des Volkes zu wenden, um groß zu sein. Er soll im Dunklen sehen können, das bedeutet sein Wappentier, die Eule. Was im Volke keimt, was da werden will, aber noch nicht ist, das soll der Buchhändler erkennen, sonst ist er nur ein armer Schächer. Er soll die rechten Geister entdecken, die Schriftsteller, welche etwas zu sagen haben, die erleuchteten Geister, welche der Menge vorauf sind." Nun, zu diesen darf sich mit vollem Recht auch der bereits rühmlichst bekannte Herr Niemann rechnen, dessen hier in Rede stehendes Werk nicht genug empfohlen werden kann: dürfte es doch in diesem Jahre nur wenige Bücher geben, die sich so vorzüglich als Weihnachtsgeschenk für die Angehörigen des Buchhandels eignen.

„Autoren über Verleger und andere Reminiscenzen von Herman Thom" (Leipzig, F. Reinboth) betitelt sich ein kleines Schriftchen, das eine Reihe von kleinen Skizzen enthält, die zum Teil schon in litterarischen Fachblättern veröffentlicht wurden. Einige derselben sind sehr gelungen, wie die Abhandlung über litterarische Schuster, die Zusammenstellung von Aussprüchen der Autoren über Verleger, die niedliche Idylle „Wahrheit und Dichtung" u. s. w. Anderes dagegen dürfte nur sehr schwer seine Berechtigung zur Veröffentlichung nachweisen können, wie die langweilige Satyre „Eile mit Weile" und die Geschichte „Was ein Redakteur ist", die viel besser mit der „Naturgeschichte des Journalisten" hätte verschmolzen werden können. Immerhin ist das Büchelchen ganz dazu angethan, dem Buchhändler eine kurze Stunde der Erheiterung zu gewähren, und wer dasselbe kauft, thut zugleich ein gutes Werk, da die Hälfte des Reinertrages dem Deutschen Schriftstellerverband überwiesen wird.

Ziemlich harmlos, aber doch humorvoll ist das Schriftchen „Buchdrucker-Studien. Lustige Blätter aus dem Skizzenbuche eines Leipziger Buchdruckers" (Halle, H. Sachse. 90 Pfg.),

das 12 Bilder aus dem Buchdruckerleben bietet und besonders Hypochondern zu empfehlen ist.

Auf dem Gebiete der Bibliographie liegt wiederum eine Anzahl bedeutsamer Erscheinungen vor. „Siegismunds Vademekum der gesamten Litteratur über Occultismus“ (Berlin 1888, Verlag von Karl Siegismund. Preis Mk. 1.—) enthält eine alphabetische und systematische Zusammenstellung der litterarischen Erscheinungen in deutscher Sprache auf dem Gebiete der Mystik, Magie, des tierischen Magnetismus, Somnambulismus, Hypnotismus, Spiritismus, Spiritualismus, Psychismus und ähnlicher Fächer, die von 1800 bis Anfang 1888 erschienen sind. Bei dem hohen Interesse, welches in neuester Zeit sowohl von dem wissenschaftlichen Kreisen als auch von den gebildeten Laien diesen sogenannten „geheimen Wissenschaften“ entgegen gebracht wird, über welche bisher eine Bibliographie gänzlich fehlte, dürfte dieses neue Nachschlagemittel vielen Sortimentern als eine willkommene Gabe erscheinen. Abgesehen von dem Fleiß und dem Eifer, mit dem es dem Verfasser gelungen ist, die gewiß nicht kleinen Schwierigkeiten zu überwinden, verdient auch die Einrichtung des Kataloges das größte Lob, da zwar die Titel ohne Unterschied des Inhaltes in ein Alphabet gesetzt, in diesem aber bei den Stichworten stets auf die hierher gehörenden Werke verwiesen wurde. Nicht weniger als ca. 3200 Titel mit ca. 125 Schlagworten finden sich darin vereinigt, und zudem hat der Verfasser auch Zeitungsaufsätze, Rezensionen u. s. w. aufgenommen, so daß man wohl mit vollem Recht die Arbeit als eine im höchsten Grade anerkennenswerte bezeichnen kann.

Ein ähnliches bibliographisches Hilfsmittel wie das vorgenannte, jedoch nur ein bestimmtes Feld umfassend und nach seiner ganzen Anlage mehr wissenschaftlich gehalten, ist das von dem hervorragendsten Kenner des Hypnotismus Max Dessoir herausgegebene Buch „Bibliographie des modernen Hypnotismus“ (Berlin 1888, Carl Dunckers Verlag. Preis Mk. 3.—). Der gelehrte Verfasser, der an einer kritischen Geschichte des Hypnotismus arbeitet, und dieser nun gewissermaßen ein Verzeichnis seiner Quellen hat vorausgehen lassen, hat mit erstaunlicher Litteraturkenntnis und emsigem Fleiß die gesamte Litteratur der letzten 30 Jahre hierin systematisch zusammengestellt. Die Gesichtspunkte, die für ihn bei der Abfassung seiner Bibliographie maßgebend waren, sind in den Vorbemerkungen entwickelt, denen dann die Übersicht der Litteratur in verschiedene Gruppen geordnet folgt, umfassend 481 Autoren, 207 Zeitschriften und 801 Schriften und Abhandlungen, und zwar in 14 Sprachen. Hat das Werk Dessoirs naturgemäß auch

vieles mit dem vorher erwähnten Vademekum Siegismunds gemein, so kann dasselbe doch als eine ungemein wertvolle Ergänzung des ersteren angesehen werden, da Dessoir die Erscheinungen aller Nationen verzeichnet hat, während Siegismund nur die deutsche Litteratur in Betracht gezogen hat, und da ferner Dessoirs Werk besonders die neueste Zeit, d. h. die letzten drei Dezennien berücksichtigt hat. Wir haben hier zwei Werke vor uns, die der deutschen Bibliographie zur Ehre gereichen, und zwar um so mehr, weil noch keine andere Nation auf diesem Gebiete eine ähnliche Arbeit hervorgebracht oder auch nur versucht hat.

Ebenfalls eine neue Bibliographie, wie sie wenigstens bisher in dieser Vollständigkeit noch nicht existierte, ist das kürzlich erschienene „Verzeichnis der Litteratur über Speise und Trank bis zum Jahre 1887. Bearbeitet von Carl Georg.“ (Hannover 1888, Klindworths Verlag. Preis Mk. 2.50.) Als Vorarbeiten konnte der Verfasser den Katalog der Kochbüchersammlung von Th. Drexel in Frankfurt a. M., sowie einige Verzeichnisse von O. Gracklauer, endlich aber auch die Repertorien von Hinrichs benützen. Man sollte annehmen, daß bei einer gewissenhaften Durcharbeitnng dieser immerhin zuverlässigen Quellen, die nur für die frühere Zeit ihre Dienste versagen, eine nahezu lückenlose Bibliographie aufgestellt werden könne, als solche kann aber die vorliegende Arbeit durchaus nicht gelten. Um zu zeigen, wieviel dem Werke noch fehlt, um Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu können, und gleichzeitig als Beihilfe zur Erreichung der letzteren, mögen hier eine Reihe von Titeln aufgeführt werden, die bei nur oberflächlichem Vergleich mit den einschlägigen Hilfsmitteln sich als in Georgs Verzeichnis fehlend herausgestellt haben. In der Abteilung, welche die Litteratur des 18. Jahrhunderts verzeichnet, ist nachzutragen: „Müller, N., Belehrungen über die leichteste Art guten Branntwein zu gewinnen“ (Nürnberg 1792. Rawsche Buchhandlung) und desselben Verfassers „Anweisung, aus Kartoffeln Branntwein, Essig ꝛc. zu gewinnen“ (Würzburg 1797. Riemer), die sich beide in Heinsius' Lexikon finden. Unter „Bibliographie“ hätten die Litteratur-Verzeichnisse auf dem Gebiete der Forst-, Haus- und Landwirtschaft von E. Baldamus aufgeführt werden müssen. In der Abteilung „Einmachekunst“ fehlt „Zschosel, Anweisungen zum Einsetzen der Früchte“ (Grimma 1887), in „Haushaltskunde“ fehlt „Fromme's Haushaltungsbuch“ (Wien 1887), „Das häusliche Glück. Vollst. Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen“ (M.-Gladbach 1881), das „Haushaltungsbuch“ (Karlsruhe, Gutsch), der „Haushaltungskalender“ (Lahr 1887), „Pauly, T., Haushalt-Katechismus“ (Berlin 1887), „Pröpper, L. v., Das Hauswesen“ (Reutlingen 1887), „Rebe, M., Haushaltungskunde“ (Gotha

1882), „Rebe, M., Am Herd“ (Gotha 1886) und „Tafel, E., Deutsches Hausfrauenbuch. Anleitung zur Führung des Haushaltes.“ (Langenberg, Joost). Eine noch größere Reihe von Titeln vermißt man in der Rubrik „Kochkunst im Allgemeinen“. Es sind hier nachzutragen: „Bartenheim, A., Die einfache Küche“ (Reutlingen 1887), „Fellger, Fr., Kochbuch. 6. Aufl.“ (Stuttgart, Rupfer), „Habermann, Was kochen wir?“ (Leipzig, Renger), „Heyden, B., Kochbuch. 16. Aufl.“ (Reutlingen 1887), „Kochbuch, Neues praktisches. 12. Aufl.“ (Karlsruhe, Malsch & Vogel), „Kochbuch, Hannoverisches“ (Hannover 1887), „Kochbuch, Neuestes. Neue Aufl.“ (Reutlingen 1887), „Küche, die bürgerliche. Neue Aufl.“ (Reutlingen 1887), „Kunz, Th., (Th. Niese), Kochbuch für feine und bürgerliche Küche“ (Leipzig 1886), „Lagler, H., Kochbuch für die böhmische und deutsche Küche“ (Teplitz 1884), „Marbler, A., Neues praktisches Kochbuch“ (Graz 1886), „Marquardt, C., Neuestes bürgerliches Kochbuch“ (Stuttgart 1886), „Pröpper, L. v., Sparsame Küche“ (Salzburg 1887), „Rohr, J., Süddeutsches Kochbuch“ (Mannheim 1887), „Trieb, M., Praktisches Kochbuch“ (Karlsruhe, Bielefeld), „Weidmann, J., Neue Linzer Köchin“ (Wien 1887). Bei der Litteratur über „Honig“ fehlt „Pauly, M., Honig-Konsument“ (Zürich 1887); über „Kartoffelküche“ fehlt „Bartenheim, A., Neuestes Kartoffelkochbuch. 3. Aufl.“ (Reutlingen 1887). Bei den „Kinder-Kochbüchern“, von denen Herr Georg nur vier anführt, fehlen nicht weniger als drei, nämlich „Berthas Kinder-Kochbüchlein. 3. Aufl.“ (Stuttgart, Rupfer), „Bimbach, J., Puppenkochbuch. 2 Bdchn.“ (1.—16. Aufl. Rawsche Buchh. in Nürnberg; 17.—21. Aufl. Schreiber, Eßlingen) und „Allerliebstes Puppen-Kochbuch für kleine Mädchen, herausgegeben von Marianne Natalie. 10. Aufl.“ (Berlin, R. Kühn). Bei der Rubrik „Pilze“ sind zu den angeführten 2 Titeln noch hinzuzufügen: „Hahn, Pilz-Sammler“ (Gera 1883), „Medicus, Unsere eßbaren Schwämme“ (Kaiserslautern 1882), „Röll, Die 24 häufigsten eßbaren Pilze“ (Tübingen 1883). Unter die Litteratur über Tafeldecken &c. gehören noch die beiden Schriften von Fritzsche „Das Tischdecken“ und „Das Serviettenbrechen“ (beide Verlag von A. Detloff in Frankfurt a. M.). Zu dem einen über „Volksküchen“ angeführten Buch ist die Schrift „Zur Volksküche in der Familie. 9. Aufl.“ (Darmstadt 1887), bei den Werken über „Nahrungsmittel- und Ernährungslehre“ ist „König, J., Zusammensetzung und Nährgeldwert der menschlichen Nahrungsmittel“ (Berlin 1887) und „Strohmers Ernährung des Menschen und seine Nahrungs- und Genußmittel“ (Wien 1887), und bei den Zeitschriften das „Von Haus zu Haus“ (Leipzig) anzufügen. Aus dieser hier gegebenen, übrigens durchaus nicht erschöpfenden Ergänzung ist

Digitized by Google

ersichtlich, daß der Verfasser bei der Zusammenstellung seines Buches nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit verfahren ist. Auch sonst finden sich darin Unebenheiten, die unbedingt bei der Korrektur hätten beseitigt werden müssen, so ist Dorn, Einsiedekunst (S. 39) bereits in 7. Auflage erschienen, und zwar bei Gerolds Sohn; das Buch von Palfy (S. 94) ist Verlag von Th. Knaur in Leipzig, von dem Kochbuch von Kuß (S. 90) giebt es neben der Ausgabe für die holsteinsche Küche auch eine solche mit dem Titel „Norddeutsche Küche", Seite 39 muß es statt Propper Pröpper heißen, im Register fehlt der Name Hildebrand (S. 35), bei den Titeln Nr. 1280—1285 ist das Alphabet nicht eingehalten und außerdem ist es dem Verfasser bei der Korrektur neben anderen Druckfehlern auch entgangen, daß auf Seite 97 statt mit Nr. 1427 fortgefahren, nochmals mit Nr. 1327 begonnen wird. Das Buch umfaßt also nicht 1704, sondern 1804 Titel. Im Nachtrag findet sich unter der Litteratur des 17. Jahrhunderts auch Hubners Speißbüchlein angeführt, das 1603 „vermehrt durch Davidem Lipsium in Erffordt bey Henrich Birnstiel" erschienen ist. Von diesem Buche wurde aber schon früher eine Ausgabe unter dem Titel „D. Bartholomaei Hubneri new Speißbüchlein darinn kurtzer Vnderricht von Essen vnd Trincken auch von allerley Speiß vnd Tranck &c. den Einfeltigen zu gut angezeigt wirdt. Erffurdt 1588" gedruckt (S. Clessius, Elenchus II. S. 190), und wäre dieser Titel also auf Seite 5 nachzutragen. Georgs Verzeichnis kann nach alle dem vorstehend Aufgeführten nicht den Anspruch auf wirkliche Vollständigkeit machen, trotzdem aber wird das Buch, dessen Register ein schnelles Auffinden der Titel ermöglicht, doch dem Sortimenter sehr gute Dienste leisten und man muß demselben trotz der Mängel das Zeugnis ausstellen, daß das Material mit großem Fleiße zusammengetragen wurde.

Wie im Jahre 1863 K. Herrmann in seiner „Bibliotheca Erfurtina" die Litteratur über Erfurt zusammengestellt hat, so ist jetzt auch von Curt Jacob ein „Verzeichnis der Sammlung von Büchern über Torgau" als Handschrift gedruckt worden. Wir finden darin eine Zusammenstellung von 199 Titeln, die sich auf Torgau beziehen und zum Teil auch daselbst gedruckt wurden, daran schließt sich eine Übersicht über die Torgauer Druckereien und ein Verzeichnis der Verfasser an. Ist es schon ein ungemein dankenswertes Unternehmen, die Litteratur über einen Ort zu sammeln, wie es unser Berufsgenosse, Herr Jacob, gethan hat, so muß es als im höchsten Grade anerkennungswürdig bezeichnet werden, wenn von einer derartigen Sammlung durch Verzeichnisse den Interessenten Kenntnis gegeben wird, die ja sehr häufig auch

außerhalb des betreffenden Ortes zu finden sind. Welch wichtigen Dienst der Verfasser seiner Vaterstadt dadurch leistet, das braucht hier nicht hervorgehoben zu werden, dem Buchhandel aber wird die Kenntnis erwünscht sein, daß einer der Seinigen wiederum eine in vieler Hinsicht wertvolle Publikation herausgegeben hat.

In unserer Zeit des Sammelns, wo die verschiedensten Sammlungen aus Neigung oder zu besonderen Zwecken angelegt werden, ist es gewiß schwer, eine eigenartige, noch nicht vorhandene Sammlung aufzustellen. Etwas ganz Neues ist aber die Vereinigung der kleinsten Drucke, über die uns das „Verzeichnis einer Sammlung mikroskopischer Drucke und Formate im Besitze von Albert Brockhaus in Leipzig" berichtet, das von dem bekannten Herausgeber des „Thesaurus libellorum", Arnold Kuczynski, bearbeitet wurde. Während in der ersten Zeit nach der Erfindung Gutenbergs nur große Typen und Formate geschaffen wurden, griff man 1480, nachdem die Typen mannigfacher geworden, auch schon zu den Formaten in Duodez und Sedez, das 16. Jahrhundert brachte dann die kleinen Drucke von Aldus, das 17. die Drucke der Elzevier und Plantin, und nach und nach wurden die Formate und mit diesen auch die Schrift-Gattungen immer kleiner. Aber erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten, Schriften herzustellen, deren Kleinheit in Erstaunen setzt, wie diejenigen von Didot in Paris und Corrall in London. Herr Brockhaus besitzt 98 mikroskopische Drucke, von denen ein Teil wohl nur typographische Spielereien ihrer Urheber sind, andere aber ihren Ursprung vermutlich dem Bedürfnisse der Theologen und Philologen verdanken, zur Erleichterung des Memorierens geeignete Hilfsmittel zu besitzen. Das vorliegende Verzeichnis giebt eine diplomatisch genaue Beschreibung dieser seltenen eigenartigen Sammlung, zu deren Vermehrung der kleine Katalog gewiß sehr viel beitragen wird.

Ein sehr bequemes und nützliches Mittel zur Orientierung über die Litteratur in Rußland in den fremden Sprachen bietet das Schriftchen: „Russica. Verzeichnis der in und über Rußland im Jahre 1886 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. Herausgegeben von F. von Szczepanski. III. Jahrgang" (Reval, Lindfors' Erben. 50 Pf.). Bereits bei Erwähnung des Jahrganges 1884 und 1885 (Bd. III. S. 606) wurde hier hervorgehoben, daß dieses Unternehmen alle Anerkennung verdient. Wie dieses über die russische, so giebt die „Bibliografia Romana. Buletin mensual al librariei generale din Romania si al librariei Romane din streinatate de Alessandra Degenmann. 1885—1887"

(Bukarest, A. Degenmann) ein Verzeichnis der Litteratur Rumäniens aus diesen drei genannten Jahren. Zu erwähnen sind ferner noch einige Verzeichnisse über bestimmte Litteraturzweige, die kürzlich erschienen sind, und dem Sortimenter mancherlei Nutzen bringen werden; es sind diese das „Verzeichnis von Werken aus dem Gebiete der Zollgesetzgebung und indirekten Steuern, Finanzwissenschaft, Volkswirtschaft“ rc. (Hamburg, Marquardt & Schering), das „Fürst Bismarck-Gedenkbuch von H. Kohl“ (Chemnitz, M. Bülz), das u. a. auf Seite 79—91 die Bismarck-Litteratur und -Bilder verzeichnet, und endlich die „Zusammenstellung der innerhalb der letzten zehn Jahre in deutscher Sprache erschienenen Litteratur auf dem Gebiete der Photographie und der photographischen Druckverfahren“ (Düsseldorf, E. Liesegang).

Von dem „Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik von J. M. Eder“ (Halle, W. Knapp. Mk. 5.—) liegt der zweite Jahrgang für 1888 seit einiger Zeit vor. Unter den vielen interessanten Beiträgen desselben sind einige ganz besonders auch für den Buchhandel von Interesse, wie „Die Photographie im Farbendruck. Von C. Angerer“, „Die Feinde des Holzschnittes. Von C. Dittmarsch“ u. s. w. Leider ist es nicht möglich, auf den reichen Inhalt des Jahrbuches näher einzugehen, doch sei bemerkt, daß der Wißbedürftige auf diesem Gebiete eine Menge von Belehrungen aus dem Werke schöpfen wird.

Für den Kunstsammler dürfte das Buch „Technik der Radierung. Eine Anleitung zum Radieren und Ätzen auf Kupfer. Von J. Roller“ (Wien, A. Hartleben. Mk. 3.80) von bedeutendem Interesse sein. Dasselbe behandelt nicht nur die Operationen beim Radieren auf Kupfer, sondern es enthält auch sehr beachtenswerte Bemerkungen über Kunstdruck, und dürfte deshalb auch unter den Lesern der Akademie gar manchem willkommen sein.

Ein recht brauchbares Schriftchen zeigt sich uns in dem „Der Abbreviator. Hilfsbuch für Schriftsetzer, Korrektoren, Verlagsbuchhändler. Herausgegeb. von F. A. Frauendorf“ (Leipzig, Frankenstein & Wagner. 50 Pf.) betitelten. Wir finden in demselben nicht etwa eine Wiederholung der bereits bekannten Zeichen, sondern vielmehr eine übersichtliche Zusammenstellung der bisher noch wenig üblichen Abkürzungen und deren Erklärungen. Abgesehen von den Setzern und Korrektoren dürften auch viele Verlagsbuchhändler öfter in die Lage kommen, sich aus diesem Büchlein Rat zu holen.

Von H. Welter in Paris liegt ein „Bulletin bibliographique international“ vor, das monatlich erscheint, und die hervorragendsten neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Litteratur verzeichnet. Von neuen Antiquariats-Katalogen sind zwei zu nennen, die für Buchhändler von Bedeutung sind. Der erste, von Leo S. Olschki in Verona, giebt ein Verzeichnis von 112 Inkunabeln, größtenteils italienischen Ursprungs, der zweite enthält „Litteratur der Reformationszeit in Drucken des 16. Jahrhunderts“ (Stuttgart, Ferd. Steinkopf). Dieser letztere umfaßt eine große Anzahl von Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen. Leider ist in demselben sehr häufig auf den Drucker der Schriften keine Rücksicht genommen; es ist das eine Unterlassungssünde, die jeder bedauern wird, der weiß, wie oft gerade aus Antiquariats-Katalogen die Verzeichnisse von Drucken früherer Typographen ergänzt werden können, und welchen Wert diese Kataloge in vielen Fällen für bibliographische Studien besitzen.

Zwanglose Rundschau.

Das vorliegende Heft erscheint zu der Zeit, „wo man in sich geht und denkt" — den folgenden Reim bitte ich gefl. für einen Augenblick zu vergessen — und es ist darum auch angebracht, sich ein wenig um die Ergebnisse — fremder Mühen umzusehen. Wir Buchhändler können ja mit den Erfolgen des abgelaufenen Jahres recht zufrieden sein; das Jahr 1888 wird zum Überfluß in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Buchhandels einen ganz bedeutsamen Platz einnehmen, denn die Neuerung, welche es uns gebracht hat, beginnt ihre Wirkung bereits recht deutlich werden zu lassen, wie das aus dem unten mitgeteilten hervorgeht und hoffentlich in nicht zu langer Zeit noch weiter offenbar werden wird. Die neue, auf der Generalversammlung vom April aufgestellte Verkehrsordnung muß der Eckstein sein, an welchem alle unterwühlenden Kräfte sich ohnmächtig brechen müssen. Wir wollen hoffen, daß der Börsenverein den Mut bewahrt, den er bisher bewiesen hat und auch andern gegenüber, ohne Ansehung ihrer Stellung und ihres Namens!

Nicht so zufrieden mit ihrer Heerschau sind unsere „Jüngsten", welche sich in der letzten Zeit zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen, unsere Litteratur scharf aufs Korn zu nehmen. Daß einzelne Dichter, welche Erfolg aufzuweisen haben, weil sie den Geschmack ihrer Zeit getroffen haben, heruntergerissen werden, ist nichts neues und zu allen Zeiten ist es vorgekommen, daß erfolgreiche Schriftsteller in den Kot gezogen wurden. Es liebt die Welt eben, das Strahlende zu schwärzen und der, welcher dies gesagt hat und sein Freund Goethe sind nicht davon verschont geblieben, die Wahrheit dieses Ausspruches kennen zu lernen. Aber in der letzten Zeit begnügte man sich nicht mehr mit dem Versuch, einzelne, welche man als Götzenbilder betrachtete, von ihren Thronen herabzustoßen, sondern man verneinte überhaupt das Dasein einer Litteratur. „Haben wir überhaupt noch eine Litteratur", rief Leo Berg aus und suchte diese Frage in einer Broschüre von 80 Seiten zu verneinen. „Buch auf Buch erscheint, sagte er darin, Dichtung auf Dichtung wird geschaffen. Doch ewig dasselbe Einerlei! Die besten Leistungen unserer zeitgenössischen Litteratur sind Werke der Schablone! Ohne Geist, ohne Leben!" „Und wer schreibt nicht alles, wer dichtet nicht", heißt es dann weiter! „Jeder grüne Junge, der kaum einen richtigen Satz zu schreiben vermag, hält sich berechtigt, ein großer Dichter zu sein. Dummköpfe und Ignoranten, die zu nichts gut sind, führen das große Wort in der Litteratur, und werden anerkannt. Der dümmste Backfisch fühlt sich verpflichtet, der Welt seine Memoiren mitzuteilen. Jeder, selbst der erbärmlichsten Existenz, ist es heute möglich, Ansehen und Stellung zu gewinnen, wenn ihr nur die allerdings notwendige Unverfrorenheit eigen ist. So heillos ist die Verwirrung, die bei uns ausgebrochen ist!" Kurz Herr Berg ist der Ansicht, daß es heutzutage gar keine Litteratur mehr giebt. Nur der einzige Wildenbruch, über den er auch eine Broschüre geschrieben hat, giebt Hoffnungen und Erwartungen, „der einzige, der mit einem neuen Programm, mit neuen Tendenzen in unsern Tagen aufgetreten ist" Das Urteil ist entschieden zu hart, was aber der Verfasser über die Kritik sagt, ist leider in manchen Punkten zutreffend. Das Publikum hat sich schon derart an die gegenseitigen Lobhudeleien der

Kritiker und Verfasser gewöhnt, daß es gar nicht mehr fassen kann, wenn einmal ein ehrlicher Mann seine ehrliche und nicht verkäufliche Meinung sagt. Selbst von denen, welchen er dient und durch die Offenheit seiner Urteile einen Dienst zu erweisen glaubt, ist er vor Angriffen und Verdächtigungen nicht sicher. Kommt es etwa vor, daß die Verleger von Zeitungen ihre Verlagswerke totschweigen oder nicht in den Himmel hinein heben? Das ist natürlich, aber dann muß man auch andere Beurteilungen gelten lassen und zumal solche, welche der ehrlichen Überzeugung entspringen.

Auf Berg folgte Hans Merian, welcher in seiner Veröffentlichung „Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenössischen Litteratur" eine kräftige Lanze für jene einzulegen versuchte. Es ist ein immer noch wirksames Mittel, wenn man es gleichwohl füglich als verbraucht ansehen muß, zur Vergrößerung seiner selbst andere zu verkleinern. Merian hat das vortrefflich verstanden. Zur Einleitung seines Vortrags (den er im Leipziger Buchhandlungs-Gehilfenverein im Februar gehalten hat) weist er die Erbärmlichkeit unserer ganzen Litteratur bis zum Erscheinen der Jüngsten nach. Paul Heyse, Spielhagen, Ebers, Eckstein, Dahn, Gottschall, Blumenthal, Lindau 2c., alle sind keinen Deut wert. „Fragen wir uns nun: Was fehlt allen diesen Erzeugnissen unserer Litteratur, den ernstgemeinten, auf anerkennenswertem Streben beruhenden sowohl, als den Modefabrikaten. So müssen wir antworten: Es ist das soziale Element. Es fehlt ihnen der Boden des sozialen Zeitbewußtseins." Und fragen wir, welches ist denn das soziale Zeitbewußtsein dieser Neuern, so müssen wir antworten: die Pornographie! Der vorgenannte Berg sagt in der angezogenen Broschüre: „Unsere gesamte Litteratur ist verhurt und verphilistert!" Zola wirkt nach Merian nicht durch die „in seinen Romanen enthaltenen naturalistischen Schilderungen geschlechtlicher Verhältnisse, auf den etwa auch vorkommenden — sagen wir es gerade heraus — Unflätigkeiten"; er wirkt „weniger aufregend auf die Geschlechtsnerven als mancher unserer sanften Salondichter, als der glatte Heyse oder die unangenehm versteckt lüsternen Minnesänger Wolff und Baumbach." Um diesen Ausspruch zu beurteilen muß man die Hurengeschichten eines Bleibtreu und Conrad lesen! Ein elendes „Zeitbewußtsein" fürwahr!

Eine ganz andere Auffassung des mangelnden Zeitbewußtseins hat sodann ein Dr. Örtel in den Henningerschen christlichen Volksfragen entwickelt. Auch er bestreitet das Vorhandensein einer zeitgenössischen Litteratur und des „Zeitbewußtseins", aber vom gerade entgegengesetzten Standpunkt aus, nämlich vom pietistischen. Die unzulängliche Kenntnis der beurteilten Litteratur und die heftigen Angriffe auf die Jungdeutschen haben Edgar Steiger zu einer Entgegnung „Der Kampf um die neue Dichtung" gereizt, ein Erzeugnis, welches noch am ersten eines aufmerksamen Lesens wert ist (Leipzig 1889, Werther). Vielleicht können wir heute über ein Jahr ein klareres Urteil darüber gewonnen haben, ob die neue Richtung in der Litteratur „durchschlägt", d. h. ob sie vom Publikum aufgenommen wird.

Bei der Beleuchtung dieser Ansichten wird es interessant und lehrreich sein, zu erfahren, wie ein Ausländer über denselben Gegenstand denkt. A. Graf, ordentlicher Professor der italienischen Litteratur an der königl. Hochschule in Turin, hielt am 3. November dort bei Gelegenheit der Wiedereröffnung der Universität einen Vortrag über „die Krisis in der Litteratur". Arturio Graf, als wissenschaftlicher Schriftsteller und berufener Dichter in der litterarischen Welt in und außer Italien längst bekannt, ward nach der Allgemeinen Zeitung in Athen im Jahre 1848 geboren. Sein Vater, ein Baier, kam unter der Regierung König Ottos nach Griechenland; seine Mutter, eine Italienerin, stammte aus Toscana. Der Redner führte unter anderm folgendes

aus: Unser siegreiches und zersplittertes Jahrhundert, auf dessen Stirn die Zeichen des Ruhmes und der Leidenschaft eingegraben sind, ist unter allen denen, die in der Geschichte bekannt sind, dasjenige, in dem die litterarische Idee und Form am schnellsten sich bewegt und am entschiedensten und bestimmtesten austritt. Jedes neue Ereignis brachte einen Umschwung und die entschiedene Verneinung der Vergangenheit oder die begeisternde Bestätigung eines neuen Gedankens und eines neuen Lebens. Im Fortschreiten des Jahrhunderts beschleunigt und verwirrt sich die Bewegung, die in unsern Tagen in fiebernder Aufregung voll feuriger Kühnheit und maßloser Erschöpfung verläuft. Wollt ihr die gegenwärtige Lage der Litteratur kennen lernen, schaut umher: da ist die Anarchie und die Anarchie bringt die Krisis mit sich. Es giebt weder Regeln noch Vorbilder mehr! Die Autorität ist umgestürzt, die Überlieferung zerschlagen. Niemals war es so leicht, Ruhm zu erwerben, niemals war derselbe aber auch so schnell verflüchtigt wie in unserer Zeit. Der heute Berühmte ist morgen vergessen und der gestern noch Unbekannte ist morgen berühmt. Die Übermacht der Demokratie, die einen neuen Geist geweckt, hat nicht nur die moralischen, sondern auch die materiellen Verhältnisse in der Litteratur verändert. Die Litteratur mußte sich dazu verstehen, sich mit Ereignissen zu beschäftigen, die sie vorher ferngehalten hat. Nicht bloß die großen Heldenthaten, sondern hundert Einzelheiten aus dem Leben des Volkes behaupten jetzt ihren Platz in der Geschichte. In vieler Hinsicht ist dasselbe in der Litteratur der Fall. Zum Beweise diene der Roman der Gegenwart. Sind sein Charakter, seine Eigenheit, sein außerordentlicher Erfolg nicht der demokratischen Strömung zuzuschreiben? Unter 100 Romanen beschäftigen sich 90 mit dem Leben und Treiben der mittleren und unteren Klassen. Und wenn der Roman immer mehr von dem Großartigen und Besondern dem Alltäglichen und Gewöhnlichen sich zuwendet, liegt hier nicht der Beweis, daß die Macht der Massen und des Volkes sich immer mehr ausbreitet? Die Demokratie hat aber auch die materiellen Verhältnisse geändert. Die litterarischen Höfe und ihre Günstlinge sind verschwunden. Wenn der Schriftsteller Erfolg haben will, muß er sein Buch auf den Markt bringen und sich die Gunst des Publikums verdienen. Sie wissen, daß eine Art Roman sich „experimental“ zu nennen beliebt. Aber das ist er nicht und kann er nicht sein, sondern er verdankt sein Dasein der Beobachtung. Er kann jedoch heißen wie er will, in seiner Anlage, in seiner Entwicklung, in seinem Aufbau trägt er das Gepräge wissenschaftlichen Einflusses. Er gefällt sich in kleinlichen Beschreibungen und Weitschweifigkeiten, ahmt die wissenschaftliche Erörterung nach, die um der Genauigkeit halber nichts übersehen darf. Die übertriebene Aufmerksamkeit, die der physischen Welt zugewandt wird, entsteht aus der Wahrnehmung, die immer sicherer und bestimmter wird, von den mannigfaltigsten Wirkungen der Natur auf die Handlungen des Menschen. In dem Maße, als Handlung und Erzählung fortschreiten, macht sich die Entwicklungslehre fühlbar und der Wahlspruch Linnés geltend: Natura non facit saltus. Die Physiologie, die Pathologie, die positive Psychologie, die Nationalökonomie, die Soziologie dringen von allen Seiten ein und geben Stoff und Charakter. Weiter sagt Graf von der Kritik: Die Macht, die sie auf die Litteratur ausübt, ist außerordentlich und nicht immer wohlthuend. Selten bleibt die Kritik in den Schranken der Gerechtigkeit, sie urteilt oft oberflächlich, nach falschen Gefühlen und Ideen haschend, erfindet Verdienste und Berühmtheiten, streut ihren Götzen Weihrauch und tötet durch Hohn und Schweigen. Die Presse erhält die Litteratur in einem fortwährenden Schwanken, das dem Börsenspiele vergleichbar ist: wie auf der Börse gespielt wird, so wird auch in der Litteratur gespielt. Damit soll jedoch keine

Klage gegen die Presse und die Zeitungen erhoben werden. Die Zeitung ist ein Organ und eine Funktion: Organ der sammelnden Psyche und Funktion des gesellschaftlichen Lebens. Das ist kein Pilz, der auf der Rinde eines Baumes entstanden ist, sondern ein übermäßig stark belaubter Ast, der dem Stamm entwachsen ist und sich von dessen Wurzeln nährt. Die Zeitung besteht, weil sie bestehen muß, weil die Ursachen, die sie erzeugen, und die Verhältnisse, die sie am Leben erhalten, in jener Psyche und in jenem Leben sind, nach deren Bilde sie gemacht ist. Sie ist schon allein ein hinreichender Beweis, wie viele Veränderungen in beiden stattgefunden haben. Eine neue Psyche stellt sich der Welt dar, im Umriß und in den Farben noch unentschieden, jenen ätherischen Engeln gleich, die von gewissen Meistern in einem blassen Lichtmeere wie auf die Leinwand hingehaucht erscheinen. Wie sie in Zukunft sein wird, läßt sich nicht sagen; die Krankheit ihres Jahrhunderts wird wohl auch die ihrige sein.

Inzwischen hat auch die Bewegung im Buchhandel eine fernere Frucht gezeitigt. Unterm 26. November sandte die bekannte Firma Mayer & Müller in Berlin folgendes Rundschreiben an den Verlagsbuchhandel: Hochgeehrter Herr! Durch mehrfache Veröffentlichungen im Börsenblatt hat der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler unsere Firma als eine solche bezeichnet, der gar nicht oder nur mit verringertem Rabatt geliefert werden dürfe. Wenn wir auch von der Berechtigung unserer Anschauungen in der gesamten Rabattfrage nach wie vor überzeugt sind, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß unser Geschäft durch die von Ihnen und anderen Handlungen erklärte Sperre ernstlich geschädigt wird. Um nun unsere ferneren Entschließungen treffen zu können [!] bitten wir Sie, auf nebenstehendem Blatt denjenigen Erklärungen zuzustimmen, welche Sie für Ihr Verhalten uns gegenüber beobachten, die nicht zutreffenden dagegen zu durchstreichen. Sie wollen die Ihnen hierdurch bereitete Mühe gütigst entschuldigen.“ Auf dem angehängten Blatt heißt es: „Herren Mayer & Müller, Berlin! Hiermit erkläre ich, daß ich auf Grund der von dem Vorstande des Börsenvereins der deutschen Buchhändler erlassenen Lieferungsverbote, zuletzt des vom 10. November 1888, Ihnen meinen Verlag nicht mehr liefere — Ihnen meinen Verlag nur noch mit dem verkürzten Rabatt von . . . % liefere — Ihnen das Konto gesperrt habe — Ihnen nur noch Forsetzungen mit dem sonst üblichen Rabatt liefere. Ich erkläre mich jedoch bereit, sobald der Vorstand ihre Firma von der schwarzen Liste streicht, Ihnen wieder mit dem usuellen Rabatt von 25—33⅓ % zu liefern — Ihnen wieder Konto zu eröffnen und Kredit in Höhe des früher genossenen zu gewähren. Ich erkläre, daß ich Ihnen trotz des Verbotes des Vorstandes des Börsenvereins meinen Verlag mit dem allgemein üblichen Rabatt liefere.“ Rundschreiben-Exemplare, worin der letzte Passus als giltig bezeichnet ist, wird die Firma wohl kaum viele sammeln, denn gegen den Verleger, welcher dies zugestände, müßte der Börsenvereinsvorstand ebenfalls vorgehen. Es wäre aber sehr interessant, wenn die Firma Mayer & Müller auf Grund ihres Materials eine Statistik bekannt gäbe, wonach man das Verhalten des Verlagsbuchhandels Firmen gegenüber beurteilen könnte, welche auf der sog. schwarzen Liste stehen.

Daß das jüngste Werk der Königin von Rumänien, „Pensées d'une reine“ von der französischen Akademie mit dem ersten Preis samt der großen goldenen Medaille bedacht worden ist, kann durchaus nicht Wunder nehmen, und wäre an sich auch nicht so wichtig, daß es hier mitgeteilt werden müßte. Zur Charakterisierung der Preise verteilenden Gesellschaft verdienen aber einige Stellen aus dem Bericht darüber bekannt zu werden. „Der neue Botta-Preis“, so beginnt die dumme Schmeichelei,

„konnte wohl kaum unter günstigeren Bedingungen eingeführt werden, da mehrere von Frauen verfaßte Werke für diesen Concurs rechtzeitig einliefen, gleichsam, als würde die Akademie hierzu speziell eingeladen haben. Eines dieser Werke verdient unstreitig eine ganz besondere Beachtung. Betitelt „Pensées d'une reine", gelangte es zu uns geräuschlos wie alle anderen und versehen mit dem reizenden, doch bescheidenen Namen Carmen Sylva, der uns den wahren Ursprung verbergen zu wollen schien. Dieser in Paris wie in Bukarest gleich hochgefeierte Name ist Keinem von uns unbekannt. In den „Pensées d'une reine" sind wohl die Gedanken einer Königin niedergelegt, welche Gönnerin und Freundin der Litteratur und Künste, vor allem aber Frau ist, die von sich selbst zu sprechen scheint, wenn sie sagt: Es giebt, dem Schwane gleich, erhaben reine Frauen; tastet sie unsanft an, und ihr werdet sehen, wie ihre Federn einen Augenblick lang sich sträuben, dann aber werden sie sich sachte wegwenden, Zuflucht suchend in der Wellen Schoß". Der Bericht fügt am Schlusse dieser schönen Worte bei: „Mögen Eure Majestät nicht auch sich wegwenden und nicht fürchten, daß Ihre weißen Federn unsanft angetastet werden, denn was diese mit so viel Anmut und Huld niedergeschrieben und ihr Schöngeist ihnen diktierte, hat den Beifall der Akademie erhalten, welchen nicht die Königin reklamierte, sondern die Schriftstellerin für die edlen Empfindungen und den Vorzug, den ihr von so feiner, durchwegs französischer Eleganz durchhauchter Styl verdiente."

Es wird die Leser interessiren, zu erfahren, daß nicht allein im Buchhandel in Bezug auf Gehälter trostlose Zustände herrschen, sondern auch in der übrigen Kaufmannswelt. Um dem anerkannten Notstande der Kaufmannsgehilfen abzuhelfen, haben sich in Berlin einige der angesehensten Kaufleute zu gemeinsamem Handeln vereinigt, nachdem sich herausgestellt hat, daß dem Ansehen des ganzen Kaufmannsstandes Gefahr droht, wenn nicht Wandel geschaffen wird. Volle 67 % [!] aller Kaufmannsgehilfen Deutschlands beziehen ein monatliches Einkommen von weit unter bis höchstens 100 Mark; 18 % haben ein Gehalt von 100—200 Mark., nur 15 % haben mehr als 200 Mark monatliches Gehalt. Dauernd sind außer Stelle etwa 29 %, d. h. nahezu ein Drittel aller arbeitsfähigen Kaufmannsgehilfen. Es soll zunächst der Versuch gemacht werden, mit Hilfe des Staates die kleineren Kaufleute zu veranlassen, künftig weniger mit Lehrlingen als mit bezahlten Kräften zu arbeiten. Man müßte also gewerbegesetzliche Vorschriften nach dieser Richtung beantragen. Um die bestehende Not zu lindern, wird beabsichtigt, einen großen deutschen Kaufmannsverein mit Kranken-Unterstützungs- und event. auch Pensionskassen ins Leben zu rufen. Dabei scheint man aber nicht zu wissen, daß die Gehilfen längst ähnliche Organisationen gegründet haben und daß man diese nur recht wirksam zu unterstützen braucht um denselben Zweck zu erreichen.

Der letzte Monat brachte noch einen Setzerstreik in Wien. Dort erfolgte am 1. Dezember bei der Lohnauszahlung eine Massenkündigung des Setzer- und Maschinenpersonals. 17 Buchdruckereibesitzer wurden von dieser Arbeitseinstellung nicht betroffen, weil sie den neuen ihnen unterbreiteten Lohntarif angenommen haben. Nach dem neuen Tarife verlangen die Setzer, welche im „festen Gelde" arbeiten, 12 fl. statt der bisherigen 11 fl. als Minimum des Wochenlohnes, dann Verkürzung der Arbeitszeit von 10 Stunden auf 9½ Stunden durch Ausdehnung der Mittagspause. Die Streikenden, deren Zahl auf 12—1400 angegeben wurde, haben an den Magistrat ein Schreiben gerichtet, in welchem es heißt: Eine kleine Zahl von Prinzipalen hat im Frühjahr 1888 aus freier Entschließung eine Aufbesserung des Lohnes um einen Gulden gewährt, welche jedoch lediglich etwa 10 Perzent der gesamten Wiener Gehilfenschaft

Digitized by Google

zugute gekommen ist. Bedenkt man, daß seit 1876 das Lohnminimum von 13 fl. 16 kr. successive auf 10 fl. gesunken ist, daß jedoch die Lebensmittelpreise und die Wohnungsmiete die entgegengesetzte Tendenz verfolgt haben, so wird man unsere Forderung auf Gewährung eines Minimallohnes von 12 fl. gewiß nicht übertrieben oder unbescheiden nennen. In den meisten Fällen wurde der Ausstand durch Übereinkommen beigelegt.

Da das letzte Heft dieser Zeitschrift eine Arbeit über Stenographie brachte, so sei zu dem Thema eine kürzlich veröffentlichte Statistik über die Verbreitung der Stolzeschen Stenographie mitgeteilt, welche wiederum beweist, daß an der Befestigung und Verbreitung dieser nützlichen Kunst unermüdlich und erfolgreich gearbeitet wird. Die Neu-Stolzesche Schule ist zur Zeit durch 405 Vereine mit 9070 Mitgliedern vertreten, was im Vergleich zum Vorjahre einen Zuwachs von 22 Vereinen mit 543 Mitgliedern bedeutet. Es bestehen 12 Gauvereinigungen, welche zusammen den Verband Stolzescher Stenographenvereine bilden; dieselben umfassen die preußischen Provinzen, die deutschen und benachbarten Staaten und werden durch den Verbandsvorstand in Gemeinschaft mit der Verbandsvertretung verwaltet. Auch in Süddeutschland und Österreich-Ungarn, welche bisher die alleinigen Domänen Gabelsbergers waren, hat die Stolzesche Stenographie jetzt festen Fuß gefaßt; in der Schweiz zählt der Verband tausend Mitglieder, auch in London existiert seit kurzem ein Verein, während Amerika deren jetzt 7 aufzuweisen hat. Tausende erhalten jährlich in öffentlichen Unterrichts-Kursen theoretische und praktische Unterweisung; von dem Haupt-Lehrbuch des Systems, der „Anleitung", ist im November die 51. Auflage, das 178. bis 182. Tausend ausgegeben worden.

Allerdings scheint in neuster Zeit der Stenographie, sofern sie zur Aufnahme von Reden dient, in dem Edisonschen Phonographen eine Konkurrenz zu erwachsen. Wenigstens ist unlängst mit einem der verbesserten Apparate in der Druckerei der Zeitung „World" in New-York ein hochinteressanter Versuch gemacht worden. Der Redakteur dieser Zeitung hielt, einem Berichte des internationalen Patent-Bureaus von Richard Lüders in Görlitz zufolge, einen Vortrag, während in dem betreffenden Lokale ein Phonograph funktionierte. In der Druckerei wurde nach viermal verlangsamtem Zurückdrehen der phonographischen Walze der Vortrag durch den Phonographen wiedergegeben und von geübten Setzern direkt nach dem Hören der Satz fertiggestellt. Es zeigte sich, daß der Satz viel weniger Fehler enthielt, als dies gewöhnlich beim Setzen nach oft unleserlichen Manuskripten der Fall ist. Wenn sich diese neue Verwendung des Phonographen bewährte, so würde damit eine große Umwälzung in der parlamentarischen Berichterstattung beginnen. Ob aber das Instrument die Reden, welche in dem oft unparlamentarischen Lärm gehalten werden, auch wiedergiebt?

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

Digitized by Google

Digitized by Google

igitized by Google